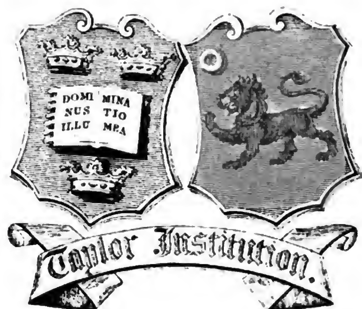

DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.

Blücher.

Seine Zeit und sein Leben.

Zwölf Bücher in drei Bänden.

Von

Johannes Scherr.

2

Zweiter Band.

Buch V—VIII.

Napoleon.

(1800—1812.)

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Wohlfeile Volksausgabe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

A single step into the right hade made
This man the Washington of worlds betray'd:
A single step into the wrong has given
His name a doubt to all the winds of heaven;
The reed of Fortune, and of thrones the rod,
Of Fame the Moloch or the demigod;
His country's Caesar, Europe's Hannibal,
Without their decent dignity of fall.

Byron, the age of bronze, 5.

Fünftes Buch.

Konsulat und Kaiserthum.

Erstes Kapitel.

Vom Luxemburg in die Tuilerien.

Maaßlosem Maachtbesitz entspringt Menschenverachtung. Muß es *doch* sogar maaßhaltende Despoten, wie jener „erleuchtete" auf der Terrasse zu Sanssouci von sich bekannt hat, zuletzt bitterlich anwidern, „über Sklaven zu herrschen." Bar des Gefühls für Selbstbestimmung und Charakterwürde, beugt sich die stumpfe Masse unter das von einem Starken ihr aufgelegte Joch, falls er es nur versteht, ihren schlechten Instinkten zu schmeicheln und die menschliche Niederträchtigkeit zum Fußschemel seiner Gewalt zu machen. Die Gewohnheit der Unterwürfigkeit, beim bildungslosen Pöbel aus Unwissenheit, beim gebildeten aus Berechnung entspringend, hat ein gewisses Wohlgefallen an der Knechtschaft zur Folge und die ungeheure Mehrzahl der Menschen wird darum allzeit den m ö g l i c h e n Gefahren der Freiheit die w i r k l i c h e n Uebel der Sklaverei unbedenklich vorziehen. Und warum sollte sie nicht? Kennt und anerkennt doch die niedrige und vornehme Menge — spärlich wiederkehrende Pfingsttage der Weltgeschichte ausgenommen, wo das wie vom Himmel fallende Feuer begeisterter Vorschrittslust selbst die dürftigsten Geister und kümmerlichsten Herzen anflammt — keine andere Triebfeder menschlichen Thuns und Lassens als den sinnlichen Kitzel in dieser oder jener Gestalt. Panem et circenses: möglichst viel und gut essen und trinken, möglichst wenig denken, möglichst viel Zeitvertreib und Spektakel! In d i e s e n Kreis, fürwahr, ist die Sehn-

sucht und die Befriedigung von Millionen und wieder Millionen „vernunftbegabter“ Wesen gebannt, und zwar ohne wesentlichen Unterschied der Bildungsstufen und Lebensstellungen. Selbstsucht, naturwüchsig-naive oder künstlich-verfeinerte, bedingt und bestimmt Alles. Das alte Lied, die alte Leier! Aber diese alte Leier, sie spielt den ewigen Grundbaß im sozialen Konzert.

Wer geübt und gewohnt ist, fest und unbeirrbar in das Leben zu schauen, weiß, daß die Menschen, mit Ausnahmen, welche sich unschwer zählen lassen, entweder von der geistbeschwerenden bleiernen Sorge um die tägliche Nothdurft oder aber von selbstsüchtigen Leidenschaften oder endlich von den tausend elenden Eitelkeiten und thörichten Rücksichten der „Konvenienz“ so erfüllt, befangen und gebunden sind, daß sie von Idealem gar nicht wissen oder wenigstens dafür keine rechte Theilnahme, kein wirkliches Verständniß haben. Dies vorausgesetzt, liegt es auf der Hand, daß das oben Gesagte nicht etwa Vorwurf und Tadel sein soll, sondern einfach nur Erinnerung an eine Thatsache, ohne Beachtung welcher so Vieles in der Weltgeschichte unerklärt und unerklärlich bleiben würde. Und wie nur irgendwo, ist hier, auf der Schwelle zur historischen Betrachtung der napoleonischen Zeit, diese Erinnerung statthaft und geboten. Denn der große Despot hat ja durch Gründung und Mehrung seiner Macht bewiesen, daß man, um über Menschen unbeschränkt herrschen zu können, gemein und schlecht von ihnen denken muß; daß man sie an ihren eigensüchtigen Interessen, an ihrer kläglichen Eitelkeit und gedankenlosen Spektakelsucht fassen und führen kann, wie und wohin man will; daß nicht nur Gold, schöne Weiber und alle Genüsse des Luxus, sondern auch und fast noch mehr das Nichts des Nichts, Etikette, Titel, Bändchen, Stickereien und Livreen auf den vornehmen Pöbel in noch höherem Grade als auf den geringen imponirend, lockend und knechtend wirken. Das war auch ganz in der Ordnung und wird es immer sein. Sklaven machen Staat mit ihren Ketten, falls man sie ihnen mit etlichem Flitter aufputzt.

Auf ein Hunderttausend Menschen kommt — die Rechnung eher zu günstig als zu ungünstig gestellt — ein Idealist, d. h. Einer, welchen die Natur, herb und derb mit dem alten Römer zu reden, nicht zu einem erdwärts gedrückten oder freiwillig geneigten „Knecht seines Bauches“ geschaffen hat; Einer, welchen Genius, Stimmung und Bildung befähigen, aus dem Dunstkreis der gemeinen Wirklichkeit der Dinge zur Aetherhöhe der „Urbilder“ sich zu erheben; Einer, dessen Seele licht und weit genug ist, „die Sache der Menschheit als die eigene zu betrachten,“ und welcher demzufolge nicht ansteht, den eigenen Vor-

theil und das eigene Behagen hinzuopfern, wo und wann es gilt, den alten guten Kampf gegen Wahn und Unkultur, Pfaffentrug und Zwingherrschaft weiterzuführen. Daß diese Rechnung richtig, das wußte Napoleon und darum behauptete er seinen Platz über den zu Boden getretenen Völkern, bis ihn, wie vormals die römischen Cäsaren, der „Kaiserwahnsinn“ erfaßte, bis er, berauscht vom Bewußtsein der Allmacht, im taumelnden Uebermuth unerhörten Glückes, nicht allein die Gefühle der wenigen Hochdenkenden, sondern auch die Interessen der zahllosen Gemeinrechnenden schonungslos und anhaltend verletzte, mißhandelte, zertrat. Gegenüber den „Ideologen“, wie er bekanntlich die Bekenner des Göttlichen in der Menschheit sammt und sonders nannte, mit wildem Haß instinktmäßig Alles verfolgend, was wahrhaft edel und groß, weil alles wahrhaft Edle und Große der quetschenden Wucht seiner nivellirenden Tyrannei sich widersetzte, — ja, gegenüber den Ideologen allein hätte es fürwahr mit dauernderer Behauptung seiner Macht keine Noth gehabt, weil sich die Menschen, eine verschwindend kleine Minderheit abgerechnet, die Knechtschaft gerne gefallen lassen, so lange dieselbe eine in materieller Hinsicht nur halbwegs leidliche. Allein Napoleons Egoismus schwoll zu einem Alles verschlingenden Ungeheuer auf, welches sämmtlichen übrigen Egoismen schlechterdings keine, aber auch *gar keine* Berechtigung mehr zugestand, und so konnte sich die Stimme der Ideologen, d. h. der Freiheitsfreunde und Patrioten, allmälig auch in solchen Kreisen hörbar und wirksam machen, wo das Feld des Denkens wüst liegt oder Alles des Nutzens grobem oder des Genusses raffinirtem Dienst verkauft ist, und konnte diese Stimme die „korsische Gottesgeißel“ dem Groll und der Rache des Menschengeschlechts mit Erfolg signalisiren.

Die Gottesgeißel! Es ist Wahrheit in dieser Bezeichnung und zwar in höherem Sinn als der große Haufe glauben mag. Denn falls der soziale Prozeß, die weltgeschichtliche Entwicklung in unserer anthropomorphistischen Anschauung zum weltzügellenkenden Gott sich verkörpert, wann und wo hätte der göttliche Treiber eine zweckdienlichere Geißel als diese korsische in seiner Rechten geschwungen? Eine Skorpionen-Geißel ohne Zweifel! Von grausamer Schärfe und furchtbarer Schwere, hat sie, wohin immer ihre Streiche fielen, unendliche Blutströme hervorgelockt und Millionen von armen Sterblichen auf und unter die Erde geschlagen. Aber sie hat auch, trotz Alledem, die Völker vorwärts gepeitscht auf der Bahn ihrer Geschicke, welche verfolgend sie ja allzeit, so lange Menschen Menschen bleiben, durch Fluten von Blut und Thränen platschen werden. „Die Menschheit bedarf von

Zeit zu Zeit starker Aderlässe" — so habe, wird uns gemeldet, Einer gesagt, von dessen „wienerischer Gemüthlichkeit" jetzt nur noch ein halbverschollenes Ammenmärchen murmelt, Kaiser Franz von Oestreich. Nun wohl, Bonaparte Gottesgeißel ist so ein Aderlasser gewesen, welcher die Venen der ältlichen Jungfrau Europa von stockenden, faulen Säften gründlich gereinigt hat.

Dieses Mannes ganze Erscheinung und Laufbahn bringt den Eindruck hervor, als ob er eigens geboren worden, um das mephistophelische Wort von der Kraft, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft," zu weltgeschichtlicher Wirklichkeit zu machen. Von dämonischer, von messalinisch-unersättlicher Ruhm- und Herrschgierde gepeinigt und gestachelt, eilt er mit Tigersprüngen von einem Ende des Erdtheils zum andern, um dem wahnwitzigen Traum einer Weltherrschaft nachzujagen. Ländermassen, welche selbst der Orkan der Revolution in seinem stärksten Rasen nur fernher und oberflächlich gestreift hatte, rüttelt und schüttelt er mit der Gewalt eines Erdbebens; umwerfend, was morsch, tödtend, was krank, zerschmetternd, was abgelebt; Alles lockernd, zerwühlend, zerschmeißend und zerstampfend. Auf der einsamen Höhe seiner Macht und Menschenverachtung spielt er mit Kronen wie mit Rechenpfennigen, greift mit skrupelloser und unwiderstehlicher Eisenfaust den Völkern in die Seele, dreht ihnen das Herz im Leibe herum und zwingt sie, aus der Tiefe der Verzweiflung die Entschlüsse höchsten Muthes zu schöpfen. Untergang oder Wiedergeburt, Tod oder neues Leben — es gab keine andere Wahl. Fürwahr, ein Riesenpflug ist der Mann aus Korsika gewesen, geschmiedet aus härtestem Stahl und von der Anagke Feuerrossen über und durch das vor Schmerz und Wuth ächzende Europa hingezogen, hingerissen, damit der grausam auf- und umgewühlte Boden frische Zukunftssaat empfangen und zeitigen könnte.

Schicksalmächtiges war in ihm, keine Frage, und darum ist er, wie es weltgeschickbestimmenden Persönlichkeiten zu gehen pflegt, in der Anschauung der Völker bereits zu einer mythischen Gestalt geworden. Noch hängt in den Stuben deutscher Bauern das Bild des Mannes, dessen Antlitz selbst in den schlechtesten Klecksereien etwas Imperatorisches hat, und mit scheuer Ehrfurcht blicken die Hausbewohner zu dem „Bonapartle" oder „Napollion" auf, der ihren Vätern so namenlose Leiden bereitete und die Vernichtung Deutschlands als eines seiner Hauptziele verfolgte. Denn nicht das Andenken ihrer Wohlthäter, nein, wohl aber das ihrer Quäler ehrt die knechtische Menge. Und hat solche Ehrfurcht vor dem gewaltigen Herrscherdämon nicht auch sogar die

Brust eines Göthe erfüllt? Hat nicht der Dichter des Faust, der Stolz deutscher Nation, unter allen Würden und Ehren, welche das Glück auf ihn gehäuft, jenen von dem Unterdrücker seines Vaterlandes ihm angehängten Orden der Ehrenlegion als die in seinen Augen werthvollste und willkommenste Ehrenbezeugung bezeichnet[1]? Und warum sollte der große Dichter, auch abgesehen von seinem all sein Lebenlang standhaft behaupteten weltbürgerlichen Standpunkt, nicht mit Staunen und Bewunderung auf diesen von einem armen Teufel von Artillerielieutenant zum Gebieter Europa's aufgestiegenen Mann blicken, der alle die Purpurgeborenen, vor welchen der arme weimar'sche Herr Geheimrath, obgleich er der Göthe war, so tiefe Bücklinge machen mußte, mit der gebührenden Verachtung behandelte? Wir vermögen die geheime Schadenfreude von Mephisto's Schöpfer nachzuempfinden, wenn wir betrachten, wie der glorreiche „Parvenu“ mit den gekrönten Nichtigkeiten umsprang, deren Mehrzahl bereit war, ihm den Staub von den Reitstiefeln zu lecken, falls er ihnen nur allergnädigst gestattete, als Untervögte seiner Tyrannei zu handlangern. In Wahrheit, wie eine kolossale Eiche stand der Mann unter dem fürstlichen Krüppel- und Knüppelholz seiner Zeit. Zusammengestellt mit einem Franz von Oestreich, einem Friedrich Wilhelm von Preußen, einem Prinzregenten George von England, selbst mit einem Alexander von Rußland, muß Napoleon unsere Sympathie erregen: es ist nicht anders möglich. Dieses kriegerische und staatsmännische, Alles durchdringende Genie, dieser das Größte wie das Kleinste erfassende Blick, diese riesenhafte Arbeitslust und ruhelose Energie, diese stählerne Willenskraft, von der eine Feindin des Mannes gesagt hat, daß sie mächtig genug, die Welt aus den Angeln zu heben[2]), diese auf ein ungeheures, mit beispiel-

---

1) Einstmals (i. J. 1816) zeigte Göthe seiner Frau ein kleines Etui mit den Worten: „Sieh, liebes Kind, was mir meine liebe Freundin, die Geheimräthin Willmers, für eine allerliebste Neuigkeit zum Andenken übersandt hat.“ Es war eine goldene Schnalle, woran seine Orden im kleinsten Format mit venetianischen Kettchen befestigt waren. Frau Lortzing, die neben der Geheimräthin saß und ein großer Liebling Göthe's war, fragte ihn ganz unbefangen, welcher ihm der liebste von allen den Orden sei. Keinem Andern hätte ich solche Dreistigkeit rathen mögen, denn er liebte es gar nicht, um seine Gedanken befragt zu werden; aber bei ihr machte er eine Ausnahme und erwiderte: „Kleine Neugier! Doch den Kindern muß man zuweilen den Willen thun“ — und er wies auf die Ehrenlegion. Aus dem Tagebuch des Schauspielers Eduard Genast, I, 220.

2) Mad. Staël an Mad. Recamier (11. Prairial 1809): „Cet homme a une volonté qui soulève le monde.“ Coppet et Weimar (Paris 1862), p. 20.

loser Folgerichtigkeit erstrebtes Ziel koncentrirte Leidenschaft — wer in Alledem nicht eine der wundersamsten Erscheinungen der Weltgeschichte erkennt, dem geht ein für alle Mal das Organ ab, womit solche Größen erkannt und gewerthet werden können.

Er war frühzeitig gewöhnt worden, den Gedanken einer verhängnißvollen Bestimmung in seiner Seele großzuziehen und fatalistisch an seinen „Stern" zu glauben. Die bonapartistische Mythologie hat schon die Geburt und Kindheit ihres Helden und Heilands mit Vorzeichen und Mirakeln ausstaffirt. Daß aber in der Familie Bonaparte Ahnungen von einer großen Zukunft Napoleons wirklich umgingen, darf als geschichtlich bezeichnet werden. Zweiundzwanzigjährig stand der kleine, hagere, olivengelbe Artillerielieutenant im heimatlichen Ajaccio mit seiner Mutter und seinen Brüdern am Sterbebette seines Großoheims, der sich wenige Minuten vor seinem letzten Athemzug an seine Nichte wandte mit den Worten: „Laß das Weinen, Lätitia. Ich sterbe ruhig, wenn ich dich im Kreise deiner Söhne sehe." Dann kehrte sich der Sterbende zu dem jungen Offizier und sagte zu ihm: „Du, Napoleone, wirst ein großer Mann sein!" (Tu poi, Napoleone, sarai uno-mone) . . . Er mag die Weissagung als etwas Selbstverständliches hingenommen haben, denn längst war seine Seele voll von unbestimmten, aber großen Zukunftshoffnungen. Zu jener Zeit hat er seine lechzende Phantasie mit den Begeisterungsströmen getränkt, welche in den leidenschaftlich von ihm bewunderten Schriften Rousseau's flu-teten. Er liebte überhaupt die Poesie: — neben dem strengen Studium mathematischer und kriegswissenschaftlicher Bücher, neben Plutarch und Tacitus, von welchen Beiden er unauslöschliche Eindrücke empfing, las er mit Begierde, Genuß und tiefem Verständniß das klassische Triumvirat der französischen Tragiker, ferner den Homer, den Macpherson'schen Ossian und den Werther. Noch in der Feldbibliothek, welche er nach Aegypten mitführte, nahmen die Dichter einen großen Raum ein; aber wie in diesem wunderbaren Menschen schon damals hart neben der kühnsten Einbildungskraft der kühlste Verstand arbeitete, wird dadurch erhärtet, daß er in dem von ihm entworfenen Verzeichniß der erwähnten Bücherei das Alte und das Neue Testament gleich dem Koran in die Rubrik „Politik" eingeordnet hat. Die Religion war ihm ja auch eines jener Spielzeuge, womit man die großen Kinder, die Völker, schweigt und schwichtigt und gängelt.

Schon vor dem Ausbruch der Revolution begegnen wir Aeußerungen des jungen Bonaparte, die uns wie ein träumerisches Flügellüften seines noch schlummernden Genius anmuthen. So, wenn er

i. J. 1788 zu seinem Bruder Joseph sagte: „Ich wollt', daß ich, die Nachwelt vorweglebend, mitanhören könnte, wie ein Dichter, der groß sein müßte wie Corneille, mich dereinst empfinden, denken und sprechen lassen wird." Noch im Jahre 1795 hatte sich der junge General der träumerischen Stimmungen, wie sie genialen Naturen in der Jugend eigen, nicht ganz entwöhnt und es überrascht, bei dem Manne, welcher vielleicht das größte aller praktischen Genies gewesen, einen Gedanken wiederzufinden, welchen anderthalb Jahrhunderte früher der große kastilianische Dichter dem tiefsinnigsten seiner Dramen zu Grunde gelegt hatte. „Das Leben ist nur ein flüchtiger Traum," äußerte im genannten Jahre der General gegen seinen Bruder. Allein der erste italische Feldzug, diese ruhmrauschende Ouvertüre zur napoleonischen Welttragödie, lehrte ihn das Leben so recht als eine derbe Wirklichkeit kennen, packen und meistern. Mit andern Jugendschwärmereien hatte sich auch der Republikanismus des Generals spurlos verflüchtigt. Im Begriffe, sich nach Aegypten einzuschiffen, sagte er zu Joseph: „Unsere Träume von einer Republik waren jugendliche Illusionen. Seit dem 9. Thermidor ist die republikanische Stimmung von Tag zu Tag schwächer geworden. Die Anstrengungen der Bourbons und der fremden Kabinette, unterstützt durch die Erinnerung an 1793, haben eine imposante Mehrheit gegen das republikanische System zusammengebracht." Er wußte jetzt, was er war; er wußte, was er wollte, und — seltsam zu sagen — ein Kirchenlicht scheint es gewesen zu sein, welches ihm zuerst ein helles Licht über seine Zukunft und Bestimmung aufsteckte. Wenigstens hat er im großen Sonnewendejahr von 1812 zu dem Grafen Narbonne gesagt: „An jenem Tage, wo mir ein glücklicher Zufall Bossuets „Discours sur l'histoire universelle" zur Hand brachte und ich darin die Aufeinanderfolge der Reiche las und was der fromme Bischof so prächtig von den Eroberungen Alexanders, sowie von Cäsar sagt, welcher, Sieger bei Pharsalus, in einem Augenblicke der ganzen Welt sich offenbarte, da schien es mir, als ob der Vorhang des Tempels von oben bis unten zerrisse und ich die Götter wandeln sähe [3])."

Andere Leute sahen in den Straßen von Paris bereits den künftigen Cäsar wandeln, als der Eroberer Italiens aus dem Feldzug

---

3) Joseph Bonaparte, Fragment historique, in den Mémoires et Correspondance politique et militaire du Roi Joseph. Publ. par A. Du Casse (Paris 1853 seq.), I, 32, 38, 47, 70, 131. Bourrienne, Mémoires, II, chap. 4. Villemain, Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature, tom. I (Bruxelles 1854), p. 112.

von 1797 in die Hauptstadt Frankreichs zurückgekehrt war, und wieder Andere, bornirte Junker freilich nur, erblickten in dem General Bonaparte bloß eine neue Ausgabe des Generals Monk. Da war ein junger Mensch von siebzehn Jahren, bestimmt, später der Hierokeryx des Napoleonkultus zu werden, Pierre-Jean Béranger. Der ging eines Tages mit dem Herrn Grafen Clermont-Gallerande durch die Rue Chantereine, als der General Bonaparte aus seiner daselbst gelegenen Wohnung trat. „Was für ein großer Soldat!" sagte der junge Chansonnier zu dem alten Edelmann. — „Ja, ja. Aber die Republik wird ihn umbringen oder aber er die Republik." — „Er wird sich zum Diktator machen." — „Sie prophezeien wie ein Schuljunge. In Republiken wie die unsrige bedarf es nur etlicher Striche mit dem Kehrbesen, um den Platz für die legitimen Herren reinzufegen." — „Sie glauben also, Herr Graf, Bonaparte werde sich zum Gassenkehrer hergeben?" — „Hm, er ist von Adel und wurde mit Edelleuten erzogen. So was verwischt sich nicht." — Der junge Béranger war hinlänglich in der Geschichte unterrichtet, um zu begreifen, daß der Herr Graf dem Helden von Italien die Rolle des Zurückführers der Stuarts zudachte, — eine kindische Illusion, womit sich übrigens Einfältige noch unter dem Konsulat abgegeben haben. Der siebzehnjährige Béranger hatte doch nicht so ganz schuljungenhaft prophezeit: die zweite Auflage von Monk erschien nicht, wohl aber die bonaparte'sche Diktatur. Zur Zeit, als die Orgie der Direktorialzeit in die Agonie der französischen Republik auslief, „saß ich — erzählte in seinen alten Tagen der große Chansonnier — gerade in dem von meinem Vater gehaltenen Lesekabinett, als die überraschende Neuigkeit anlangte, Bonaparte sei aus Aegypten nach Frankreich zurückgekehrt und zu Frejus gelandet. Mehr als dreißig Personen waren anwesend und alle erhoben sich zumal und stießen einen langen und lauten Freudenschrei aus. Dasselbe geschah fast aller Orten in Frankreich, welches sich jetzt gerettet glaubte. Wer aber solche Wirkung auf ein Volk hervorbringt, der ist sein Herr. Keine Weisheit vermag dagegen aufzukommen. Als er zu Frejus an's Land trat, war Bonaparte bereits der Kaiser Napoleon [4])."

Und gegenüber einer Thatsache wie diese wollt ihr, arme „Ideologen", noch immer nicht begreifen, daß in dieser unserer besten der Welten die Katechismus-Moral nur da sei, um auswendig gelernt, nicht aber, um befolgt zu werden, und daß das Recht eine Phrase,

---

4) Béranger, Ma biographie (Paris 1857), 41, 70.

Erfolg und Macht aber Wirklichkeiten sind? Ihr habt den 18. Brumaire ein Verbrechen genannt; aber ihr habt für gut gefunden, zu verschweigen, daß an diesem Tage der kühne Korse ganz Frankreich zum Mitschuldigen hatte ..... Wenige mannhafte Seelen ausgenommen, die aber eben „Ideologen" waren, d. h. ihrer Zeit weit vorausschreitend mehr in ihren Ideen als in der Wirklichkeit lebten, war die Republik Allen zum Ekel und Ueberdruß geworden. Und, in Wahrheit, Kläglicheres konnte die Sonne auf ihrer Bahn nicht schauen als diese Republik ohne Republikaner. Nachdem sie eine Mänade gewesen, war die arme Freiheitsgöttin eine Metze geworden auf diesem Boden, welcher die Urheimat der Eitelkeit und Koketterie. Es war Zeit, daß sie von der Bühne verschwand, und maßen die Gallier noch genau so dachten und waren, wie sie jener erste Cäsar vor achtzehn Jahrhunderten gekannt hatte — („auf Veränderung erpicht") — so mußte ihnen ein vollständiger Dekorationswechsel willkommen sein. Die genialste Französin, die genialste Frau überhaupt, welche jemals in der Literatur aufgetreten, Aurore Dudevant, hat eines Tages zum Heinrich Heine gesagt: „Sehen Sie, die Franzosen sind alle geborene Komödianten und jeder spielt in der Welt mehr oder minder brillant seine Rolle."

Nun wohl, sie hatten eben noch die Republikaner gespielt, jetzt, auf der Gränzscheide des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, spielten sie die Höflinge und zwar der Mehrzahl nach so natürlich, so „brillant", daß wenige Wochen nach der gelungenen Usurpation vom 9. November 1799 eines der wenigen, sehr wenigen französischen Journale, welche sich noch nicht in dampfende Weihrauchpfannen für den glücklichen Usurpator umgewandelt hatten, im Hinblick auf das Wettkriechen um den neuen Gewalthaber her vollauf berechtigt war, zu sagen: „Die Sklaven sind auf einander eifersüchtig; sie fürchten immer, daß Jemand kriechender sein könnte als sie." Die geschichtliche Wahrheit ist aber, daß solche vereinzelte Stimmen der Mißbilligung ganz und gar verhallten in dem unermeßlichen Beifallssturm, womit die Machtgelangung Bonaparte's innerhalb und außerhalb Frankreichs begrüßt wurde. Denn unzählige Menschen erblickten in ihm den Mann, dessen Mission es sei, die Errungenschaften der Revolution sicherzustellen, indem er sie mit der Ordnung und mit dem verbände, was man schon damals eine „starke Regierung" nannte. Wenn, um nur ein Zeugniß anzuführen, ein so redlicher Mensch und beharrlicher Freiheitsfreund wie der General Matthieu Dumas — er hat noch als achtzigjähriger Greis im Juli 1830 auf den pariser Barrikaden mitge-

fochten — in seinem Exil zu Hamburg, wohin ein Deportationsedikt des Direktoriums i. J. 1797 ihn getrieben, nach dem 18. Brumaire zu seinem Gastfreund Friedrich Perthes bewundernd von Bonaparte sagte: „C'est un maître-homme!“ — so kann man sich leicht vorstellen, wie laut die urtheilslose, den Erfolg vergötternde Menge dem glücklichen Abenteurer zujubelte, welcher die Konsulstoga umgeworfen, bis der Kaisermantel zugeschnitten wäre. Und nicht allein die urtheilslose Menge, nein, auch Kreise von Menschen, in welchen idealische Stimmung und edelste Bildung heimisch. Eine deutsche Frau, die zu den Erwähltesten ihres Geschlechts gehört und in der göthe-schiller'schen Zeit eine vorragende Stellung einnahm, hat bezeugt, daß das Genie, der Ruhm und die Erfolge Bonaparte's auch auf die deutsche Gesellschaft wie mit Zauberkraft wirkten und daß sein Name die allgemeine Losung war. Aber sie hat auch bezeugt, daß auf deutschem Boden wenigstens Einer lebte, dessen freier Seele der von dem glücklichen Usurpator ausgehende Frosthauch der Tyrannei von Anfang an durchaus zuwider gewesen ist. Denn „als alle Welt voll war von dem Ruhme Bonaparte's, stimmte Schiller in den allgemeinen Jubel nicht ein. Er ward des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde und wir hörten ihn sagen: „„Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt, aber ich vermag's nicht. Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider: — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges gutes Wort vernimmt man von ihm[5].““ Entschiedener konnte sich die Antipathie nicht kundgeben, welche das erste idealische Genie des Zeitalters gegen das erste praktische empfand. Und diese Antipathie ist eine gegenseitige gewesen. Vergebens sucht man nach einer Aeußerung Napoleons über Schiller. Der Name des Dichters, welchen der Konvent zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt hatte, kann ihm nicht unbekannt gewesen sein; aber sei es aus Zufall, sei es auch Instinkt des Hasses gegen den Propheten der „Ideologie“, d. h. der Freiheit, er hat seiner nie erwähnt.

Freilich hätte man von Schiller wenigstens die Anerkennung der Genialität des Mannes erwarten dürfen. Denn wahrhaft staunenswerth genialisch spielte Bonaparte unter einem Volke von Komödianten *seine* Komödie, dem in Wahrheit schon fertigen Imperatorsantlitz Anstands halber zeitweilig noch die republikanische Maske vorzuhalten.

---

5) Allgemeine Zeitung, 1. Jan. 1800, Kol. 1. K. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben (1848), I, 159. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 1. A., II, 197.

Am 21. Brumaire (12. November 1799) kündigte er Frankreich und Europa an, daß er von der höchsten Gewalt Besitz ergriffen, indem er folgendes Manifest „an die Franzosen" ausgehen ließ: — „Die Verfassung vom Jahre III (der Republik) ging zu Grunde. Sie hat weder eure Rechte noch sich selbst zu schützen vermocht. Vielfältige Verletzungen entzogen ihr die Achtung der Völker unwiederbringlich. Gehässige und gierige Parteien theilten sich in die Republik. Frankreich näherte sich dem letzten Grade einer allgemeinen Auflösung. Die Patrioten haben sich endlich verständigt. Alles, was euch zum Schaden gereichen konnte, ist beseitigt worden. Alles, was euch nützlich sein kann, Alles, was in der nationalen Vertretung rein geblieben, hat sich unter dem Banner der Freiheit vereinigt. Franzosen, die Republik, neubefestigt und in Europa wieder zu dem Range erhoben, welchen sie nie hätte verlieren sollen, wird alle Hoffnungen der Bürger verwirklichen und ihre ruhmvolle Bestimmung erfüllen. Leistet mit uns den Eid, den wir schwören, treu zu sein der einen und untheilbaren Republik, die gegründet ist auf Gleichheit, Freiheit und das repräsentative System." Diese Proklamation, in welcher sich Wahres und Falsches zu jener Kunst der Phrase, welche den Franzosen und den Menschen überhaupt so gewaltig imponirt, in wahrhaft klassischer Weise vereinigt, ist von allen drei Konsuln unterzeichnet, aber vom ersten bis zum letzten Buchstaben ausschließlich das Werk Bonaparte's, der hier seine Meisterschaft im Bulletinsstyl zum ersten Mal auf das politische Gebiet übertrug und damit also gleich einen glänzendsten Beweis lieferte, daß er wüßte, wie Franzosen angeredet sein wollten. Von seinen Mitkonsuln, den jetzigen und den späteren, ist überhaupt nur ganz beiläufig, nur ceremonieller Weise die Rede gewesen. Roger Ducos war von Anfang an nur ein aufrichtig ergebener Knecht Bonaparte's, und was Sieyes angeht, der sich einen Augenblick mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, in der Konsularregierung die erste Stelle einzunehmen, so fühlte auch er sofort den neuen Herrn. Das etwaige Gelüste, sich demselben irgendwie unangenehm zu machen, ließ er sich gründlich dadurch vertreiben, daß Bonaparte dem federfertigen Konstitutionenmacher als „Nationalbelohnung" das unweit von Versailles gelegene Gut Crosne zuwarf, mit den gegen seinen damaligen Vertrauten und Geheimschreiber Bourrienne geäußerten Worten: „Für eine tüchtige runde Summe verzichtet Sieyes gern auf seine konstitutionellen Träumereien, was sehr bequem ist." Also in den Besitz einer jährlichen Grundbesitzrente von 15 bis 20,000 Francs gesetzt, wurde Monsieur le Comte de Sieyes, wie es von Einem zu erwarten war, auf dessen Gesicht immer mit Frakturschrift „Gebt mir

Geld!" geschrieben stand, ein noch stillerer Mann als er zur **Zeit** gewesen war, wo des grünadrigen Unbestechlichen argwöhnischer Blick seiner Zunge den Schreckenszügel angelegt hatte [6]).

Jedoch nicht etwa nur um einen lästigen Theoretiker unterducken zu machen, griff Bonaparte nach seiner Machtgelangung in den Staatsschatz: er hatte auch eine offene Hand nach Seiten hin, wo Milde fürwahr besser angebracht war. Wenn es Pflicht der Geschichtschreibung ist, rückhaltslos nachzuweisen, wie der Mann, Zug für Zug aus dem Taumelkelche der Gewaltherrschaft schlürfend, zum Allmachtsrausch sich hinaufschwindelte und, allmälig gänzlich vergessend, daß er ein Mensch, alles Menschliche seiner unersättlichen Ehr- und Herrschsucht in den flammenden Molochsrachen warf, so ist es nicht weniger Pflicht, auf die menschlichen Züge hinzuweisen, welche an dem Koloß hervortraten, so lange der Bonaparte noch nicht gänzlich im Napoleon aufgegangen war. Auch dieses Mannes Hand, welche vom daran klebenden Blute reinzuwaschen das Wasser aller Ozeane nicht ausreicht, hat Wohlthaten gespendet, hat Elend gemildert und Thränen getrocknet. Im Jahre 1799 lebte eine tugendhafte und hochgebildete Frau in einer ihr aus Mitleid angewiesenen Behausung in der Rue de la Sourdière, ihr Dasein vom Almosen fristend, und diese Frau war die Wittwe Bailly's, des ersten Präsidenten der Nationalversammlung von 1789, des ersten Maire von Paris. Am 21. Brumaire 1799 schrieen die öffentlichen Ausrufer auch in dieser abgelegenen Straße den Staatsstreich vom achtzehnten aus und daß der General Bonaparte Konsul geworden und der Astronom Laplace Minister des Innern. Am folgenden Tage steht die arme Wittwe

---

6) Correspondance de Napoléon I. Tome I, 8. (Ich citire die Prachtausgabe in Quart.) Diese höchst wichtige Urkundensammlung, veranstaltet und veröffentlicht „par ordre de l'empereur Napoléon III", bringt die gesammte amtliche Korrespondenz Napoleons, seine sämmtlichen Schreiben und Diktate, Anreden, Armeebefehle, Bulletins, Manifeste u. s. w. Wäre man nur versichert, daß der Napoleonismus nicht bemüht gewesen sei, solche Dokumente, welche der Glorifikation des Napoleonismus allzusehr entgegenstehen, aus der Sammlung wegzulassen. — Bourrienne, Mém. III, ch. 9. Bourrienne ist bekanntlich eine nur mit großer Vorsicht zu benützende Quelle. Indessen hab' ich gefunden, daß seine zahlreichen absichtlichen und unabsichtlichen Irrthümer weit weniger in den früheren als in den späteren Bänden seiner Denkwürdigkeiten enthalten sind, welche für die Geschichte der Konsularzeit denn doch einiges schätzenswerthe Material bieten. Als er aber, aus der vertrauten Umgebung Napoleons verwiesen, die Dinge nur noch vom Hörensagen kannte und überdies mit der Verbitterung eines gefallenen Günstlings das Gehörte entstellte, da nahmen seine Aufzeichnungen jene Färbung an, welche sie unzuverlässig macht.

frühmorgens am Fenster. Unten hält ein Wagen, aus welchem die Frau des Ministers steigt, eine goldgefüllte Börse in der Hand. „Liebe Freundin, was machen Sie denn schon so frühe am Fenster?" „Madame, ich hörte gestern die öffentlichen Ausrufer und erwartete Sie." Bonaparte hatte am ersten Tage seines Konsulats für die hungernde Wittwe Bailly's eine Jahrespension von 2000 Francs bewilligt und ausdrücklich befohlen, daß der erste Halbjahrsbetrag ihr sofort gebracht werden solle. Vom Siege bei Marengo nach Paris zurückgekehrt, empfing der erste Konsul einen aus Jersey datirten, von einem sechsundachtzigjährigen Emigranten geschriebenen Brief, dessen Schreiber, ein Ludwigsritter und General des Ancien Régime, auseinandersetzte, daß er vor Zeiten dem „seligen Herrn Vater" Bonaparte's einmal 25 Louisd'or geliehen habe und zwar „avec plaisir." „Ihre Frau Mutter, General, hat sich, als ich Ajaccio verließ, erboten, etwelches Silbergeschirr zu veräußern, um mich zu befriedigen; aber ich wollte von diesem Anerbieten nicht Gebrauch machen. Jetzt aber, nach Verlust aller meiner Güter, in der Verbannung lebend, alt, gebrechlich und zur äußersten Dürftigkeit herabgekommen, muß ich, obgleich Sie es sonderbar finden werden, General"..... Aber der Erste Konsul fand dieses späte Mahnschreiben nicht sonderbar. „Bourrienne," sagte er in *aufrichtiger* Rührung, „das ist etwas Heiliges! Der gute Greis! Verlieren Sie keine Minute! Schicken Sie ihm die zehnfache Summe und schreiben Sie ihm, daß er unverzüglich aus der Liste der Emigranten gestrichen werden soll und daß ich für ihn Sorge tragen werde." Wiegt das in der Wage, wo menschliches Thun nach seinem wahren Werthe gewogen wird, in der Wage der „Ideologie", nicht Dutzende von napoleonischen Siegesbulletins auf und war der Bonaparte, welcher i. J. 1800 so sprach, nicht größer als der Napoleon, welcher i. J. 1812 die gegen seinen Einmarsch in Rußland protestirenden Boten Alexanders mit den Worten: „Ihr könnt mir keinen Widerstand leisten. Ich gebe monatlich 30,000 Menschen aus"[7]) — hochmuthstoll angeschnarcht hat?

Das Menschliche oder, genauer gesprochen, das Menschlich-Gute hatte in den ersten Tagen, Wochen und Monaten seiner neuen Machtstellung noch Platz in Bonaparte. Das machte: sein Gehirn war damals noch nicht vom Weihrauchsqualm der Schmeichelei berußt, und wie er in seiner äußern Erscheinung keineswegs schon das Impera-

7) Arago, Biographie Bailly's. Arago's sämmtl. Werke, deutsche Ausg. von Hankel, II, 345. Bourrienne, Mém. IV, ch. 11. Herzog Eugen von Würtemberg, Memoiren (1862), I, 311.

torisch-Breitspurige seiner spätern Zeit darstellte, so wechselte sein beweglicher Geist zwischen träumerischem Brüten über gigantischen Entwürfen, energischer Sorge für die Befriedigung der Staatsbedürfnisse bis ins Einzelnste hinein und den Auslassungen einer munteren Laune, die in eben dem Maaße verblaßte und völlig verschwand, als der „kleine Korporal", welcher der größte aller Generale war, dieser schmächtige, hagere Bonaparte mit dem länglichten, blassen Gesicht, der prachtvoll gebauten Stirn, auf welcher noch nicht der spätere Jupitersgroll stereotyp geworden, und den großen schicksalsvollen, magisch-mächtigen Augen in den dicken Kaiser Napoleon sich verwandelte. Zartheit freilich war niemals seine Sache; das Geplauder, welchem er sich zu dieser Zeit gern überließ, roch stark nach dem Lager und seine Scherze waren nicht die feinsten. Er warf gern mit den Worten „Bête", „Niais", „Sot", „Imbécile" um sich — als mit Zärtlichkeitsausdrücken, wohlverstanden! — und traktirte seine Umgebung mit einer vulgären Vertraulichkeit, von welcher er seinem ergebenen Knecht Cambacérès eines Tages eine charakteristische Probe gab, indem er, nach seiner Gewohnheit den çi-devant Richter und Verurtheiler Ludwigs des Sechszehnten ins Ohrläppchen kneipend, lachend sagte: „Armer Cambacérès, es thut mir leid, allein Wahrheit ist Wahrheit: falls die Bourbons jemals wieder nach Frankreich zurückkehren, werdet Ihr gehenkt." Aber derselbe Mann, welcher nicht anstand, die bleifarbigen Züge eines Cambacérès mittelst eines solchen Galgen'scherzes noch fahler zu machen und überhaupt die Gefühle seiner Getreuesten aus bloßem Uebermuth der Laune zu kränken, hat doch mitten in dem ungeheuren Wirrsal von Geschäften, welches unmittelbar nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire um ihn hertobte, Zeit gefunden, daran zu denken, daß der bedrängten französischen Armee in Aegypten die Aufheiterung durch eine Komödiantenbande willkommen sein dürfte, und den Befehl zur Absendung dieses Erheiterungsmittels zu geben[8]) ... Er hatte bizarre Gewohnheiten, wie jene yankeehafte, an Tischen und Stuhllehnen ausgelassene Sucht, zu schneiden und zu schnitzeln. Aber manche seiner Aeußerungen aus dieser Zeit, wie z. B. jene im Parke von Malmaison gethane über die tiefwohlthuende Wirkung des Glockengeläutes auf seine Stimmung, zeigen, daß dieser rastlos arbeitende Geist poetischer Impulse fähig war. Dagegen war es freilich nicht so ganz harmlos und unbedenklich, wie es aussah, wenn der Konsul in den vertrauten Abend-

8) Der betreffende, an Laplace gerichtete Befehl ist vom 24. Brumaire 1799 datirt. Corresp. de Napoléon, VI, 11.

zirkeln zu Malmaison beim Kartenspiel beharrlich betrog. Es kündigte sich darin doch schon Etwas von dem nachmaligen Trachten und Walten des Mannes an, der zu Grunde ging, weil nach und nach jedes Gefühl für Wahrheit und Recht aus seiner Seele schwand. Und schon jetzt gefiel er sich darin, mit kynischer Rücksichtslosigkeit Aeußerungen hinzuwerfen wie diese: — „Der Mensch hat keine Freunde, nur das Glück hat welche. Es gibt bloß zwei Hebel, womit man die Menschen in Bewegung setzt, Furcht und Eigennutz. Freundschaft? Bah, das ist nur ein Wort. Was mich angeht, ich liebe Niemand; nicht einmal meine Brüder. Den Joseph allenfalls ein wenig; aber es geschieht nur aus Gewohnheit, weil er mein älterer Bruder ist. Ich weiß recht gut, daß ich keine wirkliche Freunde habe, und ist mir das auch ganz gleichgültig." Der Kaiser Napoleon konnte mit Recht so sprechen, der Konsul Bonaparte nicht. Denn dieser liebte noch, und wenn sonst Niemand, doch seine Frau. Nachdem er mit nicht geringer Selbstüberwindung den bösen Argwohn niedergekämpft, zu welchem die gute, aber kreolisch leicht- und heißblütige Josephine durch ihre Aufführung während der Abwesenheit ihres Gemahls in Aegypten Veranlassung gegeben, war er wieder ein rücksichtsvoller und zärtlicher Ehemann geworden und gar oft konnte seine Frau des Morgens freudestralend in das *Frühstück*zimmer treten und, die kleinen Hände reibend, zu ihren Vertrauten sagen: „Cette nuit Bonaparte a couché avec moi" — welche Manier, ehefrauliche Triumphe zu feiern, zugleich darthun kann, daß der sehr zwanglose Ton, welchen Herren und Damen in der Direktorialzeit sich angewöhnt hatten, an dem sich bildenden Konsularhof noch häufig durchschlug, wenn auch daselbst die republikanischen Anredeformen Citoyen und Citoyenne sehr rasch den monarchischen Monsieur und Madame weichen mußten. Bonaparte behielt zwar für seine Person noch lange und im Grunde all sein Lebenlang den brüsken wachtstüblichen Ton bei, welchen er von Jugend auf gewohnt war; aber trotzdem gab er den Besuchern und Besucherinnen seines Palais sehr deutlich zu verstehen, daß es mit der Rohheit der Sansculotterie wie mit der Lüderlichkeit der Direktorialorgie vorbei sei, ganz entschieden vorbei, und daß es hohe, höchste Zeit, die Gesetze des geselligen Anstands von ehedem wieder in Uebung und Geltung zu bringen [9]). Denn wir —

---

9) Die Belege für die einzelnen von Bonaparte's Wesen und Gebaren zu dieser Zeit angeführten Züge finden sich zerstreut in den Mémoires von Bourrienne, der Herzogin von Abrantes, des Kammerdieners Constant, des Generals Rapp und der Histoire du consulat et de l'empire par Thibaudeau. Das

„Nous, Monseigneur le consul Bonaparte“ — müssen uns zwar, um nicht mit der monarchischen Thüre allzu geräuschvoll ins republikanische Haus zu fallen, bei officiellen Anlässen noch der leidigen Worte „liberté

---

letztere Buch gehört zu den wenigen, sehr wenigen von Franzosen geschriebenen, worin sich hinsichtlich der Geschichte Napoleons eigene Anschauung, Wahrheit suchende Forschung und Unbefangenheit des Urtheils mitsammen verbinden. Mit der französischen Nationaleitelkeit und Großsprecherei muß man freilich auch in diesem Buch häufig genug die gewohnte Nachsicht haben. Aber trotzdem steht Thibaudeau als Historiker hoch über Bignon (Histoire de la France depuis le 18 Brumaire jusqu'à la paix de Tilsit), sowie über Thiers. Unterrichtete, d. h. wirklich Unterrichtete, werden es begreiflich finden, daß ich des Letzteren endlose Histoire du consulat et de l'empire nur selten und stets mit Mißtrauen zu Rathe gezogen habe. Thiers ist ein glänzender Erzähler, keine Frage; einer der glänzendsten, welche jemals Geschichte „zurechtgemacht“ haben. Aber ein Geschichtschreiber ist er eben nur im französischen Sinne, nicht in dem der Wissenschaft. Denn daß ein Mann, dem die deutschen Quellen unbekannt und unzugänglich, schlechterdings nicht befähigt war, die Geschichte der napoleonischen Zeit zu schreiben, liegt auf der Hand. Was würde man von einem Deutschen sagen, welcher sich unterstände, die Geschichte dieser Periode schreiben zu wollen, ohne im Stande zu sein, auch nur drei Zeilen in französischer Sprache zu lesen und zu verstehen? Trotzdem ward und wird — more consueto — das Werk des Herrn Thiers, das ja als ein ausländisches über die Anforderungen des gesunden Menschenverstandes und der geschichtlichen Treue und Wahrhaftigkeit erhaben ist, in Deutschland emsig gelesen und eifrig bewundert und gepriesen, gepriesen auch von unserer berühmten Kritik, welche stets bereit ist, deutscher Art gemäß einheimische Mücken gewissenhaft zu seigen und französische oder anderweitige fremde Kameele zu verschlucken, ohne den Mund zu verziehen. Es gehört das auch mit zu den Eigenheiten meiner lieben deutschen Landsleute, welche, den Mund voll selbstgefällig-bombastischer Phrasen von „ureigener Deutschheit“, „deutscher Gedankentiefe und Selbstständigkeit“, „deutscher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit“ und dergleichen schönen Sachen mehr, stets bereit sind, unter Vortritt eines charakterlosen Literatenpacks die gehorsamen Diener und beflissenen Affen des Auslands zu machen... Um jedoch auf Thiers zurückzukommen, so ist der Wahrheit gemäß zu sagen, daß derselbe seinen Napoleonismus, von welchem die früheren Bände seiner Kaisergeschichte völlig besessen waren, bedeutend herabstimmte, seit ihn der „Neffe des Onkels“ für eine Weile in Mazas einlogirte; allein auch in den spätern, d. h. nach dieser unliebsamen Erfahrung geschriebenen Bänden seines Werkes ist von einer wirklichen Kenntniß und gerechten Würdigung der nichtfranzösischen, insbesondere der deutschen Verhältnisse keine Rede und, ganz abgesehen von den lächerlichen Irrthümern, in welche er nach dieser Richtung verfallen ist, sprang der berühmte Geschichtsmacher mit den zierlichsten Entrechats über Alles hinweg, was die französische Selbstgefälligkeit unangenehm hätte berühren können. „La grande nation“ und „la gloire française“ immer und überall! Thiers oder überhaupt ein richtiger Franzos wird sich, und forderte es die geschichtliche Wahrheit zehnmal, niemals überwinden können, einfach zu sagen: „Da und da haben wir tüchtige Schläge gekriegt.“ Im Gegentheil, er wird stets eine Wendung suchen und finden, um sein Publikum glauben zu machen,

et égalité" bedienen; aber daneben wollen wir den am 21. Januar 1793 guillotinisch zerschnittenen Faden monarchischer Traditionen sachte wieder anknüpfen und zu diesem Behufe namentlich auch die Bekanntschaft unserer Frau Gemahlin mit den Ueberbleibseln der vornehmen Damenwelt vom Ancien Régime benützen, um La Belle France allmälig wieder an die Dressur höfischer Etikette zu gewöhnen... Indessen muß, der Wahrheit ihr Recht widerfahren zu lassen, ein für alle Mal hier gesagt werden, daß Bonaparte es doch verschmäht hat, nach einer Richtung hin die monarchische Ueberlieferung wieder aufzunehmen. Er hat sich nicht mit dem Unflath des Maitressenwesens beschmutzt. Wandelte im Punkte des sechsten Gebotes ihn gelegentlich eine „Zerstreuung" an, so geschah das nur so vorübergehend, daß es kaum der Erwähnung werth. Das ihm angesonnene sträfliche Verhältniß zu seiner Stieftochter Hortense wird wohl niemals mit Bestimmtheit aus der Region der Legende in die der Geschichte herüberzurücken sein. Er hatte übrigens gar keine Zeit, den Prinzen alten, will sagen ausschweifenden Styls zu spielen, und er ließ überhaupt die Betreibung der „noblen Passionen" getrost den „Rois fainéants" auf den europäischen Thronen, zu welchen er, als er ihr „Herr Bruder" wurde, wahrlich nicht hinauf, sondern hinabgestiegen ist, weit hinab.....

Derweil hat Verfassungsmacher Sieyes ein neues Staatsgrundgesetz fertig gebracht für dieses Frankreich, welchem die letzten zehn Jahre her so manche Konstitution angemessen worden war, ohne daß eine derselben ihm so recht auf den Leib gepaßt hätte. Der Entwurf wird unter Bonaparte's Vorsitz berathen durch eine Kommission, welche die am 18. Brumaire fortgejagte Nationalrepräsentation angeblich zu diesem Zwecke zurückgelassen hatte. Das geht wie mit Extrapost, denn Bonaparte macht keine Umstände und sagt kurzweg: So will ich's haben und so will ich's nicht haben! Lassen wir, der lieben ideologischen Einfalt wegen, den Namen der Republik und den Schatten einer repräsentativ-parlamentarischen Verfassung vor der Hand noch bestehen, die

---

daß immer und überall die Schmach den Gegnern, den Franzosen aber die Gloire zugekommen sei. Ueber diesen Punkt mit Franzosen zu reden, ist gerade so unersprießlich, wie mit Engländern (gewöhnlichen Schlags) über die Bibel. Das mag in gewissem Sinne ganz achtungswerth sein und wir Deutsche haben wahrlich noch immer Ursache, unserem Nationalgefühl die Stärke des französischen zu wünschen. Aber trotzdem steht fest, daß eine von der Nationaleitelkeit, von einer bis zur Unzurechnungsfähigkeit gesteigerten Nationaleitelkeit inspirirte und getragene Geschichtschreibung im Ganzen und Großen nur eine Geschichtslüge ist, so recht eine „fable convenue."

Macht aber muß mir gehören. Danach richte man sich und schwatze nicht lange; denn „Klubreden" verbitt' ich mir des Entschiedensten [10])... Wie befohlen, so geschieht's. Sieyes erkennt, daß es an der Zeit, seinem Schattenkonsulat zu entsagen, stimmt das horazische: „Beatus ille, qui procul negotiis" an, was der gute Roger Ducos mitsingt, und Beide heben sich hinweg, um nicht wieder auf einer Bühne zu erscheinen, wo jetzo neben dem Haupt- und Staatsakteur schlechterdings nur noch Statisten Platz haben. Als solche, will sagen als neue Mitkonsuln, läßt sich der nunmehr „Erster Konsul" betitelte Gewalthaber die Herren Cambacérès und Lebrun gefallen. Der sieyes'sche Verfassungsentwurf geht im Uebrigen aus dem bonaparte'schen Prokrustesbett also hervor, daß der arme Vater dieses jüngste Kind seiner konstitutionellen Laune kaum wieder zu erkennen vermag. Die Ausübung des Gemeinde-, Departements- und Staatsbürgerrechts wird so zugeschnitten, daß eine verschwindend kleine Minderzahl berechtigt ist, die Volksvertreter zu wählen — nicht doch! sondern nur zu „präsentiren." Nämlich dem aus achtzig Mitgliedern bestehenden Senat (Sénat conservateur), welche erlauchte Versammlung von „Notabilitäten" aus bescheidenen Anfängen rasch zur Bedeutung und Stellung des römischen Senats emporwächst, nämlich des römischen Senats zur Zeit des Tiberius, Caligula und Nero — Zunge der officiellen Speichelleckerei, Sprachrohr der Niederträchtigkeit höchster Potenz. Der Senat wählt die Konsuln, deren Amtsdauer zehn Jahre betragen soll, ferner aus der Anzahl der ihm präsentirten „Volksvertreter" die Schemen des gesetzgeberischen Schattenspiels: also die hundert Mitglieder des Tribunats, welches die vom Staatsrath vorbereiteten und von der Regierung vorgelegten Gesetze diskutiren und sogar „Wünsche" betreffend Abstellung von Mißbräuchen u. s. w. äußern darf, und die dreihundert Mitglieder des gesetzgebenden Körpers (corps législatif), welcher „sans aucune discussion" mittelst geheimer Stimmgebung die vom Tribunat diskutirten Gesetzvorlagen annimmt; denn vom Verwerfen kann natürlich keine Rede sein. Die Regierungsgewalt ist beim Ersten Konsul, welcher die Gesetze bekannt macht, die Mitglieder des Staatsraths ernennt und ebenso die Minister, die Gesandten, die Offiziere der Land- und Seemacht, die Civil- und Kriminalrichter.

Warum weiter von diesem Scheinding von Verfassung reden? Oder warum erwähnen, wie es gemacht wurde, daß die Stimmen von mehr als 3 Millionen „Citoyens" für und nur 1562 gegen die neue Kon-

10) Thibaudeau, l. c. I, 78.

stitution sich aussprachen? Der ziemlich langen Paragraphenreihe kurzer Sinn war: Bonaparte ist der unumschränkte Herr und Gebieter Frankreichs, welcher sich als Hauptwerkzeug seiner Machtübung im Innern die Präfekturen herrichtete: — an die Spitze der Verwaltung jedes Departements ward ein Präfekt gestellt, dessen Persönlichkeit die Bürgschaft unbedingter Willfährigkeit und skrupelloser Herrendienerei gewährte. Mittelst dieser Gestaltung des Civildienstes sah sich Frankreich wiederum in das Netz einer Centralisation verstrickt, dessen Fäden noch nie so fest gedreht und so straff angezogen waren wie jetzt. Daß unter diesem Netze Nichts sich rege und bewege, was dem Gebieter mißfällig und seinen An- und Absichten in Betreff von Volks- und Weltbeglückung entgegen, dafür sorgte eine mit wahrhaft diabolischer Kunst organisirte und gehandhabte Polizei, mit deren Geschicklichkeit, Gewissenlosigkeit und Tyrannei verglichen Alles, was die Welt bis dahin von Polizeikünsten gesehen hatte, bloßes Kinderspiel war. Fouché, der Ex-Schreckensmann, der in allen Ruchlosigkeiten Ausgelernte, wurde zum Wärter und Leiter dieser furchtbaren Polizeischlange bestellt und wurden dem neuen Polizeiminister zugesellt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Talleyrand, als Minister des Innern Lucien Bonaparte, als Finanzminister Gaudin, als Kriegsminister Berthier. Saßen demnach im ersten Ministerium des Ersten Konsuls Bonaparte zwei Männer, welche dereinst Haupthebel zum Sturze des Kaisers Napoleon sein sollten. Ueber Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Oeffentlichkeit der Rechtspflege und andere „ideologische" Dinge mehr beobachtete die am 22. Frimaire (13. December) von 1799 zum Abschluß gekommene Konsularverfassung ein schreiendes Schweigen. Dagegen war in der Proklamation, welche Bonaparte zwei Tage später an die Franzosen erließ, gesagt: „Die neue Konstitution ist gegründet auf die wahren Prinzipien der Repräsentativ-Regierung, sowie auf die geheiligten Rechte des Eigenthums, der Gleichheit und der Freiheit." Die Welt will ja betrogen sein. Und die Phrase war nicht einmal ganz Lüge; denn Bonaparte meinte es ohne Zweifel ernst und ehrlich mit der „Gleichheit": — alle Franzosen und späterhin alle übrigen Völker sollten gleich sein unter seiner eisernen Faust, völlig gleich. Nivellirt die Welt, uniformirt die Menschheit, so wollte er sie zu seinen Füßen sehen.

„Madame, was denkt Ihr von mir?" fragte um diese Zeit eines Tages der Erste Konsul eine der Damen vom Ancien Régime, welche bereit genug waren, um die anmuthige Josephine her einen neuen Hof zu bilden. „General," gab die gescheidte Frau von Clermont-Tonnère zur Antwort, — „ich denke, daß Sie einem geschickten Architekten

gleichen, welcher das Gebäude, das er errichtet, erst dann sehen lassen will, wenn es vollendet sein wird. Sie bauen hinter einem Gerüste, welches Sie niederreißen, sobald Sie fertig sein werden."... Aber das republikanische Gerüste, welches einstweilen noch beibehalten wurde, war so durchsichtig, daß, wer überhaupt sehende Augen hatte, sehen mußte, wie eifrig dahinter an der Monarchie gebaut ward. An der Form der Monarchie nämlich, denn das Wesen war ja schon da. Der Erste Konsul kannte aber die zwingende Bedeutung der Formen für die Menschen zu gut, als daß ihm nicht hätte daran gelegen sein müssen, den Rückschritt von der Republik zur Monarchie auch formell zu manifestiren. Deßhalb fand er das Palais Petit-Luxemburg, welches er nach dem 18. Brumaire bezogen hatte, für das Staatsoberhaupt Frankreichs zu klein und dürftig und verlangte darnach, in den Tuilerien zu wohnen, damit sich die Pariser wieder daran gewöhnten, in dem alten Palast der französischen Könige den Mittelpunkt des gesammten Staatslebens zu erblicken und von dort, wie in der „guten alten Zeit" der Monarchie, die höchsten Entscheidungen und Befehle ausgehen zu hören.

Aber man mußte mit der sehnlich gewünschten Uebersiedelung in das Königsschloß sachte zu Werke gehen, maßen die Mehrzahl der Franzosen dermalen noch sich selber belog, Frankreich sei eine Republik. Zeigen wir also diesen Gläubigen des Republik-Märchens, daß, wenn wir die Tuilerien beziehen, Solches nur in republikanischen Absichten geschieht. Zu diesem Ende wollen wir, daß die Bildsäulen einer Anzahl berühmter Männer im genannten Palaste aufgestellt und darunter die des jüngeren Brutus, welcher den Cäsar umgebracht, ja nicht vergessen werde. Natürlich mußte, um den Heroen eine anständige Umgebung zu sichern, bei dieser Gelegenheit das Innere der Tuilerien vom „Konventsschmutze" gereinigt werden, d. h. von den überall auf die Wände gemalten rothen Mützen und anderen republikanischen Emblemen. Denn: „Ich kann das Dreckzeug nicht leiden!" sagte Bonaparte zu dem Architekten Lecomte... Während diese Reinigungsarbeit vor sich ging, gelangte die Nachricht nach Paris, daß der größte Bürger des modernen Weltalters zu Mount Vernon gestorben sei. In der 10. Abendstunde des 14. Dezembers von 1799 sagte der sterbende George Washington zu seinem langjährigen Freund und Arzt Craik: „Doktor, ich fühle, daß ich sterbe; aber ich fürchte mich nicht vor dem Tode." Was auch fürchten nach einem solchen Leben? Bald darauf hatte der Befreier seines Landes ausgeathmet. „Nun ist Alles vorbei," unterbrach die Wittwe des großen Todten das feierliche Schweigen des Sterbegemachs; „meine letzte Prüfung ist bestanden." Am 7. Februar 1800 erließ der Erste Konsul

folgenden Tagesbefehl: „Washington ist todt. Dieser große Mann hat gegen die Tyrannei gefochten. Er hat die Freiheit seines Vaterlandes fest begründet. Sein Andenken wird dem französischen Volk und allen freien Menschen beider Erdhälften stets theuer sein, ganz insbesondere aber den französischen Soldaten, welche, wie er und die amerikanischen Krieger gethan, für Gleichheit und Freiheit sich schlagen. Demzufolge befiehlt der Erste Konsul, daß zehn Tage lang die Fahnen und Standarten der Republik mit schwarzem Flor behängt werden sollen." Am 19. Februar erschien die Lobrede auf Washington im Moniteur, welche zu halten dem glatten Fontanes, dem Schmeichler Bonaparte's, dem Speichellecker Napoleons, dem zum Oberpolizeivogt der Literatur des Kaiserthums bestimmten Schönredner, befohlen worden.

Da war gewiß in ganz Paris kein Epicier, welchen jener Tagesbefehl und dieser Moniteurartikel nicht bewogen hätten, seelenvergnügt sich die Hände zu reiben und schmunzelnd zu sagen: „Seht mal den Blitzkerl von Bonaparte! Er hat uns Ordnung und Sicherheit wiedergegeben und erhält uns die Freiheit und Gleichheit; denn er ist augenscheinlich ein Republikaner comme il faut." Und an demselben Tage — denn die Welt will betrogen sein — setzte sich um 1 Uhr Mittags der Umzug des Ersten Konsuls aus dem Luxemburg nach den Tuilerien in Bewegung. Mit so viel Pomp und Pracht, als in dem damaligen Paris aufzutreiben gewesen; denn die vorhandenen Karossen reichten nur für die Konsuln und Minister aus, während die Mitglieder des Staatsraths mit Fiakern sich behelfen mußten. Der Wagen Bonaparte's war mit sechs herrlichen Schimmeln bespannt, welche ihm der deutsche Kaiser beim Friedensschluß von Campo Formio zum Geschenke gemacht hatte. Der Zug ging durch die Rue Thionville, über den Quai Voltaire und den Pont Royal, damals Pont de la Réunion geheißen. Eine Augenzeugin, welche Miene und Gebaren des Triumphators genau beobachtete, hat darüber diesen Bericht gegeben: „Er bemerkte und grüßte Niemand, als hätte er gefürchtet, man könnte ihm ein Gefühl für die Huldigungen zutrauen, welche er forderte. Sein Gesicht hatte etwas Zerstreutes und Sorgloses und seine Blicke drückten nur aus, was ihm jeder Zeit eigen war, Gleichgültigkeit gegen das Schicksal und Menschenverachtung." Aus einem Fenster des Pavillon der Flora winkte Madame Bonaparte, von einem Kreise schöner Damen in „griechischer" Tracht umgeben, dem Herankommenden ihre zärtlichen Grüße entgegen und auf allen Seiten rauschte tausendstimmig ein enthusiastisches: „Vive le Premier Consul!" in die Lüfte. Aber an dem Wachthaus zur Rechten des mittleren Gitterthors, durch wel-

ches der neue Machthaber fuhr — zu dieser Stunde thatsächlich schon König, schon Kaiser — da war noch vom Jahre 1793 her die Inschrift zu lesen: „Das Königthum ist in Frankreich abgeschafft und wird nie wieder aufkommen[11])!"... Ja, kein Zweifel, Seherin Historia hat unter dem Nagel ihres kleinen Fingers mehr, unendlich viel mehr Humor als ein Aristophanes, ein Cervantes, ein Shakspeare im ganzen Leibe.

Zweites Kapitel.

„Comme la foudre."

„Die Revolution ist zu Ende," hatte Bonaparte in seiner Proklamation vom 24. Frimaire zu den Franzosen gesagt. Denn — das dachte er aber nur — eure Direktorial-Dirne von Freiheitsgöttin soll meine Marketenderin sein und euch hinlänglich viel Gloire-Fusel verzapfen, um euch alle und jede „Ideologie" vergessen zu machen. Speichellecker Fontanes hat den Sieger vom 18. Brumaire mit Emphase genannt den „Wiederhersteller der Gesellschaft, den Wiedererbauer der Altäre, den Non-ibis-amplius der Revolution." In der That, der Erste Konsul war der Bis-hier-her-und-nicht-weiter der revolutionären Bewegung, der unermeßlichen demokratischen Fortschrittsbewegung, welche im 16. Jahrhundert begonnen hat. Er gebot ihr Halt.... für einen Augenblick, denn ein solcher nur sind in der Zeitrechnung der Weltgeschichte fünfzehn, dreißig, fünfzig Jahre. Und der Halt ist nicht einmal ein wirklicher gewesen: der Napoleonismus hat ja im Grunde der Revolution nur gedient, indem er sie zu bekämpfen glaubte. Stemmt euch immerhin dem „Rauschen der Zeit", dem „Rollen der Begebenheiten" entgegen, Zwerge oder Riesen, gleichviel! Die ungeheure Lawine wickelt euch ein wie Kinderspielzeug und schwingt euch mit fort in dem unaufhaltsamen Vorwärtsschwung....

Drei Wege lagen vor dem Gewalthaber, welcher die Revolution in die Tasche gesteckt hatte oder zu haben glaubte. Der erste dieser drei Wege war der Monk-Weg. Aber auch nur daran zu denken, daß Bo-

---

11) Correspondance de Napoléon, VI, 32, 150, 151. Bourrienne, III, ch. 13, 15, 19. Irving, Life of G. Washington, chapt. 109. Mad. de Staël, Considérations, IV, ch. 4.

naparte sich der höchsten Gewalt bemächtigt hätte, um dieselbe an die podagraisch-unbehülfliche Fettmasse, zu welcher, mit Sir John zu reden, der Kummer und die Sorgen des Exils den Bruder Ludwigs des Sechszehnten, den sogenannten achtzehnten Louis aufgeblasen hatten, auszuliefern, — ja, schon der bloße Gedanke war eine Abgeschmacktheit, wie sie nur verbohrten Bourbonisten beikommen konnte. Solche Leute, Männlein und Weiblein, spannen um Josephine Bonaparte her ihre Ränkeleien, um so zu sagen das Ehebett des Ersten Konsuls zu einer Brücke zu machen, mittelst welcher die Bourbons über den Blutstrom der Revolution hinweg nach Frankreich zurückkehren könnten. Wenn Bonaparte durch seine Bereitwilligkeit, den Emigranten die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen, und durch seine aus dem brennenden Wunsch, regelrecht dressirte Höflinge zu haben, entsprungene Zuvorkommenheit gegen den Adel derartige bourbonisch-thörichte Hoffnungen ermuthigt hatte, so schlug er dieselben doch ein für alle Mal nieder mittelst der kategorischen Antwort, womit er eine direkt an ihn gerichtete Zumuthung des Prätendenten abfertigte. Ludwig der Achtzehnte in spe hatte dem Herrn Frankreichs in re eine Epistel in die Hände schmuggeln lassen, worin er demselben allerhand Schönes sagte und ihn aufforderte, den Preis zu bestimmen, um welchen er Frankreich an die Bourbons zurückgeben wollte. „Mein Herr — gab der Erste Konsul zur Antwort — ich danke Euch für die mir bezeugten Höflichkeiten. Aber schlagt Euch den Gedanken einer Rückkehr nach diesem Lande aus dem Sinn: — Ihr müßtet denn über ein Hunderttausend von Leichen schreiten wollen“ (il vous faudrait marcher sur cent mille cadavres). Als die Bourbonisten also erkennen mußten, daß sie es nicht mit einem Monk, sondern mit dem Bonaparte zu thun hatten, brachten sie den Bürgerkrieg in der Vendée und Bretagne wieder auf die Beine. Allein umsonst, denn sie hatten es eben auch hier nicht mehr mit dem Direktorium, sondern mit dem Ersten Konsul zu thun, welcher mittelst eines aus Strenge und Milde geschickt kombinirten Systems der Insurrektion ein rasches Ende bereitete. Nach verkündigter Amnestie kam mit den adeligen Vendéer-Häuptlingen auch der kühnste und zäheste Chef der Chouans, Georges Cadoudal, zur Audienz nach Paris, ohne sich jedoch von Bonaparte gewinnen zu lassen; denn es war in dem riesenhaft gebauten Körper dieses Müllersohns aus dem Morbihan auch Etwas von dem Zeug, aus welchem geschichtliche Charaktere gemacht werden. Die legitimistischen Junker ließen sich, bis „bessere Zeiten“ kämen, unschwer bestimmen, an dem Hofe des „Usurpators“ Lakaiendienste zu thun; der legitimistische Bauer nicht.

Der zweite Weg, welchen der erste Konsul einschlagen konnte, führte zu der Rolle, welche Washington durchgeführt und welche ein wohlmeinender, aber schwachgeistiger Lafayette dereinst in Frankreich durchführen zu können gehofft hatte. Bonaparte konnte den Versuch machen, im Innern des Landes die Ordnung mit der Freiheit zu verbinden, Recht und Gesetz auf feste Grundlagen zu stellen, nach Außen die Machtstellung Frankreichs zu einer geachteten und gesicherten zu gestalten, und konnte sich dann, begleitet von den Segenswünschen einer dankbaren Nation, in die privatliche Stille eines französischen oder italischen Mount Vernon zurückziehen, seinen Kohl zu pflanzen und allenfalls seine Denkwürdigkeiten zu schreiben. Schade nur, daß er kein wohlmeinender Nebeler von Lafayette war, und noch mehr schade, daß er keine Ader von einem Washington hatte, auch angenommen, einem Bonaparte könnte es jemals einfallen, den Taumelkelch der Macht, falls er denselben einmal an die Lippen gebracht, wieder wegzusetzen. Und dann, wie konnte man ihm zumuthen, nicht zu wissen, daß ein ins Französische übersetzter Washington von den Franzosen im günstigsten Fall ausgepfiffen werden würde?

Der dritte Weg bog nach der Seite der konstitutionell-parlamentarischen Prinzipien hin, welche die Mehrheit der Nationalversammlung von 1789 beseelt und in der Verfassung von 1791 ihren Ausdruck gefunden hatten. Keine Frage, Bonaparte konnte, falls ihm sein Konsulstitel nicht gefiel, sich zum konstitutionellen König machen und mit dieser Verfassung Frankreich in Frieden und Ruhe regieren. Er hätte weder von der Konkurrenz der in der Masse der Franzosen schon damals verschollenen Bourbons noch auch von der durch die Erinnerung der Menschen an „la sainte Guillotine“ gelähmten Idee der Republik etwas Ernstliches zu befürchten gehabt. Aber dem verkörperten Gedanken der Autokratie, der absoluten Autokratie — denn das war Napoleon — mußte schon der Gedanke, ein konstitutioneller König zu sein, barock und lächerlich vorkommen, geschweige der, als solcher zu handeln, d. h. nicht zu handeln. Verfassungsmacher Sieyes hatte sich's nach dem 18. Brumaire beikommen lassen, dem General eine derartige konstitutionelle Stellung anweisen zu wollen; allein Bonaparte hatte den Theoretiker, welcher mit Spinnwebfäden einen Riesen fesseln zu können wähnte, angeschnauzt, ob er, Sieyes, glaube, daß er, Bonaparte, sich dazu hergeben würde, ein „schattenhafter König-Nichtsthuer“, „ein konstitutionelles Mastschwein“ zu sein, was, der Wahrheit die Ehre zu geben, allerdings von einem Manne seines Schlages nicht verlangt werden konnte, weil die Grundsätze der konstitutionellen Schweinemast auf

Männer von Genius billiger Weise keine Anwendung finden. Sodann ist nicht zu übersehen, daß der Erste Konsul alles Ernstes der Ansicht war, mit der Verfassung von 1791 oder einer ähnlichen lasse sich schlechterdings nicht regieren. Als der aus der Emigration zurückgekehrte Graf Matthieu Dumas — nachmals einer der ergebensten Offiziere Napoleons, ohne dessen Schmeichler zu werden — dem Ersten Konsul in den Tuilerien aufwartete, sagte ihm dieser im Verlauf des Gesprächs: „Falls ich euren Konstitutionellen von 1791, also den Leuten, welche Ihr die Partei der anständigen Menschen (gens de bien) nennt, zu freie Hand (trop d'élan) und zu viel Einfluß ließe, so würde ich dadurch sofort einer lästigen Reaktion (oder vielmehr Aktion) rufen. Als ich mich hierher setzte (auf den Stuhl Ludwigs des Sechszehnten), hab' ich bald gelernt, daß man sich sehr hüten müsse, alles das Gute zu wollen, welches man thun könnte. Die öffentliche Meinung würde mir über den Kopf wachsen, das abgemagerte Pferd würde auf der fetten Weide bald wieder Sprünge machen und nicht mehr zu bändigen sein [12].“ Man sieht, die Nemesis versäumte nicht, dem Gewalthaber ins Ohr zu raunen: Die Freiheit ist zwar begraben, aber doch nur lebendig begraben!

Er also schlug keinen der drei Wege ein, welche die Verhältnisse ihm vorzuzeichnen schienen. Kometen wandeln nicht vorgezeichnete Bahnen und kometenhaft war all der Wandel des „aus Korsika aufgezuckten Wetterstrals“. Ja, „blitzschnell, wie Kometen rollen, so die Sonn' umarmen wollen [13],“ stürzte er hinaus in den endlosen Raum einer wie fressendes Feuer sein Herz verzehrenden Ruhm- und Herrschsucht. Sein Gedanke, welcher dämonisch ihn besaß, war ein Riese, den es lüstete, auf den Erdball sich zu schwingen als auf seinen Pegasus und herrschend, erobernd, verschlingend hinzustürmen, hinzurasen durch die Unermeßlichkeit des Weltenozeans .... Der eiserne Wille des Mannes hielt jedoch anfänglich sogar den Dämon des eigenen Wesens straff im Zügel einer schlau berechnenden Politik. Es war dermalen, im Jahre 1800, noch nicht rathsam, der französischen Nation das zu sagen, was man an jenem Junitag von 1797 im Park von Montebello im Vertrauen zu Miot und Melzi gesagt hatte. Aber wenn man auch des Dekorums halber gelegentlich noch von Liberté et Egalité sprach, so

---

12) Villemain, Souvenirs contempor. II part. (Paris 1855), p. 32. Bourrienne, IV, chap. 5. Las Cases, Mémorial de Sainte-Hélène, IV, 401. Souvenirs du Lieutenant Général Comte Matthieu Dumas de 1770 à 1836. Publ. par son fils (Paris 1839), III, 176.

13) Rapidly as comets run
To the embraces of the sun. Moore, Paradise and the Peri.

war darum die Ausführung jenes bonaparte'schen Programms von Montebello nicht weniger bereits in vollem Zuge. Schon hatte man der Belle France die republikanische Pike sachte aus der Hand gewunden und dafür die kolossale Ruhm-Klapper untergeschoben, an deren Spektakelei fortan die Schöne fünfzehn Jahre lang ihr höchstes Ergötzen fand. „Ruhm brauchen die Franzosen, Befriedigung ihrer Eitelkeit wollen sie haben. Aber Freiheit? Bah, sie wissen nicht, was das ist." Er hatte recht, er sprach wahr, furchtbar wahr, derselbe Mann, der kein großer im höchsten Sinne des Wortes genannt werden kann, weil ihm, genau im Verhältniß zu seinen Erfolgen, das Gefühl für Wahrheit später mehr und mehr abhanden kam, so sehr, so ganz, daß er zuletzt selber nur noch eine alpschwer auf der Menschheit lastende Weltlüge gewesen ist . . . Er kannte seine Franzosen. Er wußte, daß ihre Natur durchaus darauf gestimmt und gestellt sei, eine uniformirte Nation zu sein. Deßhalb konnte er ungestraft die Freiheit mit tödtlichem Hasse verfolgen, wenn er sich nur den Anschein gab, die Gleichheit zu respektiren. Und er gab sich auch nicht bloß den Anschein. Es war ihm ernst, völlig ernst mit seinem: „La carrière ouverte aux talents!" Ein tüchtiger, preiswürdiger, mit nachhaltiger Wucht auf die stupid-anmaßliche Gesichtsfratze legitimistischen und feudalistischen Blödsinns niederfallender Faustschlag.

Dasselbe praktische Genie, welches diesen guten Schlag that, der das sittliche Recht von Befähigung und Verdienst über das unsittliche der Geburt stellte, hat Frankreich auch von dem Weichselzopf mittelalterlich-barbarischen Rechtswirrwars erlös't. Schon in den ersten Zeiten des Konsulats begannen, unter lebhaftester und scharfsinnigster Betheiligung Bonaparte's, die Arbeiten an jenem Gesetzbuch, welches, im September von 1807 als „Code Napoléon" verkündigt [14]), das große und dauernde civilisatorische Denkmal des Napoleonismus geworden ist. Dieser hat auch vom Beginn seines Machtbesitzes an dafür gesorgt, daß die Kunst monumentale Arbeit für ihn thue, und die Kunst, grundsatzlos und politisch völlig indifferent, wie sie in der Regel ist, hat denn auch redlich für den gewaltigen Despoten gearbeitet, wie sie eben für Jeden arbeitet, welcher sie bezahlt. Der Exceremonienmeister einer abgethanen Republik, Maler David, widmete seinen Pinsel dem neuen Cäsar und

14) Die napoleonische Kriminalgesetzgebung und die Strafprozeßordnung kamen bekanntlich erst später zum Abschluß und zwar unter leidiger Einwirkung eines schon vollständig entwickelten und verhärteten Despotismus.

malte keine Brutusse mehr, sondern Bonapartes[15]). Aus Italien wurde Paisiello herbeschieden, um dem ersten Konsul Tedeums und Opern zu komponiren, und nicht minder Canova, eine Kolossalstatue des werdenden Imperators zu schaffen und das jüngste Kind der cäsarischen Familie, die reizende Paulette, wie sie vertraulich hieß, in der Toilette der Venus von Medici zu modelliren. Aber die Kunst durfte in Bonaparte's Dienst nicht bloß eine höfische Tändlerin sein: sie mußte sich nutzbar machen und zum Grund- und Ausbau des Napoleonismus emsig mit handanlegen. In aller und jeder Beziehung. Denn sie mußte für den napoleonischen Staatszweck thätig sein als Straßen-, Kanäle-, Brücken-, Hafen-, Kasernen- und Festungsbaumeisterin nicht weniger denn als dramatisch-theatralische Muse, als welche sie so tiefunterthänigst aufwarten, apportiren und schweifwedeln lernte, sowie, auf Befehl, breitmäuligst-gloiresüchtig bellen. O, der Herr General Bonaparte war nicht nur ein „kleiner“ Korporal, sondern auch ein sehr großer. Er verstand es, die Menschen zu exerciren, zu dressiren, zu korporalisiren, daß sie, wie richtig korporalisirte Leute zu thun pflegen, förmlich stolz darauf waren, Maschinen zu sein.

Die Jugend zu solchen heranzudrechseln, zu stumm gehorchenden, exakt arbeitenden Maschinen, darauf zielte mit unerbittlicher Folgerichtigkeit Alles ab, was der Napoleonismus Erziehung und öffentlichen Unterricht nannte. Vom Volksschulwesen durfte eigentlich gar keine Rede sein, denn die Aufklärung der Massen verträgt sich nicht mit der „höheren Staatsraison“ des Absolutismus. Im Uebrigen — befiehlt der Erste Konsul — da wir doch einmal Schulen haben müssen, richtet mir sie so ein, daß ich ein Wohlgefallen daran haben kann. Streng militärische Zucht, Uniformirung, eiserne Disciplin und Subordination durchweg! Hinaus mit allen idealistischen Faxen und Brimborien aus meinen Schulen! Ich bedarf keiner harmonisch und human gebildeter Männer, sondern nur tauglicher Werkzeuge. Ich will keine Philosophen, Metaphysiker, Theorienspinner und Chimärenmacher, kurzum, keine Ideologen; sondern ich will fixe Mathematiker, flinke Ingenieurs, richtige Mechaniker und tüchtige Architekten. Ich brauche keine Poeten und Redner — unsere „Littérature classique“ hat deren schon genug

---

15) Derselbe David, bekanntlich vor Zeiten ein wüthender Terrorist, hatte in der Blüthezeperiode der Hosenlosigkeit in einer Versammlung der Sektion des Louvre ausgerufen: „Man könnte mit Kartätschen auf die Künstler feuern, ohne Gefahr zu laufen, auch nur einen einzigen Patrioten zu tödten.“ Mercier, Nouveau Paris, II, 97.

und übergenug — aber ich brauche gewandte und diensteifrige Offiziere aller Waffengattungen, blindwillige und arbeitsame Präfekten und Unterpräfekten, mühlsteinhartherzige Steuernbeitreiber, mitleidslose Rekrutenausheber und servile Gloirephraseologen. In allen Branchen des öffentlichen Dienstes soll, wenn schon ich Leute vom Adel des Ancien Régime als Hoflakaienschaft vorziehe, der Grundsatz gelten: Dem Talent offene Bahn! Wer Etwas ist und kann und thut, soll Etwas sein und bedeuten, Vieles, Glänzendes sogar. Nur soll kein Talent sich erdreisten, einen eigenen Willen haben zu wollen; denn ich bin der Nationalwille, der das Zeug und die Absicht hat, sich zum Universalwillen zu machen. Ich will keine Ideologie, d. h. kein selbständiges Denken, keine freie Forschung, keine Lehr- und Lernfreiheit, nicht den Schatten eines Schattens von Opposition. Man höre und gehorche. Denn ich, o Frankreich, bin dein Herr und dein Gott . . . Und: Amen! sagte Frankreich; denn das Roß der Revolution, dem die Sporen des Terrorismus die Flanken bis auf die Knochen wundgerissen hatten und welches dann auf der dürren Direktorialweide vollends ganz kläglich herabgekommen, fühlte den unwiderstehlichen Schenkeldruck seines korsischen Reiters.

Er hatte Augen für Jedes, er fand Zeit für Alles. Eine ungeheure Arbeitslast lag auf den Schultern des hagern, schmächtigen, schwarzhaarigen Mannes unter Mittelgröße; aber gerade unter dieser Bürde wuchs so zu sagen seine Gestalt zur imperatorischen Höhe empor. Eine wahre Sturmflut von Aufgaben und Geschäften rollte auf ihn heran, aber sie fand in ihm ihren Bewältiger. Ein mannhaftes und siegreiches Ringen mit der tausendköpfigen Anarchie, welche das Direktorium dem Konsulat hinterlassen hatte. Alles war zu reorganisiren oder ganz neu aufzubauen. Er blitzte drein mit seinen Alles sehenden Augen, er faßte an mit seinen Alles bewältigenden Händen und siehe, es ward Licht und Ordnung in dem bodenlosen Tohuh-Wabohuh des Civildiensts und der Militärverwaltung, des Finanzwesens und der Rechtspflege. Sicherheit, Vertrauen und Behagen kehrten den Menschen wieder zurück. Der öffentliche Kredit, durch die gräuliche Assignatenkost zum Skelett abgemagert, setzte von Neuem Fleisch an und brachte es bald wieder zu rothen Backen. Das „Geschäft“ kam wieder in Gang und mit dem Geschäft das „Vergnügen“. Panem et circenses! Der kleine Schwarzhaarige war der Mann, den nachgemachten Römern an der Seine damit aufzuwarten. Und er war noch für Anderes der Mann. Denn während er mit der einen Hand das unter dem Schein republikanischer Formen auf absolut-monarchischer Basis reorganisirte Frankreich straff

im Zügel hielt, zeichnete er mit der andern auf der Karte von Europa schon die Linien der künftigen Märsche seiner Heere und die Stätten seiner künftigen Siege. Und wie hätte es anders sein können? Warum sollte Angesichts dieser überall unzulänglichen, unerquicklichen und unersprießlichen, hier in Leichtfertigkeiten und Lastern schwelgenden, dort zwischen Blödsinn und Wahnwitz schwankenden, wieder anderswo an Leib und Seele völlig verkommenen Legitimität, welche auf den Polstern der europäischen Throne gemeinen Bauchdienst oder „noble Passionen“ oder auch gar Nichts trieb, — warum sollte da der Bonaparte nicht Hang und Drang, Wunsch und Berechtigung in sich fühlen, als ein vernichtender Wetterstral hineinzufahren in diese Welt des hohlen Dünkels, des brutalen Hochmuths, der Dummheit, Ohnmacht und Lüderlichkeit? Er, in seiner Weise, welche dazumal noch häufiger eine kalkulirende als eine explodirende gewesen ist, drückte das etwas anders aus, indem er zu Thibaudeau sagte: „Die Regierung Frankreichs bedarf der Handlung, bedarf des Glanzes und demnach des Krieges, um inmitten ihrer inneren und äußeren Feinde eine imponirend Stellung einzunehmen. Sie muß die erste von allen sein oder sie geht zu Grunde!“ — „Und dies zu erreichen, gibt es Ihrer Ansicht zufolge kein anderes Mittel als den Krieg?“ — „Nein, kein anderes.“

Aber was man einem gescheidten Mann wie Thibaudeau sagen durfte, brauchte man dem großen Haufen in Frankreich und Europa nicht ebenfalls zu sagen. Bevor wir über die ewigen großen Kinder, die Völker, abermals das Kriegsdonnerwetter aufziehen lassen, wollen wir ihre Ohren mit sanftem Friedenssäuseln kitzeln; denn die Welt will betrogen sein. Demzufolge setzt sich Bonaparte schon am 25. Dezember 1799 hin und schreibt an Se. Majestät den König von Großbritannien und Irland einen Brief, worin des Friedens Palmen melodisch weh'n und säuseln. „Soll der Krieg, welcher seit acht Jahren in vier Erdtheilen wüthet, ewig währen? Gibt es kein anderes Mittel, sich zu verständigen? Wie! Könnten die zwei aufgeklärtesten Nationen Europa's, beide mächtiger und stärker als ihre bloße Sicherheit und Unabhängigkeit fordern, die Wohlthaten des Handels, das innere Gedeihen und das häusliche Glück den Illusionen einer eiteln Größe zum Opfer bringen? Warum sollten sie nicht fühlen, daß der Friede das erste Bedürfniß und der größte Ruhm ist“ (comment ne sententelles pas que la paix est le premier des besoins comme la première des gloires). An demselben 25. Dezember von 1799 schreibt der Erste Konsul noch eine zweite Friedenspalmenepistel, gerichtet an Se. Majestät den Kaiser Franz, König von Ungarn und Böhmen: „Fremd jedem

Gefühl eiteln Ruhms — so lautete unter Anderem das Girren der korsischen Friedenstaube — zielt der erste meiner Wünsche darauf ab, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun" (étranger à tout sentiment de vaine gloire, le premier de mes voeux est d'arrêter l'effusion du sang qui va couler). Zwanzig Jahre später, als er auf St. Helena die Kommentarien zu seinen früheren Worten und Thaten diktirte, sagte Napoleon: „Ich brauchte damals (auf der Schwelle zum Jahr 1800) den Krieg. Der 18. Brumaire hatte mich ohne Zweifel sehr hoch gestellt; aber ein Friede, welcher den von Campo Formio aufgehoben hätte, würde auf die Einbildungskraft der Franzosen nachtheilig gewirkt und mir das entrissen haben, was ich brauchte, um die Revolution zu schließen und ein festes Regierungssystem zu begründen. Dies fühlend, erwartete ich mit Ungeduld die Antwort des englischen Kabinetts und ihre Ankunft erfüllte mich mit geheimer Freude[16]."

Denn diese Antwort brachte Krieg. Georg der Dritte, unter dessen Organen Kinnlade und Magen die stärksten und entwickeltsten waren, hätte es jedenfalls weit unter seiner Würde gehalten, die „impertinente" Zuschrift des Parvenu vom 18. Brumaire höchstselbst zu beantworten, auch wenn der diplomatische Brauch Englands das gestattete. Der Inhalt der Antwortsnote, welche im Namen des englischen Kabinetts der Vorstand des auswärtigen Amtes, Lord Grenville, ertheilte, war ganz so, wie er von der britischen Oligarchie erwartet werden mußte .... Wenn es eine französische Fabel ist, daß Pitt, d. h. England, vom Beginn der Revolution an mit allen Mitteln auf das Verderben Frankreichs hingearbeitet habe, so ist es nicht weniger eine englische Fabel, daß Bonaparte von Anfang an England nur zwischen Untergang und einem Kampf auf Leben und Tod die Wahl gelassen habe. Die Wahrheit ist, daß die britische Oligarchie den Frieden ebenso wenig wollte wie der neue Machthaber von Frankreich, ja, daß sie sogar noch leidenschaftlicher als dieser nach Krieg begehrte. Die auswärtige Politik Englands, eine beispiellos glückliche Mischung von Brutalität und Heuchelei, hatte sich zu dieser Zeit bereits glücklich zur Höhe jener insularischen Selbstsucht emporgearbeitet, für welche das Festland von Europa und die ganze Erde schlechterdings nur ein Gegenstand der Ausbeutung war und ist. Es gehörte die bronzestirnige Schamlosigkeit englischer

16) Thibaudeau, Sur le consulat (1827), p. 393. Nicht zu verwechseln mit desselben Verfassers Hist. du consul. et de l'emp., welche sieben Jahre später erschien. Correspondance de Nap. VI, 46, 47. Memoiren Napoleons (deutsche Ausg. v. 1823), Anmerkg. u. verm. Aufs. I, 24.

Tartufferie dazu, Frankreichs Uebergriffe und Eroberungslust bei allen Menschen und Göttern zu verklagen, während man selber mit nimmersatter Räuberfaust alles irgendwie Erreichbare zusammenraffte, während man Millionen auf Millionen von Hindus verknechtete und in allen Erdtheilen den englischen Leoparden seine beutegierige Tatze überall einschlagen ließ, wo Raum dazu war. Aus zärtlicher Besorgniß für die Unabhängigkeit der Völker des Kontinents hätte England seinen ruhelosen Kampf gegen den Napoleonismus gestritten? Lug und Trug! Wie kindisch dieses Märchen, muß auch dem Blödsinnigsten einleuchten, wenn er bedenkt, daß bei noch währendem und nach beendigtem Weltkrieg gegen Napoleon der englische Aristokratismus dem festländischen Absolutismus treulichst geholfen hat, die Völker um die Früchte des ungeheuren Kampfes zu prellen. Aber anerkennen muß man, der englische Egoismus hat den großen Streit mit jener zähen Ausdauer, mit jener unerbittlichen Logik und unbedingten Skrupellosigkeit geführt, wodurch weltgeschichtliche Erfolge erreicht werden. Gewiß, es wäre lächerlich, gegen diesen Egoismus zu deklamiren; allein Pflicht der Geschichte ist es, die Thatsache desselben zu bezeugen. Der Kern des Verfahrens, welches England dem Frankreich der Revolution und Napoleons gegenüber einhielt, war ein doppelter. Es sollte nach Außen die britische Handelsobmacht erhalten und erweitert, nach Innen das Staatswesen von Alt-England, d. h. das Privilegium der Aristokratie, vor jeder Beeinträchtigung durch die revolutionären Prinzipien bewahrt werden. Der jüngere Pitt war der Mann dazu, diese doppelte Aufgabe zu erfassen und durchzuführen. Wie Jedermann weiß, war er beim Anfang seiner staatsmännischen Laufbahn Reformgedanken selber lebhaft zugeneigt gewesen; aber schärfer von Verstand und kleiner von Seele als sein erlauchter Vater, hatte er bald erkannt, daß sein lechzender Machtdurst, dem napoleonischen Wenig oder Nichts nachgebend, im Bunde mit einem König wie Georg der Dritte, in dessen Schädel der Haß jeder Freiheitsregung zur fixen Idee sich verknöchert hatte, und im Bunde mit der überwiegenden Mehrzahl der englischen Nobility und Gentry vollere und dauerndere Stillung finden würde als an der Spitze der liberalen Opposition, die ja zudem in der Person des Charles Fox bereits einen Chef besaß, welchen zu verdrängen schwer oder geradezu unmöglich gewesen wäre.

Nachdem er seine Wahl getroffen und sein Talent in den Dienst der Reaktion gegeben hatte, schritt Pitt, um die „Katechismus-Moral“ nicht weniger unbekümmert als Bonaparte, fest voran auf seiner Bahn. Sicher der herzlichen Zustimmung seines Königs, hinter dessen Stirn-

wand Nichts vorhanden war als das erwähnte verknöcherte Ding, und sicher einer starken stockenglischen, d. h. durchaus aristokratischen und dabei in Betreff festländischer Angelegenheiten gränzenlos unwissenden Mehrheit in beiden Häusern des Parlaments, beschloß der leitende Minister, die Zuschrift des Ersten Konsuls im Styl echtbritischer Flegelei zu beantworten und damit den Krieg auf's Neue in Gang zu bringen. Denn ohne Krieg ließ sich das System Pitts, d. h. die Ausbeutung der Welt durch England und die Ausbeutung Englands durch das bekannte „Zehntausend" von privilegirten Leuten, nicht durchführen. Man bedurfte des kriegerischen Lärms, um die auch in England laut und in Irland sehr laut gewordenen Stimmen, die nach Reform und Gerechtigkeit riefen, niederzuschreien. Man bedurfte des Pulverdampfes, um dem englischen Volke die gehörige Masse blauen und grauen Dunstes vormachen zu können. In die ministerielle Parlaments- und Zeitungssprache übersetzt, lautete das: „Behütung der Unabhängigkeit der Nationen Europa's vor französischer Usurpation! Bewahrung der Freiheiten von Alt-England vor jakobinischer Besudelung!" In der That, die Sorge der Firma William Pitt, George the Third und Kompagnie, das weiße Unschuldskleid einer schuldlosen Britannia vor jakobinisch-trikolorer Bemackelung zu wahren, ging sehr weit, ging so weit, daß England — von dem zu Boden gestampften Irland gar nicht zu reden — selbst in den schlimmsten Zeiten der Stuarts kaum so willkürlich und gewaltsam regiert worden ist, wie es auf der Schwelle vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert regiert wurde. Man ist vollauf berechtigt, zu sagen, daß Pitt und Konsorten mehrere Jahre lang den Staat mit absolutem Terrorismus beherrscht haben [17]). Es fehlte kei-

17) S. die sorgsame Zusammenstellung der Beweise für diesen Satz im 7. Kapitel (gegen das Ende zu) des 1. Bandes von Buckle's History of civilisation in England. Graf Stanhope, wenn mir recht ist, ein Großneffe des jüngern Pitt, hat eine vierbändige Biographie des berühmten Ministers herausgegeben, deren Schlußband i. J. 1862 erschien („Life of R. H. William Pitt", by Earl Stanhope). Das Buch, bei Gelegenheit auch von mir benützt, bringt nicht allein in Betreff der Personalien Pitts manches Neue, sondern wirft auch auf die englische Politik von damals manche dankenswerthe Aufhellung. Nur muß man stets im Auge halten, daß es durchweg Apologie oder vielmehr Apotheose ist, zwar nicht ohne Streben nach Wahrheit geschrieben, aber doch stets vom Stand- und Gesichtspunkt der englischen Oligarchie aus. Was Macaulay's vielbewunderten Essay über den jüngeren Pitt betrifft, so ist derselbe ein geistreich gezeichnetes und prachtvoll gemaltes Kabinettsstück. Aber die historische Treue des Gemäldes hätte sicherlich nicht verloren, sondern nur gewonnen, wenn die Schattenpartieen schärfer markirt worden wären. Ich komme im 6. Buche auf Pitt zurück.

neswegs an Denkenden und Einsichtigen, welche das Spiel der Oligarchie durchschauten; allein die Mehrzahl der Leute von „Respektability“ gab sich zufrieden, hinter dem brodelnden Theekessel ihr orthodox-anglikanisches Kreuz vor der jakobinischen „Infidelity“ zu schlagen, und was die eigentliche Volksmasse anging, so ließ man ihr ja die brutale Freiheit, in den Ale- und Ginhäusern Flüche und Verwünschungen auf die „French dogs“ herzubrüllen. Der altenglisch-stierköpfige Nationalhaß gegen die Franzosen wurde überhaupt durch die Tories höchst geschickt zu ihren Zwecken ausgebeutet, wie denn ja diese Kinderkrankheit der Völker, der Nationalhaß, zu jeder Zeit der dynastischen oder aristokratischen Tyrannei vortreffliche Dienste leistete und leistet.

Es steht zu vermuthen, daß Georgs des Dritten mächtiges Kieferwerk zum wohlgefälligsten Schmunzeln sich zugespitzt habe, als ihm die Antwort zur Billigung vorgelegt ward, womit sein Ministerium die Friedensepistel Bonaparte's abfertigte; und Thatsache ist, daß der Erste Konsul, nachdem diese Abfertigung in Paris eingetroffen, seinerseits behaglichst sich die Hände rieb und zum Diable-Boiteux-Talleyrand sagte: „Die Antwort konnte gar nicht erwünschter ausfallen.“ Gewiß ist es insbesondere ein Satz in der englischen Note gewesen, welcher Sr. großbritannischen Majestät und Bonaparte gleichermaßen gefiel, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, der Satz: „Der beste und sicherste Beweis (für die friedliche Gesinnung der neuen französischen Regierung) würde die Heimberufung und Wiederinthronisirung (restauration) der bourbonischen Familie sein, welche während so vieler Jahrhunderte der französischen Nation innere Wohlfahrt und die Achtung des Auslands verschafft hat.“ War dieser Blödsinn in die Note eingeschoben, um dem Legitimitätsdusel des dritten Georgs zu schmeicheln? Oder war es jenes berechnete Hohngrinsen („sneer“), womit die hochmüthige Selbstsucht der englischen Oligarchie auf festländische Verhältnisse herabzublicken pflegt? Genug, Bonaparte war vollauf berechtigt, diese plumpe oder höhnische Forderung des britischen Kabinetts so tüchtig zur Aufstachelung des französischen Nationalgefühls auszunützen, wie er that. Es half Nichts, daß die parlamentarische Opposition in England eine kräftige Anstrengung machte, um den Kriegsdurst der Regierung zu löschen. Vergeblich boten Fox, Erskine und Sheridan ihren Scharfsinn und ihre Beredtsamkeit auf, um im Unterhaus eine Verwerfung der kriegerischen Vorschläge des Ministeriums durchzusetzen. Am Ende der Rede, mittelst welcher Pitt den loyalen Fuchsjägern und sonstigen „Landgentlemen“, woraus die Mehrheit des Unterhauses bestand, die unausweichliche Nothwendigkeit der Fortführung des Krieges gegen Frankreich be-

wies, spielte er den lateinischen Citat-Trumpf aus: „Cur igitur pacem nolo, quia infida est, quia periculosa, quia esse non potest —“ und gewann sein Spiel. Mit einer Mehrheit von 265 Stimmen gegen 64 billigte das Haus die pitt'sche Politik, d. h. die Fortsetzung des Krieges, und bewilligte verschwenderisch die nöthigen Geldmittel, worunter auch reichliche Subsidien für Oestreich und die übrigen „bettelhaften“ deutschen Potentaten, welche zu Koaliirten Sr. großbritannischen Majestät angeworben werden sollten[18]).

Die englischen Pfunde thaten auf dem Festland die gewünschte Wirkung. Nicht allein wurden damit im Frühjahr von 1800 Pfalzbaiern, Würtemberg und Kurmainz gegen Frankreich gekauft, sondern auch verstärkten diese Pfunde gar sehr das Gewicht der Gründe, welche Oestreich bei der zweiten Koalition und demnach auf dem Kriegspfad festhielten. Zwar hatte Minister Thugut den Friedensbrief Bonaparte's an Kaiser Franz artiger und verbindlicher beantwortet als man von thugut'scher Art erwarten konnte, welche bekanntlich eine Art von Feuerspeiteufelei gewesen ist. Der Erste Konsul hatte darauf durch Talleyrand eröffnen lassen, Frankreich sei ganz bereit, auf der Basis der Bestimmungen des Friedens von Campo Formio einen neuen Friedensvertrag mit Oestreich einzugehen und vor der Hand einen Waffenstillstand zu schließen. Auf einer solchen Basis zu unterhandeln, war aber Thugut, besonders nach den großen Erfolgen der östreichischen Waffen i. J. 1799, nicht der Mann und er brach daher das zwischen Paris und Wien hin- und hergehende Pourparler ab mittelst der Erklärung, Oestreich wolle ohne seine Bundesgenossen, d. h. ohne England, nicht weiter unterhandeln .... Viel leichteres und erfolgreicheres Spiel als in Wien hatte Bonaparte in Berlin. Es bedurfte hier in der That nur eines geringen Aufwands von glatten Phrasen, um Preußen bei der norddeutschen Neutralitätspolitik festzuhalten, die es seit dem Frieden von Basel befolgt

18) Mem. Napoleons, Anm. u. verm. Aufl. I, 25. Alison, History of Europe from the commencement of the french revolution to the battle of Waterloo, chapt. 28. Man hat Alisons Werk in Betreff der geschichtlichen Glaubwürdigkeit bekanntlich mit Scotts „Life of Napoleon“ auf eine Linie gestellt; aber meines Erachtens entschieden mit Unrecht. Es ist wahr, Alison kennt die festländischen Verhältnisse nur sehr obenhin und er ist ein bornirter Hochkirchler und Stocktory, demnach weder geistig hinlänglich befähigt noch wissenschaftlich sattsam ausgerüstet, die Geschichte der napoleonischen Zeit so zu schreiben, daß sie ein allseitig wahres, getreues und verläßliches Bild darböte. Aber er hat doch — und das ist das Verdienst seines Buches — den Antheil Englands an der Geschichte der napoleonischen Epoche einläßlicher untersucht und anschaulicher dargestellt als irgend ein Anderer, und falls man ihm gehörig auf die Finger sieht, wird man nach dieser Richtung hin manche Belehrung von ihm empfangen können.

hatte. Diese „Politik der freien Hand“ wurde dann in allen möglichen Tonarten so lange abgeorgelt, bis der selbstgefällige Text bei Jena eine unliebsame Variation fand. Nicht viel größere Mühe, wenn auch mehr Kosten als die Neutralisirung Preußens verursachte dem Ersten Konsul die Rußlands. Czar Paul der Erste, damals schon an der Schwelle zum letzten Stadium seiner tyrannischen Verrücktheit angelangt, war mit dem Rückzug Suwarows aus der Schweiz thatsächlich bereits von der Koalition gegen Frankreich zurückgetreten. Er hatte Grund, manches von seinen Bundesgenossen, Oestreich und England, während des letzten Krieges Gethane und Nichtgethane übel zu vermerken, und außerdem nahmen in dem kranken Gehirn des unglücklichen Mannes auch kleinste östreichische oder englische Ungeschicklichkeiten ungeheuerliche Dimensionen absichtlicher Beleidigungen an. Begreiflich daher, daß der närrische Czar, nachdem vollends Bonaparte die bekannte Reihenfolge äußerst geschickt in Szene gesetzter Schmeichelungen und Streichelungen gegen ihn losgelassen hatte, mehr und mehr geneigt wurde, mit gleichen Füßen in eine Allianz mit Frankreich hineinzuspringen, als die russische Magna Charta — wir werden sehen, wie — diesen czarischen Sprung verhinderte . . . .

Alledem zufolge hatte Bonaparte den gewünschten Krieg und konnte am 3. März von 1800 seinem Bruder Lucien, damals Minister des Innern, den Befehl zufertigen, derselbe solle die „Bürger“ Lebrun und Rouget de l'Isle beauftragen, ein Kriegslied zu dichten, welches geeignet wäre, den Franzosen die Idee beizubringen, daß der Friede erst nach dem Siege komme, und so einzurichten sei, daß es nach der Melodie der Marseillaise oder des „Chant du départ“ gesungen werden könne. Denn — was freilich in der betreffenden Ordre nicht steht — wir dürfen keine Gelegenheit versäumen, den republikanischen Weisen unsern bonaparte'schen Text unterzuschieben. Während wir aber Kriegslieder bestellen und unsere gegen Deutschland und Italien bestimmten Armeen schlagfertig machen, wollen wir der Nation fortwährend unsere Friedensliebe betheuern und ihr am 8. März zurufen: „Franzosen, ihr sehnt euch nach dem Frieden; eure Regierung sehnt sich noch inniger danach.“ Denn die Welt will betrogen sein und so werde sie es. Als im Jahre 1556 der Legat Papst Pauls des Vierten, der Kardinal Carlo Caraffa, welcher an König Heinrich den Zweiten gesandt war, um Frankreich in einen blutigen Krieg hineinzumachiavellisiren, seinen feierlichen Einzug in Paris hielt, drängte sich die gedankenlose Menge zu Tausenden auf den Straßen, um den Segen des vorüberreitenden Gesandten und Neffen des Statthalters Christi zu erflehen und zu empfangen. Er aber, so thuend, als

bewegte er betend die Lippen und höbe segnend die Hände, zischelte seinen ihm zur Seite reitenden Vertrauten zu: „Laßt uns diese schäfigen Kreaturen für Narren halten, da sie es schlechterdings so haben wollen[19]." So war es und so wird es im Grunde immer sein: die Formen der Dummheit hüben, die des Machiavellismus oder Loyolaismus drüben wechseln; aber das Wesen bleibt und niemals wird es an einer hinlänglichen Anzahl von „schäfigen Kreaturen" fehlen, welche gesegnet zu werden wähnen, während man sie verhöhnt ....

Bevor die Frühlingsstürme von 1800 den Winterschnee hinweggefegt hatten, begannen diesseits und jenseits der Alpen die kriegerischen Bewegungen wieder. Hier und dort hatte Oestreich die Bürde des Krieges allein zu tragen. Denn das arme alte Reichsgespenst trat als solches gar nicht mit auf den Plan und die mittelst der Magie englischer Guineen in Bewegung gebrachte Beihülfe, welche einzelne Reichsfürsten den Oestreichern leisteten, wollte auch nicht viel bedeuten. Was England angeht, so suchte es nach wieder ausgebrochenem Kriege mit gewohntem Eifer seine Meer- und Kolonialherrschaft zu erweitern und neue Stützpunkte seiner See- und Handelsmächtigkeit in seine Gewalt zu bekommen, wie ihm das z. B. mit Malta gelang, welche Hauptburg des Mittelmeers es i. J. 1801 den Franzosen entriß. Seine Betheiligung an den Landkriegen der napoleonischen Zeit war jetzt und noch etliche Jahre lang gleich Null. Sie ist erst mit dem Auftreten Wellingtons in Spanien von Bedeutung geworden.

Bonaparte hatte beschlossen, die großen Schläge des bevorstehenden Feldzugs in Italien zu thun, auf dem Boden, wo der Widerhall seiner früheren Siege noch nicht erstorben war. Es bedurfte daher eines nicht eben großen Aufwandes von Selbstverleugnung, um das Kommando der gegen Deutschland bestimmten angeblichen Hauptarmee in den Händen Moreau's zu lassen. Wohl aber bedurfte es etlichen Witzes und Scharfsinns, wie nicht minder napoleonischer Arbeitskraft und Thätigkeit, um der Welt die bekannte täuschende Phantasmagorie der „Reserve-Armee von Dijon" vorzugaukeln und zugleich die Thatsache einer nach Italien bestimmten, in aller Eile und Stille truppweise gegen den Genfersee hinaufrückenden Armee herzustellen, mit welcher der Erste Konsul die Alpen übersteigen und wetterstralplötzlich über das vom alten Melas befehligte östreichische Heer in der lombardischen Ebene herfallen wollte. In drei Kolonnen bei Straßburg, Neu-Breisach und Basel über den

---

19) Corresp. de Nap. VI, 203, 215. Thuanus, Histor. sui temp. III, XVII, 29.

Rhein nach Deutschland hereinbrechend, begann Moreau an der Spitze von etwa 135,000 Mann, von welchen 100,000 Mann wirkliche Feldtruppen, am 25. April seine Operationen gegen das östreichische Heer, welches, unter des Feldzeugmeisters Kray Oberbefehl, in der Stärke von 101,734 Mann von Graubünden und Vorarlberg an über den Schwarzwald hin bis zum Rhein, Neckar und Main verzettelt stand [20]). Moreau, wie eigens dazu geschaffen, der Welt den Beweis zu liefern, daß Einer ein mittelmäßiger Kopf und schwacher Charakter und dabei dennoch ein tüchtiger General sein könne, manövrirte in den ersten Wochen des Maimonds seinen Gegner Kray, dem es doch keineswegs an Verstand und Bravheit gebrach, vermöge der überlegenen Manövrirfähigkeit der Franzosen aus dem Hegau und dem obern Donauthal bis nach Ulm hinunter, bei welcher Stadt die Oestreicher ein festes Lager bezogen. Dann trat auf dem deutschen Kriegstheater ein langer Stillstand der Operationen ein, theils weil mit dem vorsichtigen und tapfern Kray doch nicht so leicht fertig zu werden war, theils weil Moreau, überhaupt nicht der Mann, entscheidende Schläge im bonaparte'schen Styl zu führen, als einen annehmbaren Grund seiner zaudernden Strategik schmollend den

20) Die genaue Angabe des Stärkebetrags der Armeen ist bekanntlich eine der schwierigsten Aufgaben gewissenhafter Geschichtsdarstellung, weil selbst die Zahlenangaben amtlicher Tabellen, auch wo sie rückhaltslos veröffentlicht werden, nicht immer unanfechtbar zuverlässig sind. Die bekannte „Geschichte der Kriege in Europa" u. s. w., ein ebenso redliches als trockenes Buch, bestimmt (VI, 145) die Stärke der östreichischen Armee, welche i. J. 1800 in Deutschland der moreau'schen entgegenstand, auf nahezu 109,000 Mann. Die „Oestreichische militärische Zeitschrift" (Jahrg. 1836, I, 251) dagegen gibt (nach amtlichen Quellen) die von mir im Text adoptirte Zahl. In der Bestimmung der Stärke von Moreau's Armee bin ich Kausler und Wörl gefolgt („Die Kriege von 1792 bis 1815", S. 302), doch ist zu bemerken, daß die Angabe von „100,000 Kombattanten" nach Abzug der Besatzung von Mainz und des unter Lecourbe's Befehlen von Laufenburg bis Ragaz in der Schweiz aufgestellten Korps zu hoch gegriffen sein dürfte. Die genauesten französischen Berechnungen geben an, daß das wirklich operirende Heer Moreau's nur 74,000 Mann stark gewesen sei. Auf Seite der Oestreicher blieben freilich ebenfalls an 25,000 Mann völlig unthätig in Graubünden und Vorarlberg stehen. . . . . Selbstverständlich hab' ich von französischen Quellen, welche ich in Betreff solcher Zahlenangaben, wie der militärischen Ereignisse überhaupt, zu Rathe zog, den „Précis des événements militaires" von Matthieu Dumas — nicht zu verwechseln mit den Souvenirs dieses Generals — und die „Histoire critique et militaire des guerres" von Jomini mit in die erste Reihe gestellt. Leider besitzt die kriegsgeschichtliche Literatur der Franzosen kein drittes Werk, welches sich an Wahrheitsliebe im Allgemeinen und an aufrichtiger Genauigkeit hinsichtlich der Zahlenverhältnisse im Besonderen mit dem Buch Chambray's über den Feldzug von 1812 und mit dem Buch von Charras über den Feldzug von 1815 messen könnte.

Umstand geltend machen konnte, daß er 15,000 Mann von seiner Armee unter Moncey's Führung aus Schwaben durch die Schweiz und über den Gotthard zur Verstärkung der französischen Streitmacht in Italien habe entsenden müssen.

Es konnte nicht anders erwartet werden als daß die Entscheidung des Feldzugs da sein würde, wo Bonaparte war. Nachdem er ungeduldig die ersten Nachrichten von Moreau's Vorgehen in Deutschland, von welchem Vorgehen die Aufhebung der Verbindung zwischen den östreichischen Armeen diesseits und jenseits der Alpen abhing, erwartet hatte, verließ der Erste Konsul am 6. Mai Paris, führte zu Dijon eine Revue-Komödie auf zur Erbauung der fremden Kundschafter und rannte nach Genf, allwo die Ufer des Leman entlang nicht das dijoner Dunst- und Scheinbild, sondern die Wirklichkeit der Reserve-Armee zum Alpenübergang bereit stand. Hohe, höchste Zeit war es hiezu, denn die Ueberreste der französischen Streitkräfte in Ober-Italien, befehligt von Suchet und Massena, waren durch die weit überlegenen östreichischen — Melas hatte im Ganzen an 130,000 Mann zu seiner Verfügung — auf den südlichen Abhang der Meeralpen zurückgedrängt worden, so zwar, daß Suchet sich genöthigt sah, aus der Grafschaft Nizza über den Gränzfluß Var nach Frankreich zurückzugehen, während Massena mit 15,000 Mann sich in dem festen Genua einschloß und heldenmüthig eine Belagerung bestand gegen 40,000 Oestreicher unter dem General Ott, gegen den Hunger und gegen die durch den Hunger zur Verzweiflung getriebene Bewohnerschaft der Stadt. Am 5. Juni war die äußerste Möglichkeit, Genua länger zu halten, zu Ende und Massena kapitulirte. Allein noch bevor die Oestreicher diesen letzten Erfolg erlangten, hatte sich auf dem oberitalischen Kriegstheater eine große Szeneveränderung vorbereitet. Denn schon wälzten sich die bonaparte'schen Heergewitterwolken an der Südseite der Alpen hernieder.

Die ganze Armee, womit der Erste Konsul in die Lombardei einbrechen wollte, hatte eine Stärke von 65,000 Mann, welche an vier Stellen, über den Gotthard, den Mont Cenis, den großen und kleinen Sankt Bernhard hinweg, die Alpen übersteigen und jenseits derselben einen Feind überraschen sollten, welcher noch immer das dijoner Dunst- und Scheinbild von einer „Reserve-Armee" im Kopfe und demnach von der ihn bedrohenden Gefahr entweder gar keine oder doch höchstens nur eine sehr nebelhafte Vorstellung hatte. Tausendäugig betrieb Bonaparte an den Gestaden des Leman die Anordnungen zum Alpenübergang. Siegesgewiß schrieb er von Lausanne aus an Desaix: „Ich bin im Begriff, mit 30,000 Mann nach Italien hinüberzusteigen, um Massena

Luft zu machen und Melas zu verjagen.“ Nicht ganz wahrheitsgetreu, wie ja das Genaunehmen mit der Wahrheit zu dieser Zeit schon nicht mehr die Sache des genialen Glücksoldaten gewesen ist. Denn nicht 30,000, sondern 40,000 Mann (35,000 M. Infanterie und Artillerie, 5000 M. Reiterei) betrug der Gewalthaufe, welchen der Erste Konsul persönlich über den großen Sankt Bernhard führen wollte. Der Ingenieur-General Marescot hatte diesen Bergpaß sorgfältig untersucht und stattete Bonaparte zu Lausanne Bericht ab. „Kann man hinüber?“ — „Ja, Bürger Konsul, aber nur mit großer Mühe und Noth.“ — „Hinüber also!“ Inmitten der anstrengenden Arbeiten, um den kühnen Hinübergedanken zur That zu machen, fand der Erste Konsul Zeit zu einer zweistündigen Unterredung mit Monsieur Necker, welche verschollene Größe von 1789 von ihrer Villa Coppet nach Genf hereingekommen, um sich dem neuen Gebieter Frankreichs vorzustellen. Kein Zweifel, Necker hätte seine Person und seine ganze Finanzerei demselben gerne zur Verfügung gestellt; denn Dame Staël bezeugt uns süßsäuerlich, Bonaparte habe einen „ziemlich angenehmen“ Eindruck auf ihren Vater gemacht. Allein der angenehme Eindruck war kein gegenseitiger. Monsieur Necker imponirte mit seinem selbstgefälligen Gerede von der „Moralität, die ein Finanzminister haben müsse,“ dem Ersten Konsul ganz und gar nicht und dieser nahm von dem leicht erkennbaren Wunsch des Genfers, wieder an die Spitze der französischen Finanzverwaltung gestellt zu werden, nicht die geringste Notiz, sondern sagte achselzuckend zu seinem Geheimschreiber Bourrienne: „Er hat mir nichts Erwähnenswerthes mitgetheilt. Ein Bankier von beschränkten Ansichten, weit unter der Vorstellung, die ich von ihm gehabt. Ja, ja, so geht es: die meisten Berühmtheiten können eine Betrachtung aus der Nähe nicht vertragen[21].“

Lannes, nachmals Titularherzog von Montebello, unter dem napoleonischen Marschallsrock stets die rauhe Sitte und Sprechweise eines tapfersten Soldaten und tüchtigsten Generals der Republik bewahrend, Einer, welcher es bis zuletzt wagte, den allmächtigen Imperator im unbefangensten Kameradenton gelegentlich zu erinnern, daß er ihn als armen Teufel von Sekondelieutenant gekannt habe, — Lannes brach mit der Vorhut des Gewalthaufens im Morgengrauen des 15. Mai vom nördlichen Fuße des großen Bernhard auf. Im Laufe der vier folgenden Tage überklomm und überkletterte Division um Division die Schneefelder

21) Corresp. de Nap. VI, 345. Dumas, Précis, III, 160 seq. Thibaudeau, Hist. du consul. I, 261. Staël, Considérat. II, chap. 7. Mem. Nap. I, 179. Bourrienne, Mém. IV, chap. 7.

und Eisrunsen des Alpenpasses, Pferde, Geschütze und Troß mit sich ziehend und schleppend, so gut es eben gehen mochte und wollte. Am 20. Mai ging der Erste Konsul zu Fuße über den Berg, nur mitunter eines Maulthiers sich bedienend. Mühe und Noth genug und mehr als genug kostete das „Hinüber", aber es gelang und auch das Fort Bard, welches sich im engen Dora-Thal mit seinen östreichischen Kanonen breitmachte, vermochte dem bonaparte'schen Hinüber! keinen Halt zu gebieten. Jetzt endlich dämmerte dem östreichischen Heerführer drunten am Var die Gewißheit auf, daß der Alpenübergang der französischen „Reserve-Armee" kein Märchen sei. Als er aber, von Streitkräften zusammenraffend, was gerade bei der Hand, von Nizza her gen Turin sich aufmachte und am 26. Mai daselbst anlangte, war es schon zu spät, den Versuch zu wagen — auch wenn die Verzettelung der östreichischen Heerhaufen diesen Versuch zugelassen — das Hervorbrechen der feindlichen Harste aus den Thalmündungen am Südabhange der Alpen zu verhindern. Und dann operirte dieser Parvenu von Bonaparte leider Gottes auch gar nicht so, wie die Regeln der Kriegskunst es verlangten und wie richtige östreichische Generale, deren Ur-Urgroßväter schon zu den Zeiten der Gallas und Piccolomini Mitheerverderber gewesen waren, billiger Weise es erwarten konnten. Das Regelrechteste war doch wohl, daß Bonaparte vor Allem versuchte, dem in Genua eingeschlossenen Massena Entsatz zu bringen. Aber was kümmerte sich so ein Bönhase von General, dessen Avancement auch gar kein regelmäßiges gewesen, um die Paragraphen der Kriegswissenschaftskompendien?

Er ging seinen eigenen Weg, der „Bunabarde Jildirim". Am 24. Mai schrieb er von Aosta aus an seinen Bruder Joseph: „Wir sind hieher herabgefahren wie der Blitz (nous sommes tombés ici comme la foudre). Der Feind hat uns schlechterdings nicht hier erwartet und will kaum glauben, daß wir da. Größte Ereignisse bereiten sich vor. Die Resultate werden, hoff' ich, bedeutend sein für das Glück und den Ruhm der Republik." Fünf Tage darauf, nachdem die östreichischen Vortruppen allenthalben von den Abhängen der Alpen gegen Turin zurückgetrieben waren, hielt er über seine an der Chiusella zusammengezogenen Scharen Heerschau und setzte ein Kind in die Welt, das nachmals ungeheuren Lärm darin gemacht hat. Dieses Kind erhielt den Namen „Bulletin", auf welchen es zu Ivrea, seiner Geburtsstätte, am 9. Prairial oder 29. Mai des Jahres 1800 getauft ward. In der unscheinbaren Gestalt eines simpeln Tagsbefehls an die Reserve-Armee zur Welt gekommen, wuchs das Kleine, mit Gloire aufgepäppelt, binnen Kurzem zu einem ungeheuerlichen Ding heran, zu einem Riesenschlauch

so zu sagen, außen gleißend von den blendendsten Phrasenfarben, aber innen voll Lüge, Hochmuth und Falschheit. Also rumorte es elf Jahre und etliche Monate lang in der Welt umher, bis der Tag kam — es war der 3. Dezember von 1812 — an welchem zu Molodeczno in Litthauen der Riesenschlauch barst, Europa mit entsetzlichem Gestank erfüllend .... Während der wackere altfränkische Melas zu Turin mit der Stange der Methode im Nebel der Ungewißheit herumtastete, wandte sich der Erste Konsul plötzlich ostwärts und zog am 2. Juni in Mailand ein, wo die sofort bewerkstelligte Wiederaufrichtung des Scheinbilds der cisalpinischen Republik mit Jubel begrüßt wurde. Von Denen, die an diesem Tage in den Straßen der lombardischen Hauptstadt die einziehenden Franzosen als „Befreier“ anjubelten, haben gewiß noch viele, vielleicht die meisten, nicht minder begeistert die am 9. Mai 1814 wiederum in Mailand einziehenden Oestreicher gleichfalls als Befreier angejubelt; denn es ziemt dem Knechtssinn der charakterlosen Menge, jeden Dekorationswechsel mit Jubel zu begrüßen ... Bonaparte machte sich, auch abgesehen von seinen Feldherrngeschäften, in Mailand viel zu thun. „Paßt mir auf den Georges Cadoudal auf, der aus England zurück ist; schafft mir ihn lebendig oder todt,“ schrieb er an Minister Fouché. „Laßt ein Pamphlet drucken, welches den Beweis führt, daß das Haus Oestreich *stets* zum Schaden und auf Kosten des deutschen Reichs sich vergrößert habe,“ schrieb er an Minister Talleyrand. Am 4. Juni ließ er den hoffnungsvollen Säugling Bulletin den Mund aufthun und sagen: „Im Dom von Mailand ward ein Tedeum gesungen für die glückliche Befreiung von Ketzern und Heiden“ (des héretiques et des infidèles), welche „Ketzer“ und „Heiden“ von Oestreichern mit einem bulletinischen Strom von Schmähungen überschüttet wurden. Tags darauf that er an die versammelte Geistlichkeit der lombardischen Hauptstadt eine Anrede, in welcher seine Absicht, den Katholicismus in Frankreich wieder herzustellen, zum ersten Mal mit Schall also explodirte: „Ich bin Katholik und bin überzeugt, daß diese Religion die einzige ist, welche das wahre Glück einer wohleingerichteten Gesellschaft begründen und die Grundlagen einer guten Regierung kräftigen kann. Frankreich, belehrt durch seine Mißgeschicke, hat erkannt, daß die katholische Religion der einzige Anker, auf welchen es sich inmitten der Stürme und Wogen verlassen kann.“ Und so weiter in dieser Tonart. Zu Mailand ist demnach am 5. Juni von 1800 das Präludium zum Konkordat gespielt worden.

Zuvörderst mußte das „eiserne Würfelspiel“ mit Melas zum Austrag gebracht werden und wurde, wie bekannt, nachdem schon die Probewürfe bei Casteggio und Montebello (9. Juni) zum Nachtheil der

Oestreicher ausgefallen, am 14. Juni durch den Hauptwurf auf dem Blachfeld zwischen dem Dorf Marengo, dem Fluß Bormida und dem Bach Fontana Nuova entschieden. „Es gab da eigentlich zwei Schlachten an einem und demselben Tage," sagte Bonaparte auf der Rückreise nach Paris in Dijon zu Matthieu Dumas. „Die erste verlor, die zweite gewann ich." Er hätte hinzufügen sollen: Mit Hülfe des armen Desaix, ja sehr mit dessen Hülfe. Denn in der falschen Voraussetzung, die Oestreicher zögen sich, einer Schlacht ausweichend, gegen Genua hin zurück, hatte der Erste Konsul die von Desaix befehligte Division Boudet in der Richtung von Novi entsandt, um dem Feinde den Weg zu verlegen. Desaix machte aber Kehrt, sowie er von Marengo her den Geschützdonner der beginnenden Schlacht vernahm, und so erreichte ihn der von Bonaparte gesandte Eilbote noch rechtzeitig. Die Oestreicher, am Morgen aus Alessandria aufgebrochen, überschritten die Bormida in einer Stärke von 30,800 Mann, welchen Bonaparte, nach Desaix's Entsendung, höchstens 20,000 Mann entgegenzustellen hatte. Schon um 9 Uhr Morgens hatten sich die Oestreicher Marengo's bemächtigt. Sie jagten von dort das Korps Viktors in die Flucht und nöthigten auch das Korps von Lannes zum Rückzug. Vergebens führte dann der Erste Konsul dem siegreichen Feinde, dem auf der weiten Ebene seine Ueberlegenheit an Reiterei sehr zu statten kam, die Division Monnier und die 900 Grenadiere der Konsulargarde entgegen. Um 2 Uhr Mittags war die ganze Linie der Franzosen in unaufhaltsamem Weichen. Hätten die Oestreicher gehörig nachgedrückt, so war die Niederlage des Feindes vollständig. Aber vorzeitig wähnend, Sieger zu sein, kehrte der alte Melas, verwundet und erschöpft wie er war, nach Alessandria zurück, leider auch die Einheit im Kommando mit sich nehmend. Jetzt aber hob der zweite Akt des blutigen Spiels von Marengo an. Denn während die Oestreicher auf der erstrittenen Walstatt sorglos sich reckten und dehnten, sammelten sich die geschlagenen Franzosen bei San Giuliano wieder und kam Desaix. Ein nochmaliges Vorgehen wird beschlossen, angeordnet und ausgeführt. Desaix, unterstützt von einer wohlangebrachten Kartätschen-Kanonade Marmonts und einem kühnen Reiterangriff Kellermanns, führt mit seiner Sturmkolonne den entscheidenden Stoß, den Sieg freilich mit seinem jungen Leben bezahlend, einem der kostbarsten und hoffnungsreichsten Leben in der französischen Armee. Man sieht, der „Blitz" war nahe daran gewesen, statt erhaben zu treffen in den Gewässern der Bormida kläglich zu erlöschen. Denn ohne den Sieg von Marengo kein Napoleonismus. Die armen östreichischen und französischen Soldaten, die sich zu Tausenden mordeten — die Schlacht

war, obgleich nicht mit Massen geschlagen, so blutig, daß der Verlust an Todten und Verwundeten hüben und drüben 7—8000 Mann betrug — ja, die armen östreichischen oder französischen Soldaten hatten keine Ahnung, daß sie, während sie um die „Ehre“ eines schwarzgelben Seidenlappens oder „pour la gloire“ gegenseitig sich zu Tausenden mordeten, nur die Würfel waren, womit um eine Kaiserkrone geknöchelt wurde. Und dazu waren sie, doch auch „vernunftbegabte“ Wesen gleichsam, von ihren Müttern in Wonne empfangen und in Schmerzen geboren worden? In Wahrheit, beim Anblick so einer Walstatt könnte man leicht auf den Einfall kommen, die Lehre von der Ver- und Durchteufelung der Welt sei doch nicht so ganz nur eine kirchenväterliche Marotte, sei doch etwas mehr als eine hypochondrische Narrethei des rebellischen Mönchs von Wittenberg.

Der alte Melas sah die Niederlage für eine entscheidende an und ging am 15. Juni einen Waffenstillstand ein, welcher ihm gestattete, die Trümmer seines Heeres hinter die Wälle von Mantua zurückzuführen. Der nächstliegende Siegespreis für Bonaparte war der Besitz der Lombardei und Piemonts. Ein zweitnächster, daß das frondirende Gemunkel, welches in etlichen pariser Salons, insbesondere in dem von Sieyes, gegen den Ersten Konsul zu raunen und zu zischeln begonnen hatte, als ein Gerücht über die Alpen geflogen von einer Niederlage Bonaparte's, urplötzlich verstummte. Von Marengo aus richtete der Sieger am 16. Juni ein Schreiben an Kaiser Franz, zum Zwecke, den Waffenstillstand auch auf die in Deutschland kämpfenden Heere auszudehnen und Friedensunterhandlungen anzubahnen. Bonaparte hatte seinen Corneille und Racine, seinen Ossian und Werther nicht fruchtlos studirt: es war Pathos in seiner Epistel und dichterischer Schwung. „Inmitten von Schmerzgestöhn und umgeben von 15,000 Leichen, beschwöre ich Ew. Majestät, den Ruf der Menschlichkeit zu hören und nicht zu gestatten, daß zwei tapfere und mächtige Nationen sich gegenseitig erwürgen, um Interessen zu fördern, die ihnen fremde sind.“ Galt der englischen Interessenpolitik, dieser Hieb, und zwar, wie man gestehen muß, nicht ohne Grund, auch falls es mehr Dichtung als Wahrheit sein sollte, daß, wie ein bonaparte'sches Bulletin vom 17. Juni angab, ein verdienter östreichischer General im französischen Hauptquartier geäußert habe, der Kontinent würde nicht eher zu Ruhe und Gedeihen kommen, bis er sich einmüthig gegen jede Einmischung dieses „feilen und krämerischen“ Inselvolks in seine Angelegenheiten erhöbe, dieses Inselvolks, welches „mit unserem Blute die Vergrößerung seines Handels erkauft.“ Am 18. Juni wohnte der Erste Konsul einem im

Dom zu Mailand gesungenen Siegestedeum an und ermangelte nicht, Frankreich zu verkünden, daß „cette cérémonie était imposante et superbe.“ Denn wir müssen jede Gelegenheit ergreifen, die Wiederherstellung der „Religion“ vorzubereiten, maßen der Altar die sicherste Stufe zum Thron. Es ist daher gescheidt von unserem Bruder Lucien, daß er als Minister des Innern auch zu Paris ein Tedeum anordnet, welches am 22. Juni wirklich stattfindet und zwar unter dem Zulauf von 60,000 Menschen, wohlgezählt. . . . Nachdem er für Ober-Italien eine provisorische Regierungsmaschinerie eingerichtet, auch zu Mailand den Schein einer Volksvertretung („Consulta“) zu Nutzen und Frommen der italischen „Ideologen“ installirt und endlich Massena zum Obergeneral des jenseits der Alpen verbleibenden französischen Heeres bestellt hatte, ging der Erste Konsul über Lyon und Dijon nach Paris zurück. Von Lyon schrieb er an Bruder Lucien, er wolle bei seiner Ankunft weder Triumphbogen noch Empfangsceremonieen vorfinden; „denn ich habe eine zu gute Meinung von mir, um dergleichen Firlefanz (colifichets) werthzuschätzen.“ Später gehörte die Werthschätzung derartiger „Colifichets“ bekanntlich sehr zum „System“ des Napoleonismus. Auf dem Wege durch Burgund sagte Bonaparte zu seinem Wagengefährten Bourrienne: „Nur noch etliche große Ereignisse, wie dieser Feldzug eins war, und ich kann zur Nachwelt gelangen.“ — „Ei, ich sollte meinen, daß Ihr zu diesem Zweck schon genug gethan habt.“ — „Genug gethan? Ich? Da seid Ihr sehr auf dem Holzweg. Allerdings hab' ich binnen zwei Jahren Kairo, Paris und Mailand erobert; aber falls ich morgen stürbe, würd' ich nach einem Jahrtausend in einem Weltgeschichtsbuch kaum eine halbe Seite ausfüllen [22].“ Seifenblase Ruhm, wie magiekräftig muß dein Farbenspiel gleißen, daß in demselben Lustrum, wo der größte Realist der Zeit so sprach, auch der größte Idealist den Ruhm als das höchste der Güter zu preisen sich getrieben fühlte [23].

22) Mém. du roi Joseph, I, 191. Corresp. de Nap. VI, 388, 405, 416, 417, 424, 426, 427, 453, 460, 468, 474, 492. Marmont (Duc de Raguse), Mém. II, 126 seq. Marmonts Schlachtbericht darf wohl als der im Ganzen unbefangenste von allen französischen bezeichnet werden. Bonaparte's Siegesbulletin, dat. Torre dei Garoffoli, 15. Juni (Corresp. de Nap. VI, 453), ist schon sehr bulletinisch gehalten — es lügt, nur 600 Franzosen seien gefallen — doch immerhin noch nicht so sehr, daß es sich gescheut hätte, an einer Stelle zu bekennen: „La bataille paraissait perdue.“ — Dumas, Souvenirs, III, 182. Bignon, l. c. I, 131. Bourrienne IV, chap. 10.

23) „Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch!
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.“

Kaiser Franz und sein Minister Thugut fanden die Friedensepistel des Siegers von Marengo nicht beweglich genug. Um so weniger, als gerade einige Stunden vor dem Eintreffen derselben Thugut und der englische Botschafter mitsammen zu Wien einen Vertrag unterzeichnet hatten, kraft dessen England sich verpflichtete, an Oestreich zwei Millionen Pfund Sterling Unterstützungsgelder zu zahlen, und Oestreich, keinen Separatfrieden mit der französischen Republik zu schließen, sondern den Krieg gegen dieselbe energisch fortzuführen. Fortgeführt wurde er denn auch, nach Abwickelung eines Friedensheuchelspiels, darin bestehend, daß Thugut und Talleyrand — par nobile fratrum — sich aus der Ferne um die Frage duellirten, welcher von ihnen im Rank und Schwank, im Lug und Trug der Gewandtere sei. Mit der Energie der öftreichischen Kriegsführung war es freilich so lotterig und schlotterig bestellt, daß Bonaparte, Herr von Norditalien und Süddeutschland, mittelst der den Waffenstillstand noch um 45 Tage verlängernden Uebereinkunft von Hohenlinden (20. September) Oestreich nur noch eine Galgenfrist gewährte. Zwar trat in Folge dieser Vereinbarung der „Feuerspeiteufel“ Thugut von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oestreichs zurück — (wenigstens pro forma) — und übertrug Kaiser Franz dieselbe dem geschmeidigen Kobenzl, so daß sich die Aussichten für ernstliche Friedensunterhandlungen günstiger zu stellen schienen. Allein Oestreich weigerte sich nicht unehrenhaft fortwährend, mit Beiseitelassung Englands Frieden zu schließen, und so konnte ihm über dieses Bedenken erst das unwiderstehliche Argument der entschiedenen Niederlage hinweghelfen, die es am 3. Dezember 1800 in der großen Waldschlacht bei Hohenlinden erlitt. Wie hätten auch die Oestreicher dort siegen sollen? Waren ihnen doch die Franzosen an Güte des Armeematerials und der Ausrüstung nicht nur, sondern auch an Zahl überlegen und wurden von Moreau kommandirt, während ein unreifer Junge, der achtzehnjährige Erzherzog Johann, und ein abgestandener Greis, der Feldzeugmeister Lauer, den öftreichischen Heerbefehl mitsammen führten oder vielmehr nicht führten.

Der Schlag von Hohenlinden war so furchtbar, daß an eine weitere Fortführung des Krieges von Seiten Oestreichs nicht mehr gedacht werden konnte. Der zu spät herbeibeschworene Erzherzog Karl fand das geschlagene Heer in völliger Auflösung. Jetzt mußte Oestreich England England sein lassen und mit den Friedensverhandlungen zu Lüneville, wo der Herr Graf von Lehrbach seit November mit dem Citoyen Joseph Bonaparte nichtssagende Redensarten ausgetauscht hatte, Ernst machen, schwersten, traurigsten Ernst. Auch dem französischen Machthaber, dessen

an seinen Bruder Joseph während der lüneviller Verhandlungen gerichtete Briefe Meisterstücke von diplomatischer Schlauheit und Verschlagenheit sind, war es um raschen Abschluß zu thun, da er jetzt des Friedens bedurfte, damit der Reifungsprozeß der Puppe Bonaparte zum Schmetterling Napoleon desto ungestörter vor sich gehen könnte. Der werdende Schmetterling reckte übrigens schon jetzt annexirlustige Fühlhörner, welche freilich mehr imperatorischen Löwenklauen glichen, aus der Puppe hervor. Schon gingen manchmal an einem und demselben Tage zwei oder drei Annexirungsbefehle von dem Arbeitskabinett des Ersten Konsuls aus, in dieser Fassung: — „Ihr werdet, Bürger Minister, Dem und Jenem kundmachen, daß es mir paßt, den Platz Soundso und das Land Diesunddas mit dem Gebiet der französischen Republik zu vereinigen." Das Länderverspeisen hatte begonnen und das Speisen wurde bald zum Verschlingen. . . . Einstweilen diktirte Bonaparte durch den Mund seines Bruders Joseph Oestreich und dem deutschen Reiche den Frieden, welcher am 9. Februar 1801 zu Lüneville unterzeichnet wurde. Der Czar aller Reußen, von dessen Marotten die des plötzlichen Enthusiasmus für Bonaparte eine der letzten sein sollte, hatte dieses Diktat eifrigst unterstützt und auch die preußische Politik der „freien Hand", par courtoisie angefragt, hatte zugestimmt. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen ausgemergelter, gelähmter, dem Marasmus senilis rettungslos verfallener Leib oder Leichnam von dem Ungeziefer seiner nahezu 2000 „Souveraine" wimmelte, wurde gar nicht in Anfrage gesetzt. Selbst sein Kaiser, der „gewissenhafte" Franz, hielt das für überflüssig. Und es war auch überflüssig. Bonaparte regierte ja so wie so die französisch-russische Kneipzange, womit das arme alte Ding zu Schanden gerissen wurde. Es besaß nicht mehr so viel Kraft, um auch nur *einen* rechten Schmerzensschrei auszustoßen. Das „Ungeziefer" aber, größerer und kleinerer Sorte, machte sich nach Paris auf, um wetteifernd die Stufen des Konsularthrons Bonaparte's zu umkriechen, vor welchem ja auch der Gesandte Preußens, der italische Marchese Lucchesini, die Genuflexionen seiner schmeichlerischen Niedertracht machte. Der lüneviller Friedensschluß war eine Aufwärmung der Bestimmungen des Friedens von Campo Formio, sowie des Schacher- und Raubgeschäfts von Rastadt. Das Reich trat an Frankreich ab das ganze linke Rheinufer und sollten die erblichen Fürsten, welche dort Land und Leute besessen, auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden, — ein Hippenwink von Freund Hein, welcher eine beträchtliche Anzahl von bischöflichen Mitren und äbtlichen Infuln, von Reichsfürsten-, Reichsgrafen- und Reichsfreiherrnkrönlein in wohlbegründet-zappelnde Todesangst versetzte. Denn auch

welschen Dynasten, dem Großherzog von Toskana, dem Herzog von Modena, sollten aus den Fetzen des Reichsmantels der armen Germania Kleider zugeschnitten werden, um ihre Blöße zu decken, d. h. sie sollten mit deutschen Gebieten für die Einbuße ihrer italischen entschädigt werden. Oestreich trat ab den Breisgau, das Frickthal, Belgien und die Lombardei und erhielt als Ersatz Venedig und dessen Gebiet bis zur Etsch, sowie Istrien und Dalmatien. Im Ganzen verlor Deutschland zu Lüneville ungefähr 1150 Geviertmeilen mit nahezu 3,500,000 Bewohnern. Die besagte Kneipzange, deren ersprießliche Handhabung dem Ersten Konsul durch die freundliche Beihülfe von Preußen, Baiern, Würtemberg (u. s. w. im deutschen Partikularismuselend), ganz insbesondere aber durch die treugehorsamen Dienste des neuen und letzten Kurfürsten von Mainz, des Kurerzkanzlers und Mollusken-Menschen Dalberg, wesentlich erleichtert wurde, arbeitete dann rüstig weiter und entpreßte dem Antiquitätenkabinett von Reichstag zu Regensburg jenen schmachvollen „Reichsdeputationshauptschluß“ vom 25. Februar 1803, eine Haupt- und Staatsaktion, deren Sinn und Zweck kein anderer war, als das, was noch Deutschland hieß, für den großen Verschlinger zu Paris recht lockend und leicht schlingbar bereit zu legen. Der deutsche Reichstraum war aus. Es bedeutete nicht einmal mehr den Schatten *eines* Scheins, wenn Franz von Lothringen-Habsburg den Titel eines *deutschen* Kaisers noch eine Weile fortführte. Diese Kaiserschaft war nur noch ein Spuk des Aberwitzes, dessen Lächerlichkeit sich auch in der Hofburg zu Wien so fühlbar machte, daß man schon jetzt oder wenigstens im nächstfolgenden Jahre ernstlich daran dachte, ein östreichisches Erbkaiserthum aufzurichten, um doch mit Grund den Kaisertitel zu führen[24]).

Derweil war auch in dem Kampfe zwischen Frankreich und England eine Pause eingetreten, jene Pause, welche man den Frieden von Amiens nennt. Der Erste Konsul hatte nach Beendigung des Festlandkrieges Alles aufgeboten, um das jetzt alleinstehende England einzuschüchtern, und unter seinen Bedrohungsmitteln besonders auch den Gedanken einer Landung an der englischen Küste ins Auge gefaßt und zur Verwirklichung desselben Anstalten gemacht. Damals soll ein armer Teufel von vagi-

---

24) Nach amtlichen Angaben (Oestreich. militär. Zeitschrift, 1836, IV, 35) betrug der Verlust der Oestreicher bei Hohenlinden beinahe 3000 Todte und Verwundete, mehr als 7000 Gefangene und 50 Geschütze. Dazu kam, daß das bairische Hülfskorps ebenfalls nahezu 3000 Mann und 24 Geschütze eingebüßt hatte. — Mém. du roi Joseph, I, 193. Corresp. de Nap. VI, 733. Gagern, Mein Antheil an der Politik, S. 97, 98, 99, 119. Corresp. de Nap. IX, 534.

rendem Yankee, der im Jahre 1767 irgendwo in Pennsylvanien geboren worden, vor Bonaparte getreten sein und zu ihm gesagt haben: „Das Meer und Englands Flotten verwehren Euch den Zugang zu Eurem Feinde. Wohlan, ich besitze ein Mittel, Eure Heere binnen wenigen Stunden, den Winden und Wellen und feindlichen Orlogschiffen zum Trotz, nach Albions Gestaden hinüberzuschaffen." Damit überreichte der Mann eine Denkschrift, in welcher sein wunderbares Mittel erörtert war, und der Erste Konsul, auf welchen der Fremde einen „ideologischen" Eindruck machte, überwies diese Denkschrift den Hochweisen von der Akademie. Die Hochweisen aber, siehe, zogen die Brauen professorlich hinauf und die Schultern doktorlich hernieder und sprachen mit der ganzen Salbung des Zunftbewußtseins: „Charlatanerie!" Worauf Bonaparte: „Ich dachte mir's. Gebt dem Kerl den Laufpaß". Der „Kerl" war Robert Fulton und die Charlatanerie die Erfindung des Dampfschiffs. Nur eine Variation eines sehr alten und immer neuen Thema's: — die wahren Helden der Menschheit sind in den Augen der Hochweisen und Hochmächtigen bloße Charlatane. Und in den Augen des Volkes? Das Volk kennt sie nicht. . . . Die Landungsdrohung ließ jedoch England keineswegs so gemüthsruhig, wie englische Geschichtschreiber sich den Anschein geben, besonders vollends, nachdem im August von 1801 ein Versuch Nelsons, die unter den Küstenbatterien von Boulogne ankernde französische Schiffslinie zu sprengen und zu vernichten, gänzlich mißlungen war. Andere Ursachen — die Ungeheuerlichkeit der Kriegskosten, der furchtbare Steuerdruck, die Suspension der gesetzlichen Freiheiten, die erwiesene Unfähigkeit des leitenden Ministers in Betreff der Kriegsleitung — waren hinzugetreten, den Stern des Pittismus für eine Weile erbleichen zu machen. Ein übrigens Pitt zur Ehre gereichendes Zerwürfniß mit dem bornirten König hinsichtlich den irischen Katholiken einzuräumender Bewilligungen hatte dann den Ausschlag gegeben. Pitt trat zurück und der König berief Henry Addington, der zwar ein Pittist, aber ein ganz talentloser war und demnach die pitt'sche Kriegspolitik nicht fortzuführen vermochte. Das Ministerium Addington machte dem Ersten Konsul Friedensanträge, welcher sie beifällig aufnahm. Die vereinbarten Präliminarartikel gingen im November in beiden Häusern des Parlaments fast einstimmig durch. Zum definitiven Abschluß des Friedenswerkes traten Lord Cornwallis als englischer und Joseph Bonaparte als französischer Bevollmächtigter zu Amiens zusammen. Der Erste Konsul brannte, die Sache beendigt zu sehen. „Finissez, finissez donc!" schrieb er seinem Bruder. Am 27. März 1802 wurde der Friedensvertrag zu Amiens unterzeichnet und zwar

auf diese wesentlichen Bedingungen hin: — Frankreich räumt den Kirchenstaat und Neapel; England gibt seine Eroberungen heraus mit Ausnahme von Ceylon und Trinidad; Aegypten wird dem Sultan, Malta dem Malteserorden zurückgegeben; die aus Holland vertriebene Erbstatthalterfamilie Nassau-Oranien erhält eine Entschädigung; die Selbstständigkeit Portugals und die Republik der sieben (jonischen) Inseln wird anerkannt; die Fragen von den Bourbonen, den Emigranten, dem König von Sardinien und noch andere kitzlige werden mit Stillschweigen übergangen. . . . Der Jubel über den Frieden war groß in Paris, größer in London und in England überhaupt[25]). Kinder und Völker freuten sich überall der kurzlebigen Illusion. Es gab jetzt ein großes Geströme nach dem Seine-Babylon. Scharen von Engländern kamen, um ihren in insularischer Abgeschlossenheit schimmelig gewordenen Spleen auf den Boulevards zu lüften; italische Sängerinnen und andere Buhlweiber, um den Generalen der Pseudorepublik ihre Beutegelder verjubeln zu helfen; vornehme Damen aus aller Welt, um zu sehen, wie die Gemahlin des Ersten Konsuls es anstellte, binnen eines Monats 37 Hüte zu verbrauchen; englische und deutsche Modistinnen, um die Konsularmoden heimzuholen; Diplomaten im Unterrock, um in den wiederauflebenden Salons politische Ränke mittelst erotischer Schwänke zu fördern; Abgesandte deutscher Fürsten, um für ihre Herren einen bonaparte'schen Huldblick zu ergattern. Ja, es ging hoch her in Babel.

---

25) Bignon, II, 61 seq. Mém. du r. Joseph, I, 233. Macaulay, William Pitt (Tauchn. collect. vol. 507, p. 130—31): — „The enthusiasm with which the upper and middle classes had rushed into the war had spent itself. Jacobinism was no longer formidable. Everywhere there was a strong reaction against what was called the atheistical and anarchical philosophy of the eighteenth century. . . The treaty of Amiens was therefore hailed by the great body of the English people with extravagant joy.“

Drittes Kapitel.

Magna Charta in Rußland.

Aber nicht nur hoch und herrlich, sondern auch harsch und herbe ging es her im Konsular-Paris. Das bonaparte'sche „Quos ego!" wirkte, wirkte gewaltig, über den vom großen Erdbeben der Revolution her noch krampfhaft nachzitternden Boden Frankreichs hinschallend. Doch nicht mit einmal legt sich ein solches Gewoge. Die Grundsuppe menschlicher Leidenschaften, wenn recht zum Brodeln gekommen, verkühlt sich nicht so schnell. Vom Forum verjagt, haben sich die Partei-Fanatismen in das Dunkel der Spelunken, in die Schlupfwinkel der Komplotte zurückgezogen, um daraus von Zeit zu Zeit attentäterisch hervorzubrechen. Epigonen des niedergekartätschten Jakobinismus wetzen in kläglichen Winkelklubs Brutus-Dolche gegen den neuen Cäsar; aber diese blassen Schemen der hochrothen Titanen von 1793 bringen es nimmer zur Führung eines Stoßes. Einer von ihnen, sagt man, hat auch das Modell jener „Höllenmaschine" angegeben, welches Leute von verzweifelterem Sinn und Muth zu explodirender Ausführung bringen werden.

In der That, ein verwilderter Royalismus arbeitet in eigenthümlicher Weise für Wiederherstellung von Thron und Altar und für Wiederpflanzung bourbonischer Lilien. In den Departements von Mittel-, Süd- und Westfrankreich hat er sich förmlich zu Räuber- und Meuchlerbanden zusammengethan, welche vorgeben, auf die Jakobiner Jagd zu machen, in Wahrheit aber die Käufer von Nationalgütern ermorden, daneben ohne alles Ansehen der Person oder Partei nach links und rechts plündern, brennen und schänden und endlich im Superlativ ihrer Ruchlosigkeit als „Chauffeurs" sich bethätigen, d. h. als Quäler, welche die Fußsohlen und Beine ihrer Opfer mit langsamem Feuer sengen, um den Kitzel der Rache oder Grausamkeit zu befriedigen oder auch den Gemarterten die Angabe versteckter Schätze zu entpressen. Da thun, fürwahr, die bonaparte'schen Streifkolonnen und Militärkommissionen und Füsilladen noth, welche das Land von den Mordbrennern reinigen..... In der Hauptstadt greift der Bourbonismus mit meuchlerischer Faust höher hinauf, nachdem er zur schmerzlichen Erkenntniß gekommen, der Bonaparte wolle keineswegs den Kehrbesen machen zu Gunsten einer verrotteten Bourbonen-Sippschaft. Die Taschen bis zum Bersten mit englischem Gelde gespickt, kommen die Apostel des Lilienglaubens aus England nach Frankreich herübergeschlichen, um gegen den „neuen Cromwell"

Mord und Tod zu predigen. Er hat — wir hörten davon — im Mai des Jahres 1800 nicht ohne Grund von Mailand dringend nach Paris geschrieben: „Paßt mir auf den Georges Cadoudal auf, der in's Morbihan heimgekehrt ist.“ In seiner Art eine arge Ungereimtheit, dieser bäuerische Koloß. Vor dem bonaparte'schen Genius sich nicht beugend, aber Thatkraft und Leben auf dem Altar des bourbonischen Nichts opfernd. Ganz dazu gemacht, mit jenem nackensteifen Minister Karls des Ersten zu sagen: „Durch!“ Aber die Straffords und Cadoudals bringen es doch nur dazu, sich die Schädel einzurennen, falls ihnen eine tüchtige Mauer entgegensteht. Vorderhand schickt der unbezähmbare Chouan im November von 1800 drei seiner hartgesottensten Mordgesellen nach Paris, um dem „Usurpator“ den Krieg zu machen. Mittelst jener Höllenmaschine von Pulverfaß, welches, am Abend des 24. Dezember in der vom Karousselplatz nach der Rue Richelieu führenden Straße Saint-Nicaise losgebrannt, eine Menge von Opfern tödtete, aber das ausersehene nicht; denn der raschrollende Wagen des zur Aufführung von Haydns Schöpfung in die Opera fahrenden Ersten Konsuls war um eine schützende Straßenecke gebogen, bevor Saint-Réjant die Lunte an das höllische Ding gebracht hatte. Sofort als Widerhall der mörderischen Explosion eine entsprechende bonaparte'schen Ingrimms. „Das kam von den Jakobinern, den Republikanern! Es sind die Septembriseurs, die Schreckensmänner von 1793! Man raffe ihrer ein Schock zusammen und fort mit ihnen in die Sümpfe von Cayenne!“ Vergebens schüttelt ein scharfwitternder Polizei-Fouché den Kopf. Einhundert und dreißig arme jakobinische Schemen werden zusammengepackt und zur Deportation verurtheilt, doch nur einundsiebzig dem Deportationstod (auf den Sechellen) überliefert. Es ändert Nichts an diesem Gewaltspruch, daß inzwischen die wirklichen Höllenmaschinisten entdeckt und zwei davon zur Haft gebracht worden. Die Chouans guillotinire, die Jakobiner deportire man: so wird aufgeräumt nach rechtshin und linkshin. Denn wir brauchen freien Raum zur Aufrichtung unseres Kaiserthums.

Genau drei Monate nach dem fehlgeschlagenen Mordklapf an der Seine explodirte droben an der Newa ein Mordkomplott mit ganz anderem Erfolg[26]. ... Zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhob sich in

26) Als Hauptquelle der im Texte folgenden Darstellung des Ausgangs Kaiser Pauls des Ersten haben mir gedient die „Jugend-Erinnerungen“ des trefflichen Prinzen Eugen von Würtemberg, mitgetheilt in des Generalmajors von Helldorff Schrift: „Aus dem Leben des Kais. Russ. Generals der Infanterie Pr. Eugen v. W.“ (1861), I, 75—160. Damit kombinirte ich die bezüglichen Andeutungen in den „Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg“ (1862), I,

St. Petersburg im Hintergrunde des sogenannten Sommergartens, am rechten Ufer des Fontankakanals, inmitten von häßlich einförmigen „Exercirhäusern“ eine riesige, hellroth angestrichene Steinmasse, mit einem ausgemauerten Graben umgeben, der von mit Geschütz besetzten Bastionen überragt wurde: — der michailow'sche Palast, welchen Czar Paul der Erste binnen wenigen Jahren aufgethürmt und roth hatte anstreichen lassen, weil seine Maitresse, die Fürstin Gagarin, an dem Tage, wo der Anstrich des Schlosses zur Sprache gekommen, Handschuhe von dieser Farbe getragen. In den letzten Wochen des 18. Jahrhunderts war der bizarre Bau vollendet und von dem Czaren bezogen worden, welcher den Winterpalast wie alle übrigen Residenzen seiner Mutter Katharina mit Abscheu ansah. Hatten die Beiden einander doch so inbrünstig gehaßt, wie Mutter und Sohn in der Weltgeschichte kaum ein zweites Mal sich haßten. . . . Am 7. Februar von 1801 fuhr eine kaiserliche Karosse auf das Portal der rothen Czarenburg zu und darin saßen der alte General Diebitsch, Vater des nachmaligen Feldmarschalls dieses Namens, eine „Nußknackerfigur“, und ein dreizehnjähriger Junge, aus welchem binnen wenigen Jahren einer der tüchtigsten Männer der Zeit werden sollte, der aber jetzt, „einen wahren Bau von Puder und Pomade auf dem Kopf und in eine hellgrüne Dragoner-Uniform gesteckt, welche mit den natürlichen Dimensionen seines Körpers in Widerspruch stand,“ ganz und gar als Karikatur eines altfritzigen Miniatursoldaten erschien. Der Knabe, Prinz Eugen von Würtemberg, Brudersohn von

---

19 fg. Beide Werke — das zweitgenannte ist einem bedeutenden Theile seines Inhalts nach eine Wiederholung der von dem Prinzen schon früher veröffentlichten „Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland“ (1846) — gehören mit zu den zuverlässigsten, von einem einsichtsvollsten, wackersten und glaubwürdigsten Mithandelnden herrührenden Quellenschriften der napoleonischen Zeit. Aeltere Aufschlüsse über die russische Palastrevolution von 1801 bieten die Martens'schen Denkwürdigkeiten, die Mémoires d'un homme d'état (t. VIII), die Mémoires secrets des Grafen d'Allonville (t. V); ferner die sorgsame Schilderung derselben in Bülau's Sammelwerk: „Geheime Geschichten“, I, 58 fg., sowie endlich eine aus den „Preußischen Jahrbüchern“ in die Allg. Zeitung (1858, Beilage zu Nr. 346—47) übergegangene, von einem während der Katastrophe in Petersburg anwesenden Diplomaten an Friedrich Wilhelm den Dritten von Preußen gerichtete Denkschrift. Freilich beseitigen alle bis jetzt zugänglich gewordenen Quellen keineswegs sämmtliche Widersprüche, die sich in unserer Kenntniß der Einzelnheiten des Schauerdrama's vorfinden. Bis zu welchem Grade der Kühnheit die Hoffnungen der Kaiserin Marie, bis zu welchem Grade der Mitschuld das Gebaren des Großfürsten Alexander gegangen, dürfte wohl nie ganz genau ermittelt werden. Indessen verdanken wir den Mittheilungen des Prinzen Eugen, welche ganz wesentlich neue Züge enthalten, immerhin die Aufhellung von manchem Räthselhaften in dieser schrecklichen Tragödie.

Pauls zweiter Gemahlin Dorothea oder, russifizirt, Maria Feodorowna, machte, als der Wagen durch das gewölbte Thor der finsteren Czarenburg rollte, die Wahrnehmung, daß die Hand seines Gouverneurs und Begleiters Diebitsch eiskalt war und krampfhaft zitterte, und es kam ihm vor, als flüsterte der alte Mann in leisem Stoßgebet: „Gestrenger, friß mich nicht!“ So waren die Gefühle beschaffen, womit man sich dem Selbstherrscher aller Reußen näherte, selbst wenn man, wie der alte Diebitsch, zu seinen Günstlingen sich zählen durfte. Er wußte von paulinischen Launen zu erzählen, der alte Nußknacker. Aus preußischen Diensten in russische übergetreten, war er vom Czaren als Oberst in sein Gefolge aufgenommen, dann Knall und Fall nach Sibirien geschickt, unterwegs in Twer jedoch mit der Ernennung zum General überrascht worden. Hierauf zu den Stufen des Throns zurückgerufen, hatte er, barschem Befehlswort der czarischen Majestät gemäß, niederknieen müssen, statt des erwarteten Todesstreichs aber den Ritterschlag als Komthur des Malteserordens erhalten. Die Malteser-Großmeistersratte ist bekanntlich unter den mancherlei Ratten, welche unter der Schädeldecke Pauls umhertobten, eine der wohlgenährtesten und längstgeschwänzten gewesen.

Durch verschiedene Säle und Prachtgemächer gelangten die Ankömmlinge zu den „verhängnißvollen“ Flügelthüren, deren Eröffnung unter Diebitschs ängstlichem Geflüster: „Nun, Gott sei uns gnädig!“ dem schwäbischen Knaben die Erscheinung des Kaisers enthüllte. Mittelgroß und hager von Gestalt, hatte Paul ein schmutzig-gelbliches oder vielmehr erdfarbiges Gesicht mit kleinen Augen, afrikanischer Wurstoberlippe und garstig vorstehender Unterlippe, mit kurzer, eingedrückter, quatschiger Nase, — ganz Baschkir, ganz das Ideal kalmukischer Schönheit. Dazu der vogelscheuchige, altpreußische Anzug, der antediluvianische Uniformsschnitt, der durch die Rockschöße gesteckte Degen, die Gypsmauer der Frisur, der lange Zopf, das fahrige Gebaren, jetzt hagebuchen, jetzt quecksilbern, die heisere Schakalsstimme — Alles zusammen zerrbildhaft, widrig, unheimlich. Der junge Prinz, plötzlich von dem Gemahl seiner Tante an den russischen Hof gerufen, machte, mit der ganzen Unbefangenheit seiner zu Karlsruhe in Schlesien empfangenen ländlichen Erziehung dem Czaren entgegentretend, im Nu die Eroberung des gefürchteten Tyrannen, welcher nach einer kurzen Unterhaltung mit dem Knaben vom Stuhle aufsprang, dem General Diebitsch gnädig zuwinkte und dem Prinzen „Kußhändchen“ zuwarf mit den Worten: „Mein gnädiger Herr, ich freue mich Ihrer Bekanntschaft. Warten Sie, ich werde Sie bei der Kaiserin anmelden.“ Die Czarin Maria, „eine imposante Vierzigerin von hoher Gestalt und majestätischem Ansehen,“ sagte, ihren

Neffen fixirend: „Il a l'air bien nourri.“ Worauf der Czar: „C'est un joli garçon.“ Der junge Prinz glaubte nun auch sein Französisch zum Besten geben zu müssen; aber Paul unterbrach ihn mit der hastigen Frage: „So gut französisch sprechen lernten Sie zu Hause?“ — „Bei einem Franzosen, Ew. Majestät.“ — „Nun, da werden Sie auch bald russisch können.“ — „Es ist schwer.“ — „Woher wissen Sie das?“ — „Von meinem russischen Lehrer.“ — „Auch den hatten Sie in Karlsruhe?“ — „Zu Befehl, Ew. Majestät.“ — „Nun wahrlich, das ist schön!“ rief der Kaiser aus, in die Hände klatschend und sich zu seiner Gemahlin wendend: „Wirklich, so mancher unserer Gelbschnäbel durchflog die Welt und brachte nicht so viel zurück wie dieses Kind von Hause.“ — „Ew. Majestät, fiel ich hier naseweis ein — erzählt der Prinz — sind gänzlich im Irrthum. Ich dürfte kein Examen bestehen, aber ich werde fleißig lernen, vielleicht hole ich das Fehlende nach.“ — „Bravo, bravo!“ rief wieder der Kaiser und lachte fast krampfhaft. Sein: „C'est excellent!“ erscholl unzählige Male, er griff nach den Händen des Knaben, schüttelte sie heftig, wandte sich dann mit auffallender Gebärde zur Kaiserin, lachte abermals aus Leibeskräften und wie mit sich selbst zufrieden schlug er sich mehrere Male auf die Brust und rief aus: „Wissen Sie, daß der kleine Narr mich erobert hat?“ — warf dem Prinzen noch ein „Kußhändchen“ zu und ging „trillernd“ ab. Betroffen sah die Czarin der trillernden Majestät nach. Was ist das wieder für eine absonderliche Marotte? mochte sie denken; aber gewiß war sie weit entfernt, zu ahnen, bis zu welchem Grade der Absonderlichkeit diese neueste paulinische Marotte ging.

Es steht geschrieben: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind!“ Und es sollte geschrieben stehen: Dreimal wehe dem Lande, dessen Kaiser ein Narr! Rußland hatte das unter der aberwitzig-tyrannischen Regierung Pauls des Ersten schmerzlichst zu erfahren, eines Menschen, der von Kindheit auf Spuren von Geisteszerrüttung gezeigt hatte und, zu Mannesjahren gekommen, von Rechtswegen in eine Zwangsjacke hätte gesteckt werden müssen. Aber freilich, das „Recht der Geburt“, die „Legitimität“ gehört ja zu den heiligen Phantomen, wovor die Dummheit und Feigheit der Völker götzendienern. Die „Legitimität“ des Sohnes Katharina's der Zweiten? Ein Spottlachen geht durch die Welt, wenn man davon spricht. Er jedoch war davon überzeugt, der arme närrische Czar, und ihn mußte in dieser Ueberzeugung der Umstand bestärken, daß er „von Jugend an seiner Mutter ein Gräuel gewesen.“ Sehr wahrscheinlich auch, daß durch die fanatische Sucht Pauls, ganz und gar als legitimer Sohn des am 17. Juli 1762 zu Ropscha gräßlich gemordeten

dritten Peters sich zu gebaren, seine ursprüngliche Anlage zum Wahnsinn einen bedeutenden Anstoß zur Entwickelung erhalten hat. Abgesehen von dieser Anlage, hatte er als Großfürst auch noch andere Schattenseiten seiner Persönlichkeit verrathen: Dünkel und Jähzorn, Wollustgier und eine schon ins Närrische greifende Soldatenspielwuth. Daneben hatte er in ruhigeren Stunden recht liebenswürdig sich zu geben und seiner Umgebung einzubilden gewußt, daß ihn ein „ritterlicher Thatendrang" beseele, welche Ritterlichkeit im Grunde freilich nur in Phantasmen einer krankhaft gereizten Einbildung bestand. So hatte er sich als Großfürst gegenüber der gehaßten Mutter in die Rolle eines Hamlet hineinzustacheln versucht, so hätschelte er als Kaiser die Malteser-Großmeisterschrulle. Alle seine Regierungsakte trugen den Stempel einer launenhaften Tyrannei oder auch geradezu das Gepräge der Verrücktheit. In seiner gränzenlosen Wuth, alle Einrichtungen und die ganze Politik seiner Mutter und Vorgängerin über den Haufen zu werfen, gelang es ihm binnen kürzester Zeit, die inneren Zustände des russischen Reichs und dessen Beziehungen nach außen in ein trostloses Wirrsal zu verwandeln. Viel früher noch als in Rußland selbst machte sich im Auslande die Ueberzeugung laut, daß dieser Narr zu regieren aufhören müßte. Nur der neue Gewalthaber in Frankreich war anderer Meinung, weil er, wie wir sahen, gute Gründe hatte, zu glauben, er würde am Gängelbande seiner Schlauheit die Narrheit des Czaren führen und leiten können. Zwar bestieg Paul keineswegs ohne wohlwollende Absichten und Vorsätze den Thron, aber von Anfang an verdarb seine Abenteuerlichkeit Alles. Uebereiltes Streben, die gestrigen Fehler zu verbessern — so hat ein wissender und schonender Urtheiler, der Prinz Eugen von Würtemberg, von dieser Regierung bezeugt — lieferte dann heute noch bejammernswerthere Resultate und thürmte schon morgen einen Bau von Widersprüchen in die Höhe, der zu den unabsehbarsten Verlegenheiten geführt haben würde, wenn er nicht übermorgen von selbst zusammengefallen wäre. Unzählige ohne alles Recht und Urtheil verhängte und eben so sprunghaft-launisch zurückgenommene Verbannungen nach Sibirien, plötzliche Amtsentsetzungen und ebenso plötzliche wie maßlose Gunstbezeugungen und Standeserhöhungen, tyrannische Bestrafungen und willkürlichste Begünstigungen, eine knabenhafte Nachäfferei des Räusperns und Spuckens preußischen Großfritzenthums, ein zielloses Abspringen von den Traditionen der äußeren Politik Rußlands, ein barscher Bruch mit England, welcher die russischen Grundbesitzer in Wuth und die russischen Handelsleute in Verzweiflung brachte, ein täppisch-hastiges Zufahren auf die bonaparte'sche Leimruthe einer Allianz mit Frankreich und daneben

doch brutalste Verfolgung alles „Jakobinischen“, d. h. Französischen, bis auf die Hüte von runder Form herab, — fürwahr in diesem Wahnsinn des paulinischen Regiments ist nicht einmal Methode gewesen. Die Einzelnheiten im Thun und Lassen dieses Czarismus gingen in's Wüst-Rohe oder in's Märchenhaft-Sinnlose. Von Ersterem sah ein Schüler der Domschule zu Riga, als Paul kurz nach seiner Throngelangung dahin kam, dieses Beispiel mit an. Am frühen Morgen waren die vier Regimenter, welche die Besatzung der Stadt bildeten, auf dem Glacis aufgestellt, um von dem Kaiser gemustert zu werden. (Am Abend zuvor hatten die armen Teufel von Soldaten ihre in Wasser getauchten Uniformstücke auf Leib und Beine pressen und so die ganze Nacht hindurch langsam am Feuer trocknen müssen, damit ja kein Fältchen sichtbar wäre.) Todtenstille herrschte unter der ganzen Zuschauermenge. Der Czar, von den Großfürsten Alexander und Konstantin begleitet, ging die langen Reihen der Truppen hinunter und theilte mit seinem Rohrstock links und rechts Hiebe und Stöße aus. Nahe dem Standort unseres Zeugen stieß der Kaiser mit seinem Stock einem unglücklichen Soldaten die Zähne ein und zerschlug ihm das Gesicht. Der Mißhandelte stürzte leblos nieder und dem Domschüler entfuhr ein Angstschrei. Da ergriff ihn ein Bürger und schleuderte ihn hinter den Volkshaufen mit den Worten: „Verdammter Hundsjunge, willst du uns alle unglücklich machen?“ Besinnungslos heimgebracht, erzählte der Knabe am nächsten Tage den gräßlichen Auftritt seinem Vater. Worauf dieser mit leiser, vor Angst bebender Stimme: „Um Gotteswillen, Junge, schweig'! sonst wandern wir alle noch heute nach Sibirien.“ Ein anderes Bild, zur Beleuchtung der Kategorie des „Märchenhaft-Sinnlosen“. Der Oberst eines Garderegiments hatte in seinem Monatsrapport einen Offizier, der im Lazareth in den letzten Zügen zu liegen schien, als todt angegeben und daraufhin der Czar denselben eigenhändig aus der Armeeliste gestrichen. Unglücklicher Weise stirbt aber der Offizier nicht, sondern gesundet. Der Oberst in der Angst vor den Folgen seiner übereilten Meldung überredet den Genesenen, sich für einige Zeit auf seine Güter zurückzuziehen, bis er, der Oberst, Gelegenheit fände, die Sache zu repariren. Der Offizier geht darauf ein, aber seine Erben haben die amtliche Anzeige seines Todes gelesen und wollen ihn schlechterdings nicht mehr als Lebenden anerkennen. Als nun der lebendig Verstorbene durchaus nicht wieder in den Besitz seiner Güter gelangen kann, reis't er nach Petersburg zurück und reicht dem Kaiser ein unterthänigstes Gesuch um Wiederbelebung ein, d. h. um allerhöchste Anerkennung seiner wirklichen und leibhaften Existenz. Darauf setzt sich Paul, der sich ungeheuer

viel darauf einbildet, wie Friedrich der Große Alles selber zu thun und zu entscheiden, hin und schreibt höchsteigenhändig die salomonische Marginalresolution: „Maßen in Betreff des Herrn Offiziers schon ein allerhöchster Befehl erlassen worden ist, so wird ihm seine Bitte abgeschlagen [27]).“

Fünfunddreißig Millionen „vernunftbegabter“ Wesen den Grillen eines Verrückten, eines Tollwüthigen anheimgegeben — o Segen der Monarchie! Der Zustand war unerträglich, darin stimmten Alle überein, welche überhaupt denkfähig innerhalb der Gränzen Rußlands. Aber um dem Unerträglichen ein Ende zu machen, bedurfte es — wiederum: o Segen der Monarchie! — eines Verbrechens, eines Gräuels. In Wahrheit, eine grauenhafte Seite im Weltgeschichtebuch, diese russischen Hofzustände unter dem ersten Paul. Unendlich viel ruchloser als alle die Ruchlosigkeiten der französischen Schreckenszeit von 1793. Ein ganz absonderlich-moskowitisches Geköche von tatarischer Rohheit und byzantinischer Verderbtheit, zur Mehrung des Hautgout noch gewürzt mit pariser Ränke- und Buhlkünsten. Denn in dem Gewirre dieser Verhältnisse war eine diplomatische Gauklerin thätig, Madame de Bonneuil, deren geschickte Finger in Petersburg die ersten Fäden zum Gewebe einer französisch-russischen Allianz anspannen, und da war eine zweite Französin, ihres Berufs eine Bretter-Gauklerin von „imposanter Gestalt“, Madame Chevalier, welche ihre vornehme Konkurrentin, die Fürstin Gagarin, nachgerade aus dem Schlafgemach Sr. czarischen Majestät hinauszubuhlen gewußt hatte. Zur Vollendung des wüsten Gemäldes gehört noch ein Strich, der, welcher die gänzliche Zerrüttung der kaiserlichen Familie andeutet. Der Kaiser seine Frau und seine beiden erwachsenen Söhne mit tödtlichem Argwohn betrachtend; die Kaiserin und die Großfürsten Stunden und Tage hinzitternd in der beständigen Angst, daß der Rasende mit Ketten und Beil gegen sie wüthen werde.

Rußland hätte nicht Rußland sein müssen, falls das Geschwür dieses Czarismus nicht in eine gräßliche Katastrophe ausgeborsten wäre. Unter den gegebenen Verhältnissen mußte sich mit Nothwendigkeit eine Verschwörung gegen das Regiment und das Leben des Tyrannen bilden. Es war das ein Syllogismus der Logik der Thatsachen. Denn während in freien Staaten nothwendige und gewünschte Aenderungen am hellen Tage auf dem Wege der Aktion und Reaktion der Parteien vor sich gehen, müssen sie in geknechteten mittelst lichtscheuer Komplotte und

---

27) C. v. Martens, Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines alten Offiziers, S. 7. Herzen, Memoiren eines Russen, I.

mörderischer Attentate bewerkstelligt werden. Der Keim der Verschwörung, welche die russische Palastrevolution von 1801 zuwegebrachte, war der löbliche patriotische Gedanke des Vicekanzlers Grafen Panin und des Admirals Ribas, dem tyrannischen Wahnsinn Pauls dadurch die Spitze abzubrechen, daß man den Czaren zwänge, seinen ältesten Sohn, den am 23. Dezember von 1777 geborenen Großfürsten Alexander, zum Mitregenten anzunehmen. Die Urheber dieses Plans haben sich, das ist gewiß, mit der allerdings wunderlichen Illusion getragen, Paul würde zur Einwilligung in die Mitregentschaft seines Sohnes vermocht werden können, ohne daß man irgendwelche Gewalt gegen ihn anwenden müßte. Die späteren Theilnehmer an der Verschwörung waren jedoch von dieser Naivetät nicht befangen. Von größter Wichtigkeit ist es gewesen, daß der Mann, welchem Czar Paul die höchste Machtstellung gegeben, welche in Rußland gesetzförmlich jemals ein Unterthan innegehabt, daß der Livländer Graf Peter Ludwig Pahlen, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Generalgouverneur von Livland und Ingermanland, Generalinspektor der Kavallerie, Reichsoberpostmeister und Militärgouverneur von St. Petersburg, in den Gedanken Panins einging und vermöge seiner Stellung bald das eigentliche Haupt der Verschwörung wurde. Panin machte dem Großfürsten Alexander die ersten Eröffnungen, welche „mit Widerwillen“ zurückgewiesen worden sein sollen. Der Gang der Dinge mußte jedoch dem Prinzen die peinliche Ueberzeugung aufnöthigen, daß sein Eingreifen oder wenigstens Geschehenlassen nur noch eine Frage der Zeit sei. Graf Pahlen war scharfblickend genug, zu erkennen, daß diese Vorstellung in dem Großfürsten arbeitete, und trug demselben seine Dienste an, unter der Bedingung jedoch, daß Alexander geradezu an die Spitze des Unternehmens träte, welches die Schaffung der Mitregentschaft bezweckte. Pahlen verkleidete die geforderte Mitwirkung des Prinzen in die diplomatische Formel, derselbe sollte nicht weiter behelligt werden, als daß er erklärte, eine ihm vom Senat angebotene Mitregentschaft annehmen zu wollen. Ob Alexander hierein ausdrücklich gewilligt oder ob er nur stillschweigend die Sache ihren Lauf nehmen ließ, ist historisch nicht festzustellen. Uebrigens kreuzte sich diese um den Großfürsten her gesponnene Intrike mit einer andern, um die Kaiserin Maria her thätigen. Die großen Familien Kurakin, Lapuchin, Rasumowsky und andere, ihres unter der Regierung Katharina's genossenen Glanzes bei ihrer jetzigen Glanzlosigkeit mit doppelter Bitterkeit sich erinnernd, hatten ihre Augen auf die Kaiserin gerichtet und derselben den Gedanken einzuflößen gesucht, nach dem Vorbilde der großen Czarin, wenn nicht unumschränkte Herrscherin, so doch Regentin im Namen ihres verrückten Ge-

mahls zu werden. Man hat ausreichende Gründe zu vermuthen, daß dieser Gedanke in dem Gemüthe der Kaiserin gehaftet und Wurzel geschlagen habe. Allein es blieb bei dem Gedanken. Denn die Partei Maria's konnte gegen die ihres Sohnes Alexander nicht aufkommen. Der Großfürst, „vergöttert von den Weibern und Gardeoffizieren," war der Liebling der Nation und die Mitglieder der Verschwörung waren um so mehr entschlossen, zu seinen Gunsten und nur zu seinen Gunsten zu handeln, als sein „sanfter" und „bestimmbarer" Charakter den Häuptern des Unternehmens die Bürgschaft zu geben schien, sie würden unter seinem Regiment ihre eigenen Vortheile leichter verfolgen können als unter der allfälligen Regentschaft seiner charakterfesten Mutter, von welcher, wie man glaubte, ein sehr entschiedenes und herrisches Auftreten zu erwarten wäre. Das Komplott war inzwischen namhaft verstärkt worden durch den Beitritt der drei Brüder Platon, Valerian und Nikolai Zubow katharinisch-unzüchtigen Andenkens, ferner der Generale Bennigsen, Galitzin, Uwaroff, Talyßin und einer ganzen Menge anderer Edelleute und Offiziere, wie Orlow, Cziczerin, Tarotinow, Tolstoi, Fürst Jaschwil, Fürst Wjäsemsky, Serjaetin; ja sogar das gesammte Offiziers- und Unteroffizierskorps des semenow'schen Garderegiments soll eingeweiht gewesen sein.

Das Geheimniß der Verschwörung wurde nicht sehr sorgsam gehütet und es hätte bei der Menge der Betheiligten ohnehin wunderbar zugehen müssen, wenn kein Raunen und Murmeln von dem Bedrohlichen dem Kaiser zu Ohren gekommen wäre. Noch mehr, Paul erhielt ganz bestimmte, obzwar anonyme Anzeigen vom Bestehen der Verschwörung. Da unternahm es — die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigen dies — Graf Pahlen mittelst verwegensten Lug- und Trugspiels den Argwohn des Kaisers nicht zu beschwichtigen, wohl aber hinzuhalten, vom raschen Zuschlagen abzuhalten. Er gab sich selber als das Haupt des Komplotts an, in welches er eingetreten sei, um die Absichten der Verschwörer desto sicherer überwachen, desto leichter vereiteln zu können. Der kecke Mann ließ es dabei nicht bewenden. Um sich ein drastisch-wirkendes Mittel zu verschaffen, den schwankenden Großfürsten Alexander vorwärts zu treiben, schürte er des Kaisers gegen Gemahlin und Söhne schon glostenden Argwohn zur hellen Flamme an und stieß dann die wilden Drohungen, welche Paul gegen die Kaiserin und seine zwei ältesten Söhne heraussprudelte, als stachelnde Sporen in Alexanders zaudernde Seele. Der Czar, statt wie ein tüchtiger und entschlossener Tyrann zu handeln, vergeudete als ein aberwitziger die Zeit mit Drohworten. Er ließ sich gegen Pahlen aus, daß er entschlossen sei, seine Frau, welche es gelüste, eine

zweite Katharina zu agiren, in das hinter Archangel gelegene Kloster Kolmogory zu versperren, den Großfürsten Alexander auf der Schlüsselburg und den Großfürsten Konstantin auf der petersburger Citadelle einzuthürmen. Zu seiner halb und halb abgedankten Maitresse, der Fürstin Gagarin, soll Paul in einer schwachen Stunde sogar gesagt haben, weil sich Frau und Söhne gegen ihn verschworen hätten, so würden Häupter, ihm einst vor allen theuer, demnächst fallen müssen. Die Gagarin habe diese Aeußerung brühwarm ihrer Mutter mitgetheilt, der Fürstin Lapuchin, diese ihrem Liebhaber, dem General und Verschworenen Uwaroff, dieser dem Grafen Pahlen, dieser dem Großfürsten Alexander. Zugleich soll der Graf jetzt oder kurz nachher dem Prinzen einen gegen denselben vom Czaren ausgestellten und ihm, dem Militärgouverneur der Hauptstadt, auf alle Fälle hin anvertrauten Verhaftsbefehl vorgezeigt haben.

Gewiß ist, daß der Großfürst noch immer zauderte, in die Thronentsetzung seines Vaters zu willigen. Sein damals in Wahrheit noch lauteres und sanftes Gemüth mußte, wenn er sich den Ausgang seines angeblichen Großvaters vergegenwärtigte, vor der Vorstellung erschaudern, was es mit der „Thronentsetzung" eines russischen Czars eigentlich für eine Bewandtniß habe. Da aber spann sich in den verworrenen Knäuel dieser Angelegenheit ein neuer, ein ausschlaggebender Faden ein, der den zögernden Entschluß Alexanders auf die Seite der Verschwörer herübergezogen haben mag. In dem Chaos von Pauls Gehirn war nämlich der Einfall aufgeschossen, seine eigenen Söhne, wenigstens die beiden erwachsenen, von der Thronfolge auszuschließen und zwar zu Gunsten eines fremden Knaben, den er an Sohnes Statt anzunehmen und mit seiner Tochter, der Großfürstin Katharina — später Erbprinzessin von Oldenburg und noch später Königin von Würtemberg — zu vermählen die Marotte hatte. ... Eines Abends im März von 1801 hatte der dreizehnjährige Prinz Eugen von Würtemberg beim Aufheben der kaiserlichen Tafel das Unglück, sich mit seinen Sporen in das Tischtuch dergestalt zu verwickeln, daß er „Knall und Fall mit der Gewalt einer Bombe auf den Boden hinschlug." Der Czar gab durch sein Lachen das Signal zu einem allgemeinen Gelächter. Plötzlich aber verfinsterte sich sein Gesicht, er schnarrte den lachenden Großfürsten Konstantin barsch an, fragte den jungen Prinzen, der sich inzwischen vom Boden aufgerappelt hatte, mit zärtlicher Theilnahme, ob er sich Nichts zu Leide gethan, entfernte sich dann rasch und ließ den General Diebitsch, Gouverneur des Prinzen, in sein Kabinett bescheiden. Als der General nach beendigter Audienz mit seinem prinzlichen Zögling vom michailow'schen Palaste wegfuhr, sank er im Wagen plötzlich vor dem überraschten Knaben

auf die Knie, benetzte die Hände desselben mit Thränen und rief wie berauscht aus: „Geliebter, gnädiger Herr! Was mußte ich hören! Ist es möglich, faßlich, glaublich?“ — „Was denn, Ew. Excellenz, was gibt es denn?“ — „Ach, einen Großfürsten! Er will Sie adoptiren!“ .... Diese allerneueste Narrethei Pauls des Tollen blieb nicht verhohlen und wurde von den Anhängern Alexanders so ernsthaft genommen, daß die Kaiserin Maria für das Leben ihres Neffen Eugen, den sie zärtlich liebte, höchlich besorgt ward und geheime Veranstaltungen traf, beim Hereinbrechen einer Katastrophe den Knaben vor Händen sicher zu stellen, welche mit einem Kronprätendenten, und wär' es ein noch so unfreiwilliger gewesen, sicherlich wenig Umstände gemacht haben würden. Alexander aber hat den Argwohn und Haß gegen seinen Vetter Eugen so tief in seine „sanfte“ Seele geschlossen, daß sie beider nie wieder los und ledig geworden ist. All' sein Lebenlang sah er in dem Prinzen nur den möglichen Kronprätendenten von 1801, den sein Vater ihm selber hatte vorziehen wollen, der auf seine Kosten hätte erhöht werden sollen. Daher die eisige Kälte, womit der Czar Alexander die gränzenlose Hingebung erwiderte, welche der würtembergische Prinz ihm widmete; daher die herbe Ungerechtigkeit, der schnöde Undank, womit die großen, außerordentlichen Verdienste vergolten wurden, welche Eugen als Heerführer um Rußland sich erworben hat[28]).

Man flüsterte und zischelte sich's nicht mehr zu in den Salons und auf den Straßen von St. Petersburg, nein — so sehr war die sinnlose Tyrannei Pauls bereits lahmgelegt — man sagte sich's ganz laut: „Der Czar ist toll; so darf, so soll, so kann es nicht länger mehr gehen!“ In dieser bleiernen Schwüle konnte man nicht länger athmen. Am 21. März war Konzert bei Hofe. Düsterniß lag auf der Versammlung. Der Czar, durch den Gesang der schönen Madame Chevalier nicht aufgeheitert, starrte in finsterem Brüten vor sich hin und warf nur von Zeit zu Zeit den Kopf auf, um wilde Blicke auf seine Umgebung zu schießen. Die Kaiserin blickte ängstlich um sich her, als wollte sie erspähen, mit welchen verderbendrohenden Gedanken ihr Gemahl sich beschäftige. Der Großfürst Alexander und seine junge Gemahlin Elisabeth saßen in schweigendem Trübsinn. Als nach dem Konzert die kaiserliche Familie und ihr Gefolge in den Speisesal getreten, wurde das Gebaren Pauls

28) Wer die „Jugend-Erinnerungen“ und die „Memoiren“ des Prinzen aufmerksam prüft, wird nothwendig mit mir zu dieser Auffassung der Sachlage kommen und meine im Text aufgestellte Ansicht theilen, daß die Absichten, welche Paul der Erste mit dem Neffen seiner Frau hatte, ein bedeutsam mitwirkendes Motiv der russischen Palastrevolution von 1801 gewesen sind.

vollends ganz absonderlich. Er trat hart vor seine Frau hin, blieb hohngrinsend vor ihr stehen, pußtete, schnarrte und pfnuchzte wie ein zorniger Kater und ließ dann dieses seltsame Bezeigen auch seinen beiden Söhnen Alexander und Konstantin angedeihen. Hierauf winkte er, bevor man zu Tische ging, den Grafen Pahlen heran und raunte ihm mit finsterer Miene einige Worte in's Ohr. Während der Tafel herrschte „Grabesstille". Als der Czar aufgestanden war, gingen die Kaiserin und seine Söhne herkömmlicher Weise auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Er aber trat hohnlächelnd vor den Seinigen zurück, drehte sich um und lief rasch aus dem Gemach. Ja, in der That, der Czar war toll und länger konnte es so nicht gehen.

Es ist denn auch nur noch zwei Tage gegangen. Die Verschwörer beschlossen, ein Ende zu machen. Sie konnten auch gar nicht anders, so weit, wie sie einmal vorgegangen waren. Sie befanden sich mit Paul in einem Krieg auf Leben und Tod und „à la guerre comme à la guerre". Er oder sie! es gab kein Drittes. . . . Nach genommener Abrede und getroffenen letzten Vorbereitungen versammelten sich die Verschworenen am Abend des 23. März beim General Talyzin, Chef des ersten (preobraschenskischen) Garderegiments. Ein stürmisches Gelage fand statt, „wo im Rausche des Champagners der Name Brutus von allen Lippen tönte." Dieser verlorene Klang aus der französischen Revolution, wie wunderlich unheimlich er inmitten dieser Mordorgie russischer Aristokraten widerhallt! Der Geheimrath Troschinsky setzte während des Bakchanals ein Manifest auf, kraft dessen der Kaiser „krankheitshalber" dem Großfürsten Alexander die Mitregentschaft übertragen sollte. In der bestimmten Voraussicht, daß Paul nur auf gewaltsamem Wege zur Unterfertigung dieser Abdankungsurkunde gebracht werden könnte, war beschlossen worden, ihn nach der Schlüsselburg zu entführen und dort „mürbe" zu machen. „Aber wenn er sich sträubt? Wenn er Widerstand leistet?" — „Bah, wirft Pahlen hin, wenn man Pfannenkuchen backen will, muß man Eier zerbrechen[29])." Hinterher haben freilich, wie sich das von selbst versteht, Pahlen und Andere des Bestimmtesten geläugnet, daß bei Ausführung ihres Unternehmens eine mörderische Absicht im Spiele gewesen sei. Allein wer die von Haß ent-

29) „Quand on veut faire des ommelettes, il faut casser des oeufs." Ich schreibe diese Aeußerung dem Grafen Pahlen zu und zwar auf die Autorität des Prinzen Eugen hin („Jugenderinnerungen" bei Helldorff a. a. O. I, 139), bemerke aber, daß anderen Nachrichten zufolge nicht Pahlen, sondern Bennigsen die angeführten Worte gesprochen haben soll und zwar auf der Stätte des Kaisermords selbst.

flammten Züge dieser halb oder ganz berauschten Verschwörer hätte betrachten können, als sie sich zum Aufbruch nach dem michailow'schen Palast anschickten, würde gewiß in den Blicken der Meisten den wilden Entschluß gelesen haben, Paul den Ersten nicht schonender zu behandeln als Peter der Dritte behandelt worden war.

Die Rollen waren ausgetheilt und gut vertheilt, alle Maßregeln so umsichtig getroffen, daß das Gelingen des Unternehmens zum Voraus gesichert erscheinen mußte. Trotzdem hielt sich der schlaue Pahlen für die Möglichkeit eines Fehlschlags die Hinterthüre offen, daß er sich wohl hütete, in dem michailow'schen Palaste früher zu erscheinen als Alles vorüber war. Zwischen 11 und 12 Uhr begaben sich die Verschwörer nach der rothen Burg, hinter deren Mauern Czar Paul so sicher zu sein glaubte. Als sie durch den Sommergarten gingen, störte das Geräusch ihrer Schritte die Rabenschwärme, welche in den alten Linden horsteten, aus ihrer Nachtruhe auf. Die Vögel, deren Gekrächze in Rußland Unheil bedeutet, flogen auf und umkreis'ten kreischend die Baumwipfel. Das böse Omen machte den Zug einen Augenblick stocken, aber ein kynisches Witzwort irgendeines der Männer brachte ihn sofort wieder in Bewegung. Ohne irgendwelchem nennenswerthen Widerstand zu begegnen gelangt eine auserlesene Bande der Verschwörer, geleitet von dem Generaladjutanten Argamakoff, welcher in dieser Nacht den Dienst hatte, bis in das Schlafgemach und vor das Bett des schlafenden Kaisers. An der Spitze dieser eigentlichen Sturmkolonne des Komplotts befinden sich der Fürst Platon Zubow, der höchstseligen Kaiserin Katharina letzter Beischläfer von Amtswegen, und der General Bennigsen. In Gala-Uniform, die Federhüte auf dem Kopf und die Degen in der Hand, treten die Beiden an das Lager des überfallenen Kaisers. Zubow soll demselben die Abdankungsurkunde überreichen, verliert aber die Fassung. Da sagt der nervenfestere Bennigsen: „Sire, vous êtes arrêté!“ Der Ueberraschte, Verrathene fährt auf und schreit Zubow an: „Que faites-vous, Platon Alexandrowitsch?“ Zubow wird ganz schlotterig und eilt hinaus, da noch dazu die falsche Meldung hereinkommt, die Schloßwache oder wenigstens ein Theil derselben zeige sich den Verschwörern feindlich.

Bennigsen hält aus und sagt wieder: „Sire, Sie sind verhaftet!“ Paul schweigt, kochender Brust, und die Farben wechseln schnell auf seinem Gesicht. Dann schreit er auf Russisch: „Arretirt? was soll das heißen?“ — „Abdanken! Abdanken!“ grollt die Schar der Verschworenen aus dem Hintergrunde des Zimmers. Und wieder Paul: „Arretirt? Was soll das heißen? Hülfe! Wache! Hülfe!“ Bennigsen mit Festigkeit: „Ruhig, Sire! Ihr Leben steht auf dem Spiele.“ Allein der

Czar ist vor Schreck und Zorn so außer sich, daß er kein Ohr hat für diese bedeutungsvolle Warnung. „Arretirt?“ kreischt er abermals. „Was heißt das arretirt?“ Worauf Stimmen aus dem Chor der Verschworenen: „Das heißt, daß man mit dir längst hätte ein Ende machen sollen!“ — „Wie? Was hab' ich euch denn gethan?“ In diesem Augenblick entsteht Geräusch an der Thüre, herrührend von einer ins Vorzimmer tretenden Schar von Offizieren des 2. (semenow'schen) Garderegiments. Die Verschworenen, in der falschen Meinung, überfallen zu werden, wollen die Flucht ergreifen; aber der kaltblütige Bennigsen hält ihnen die Degenspitze und das Wort entgegen: — „Es ist zu spät zum Zurücktreten!“ Diesen Moment benützt der Czar, aus dem Bett und hinter einen großen Ofenschirm zu springen. Einer der Offiziere ihm nach und sucht ihn zu fassen. Bei dem hierdurch entstandenen Tumult muß das Licht verlöscht sein. Man ist im Dunkeln und Bennigsen sagt noch einmal: „Sire, verhalten Sie sich ruhig! Es handelt sich um Ihr Leben.“

Paul jedoch hat sich der Faust seines Angreifers entrungen, schlüpft hinter die stets in seinem Schlafzimmer stehenden Fahnen der Garderegimenter und hinter den Fahnen weg ins Kamin, in dessen Rauchfang er eine Strecke weit emporklimmt. Einen Augenblick glauben die Verschworenen, das Opfer sei ihnen entwischt, und laufen rathlos durcheinander, um so rathloser, da Bennigsen hinausgegangen, um zu sehen, was das Geräusch im Vorzimmer zu bedeuten habe. Aber man bringt Licht, bei dessen Scheine der Czar im Kaminschlot entdeckt wird. An den Beinen gefaßt, wird er herab und heraus gezogen. Nun ein wild-groteskes Intermezzo in dem furchtbaren Drama. Paul, in seiner baschkirischen Häßlichkeit, im bloßen Hemde, um und über berußt, steht inmitten der Verschwörer und hebt an zu gestikuliren und zu peroriren, zu puhsten und zu pfnuchzen. Die Trunkenen ergötzen sich an dem mitleidswürdigen Tollen und lachen über sein Aussehen und Gebaren. Dann kommt das Ende. Der Unglückliche will sich aus dem Kreise der Verschworenen heraus- und der Thüre zudrängen. Fürst Jaschwil will das verhindern. Der Czar stößt ihn zurück, Jaschwil packt ihn und im Ringen stürzen sie mitsammen zu Boden. Jetzt knäult sich Alles wüst in einander, das Licht geht abermals aus und der Ofenschirm wird umgeworfen. Noch einmal rafft der Czar sich auf und stößt ein gellendes Geschrei um Hülfe aus. Fürst Wjäsemsky und die Gardeoffiziere Sartorinow und Serjactin (oder Skariatin?) halten ihn fest. Einer von diesen preßt dem Schreienden die Hand auf den Mund. Der Kaiser, jetzt in vollem Todesbangen, entfernt mit einer verzweifelten Anstrengung

diese Hand und ächzt: „Schont meiner! Vergönnt mir wenigstens Zeit, zu Gott zu beten!“ Ob diese seine letzten Worte von mehr als den zunächst um ihn Gedrängten vernommen wurden, wer weiß es? Erhörung aber fand die flehende Bitte nicht. Serjaetin hat sich die Schärpe heruntergerissen und windet dieselbe dem wieder zu Boden gezerrten Czaren um den Leib. Andere pressen und stopfen ihm Taschentücher in den ächzenden Mund. Jaschwil hält das Opfer an den Beinen fest und viele Andere, in der grausigen Dunkelheit herandrängend, werfen sich auf die scheußliche Gruppe. Serjaetin soll endlich dem Gemarterten die Schärpe um den Hals geschnürt, Nikolai Zubow die Enden derselben gewaltsam zusammengedreht haben. Als der zurückkommende Bennigsen mit Licht eintritt, findet er den ermordeten Kaiser am Boden liegen, splitternackt, blutend, erdrückt, erwürgt, erstickt, zerstampft, — ein grauenhafter Anblick, der selbst die berauschten Mörder mit Entsetzen schlägt. Dann raffen sie sich zusammen und stürzen, in ihrem Erfolg ihren Muth wieder findend, mit dem wilden Jubelruf: „Es ist vollbracht!“ zum Mordgemach hinaus und die Treppen hinunter ... So starb Paul der Erste, der kaiserliche Tollhäusler, welcher „alle Menschen für Sklaven angesehen und als solche behandelt, die absolute Gewalt vergöttert und mehr als zwei Millionen „Seelen“ an Edelleute verschenkt hatte[30].“ Und doch war auch er Einer „von Gottes Gnaden“, war auch er ein „Gesalbter des Herrn“ gewesen. Mußte ein richtig organisirtes Ohr aus den Tritten der durch die Nachtschatten des Wintergartens herankommenden Mörderrotte nicht das Schreiten der Nemesis heraushören? „Discite justitiam!“

Die Botschaft: „Der Tyrann ist todt!“ ging wie Festglockenschall durch die Straßen der Hauptstadt, durch das ganze Reich, machte den Menschen zu Muthe wie Solchen, welche „auf den Stufen des Schaffots den Gnadenruf vernehmen,“ rief allenthalben einen unbändigen Freudenrausch, einen wahren Glückstaumel hervor. Berge von Flüchen und Schimpfworten wurden auf den Leichnam des Ermordeten gehäuft, in allen Buden verkaufte man Ringe, auf welchen das Datum seines Todes eingegraben war, Männer trugen Börsen, Frauen Medaillen mit der Inschrift: „12. März (a. St.) 1801.“ Valerian Zubow soll von der Mordstätte weg als der Erste zum Großfürsten Alexander geeilt und den Ueberraschten als Kaiser begrüßt haben, meldend, Czar Paul habe sich, als ihm Platon Zubow und Bennigsen die Abdankungsurkunde vorgelegt, in seinem Bette aufgerichtet, sei vor Erstaunen und Ingrimm auf

30) Fürst Dolgorukow, die Wahrheit über Rußland, I, 198, 199.

sein Kissen zurückgesunken und da habe ein — Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht[31]). Einem andern Bericht zufolge wurde Alexander durch die Botschaft, daß die Krisis vorüber, nicht sehr überrascht. Der General Bennigsen soll nämlich, so wird versichert[32]), in seinen Memoiren, deren Handschrift nach seinem Ableben von seiner Wittwe dem russischen Hofe verkauft wurde, den Satz niedergeschrieben haben: „Als ich (nach dem Tode des Kaisers) bei dem Thronfolger in der Nacht eintrat, unangemeldet wie mir befohlen war, fand ich ihn in vollständiger Uniform auf dem Sopha liegend. Alexander sprang rasch auf und richtete, bevor ich Zeit hatte, ein Wort zu sprechen, in aufgeregter Stimmung und heftigem Ton die Frage an mich: Ist es vollbracht?" Wäre dem so, dann, fürwahr, hätte der Großfürst vollwichtigen Grund gehabt, den herbeigeströmten Gardeoffizieren, welche ihn als Kaiser begrüßten, mit Grauen zu sagen: „Ich will diese blutbefleckte Krone nicht; man bringe sie Konstantin." In Wahrheit, er hat im ersten Entsetzen so gesprochen. Er wußte ja, daß er, wennschon nicht den Tod, doch die Entthronung des Vaters erwartet hatte, und dieses Bewußtsein ist in seiner Seele ein Wurm geworden, der nur mit ihm selber starb. Nicht nur in Tagen der Prüfung und des Mißgeschicks, nein, auch in Tagen des Glückes und Triumphes, wie sie für Alexander später so leuchtend anbrachen, nie und nimmer, selbst dann nicht, als der Glanz der Czarenkrone über ganz Europa hinstralte, sind seinen Augen die Blutflecken entschwunden, die Vatersblutflecken, welche an dieser Krone hafteten. Daher die Verdüsterung seines Gemüths, die Verstörung seines Geistes in späterer Zeit. „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!" Man bricht, und wenn auch halb oder ganz dazu gezwungen, nicht ungestraft die heiligsten Bande der Natur, nicht einmal in Gedanken.

Sehr glaublich, daß der Großfürst, vom Sturme seiner Empfindungen zur Verzweiflung getrieben, zuletzt in krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen sei. Graf Pahlen habe ihn dieser Hingabe an einen gewiß

31) Der „Schlagfluß" wurde überallhin gemeldet und Anfangs im Ausland für keinen mythischen, sondern wirklichen genommen. So schrieb z. B. der Erste Konsul am 12. April 1801 an seinen Bruder Joseph: „L'empereur de Russie est mort dans la nuit du 23 au 24 mars, d'une attaque d'apoplexie." Corresp. de Nap. VII, 145.

32) Von dem Generallieutenant Grafen von Bismark („Aufzeichnungen", S. 31, Anmerk.), welchem Bennigsen, der sich nach der napoleonischen Kriegszeit in sein Geburtsland Hannover zurückgezogen hatte, seine handschriftlichen Denkwürdigkeiten zum Lesen anvertraut habe. Uebrigens sind die Einzelnheiten in den Berichten über die Hergänge unmittelbar nach dem Kaisermord voll von Widersprüchen, wie schon erwähnt.

aufrichtigen Schmerz — denn der Alexander von damals hatte noch weit, sehr weit hin zu dem Alexander vom erfurter Kongreß — mit den rauhen Worten entrissen: „Das kindische Flennen hat lange genug gedauert; es ist Zeit, daß Sie die Regierung antreten" — und habe ihn fortgezogen, um den vor dem Winterpalast versammelten Truppen den neuen Czaren vorzustellen. In der Morgenfrühe des 24. März sodann sahen scharenweise zur Huldigung herbeigeeilte Offiziere und Beamte aller Grade, wie der jugendliche Kaiser, „mit aufgelös'tem Haar, in Thränen", in der Kapelle des Palastes dem Gottesdienst „für Sterbende" anwohnte, während „draußen auf Straßen und Plätzen die sich Begegnenden einander umarmten und beglückwünschten und das Volk einer Freude sich überließ, die keine Feder schildern kann." Anders in den Gemächern der Kaiserin Maria im michailow'schen Mordschloß. Das Geräusch, wodurch sie aus dem Schlafe geweckt wurde, mußte ihr, so wie die Sachen lagen, sagen, daß Etwas gegen ihren Gemahl im Werke sei. Das Werk war übrigens schon gethan, als das Gerücht zu ihr drang, der Czar sei des Throns enthoben. Sie will zu ihm eilen, findet sich aber in ihre Gemächer eingeschlossen. Werde ich jetzt die Regentin Rußlands sein? Daß dieser Gedanke sie erfüllte, unterliegt keinem Zweifel. Als Pahlen, von Alexander gesandt, bei ihr eintritt, ruft sie ihm die Worte entgegen: „Werde ich die Last des schweren Amtes tragen können?" „O, Madame, dafür ist gesorgt" (on en a eu soin), entgegnet Pahlen und bringt dann die Geschichte von dem „Schlagfluß" vor. Die kaiserliche Wittwe bricht in den heftigsten Zorn aus und weis't, von Entsetzen, Schmerz und Enttäuschung zerrissen, den Grafen mit ungestümen Worten fort. Dem General Bennigsen, welcher kommt, um sie im Namen des neuen Kaisers in den Winterpalast einzuladen, ergeht es nicht besser. „Wer ist Kaiser? Wer nennt Alexander Kaiser?" — „Die Stimme der Nation, Madame. Die Garden haben ihn ausgerufen." — „Ich werde ihn nicht anerkennen, bis er mir . . . . Rechenschaft abgelegt hat."

Die arme Kaiserin war übrigens nicht die einzige Person, welche Kaiser Pauls Tod aus allerhand Illusionen aufschreckte und zu ungestümen Aeußerungen stachelte. In Paris platzte im „Moniteur du 27 germinal" die bonaparte'sche Bombe: „Paul Ier est mort dans la nuit du 23 au 24 mars!!! L'escadre anglaise a passé le Sund le 31!!! L'histoire nous apprendra les rapports qui peuvent exister entre ces deux événements!!!" Die Geschichte hat sich aber nicht herbeigelassen, den bonaparte'schen Orakelwink, daß eigentlich Pitts Hand die bewußte Schärpe um Pauls Hals geschlungen, zu bestätigen. Auch hatte das

Ereigniß der verhängnißvollen Märznacht zunächst nicht die politischen Folgen, welche der Erste Konsul befürchtete. Konnte er doch ein Jahr darauf (11. März 1802) an seinen Bruder Joseph schreiben: „Der Kaiser Alexander ist mehr als je gestimmt, hinsichtlich aller großen Angelegenheiten Europa's mit Frankreich Hand in Hand zu gehen." Freilich, die Wandelbarkeit dieser czarischen „Stimmung" ließ nicht allzu lange auf sich warten. Nicht nur in Betreff der äußeren, sondern auch der inneren Politik. Es ist wahr, Alexander hat mehrere Jahre seiner Regierung hindurch an den freisinnigen und humanen Grundsätzen festgehalten, welche ihm sein Erzieher, der Schweizer Laharpe, eingeflößt hatte, und im Einzelnen auch Manches in diesem Sinn und Geist gewollt und gethan. Schon das gereichte ihm zu großer Ehre, daß mit seiner Throngelangung, weil er seinen Ministern, Generalen und Günstlingen schlechterdings keine Leibeigenen mehr zutheilte, in Rußland jene „Vertheilung von menschlichem Vieh aufhörte, welche ein Schandfleck der Regierung Katharina's und unter Paul die unvermeidliche Folge seines absolutistischen Wahnsinns gewesen war." Aber im Ganzen und Großen sind alle Hoffnungen, welche der vielfach in die russische Aristokratie eingegangene Liberalismus auf den neuen Czaren gesetzt hatte, zunichte geworden. Mehrere von den Häuptern der gegen Paul gerichteten Verschwörung, vor allen Panin und Pahlen, waren von dem Gedanken erfüllt, aus der beabsichtigten und ins Werk gesetzten Palastrevolution eine Einschränkung der czarischen Gewalt hervorgehen zu lassen, eine Magna Charta für Rußland, eine konstitutionelle Verfassung, natürlich in vorwiegend aristokratischem Sinne. Sie scheinen auch vor der Katastrophe von dem Thronfolger so Etwas wie die mündliche Zusage der Gewährung einer Konstitution erlangt zu haben. Aber die Sache scheiterte schon daran, daß in Betreff ihrer die Verschworenen unmittelbar nach der Katastrophe sich unter einander zerwarfen. Pahlen und auch die drei Zubows erinnerten zwar den neuen Kaiser an das Versprechen des Großfürsten; allein Talysin, Uwaroff und Wolkonski, den geheimen, noch unter dem liberalen Firniß jugendlichen Idealismus versteckten absolutistischen Instinkt Alexanders besser errathend, forderten, daß er als unumschränkter Selbstherrscher proklamirt werde, und setzten es durch.

Aus dem Grauen der Märznacht von 1801 ist also nicht die Morgenröthe einer neuen Magna Charta für Rußland hervorgegangen und die russische Aristokratie mußte sich damit trösten, daß wenigstens die Wirksamkeit ihrer alten in jener Nacht furchtbar sich bethätigt habe. Als kurze Zeit nach Kaiser Pauls tragischem Ausgang dem hannoverschen

Gesandten Münster ein moskowitischer Großer im michailow'schen Palast alle Einzelnheiten der Mordnacht „anschaulich wies", machte das auf den deutschen Grafen, welcher wohl Attentate gegen Völker, nicht aber gegen Fürsten zu begreifen vermochte, einen „gewaltigen Eindruck". Worauf der Moskowit, das Entsetzen des Deutschen gewahrend, mit beschwichtigendem Lächeln: „Aber, bei Gott, was wollen Sie, Herr Graf? Die Tyrannei, gemäßigt durch den Meuchelmord, das ist unsere Magna Charta [33])."

Viertes Kapitel.

„Morituri, Caesar, te salutant."

Derweil baut sich in Paris des neuen Cäsars Thron Stufe für Stufe empor. Krone, Szepter und Hermelinmantel sind schon in Arbeit, aber früher noch werden Monstranz und Meßgewand fertig; denn, sagt Bonaparte, „ich muß die Religion wieder herstellen, weil sie eine Basis für mich abgibt. Man wird mich zwar einen Päpstling schelten; aber, bah, ich war Mohammedaner in Aegypten und ich werde hier zu Lande Katholik sein — Alles zum Besten des Volkes. Ich für meine Person freilich halte Nichts von den Religionen, aber das Volk, ja das Volk muß Religion haben!" So zu Thibaudeau und kurz darauf zu Marmont in derselben Tonart: „Frankreich ist ein religiöses, ein katholisches Land. Der Klerus ist einflußreich. Um ihn zu lenken und zu beherrschen, muß man ihn wieder herstellen, ihm eine Organisation, eine ehrenvolle Stellung und ein ausreichendes Einkommen geben. Indem ich das thue, verdoppele ich, die Ideologen mögen sagen was sie wollen, meine Macht und schlage Wurzeln in dem Herzen des Volkes."

Er hatte recht, er sprach wahr, wenn auch in tieferem Sinne als er selber glaubte und wußte. Denn eine Zeit der Reaktion, der „Umkehr" war gekommen. Die Restauration des neunzehnten Jahrhunderts gegen die Revolution des achtzehnten kündigte sich an und begann erst im Stillen, dann immer geräuschvoller ihre Mission. Es trat jetzt zu Tage, daß die Massen dem Gedankengang des Zeitalters der Aufklärung

---

33) Bernhardi, Denkwürdigkeiten des russ. Generals der Infanterie K. Fr. Grafen von Toll, I, 97. Dolgorukow, I, 200, 205. Hormayr, Lebensbilder a. d. Befreiungskriege, 2. A. I, 17.

und Befreiung nie und nirgends zu folgen vermocht hatten. Es wurde klar, daß in den Köpfen und Gemüthern der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerungen Europa's das Mittelalter noch immer seinen herrschenden Spuk trieb. Hatte das große Gesetz von Stoß und Gegenstoß, welches die weltgeschichtliche Bewegung regelt, nicht sogar einen Robespierre zum Werkzeug der religiösen Reaktion gegen den ultrarevolutionären Atheismus gemacht? Ja, das Volk — und zwar keineswegs blos im Sinne von Pöbel — muß Religion haben, eine in Dogmen, Formeln und Ceremonien ausgeprägte Religion. Denn in Form der Religion befriedigt es instinktiv seine idealischen Bedürfnisse, und „was dir der Glaube an dein Ideal, das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch." Ein weisestes Wort, fürwahr, wenn auch aus eines Thoren Mund gegangen, — aus dem des romantischen Urhanswurst Zacharias Werner. Zur selben Schreckenszeit, wo Berchoux's Gassenhauer in Paris umging: „Le peuple souverain, libre par sa nature même, ne reconnait d'être suprême que celui qu'il nomme au scrutin" — strömte eine gläubige Menge in das Haus Nr. 1078 in der Rue Contrescarpe, um sich daselbst in einem Zimmer des dritten Stockwerks vor einem Mädchen von neunundsechzig Jahren huldigend auf die Kniee niederzuwerfen und unter Andachtsschauern dieser alten Jungfer, geheißen Katharine Theos und genannt „la sainte mère du Verbe", je zwei Küsse auf die Stirne, die Schläfen, die Wangen und einen siebenten auf das Kinn zu drücken, in der festen Ueberzeugung, daß diese „neue Eva" alle die „traurigen Folgen des Sündenfalls der ersten Menscheneltern aufheben und das Werk der Erlösung vollenden werde [34])." Zur selben Zeit auch machte in demselben Paris der liebenswürdige Schwarmgeist St. Martin unter gefühlvollen Weiblein Propaganda für seinen sanft-melancholischen Quietismus, in dessen Falten revolutionssturmmüde Seelen sich gerne hüllen mochten. Ebenso polterte aus seinem Exil nach Frankreich hinein der Vicomte de Bonald den trockenen Formalismus seiner gegen Montesquieu und Rousseau gerichteten Umkehrspredigt, welche den Ultraroyalismus der Restaurationsepoche vorwegnahm, und in den Pamphleten des Grafen de Maistre spitzte sich die Dialektik der staatlichen und kirchlichen Reaktion allmälig zu ihren äußersten Schlußfolgerungen zu, zur Forderung eines Papstthums im Sinne des siebenten Gregors, zur Verherrlichung der spanischen Inquisition, zur Anempfehlung des unbeschränktesten Sultanismus. Näherliegende Wirkung jedoch und viel bedeutendere als die

34) Thibaudeau, Mém. s. l. consulat, 152. Levasseur, Mém. III, 191 seq.

Auslassungen dieser Contrerevolutionäre that ein Buch, an welchem der Vicomte de Chateaubriand im ersten Jahre des 19. Jahrhunderts in der Abgeschiedenheit des Parks von Savigny arbeitete und das 1802 erschien — „Le génie du Christianisme.“ Schon der Titelbeisatz „Ou les beautés de la religion chrétienne“ verräth, was Chateaubriand mit dieser Schrift wollte, durch welche er der Vater der französischen Neuromantik geworden ist. Er wollte am Lenkseil der Aesthetik, am Gängelbande der Schönseligkeit die Menschen in den christlichen oder vielmehr kirchlichen Schafstall zurückführen. Er wollte der klassisch-atheistisch-revolutionären Literatur Frankreichs eine romantisch-christlich-restaurative entgegenstellen und mittelst des Nachweises, daß die christliche Mythologie eigentlich noch viel poetischer sei als die antik-heidnische, mittelst geschickter Hätschelung des Schönheitsgefühls, mittelst weichen Anschlagens aller Saiten der Rührung im menschlichen Gemüthe die „Gesellschaft“ in den Katholicismus und Monarchismus zurückschmeicheln. Ein glänzender und gelungener Versuch, obgleich, wie Chateaubriand selber erzählt hat, Madame Staël dem neuerschienenen Buch kein gutes Prognostikon stellte. (Mit den Fingern zwischen den Blättern des noch unaufgeschnittenen Werkes herumstöbernd, gerieth sie auf das Kapitel „von der Jungfrauschaft Maria's“ und sagte zu ihrem Gesellschafter Adrien de Montmorency: „Ach, Gott, der arme Chateaubriand! Das beginnt platt und fade zu werden!“) Die Wirkung des Werkes war in der That eine große und nachhaltige; es kitzelte Phantasie und Sinnlichkeit der „gebildeten Kreise“ so angenehm-erbaulich, es traf so höchst glücklich mit der reaktionären Zeitstimmung zusammen. Und doch kann man in dem himmelnden Ding bei schärferer Prüfung nur eine gewandt aufstaffirte Frivolität erkennen. In Wahrheit, von einer tieferen Erfassung, d. h. von der *sittlichen* Bedeutung des Christenthums ist bei Chateaubriand gar keine Rede. Darum ist sein blendendes Raisonnement im Grunde so hohl und leer. Lauter Aeußerlichkeit und Flitter, kein Ernst, keine Wahrheit, keine Innigkeit. In einer einzigen Strophe eines geistlichen Liedes von Gerhard, Spee oder Flemming athmet unendlich viel mehr „Geist des Christenthums“ als in dem ganzen chateaubriand'schen Buch, dessen Verfasser selber nicht glaubt, was er sagt, weßhalb denn auch ein aufmerksames Ohr aus dem gläubigen Bimbambum überschwänglicher Chateaubriands-Phrasen häufig genug ein voltaire'sches Spottlachen merkbar genug heraushört.

Aber es will ja die Welt betrogen sein und das Buch erreichte seine Ziele. Zunächst auch das, die Aufmerksamkeit des Ersten Konsuls auf den Verfasser zu lenken, welcher vor dem Drucke die Handschrift des

Werkes seinem Gönner Lucien Bonaparte mittheilte. Zweifelsohne hatte auf diesem Wege auch der Erste Konsul zeitig von dem Inhalt Kenntniß erhalten und er mag mit einem Lächeln der Befriedigung wahrgenommen haben, welche Mühe sich Chateaubriand gemacht, der „Ideologie" eine unschädliche Richtung zu geben, d. h. die Phantasie der Franzosen von den Traditionen des politischen Idealismus der Revolution abzuziehen und auf das Gebiet religiöser Unklarheit und ästhetischer Fühlsamkeit hinüberzuweisen. Auch mag es dem Machthaber lieblich geschmeichelt haben, daß gerade jetzt, wo er im Begriffe war, sich durch eine Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhl die gewünschte und gehoffte „Basis" klerikaler Unterstützung zu schaffen, Chateaubriand in der Vorrede seiner Schrift ziemlich unverblümt ihn aufforderte: „Allez, montez sur la montagne sainte de Jérusalem et rabâtissez le temple de Jéhovah!" Es hätte freilich dieser Aufforderung nicht bedurft; aber sie mußte willkommen sein, maßen es von jeher zur bonaparte'schen Politik gehört hat, die Stimme der eigenen Wünsche in eine Quasi-Volksstimme umzulügen. Auf dieser Lügenkunst beruhte auch, wie bekannt, jene Volksabstimmungsmaschine, die so unübertrefflich konstruirt war, jener Suffrage-Universel-Alfanz, der auf Befehl so wohlgeölt und geschmeidig Millionen von Ja's von sich gab .... Hätte der Erste Konsul keine so übergroße Eile gehabt, den Altar als Vorstufe zum Throne aufzurichten, er würde sich unmöglich über den verhängnißvollen Mißgriff verblendet haben, welchen zu begehen er im Begriffe war. Er glaubte der Kirche als einer Polizei der Gewissen zu bedürfen, er wähnte sie als eine solche benützen zu können und sah in seiner Eilfertigkeit ganz über die historische Thatsache hinweg, daß die Kirche, auch da, wo sie scheinbar dient, immer und überall herrschen will. Schon das Zaudern und Zögern, womit die päpstliche Kurie seinen hastigen Anerbietungen entgegenkam, hätte ihn stutzig machen müssen; aber er achtete nicht darauf. Noch weniger auf die Warnungen des redlichen Grégoire, der ihn zu verständigen suchte, eine der schönsten Aufgaben und Pflichten des Erben der Revolution sei, die kirchliche Reformation fortzusetzen und zu vollenden, und ihm zuredete, bei einem Kompromiß mit dem Papste wenigstens die revolutionäre Errungenschaft der Priesterehe zu retten. Alles umsonst. In dem Hotel Joseph Bonaparte's in der Straße Faubourg Saint-Honoré wurden um 2 Uhr Morgens am 15. Juli 1801 die Präliminarien des Konkordats von dem genannten Bruder des Ersten Konsuls und dem Legaten Pius des Siebenten, Kardinal Consalvi, unterzeichnet. Mittelst Bulle vom 15. August ertheilte der Papst dem Vertrag seine Genehmigung. Am 4. Januar 1802 wurde in der Kapelle der Tuilerien zum ersten Mal wieder

Messe gelesen. Im April ließ man ein unlängst gezähmtes Tribunat und einen eifrig gehorsamen gesetzgebenden Körper ihre Ja's hersagen und am 8. April ward das Konkordat als Staatsgesetz verkündet, welches die „römisch-apostolisch-katholische Religion als die Religion der großen Mehrzahl der französischen Bürger“ in Frankreich wieder herstellte. Der Erste Konsul soll die Erzbischöfe und Bischöfe ernennen, der Papst denselben die kanonische Institution geben. Die Bischöfe, welche dem Ersten Konsul den Unterthaneneid leisten wie vormals dem Könige, ernennen die Pfarrer. Die Kirchengüter bleiben eingezogen, aber der Staat besoldet die Geistlichkeit angemessen und gestattet Stiftungen zu Gunsten der Kirche. Am 18. April als am Ostertag — die Wiederherstellung der Sonntage und der katholischen Feste war vorhergegangen — wurde in Anwesenheit des Ersten Konsuls und seines Hofstaats die Restauration des Katholicismus mittelst eines prunkvollen Gottesdienstes in Notre-Dame gefeiert. Der Erzbischof von Tours hielt die Predigt, der neue päpstliche Legat Caprara das Hochamt, ein Tedeum ward gesungen und zum Schluß das „Domine, salvam fac rempublicam; salvos fac consules!“ angestimmt. (Bald wird es kürzer lauten: „Salvum fac Napoleonem imperatorem!“) Die herbeigeströmte Menge war zahllos, denn man hatte Alles aufgeboten, die Ceremonie lockend-pompös zu machen. Aber die Zuschauer nahmen dieselbe vorerst nur wie ein anderes Spektakelstück, die draußen in Parade aufgestellten Soldaten höhnten und fluchten über die „Pfaffenkomödie“, die in das Innere der Kathedrale befehligten Generale murrten. Als am folgenden Tage Bonaparte den grobkörnigen General Augereau (oder Delmas?) fragte, wie ihm die gestrige Ceremonie gefallen, gab der Gefragte zur Antwort: „Hm, nicht übel. Eine recht hübsche Kapuzinade! Es fehlte Nichts dabei als etwa die Million Menschen, welche sich's ihr Leben kosten ließen, um das zu zerstören, was Sie wieder herstellen, Bürger Konsul.“ Dieser sollte jedoch bald erfahren, daß es mit der römischen Kurie keinen Frieden gäbe, nämlich keinen Frieden in s e i n e m Sinne. Die Kirche erwies sich keineswegs willig, sich nur so als eine Art geistiger oder geistlicher Polizeimaschine handhaben zu lassen. Gründe, Zweifel und Mißtrauen in ihre Willfährigkeit zu setzen, ergaben sich binnen Kurzem, und als Bourrienne beschwichtigend zu dem Gewalthaber sagte, der Kardinal Consalvi habe ja erklärt, der Papst würde Alles thun, was der Erste Konsul wünschte, versetzte Bonaparte rasch: „Daran wird er wohlthun. Denn er möge ja nicht glauben, er habe mit einem Schwachkopf zu schaffen. Man komme mir nur nicht damit, mir vom Heil meiner Seele zu schwatzen. Für mich besteht die Unsterblichkeit in der Spur, welche

ich dem Gedächtnisse der Menschheit einpräge.“ Eines Tages wird Napoleon erfahren, wie sehr der unbeachtete Warner Grégoire rechthatte. Er wird erfahren, daß man Papst und Papstthum wohl brutalisiren, nicht aber mittelst Gewalt besiegen kann. Einstweilen folgt dem Konkordatsabschluß ein heiteres Nachspiel: — Monseigneur le Diable-Boiteux-Talleyrand, ci-devant Bischof von Autun, ist durch päpstliches Breve seiner Priestergelübde entbunden worden und wird dann, um dem von der Direktorialzeit her grassirenden gräulichen Sittenverfall ein offizielles Dementi zu geben, von seinem Herrn gezwungen, seine Maitresse, Madame Grandt, zu heiraten, eine sehr schöne Gans von gänsigster Sorte, welche ihren Tischnachbar, den berühmten Reisenden Denon, gelegentlich mit Robinson Crusoe verwechselt, — ein beschwerlich-lächerlich Anhängsel für den Mephistophel der Diplomatie, eine Bürde, die den Allerweltsironiker durch ihr bloßes Dasein ironisirte.

Bonaparte fuhr überhaupt von Tag zu Tag mehr als unumschränkter Gebieter drein und gefiel sich darin, auf ihm Mißfälliges wachtstubenbarsch auszufallen. Dame Staël, ohnehin eine Antipathie des Ersten Konsuls, hatte das eines Tages im Salon Josephine's bitterlich zu erfahren, als sie, à la Grècque gekleidet, ihren allerdings schon ältlichen Busen da zur Schau trug, als wär' es jener, mittelst dessen Enthüllung Hyperides vor Zeiten so erfolgreich für Phryne plaidirt hatte. „Madame — schnarcht im Vorbeigehen der Gewaltige sie an — wie lange ist's her, seit Ihr Euer jüngstes Kind gestillt habt?“ Ein Keulenschlag, der mit unendlich vielen Nadelstichen vergolten werden wird. Warte nur, denkt unser also beleidigend angeschnarchter Wirbelwind von genialem Weib — warte nur, du Robespierre à cheval, ich will dir schon zeigen, daß ich mehr kann als Kinder stillen ... Der Erste Konsul gab sich zu dieser Zeit bedeutende Mühe, mit dem Altar und dem Thron zugleich auch das Dekorum wieder herzustellen und vornehmen Anstand und monarchische Etikette an die Stelle republikanischer Zwanglosigkeit und demokratischer Formlosigkeit zu setzen. Die eigene Familie verursachte ihm hiebei dermalen und später vielen Aerger, viele Mühwaltung. Seine Brüder und Schwestern wollten nicht recht begreifen, daß sie sich schon jetzt als Geschwister einer werdenden imperatorischen Majestät gebaren sollten. Der Springinsfeld Jérôme heiratet drüben in Baltimore eine simple Miß Patterson, der „ideologische“ Lucien, welcher sich mehr und mehr mit dem wachsenden Despotismus seines Bruders zerwirft, nimmt die schöne Wittwe Jouberton zur Frau. Quer das, da sie allbereits um Prinzessinnen sich hätten umthun sollen. Unsere theure Stieftochter Hortense und Bruder Louis, der elegische

Träumer, leben nicht gut mitsammen und wir hätten vielleicht besser gethan, sie Duroc zu geben, in welchen sie verschossen war. Schwester Karolina, Madame Murat, könnte bei ihren Liaisons auch mehr auf Anstand halten, und was Paulette angeht, welche mit ihrem zweiten Mann, dem Principe Borghese, nach Rom gegangen, so müssen dorthin an sie und an Onkel Fesch, unsern Gesandten beim heiligen Stuhl, grollende Briefe geschrieben werden, daß die Aufführung unserer schönen Lieblingsschwester ganz anders sein sollte als sie ist. Aber nicht allein auf Herstellung des gesellschaftlichen Dekorums, sondern auch monarchischer Dekorationen richtete der Gewalthaber sein Augenmerk. Er brauchte sich nicht zu erinnern, in Montesquieu das Paradoxon gelesen zu haben, Ehre sei das Prinzip der Monarchie; er brauchte nur die Augen aufzuthun, um zu sehen, daß die Franzosen, eine verschwindend kleine Minderheit ausgenommen, im höchsten Grade bereit und begierig waren, dem Ersatz der Losung „Liberté et égalité“ durch die Losung „Gloire et honneur“ beizustimmen. Ruhm und Ehre im französischen Sinne sind aber ohne Symbole, Gepränge und Spektakel nicht denkbar. „Gebt den Franzosen Kinderklappern!“ hatte er gesagt und er gab ihnen jetzt den Orden der Ehrenlegion. So ganz freilich war zu dieser Zeit in Frankreich die Erinnerung an die Revolution noch nicht erloschen, daß die Stiftung dieses Ordens keinen Widerspruch erfahren hätte. Sogar im Staatsrath Bonaparte's warf ein Ehrenmann, Berlier, dem Ersten Konsul die Worte ins Gesicht, die Einführung eines Ordens verletze den Grundsatz der Gleichheit, schaffe wieder eine Aristokratie und außerdem seien dergleichen sogenannte Ehrenzeichen nur monarchisches Spielzeug. „Ja wohl — fuhr der Machthaber auf — sind sie Spielzeug; aber mittelst Spielzeugs lenkt man die Menschen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk der Freiheit und Gleichheit zugethan sei. Es ist, durch zwölf Revolutionsjahre nicht anders gemacht, noch immer stolz und leichtfertig, wie seine Vorfahren, die Gallier, gewesen sind. Die Franzosen haben nur ein wirklich lebhaftes Gefühl, das für Ehre. Dieses Gefühl also muß man nähren, indem man ihnen Auszeichnungen gibt.“ Wie wahr der Mann sprach, wie richtig er die Franzosen werthete, ist dadurch erwiesen, daß der Orden der Ehrenlegion, nachdem derselbe, nicht ohne auch im Tribunat und im gesetzgebenden Körper Widerstand gefunden zu haben, am 19. Mai 1802 gesetzeskräftig errichtet worden, binnen Kurzem ganz außerordentlich volksthümlich wurde. Der Beifall und die Gunst, womit diese monarchische, ein neues Patriziat mit an den Feudalismus streifenden Bestimmungen gründende Einrichtung aufgenommen ward, zeigten deutlich, wie wesentlich monarchisch die Sitten

Frankreichs geblieben waren. Nahmen doch selbst denkende und patriotisch gesinnte Männer die Ehrenlegion für eine dem bürgerlichen wie dem kriegerischen Verdienste gleicherweise gebotene Belohnung, die als ein Beweis der Achtung angesehen werden müßte, welche die Regierung für das Prinzip politischer Gleichheit hege, und als das geeignetste Mittel, dieselbe zu befestigen, indem dieser Orden die alten aristokratischen und erblichen Auszeichnungen bis auf die Erinnerung auslösche [35]).

Zugleich mit der Stiftung der Ehrenlegion wurde ein zweiter, den Uebergang von der Diktatur zur absoluten Monarchie kennzeichnender Schritt vorbereitet und gethan, die Verlängerung von Bonaparte's Konsulat auf Lebenszeit. Einige Stimmen sprachen schon jetzt vom Kaiserthum und warum auch sollten sie nicht? Der Machthaber selber war für das lebenslängliche Konsulat als für eine letzte Stufe zum Thron, welcher übrigens schon so bestimmt in Aussicht stand, daß Josephine's an ihren Eheherrn gestellte Frage: „Wann machst du mich zur Kaiserin?“ nur eine lächelnde Abweisung fand. Die schwächlichen Ueberbleibsel des Republikanismus versuchten zwar gegen das lebenslängliche Konsulat oppositionell sich zu regen, sogar in den Staatskörperschaften; aber natürlich ohne Erfolg. Die Volksabstimmungsmaschine ward in Bewegung gesetzt, arbeitete, wie befohlen, und ergab von 3,577,885 Stimmen 3,568,259 bejahende Antworten auf die Frage: Soll Bonaparte mit dem Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, Erster Konsul auf Lebenszeit sein? Im Besitze dieser Millionen von Ja's hatte der Herr Frankreichs Grund genug, über etliche Tausende von Nein's sich hinwegzusetzen. Auch über das von Lafayette. Der Ex-General hatte votirt: „Ich kann für eine solche Magistratur nicht stimmen, bevor die öffentliche Freiheit mit ausreichenden Bürgschaften versehen ist“ — und hatte von seinem Landgut Lagrange aus dieses Votum mit einem Brief an den Ersten Konsul begleitet, worin er anerkannte, daß „der 18. Brumaire Frankreich gerettet habe“ — aber auch Bonaparte beschwor, der Sache der Revolution und des Volkes treu zu bleiben. „Bah, sagte der Empfänger dieses Briefes, verachtungsvoll mit den Fingern schwippend — Monsieur de Lafayette ist in Sachen der Politik ein Narr. Er versteht mich nicht. Ich hab' ihn zum Senator und zum Ritter der Ehrenlegion machen wollen. Er hat Beides abgelehnt. Desto schlimmer für ihn. Ich

35) Mém. du r. Joseph, I, 185. Thibaudeau, Hist. du consul. II, 242 seq. Bourrienne, Mém. IV, chap. 17. Corresp. de Nap. IX, 404, 407. Thibaudeau, Hist. du cons. II, 473 seq. Matth. Dumas, Souvenirs, III, 227.

kann, meiner Treu', seiner Stimme wohl entbehren ...“. Am 2. August 1802 erging das Senatskonsult, welches das lebenslängliche Konsulat Bonaparte's proklamirte. Am folgenden Tage brachte der Senat dem Machthaber seine Glückwünsche dar, worauf der große Gaukler: „Das Leben eines Bürgers gehört seinem Vaterlande. Das französische Volk will, daß das meinige ihm ganz geweiht sei. Ich gehorche seinem Willen. Durch meine Bemühungen, durch eure Unterstützung, durch die Beihülfe aller Behörden, durch das Vertrauen und den Willen dieser unermeßlichen Mehrheit ist die Freiheit, die Gleichheit und Wohlfahrt Frankreichs den Tücken des Schicksals und der Ungewißheit der Zukunft entzogen. Das beste der Völker wird auch das glücklichste sein und seine Glückseligkeit wird zu der von ganz Europa beitragen [36].“ Wieder einen Tag später wurde eine ausgebeinte Konsular-Verfassung verkündigt, die sogenannte fünfte Konstitution, weil Bonaparte, über den neuestens im Schooße des Staatsraths, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers mehrfach erfahrenen Widerspruch erbos't, seine diktatorische Gewalt noch mehr stärken zu müssen glaubte. Dieser fünfte Verfassungsschein gab die großen Staatskörperschaften in die Hand des Senats und diesen willenlos in die Hand des neuen Cäsars, der sich bei Gelegenheit der Festfeier seines Geburtstags am 15. August 1802 zum ersten Mal als solcher in allen Tonarten anschmeicheln ließ und sich schon jetzt in den Tuilerien, sowie in dem ohne alles Weitere in Besitz genommenen Sommerschloß Saint-Cloud, einen förmlich-monarchischen Hofstaat einrichtete.

Ja, noch nicht zwei Jahre war es her, seit er die „Colifichets“ tief zu verachten sich den Anschein gegeben. Jetzt aber lautete es anders. Jetzt ward die schmeichlerische Niederträchtigkeit gefordert und in ein System gebracht, alle Brimborien der Autokratie mit Eifer herbeigezogen und Stück für Stück ein byzantinisches Hof-Ceremoniell in Szene gesetzt. Schon mußte man, um der grassirenden Herrendienerei sich zu bequemen, sogar die Gestalt, die Züge, die Haltung des Gebieters schön und majestätisch finden, während doch noch zu Anfang der Konsularzeit bei öffentlichem Erscheinen Bonaparte's Stimmen aus der Menge laut geworden wie: „Er ist verteufelt gelb; er sollte Roth auflegen“ — oder: „Wie schade, daß ein solcher Mann so häßlich sein muß“ — oder: „Wie

36) Das Votum und der Brief Lafayette's finden sich in der Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte (Paris, 1819—20), VII, 358. Nicht zu verwechseln mit der häufig von mir citirten Correspondance de Napoleon Ier. Bourrienne, Mém. IV, chap. 23. Corresp. de Nap. VII. (Allocut. au Sénat du 3 août 1802.)

garstig er ist, die kleine Kröte!" (Oh, qu'il est laid celui-là, ce petit crapaud [37]). Wenn alte Bekannte des Ersten Konsuls vom ersten italischen Feldzug her nach zeitweiliger Abwesenheit von Paris dahin zurückkehrten, waren sie nicht wenig erstaunt und verblüfft über die inzwischen vor sich gegangene „Häutung" der tonangebenden Kreise. Das republikanische Fell war abgefallen und darunter die monarchische Livree zum Vorschein gekommen. Nicht nur die sansculottischen und carmagnole'schen Moden waren weg, auch das Soldatisch-Republikanische war dem Höfischen gewichen. An der Stelle der Säbel und Kokarden, der langen Beinkleider und Sporenstiefeln sah man jetzt Salonsdegen, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe und Claquehüte. Lakaienscharen brüsteten sich in goldbordirten Röcken und Rococo-Frisuren. Wenn der Erste Konsul in seinem veilchenblauen Staatsanzug mit Goldstickerei in den Tuilerien oder zu Saint-Cloud von der sonntäglichen Messe nach seinen Gemächern zurückkehrte, erwarteten ihn, ganz wie zur Zeit des Ancien Régime Se. allerchristlichste Majestät erwartet worden war, in der großen Galerie eine bunte Menge von Ministern, Senatoren, Generalen, Prälaten, fremden Prinzen und Diplomaten, um ihm ihren Hof zu machen. Da waren deutsche Fürsten oder ihre Bevollmächtigten, welche um die Gunst des Ersten Konsuls mit ihren Unterthanen daheim entpreßten Summen zu erkaufen nach Paris gekommen und daselbst von Talleyrand und Anderen so schamlos genarrt und ausgebeutelt wurden, daß sich Bonaparte bewogen sah, ein warnendes Handbillet an Fouché zu richten, in welchem er sprach „von allen den Zettelungen, um den deutschen Fürsten Geld zu entpressen," und von „Schurken, welche die Ehre der Regierung kompromittiren und die unglücklichen Fremden betrügen [38]." Da waren die Gesandten der Bourbons von Spanien und von Neapel, Caballero d'Azara und Marchese de Gallo, beauftragt und bemüht, den Argwohn des französischen Gewalthabers gegen Alles, was Bourbon hieß, einzulullen. Da war der Kardinal Caprara, Legat des Papstes und gleichsam der Vorläufer Sr. Heiligkeit zur bevorstehenden Krönungsfahrt. Hart neben dem rothen Hut und Mäntelchen des Legaten zeigte sich

---

37) Solger (Liter. Nachlaß, I, 54) als Augen- und Ohrenzeuge.

38) Corresp. de Nap. VIII, 6. Diese schmutzigen Händel schrieben sich vom rastadter Kongreß und dem lüneviller Frieden her. Die dumme Madame Talleyrand-Grandt war doch gescheidt genug, in diesen Dingen die Mittelsperson zu machen. An sie wurden die für Talleyrand und Mitschufte bestimmten Bestechungs- und Kaufgelder adressirt, deren z. B. Würtemberg, „wie es sich selbst in aufrichtigem Schmerzensruf laut berühmte," centnerweise lieferte. Das Nähere s. bei Ritter v. Lang, Memoiren, II, 52 fg.

der schlichte schwarze Rock des nordamerikanischen Gesandten Livingston, dessen ganze Erscheinung in dem Kreise dieser vornehmen, betreßten und besternten Lakaien aussah wie eine Mahnung, daß es doch in der Welt noch eine Demokratie gäbe. Ferner waren da der Gesandte Oestreichs, der alte Kobenzl, dessen langes leichenhaftes Gesicht immer länger und leichenhafter wurde, wenn er wahrnehmen mußte, daß diesem „Teufelskerl“ von Bonaparte mit den alten abgegriffenen diplomatischen Kniffen und Pfiffen schlechterdings nicht beizukommen sei. Ferner der preußische Gesandte, Marchese Lucchesini, des Ersten Konsuls gehorsamer Diener. Ab und zu kam ein zweiter großer preußischer Diplomat, Monsieur Lombard, mit Lucchesini und dem Grafen von Haugwitz jenes Trifolium von Staatsunmännern bildend, welches einem unfähigen König den Staat Friedrichs des Großen ins Verderben stürzen oder vielmehr langsam schieben half. Endlich waren auch die Gesandten Englands und Rußlands da, der scharfäugige Lord Whitworth und der hochmüthige Graf Markoff, Bürgen des europäischen Friedens so zu sagen, eines Friedens, welcher Tag für Tag in die Baumwolle heuchlerischer Phrasen eingewickelt werden mußte; so zerbrechlich war er. War ja die politische Atmosphäre Europa's schon wieder tüchtig mit Kriegselektrizität geladen und bald grollten einzelne bonaparte'sche Vordonner. Am 13. März 1803 sagte im Empfangzimmer seiner Frau der Erste Konsul zu Lord Whitworth: „Wir haben uns jahrelang bekriegt; es scheint, wir sollen uns abermals jahrelang bekriegen. Der König von England hat in seiner Botschaft an das Parlament gesagt, daß Frankreich sich zu einem Angriffskriege rüste. Das ist nicht wahr. Er hat auch gesagt, daß zwischen den beiden Kabinetten verschiedene Differenzen obwalten. Ich kenne keine, doch ja, eine wohl: Se. großbritannische Majestät soll Malta räumen, wozu der Friedensvertrag sie verpflichtet. Man kann das französische Volk tödten, aber nicht einschüchtern.“ Die Seitenszene zu dieser spielte am 21. September 1803, nachdem ein Angehöriger der russischen Gesandtschaft, der Schweizer Christin, als Umtriebler und Zetteler zu Gunsten der Bourbons zur Haft gebracht worden war. Am genannten Tage trat Bonaparte in feierlicher Audienz und in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung hastig auf den Grafen Markoff zu und schrie mit greller Stimme: „Es kommt mir außerordentlich sonderbar vor, daß der russische Gesandte einen Schweizer, welcher Verschwörungen anzettelt, in seinen Diensten behält. Es ist fürwahr mit uns noch nicht so weit gekommen, daß wir Derartiges dulden müßten, und ich werde in Zukunft Jeden verhaften lassen, welcher gegen das Interesse Frankreichs

handelt[39])." Auch von anderwärts her warf in den Sonnenschein am Konsularhof Zukünftiges mitunter schon einen dunklen Schatten herein. Da man mit Aufzimmerung und Tapezierung des Kaiserthrons beschäftigt war, so drängte sich schon jetzt die Frage nach einem legitimen Erben desselben auf und Joseph Bonaparte war es, der in seinem Bruder den ersten Gedanken einer Scheidung von Josephine anregte. „Stelle dir den Fall vor — will er zum Ersten Konsul gesagt haben — daß eine natürliche Ursache den Tod deiner Frau herbeiführte; dann wirst du in den Augen Frankreichs, Europa's, ja sogar in den meinigen, der ich dich doch kenne, als ihr Vergifter erscheinen." Betroffen habe der Gewalthaber darauf erwidert: „Das ist das erste Mal, daß mir der Gedanke einer Scheidung möglich erscheint." Ganz kynisch-derb faßte die Sache Lucien Bonaparte an, indem er, als seine Schwägerin Josephine nach Plombières reis'te, zu ihr sagte: „Sie gehen ins Bad. Nun wohl, Sie müssen einen Sohn bekommen. Wenn nicht von Ihm, so doch von einem Andern." Als Josephine über diese Zumuthung sich entsetzte, fuhr ihr Schwager fort: „Falls Sie sich dazu nicht verstehen wollen oder können, so muß mein Bruder von einer andern Frau einen Jungen bekommen und Sie denselben für den Ihrigen ausgeben. Er braucht einen Erben. Es verlangt das auch Ihr eigenes Interesse; Sie wissen wohl, warum"......

Zur Zeit, wo der Friedenstraum von Lüneville und Amiens noch einige Dauer zu verheißen schien, wurde eines Tages im großen Empfangsal in den Tuilerien durch den englischen Gesandten ein Landsmann vorgestellt, bei welchem der Erste Konsul sofort achtungsvoll still stand und lebhaft sagte: „Ah, Monsieur Fox, ich habe Ihre Ankunft mit großem Vergnügen erfahren und es verlangte mich sehr, Sie zu sehen. Hab' ich doch in Ihnen schon lange den beredten Freund seines Landes bewundert, welcher stets für den Frieden seine Stimme erhob und dadurch den Interessen Englands wie Europa's und der Menschheit diente. Die beiden ersten Nationen unseres Erdtheils haben Nichts von einander zu fürchten, haben einander nicht zu beneiden; sie sollten sich verstehen und achten. Ich erblicke in Ihnen mit Befriedigung den großen Staatsmann, welcher den Frieden empfahl, weil er mit Schmerz Europa zwecklosen Verheerungen preisgegeben sah."' Der große Parlamentsmann begnügte sich, die ihm gespendeten Schmeicheleien mit einer

---

39) Corresp. de Nap. VIII, 311. Bartenjew. Mitgetheilt von Bodenstedt, Russische Fragmente, II, 386.

stummen Verbeugung zu erwidern. Er fühlte, daß er als Führer der englischen Opposition seine Haltung und Sprache Bonaparte gegenüber sehr vorsichtig zu bemessen habe. Jedenfalls vergab er dem Stolz und der Würde seines Landes Nichts. Bei einer Unterredung, welche er später in einem der Säle des Louvre mit dem französischen Machthaber hatte, legte einer der Mitanwesenden die Hand auf einen dastehenden, kunstvoll gearbeiteten Erdglobus und sagte: „England nimmt doch einen recht kleinen Raum auf der Weltkarte ein.“ „Wohl — entgegnete Fox — auf dieser kleinen Insel werden die Engländer geboren und auf ihr wünschen sie alle zu sterben. Aber — fügte er, seine Arme um den Globus legend, hinzu — während ihres Lebens breiten sie sich über den ganzen Erdball aus und umfassen ihn mit ihrer Macht.“ Der Erste Konsul, welcher, wie gar keinem Zweifel unterliegt, damals die Erhaltung des Friedens mit England ernstlich wünschte, während Georg der Dritte und seine Tories in der That Alles thaten, diesen Wunsch zu Schanden zu machen, — bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um das Haupt der friedlich gesinnten Whigs zu bezaubern und für sich zu stimmen. Vorkommenden Falls auch mittelst Lugs und Trugs. Er wußte, daß zwischen Fox und Wilberforce, dem hochherzigen Vorkämpfer der Neger-Emanzipation, eine innige Freundschaft bestand, und so brachte er bei einer seiner Unterredungen mit dem englischen Staatsmann das Gespräch auf die Abschaffung des Negerhandels und der Negersklaverei und sagte mit sentimentalem Augenaufschlag: „Ach, Monsieur Fox, daß mir doch vergönnt wäre, einen großen Bundesvertrag unter den Menschen besiegelt zu sehen durch eine weiße Hand, welche brüderlich eine schwarze drückt[40])!“ Der bronzestirnige Heuchler und Komödiant! Er, welcher so sprach, hatte so eben den Befreier von Hayti, Toussaint Louvertüre, den ersten in die Weltgeschichte eingetretenen Mann der schwarzen Rasse, verrätherisch in seine Gewalt gelockt, um den Verrathenen in einem Kerker des Forts Joux in Verzweiflung verkümmern zu lassen.

Nicht so schmeichelnd und heuchelnd wie zu dem berühmten englischen Parteiführer, nein, sondern harsch und barsch befehlend sprach um dieselbe Zeit Bonaparte zu der Schweiz, zu deren thatsächlichem Gebieter er unter dem harmlosen Titel eines „Vermittlers“ (médiateur) sich aufwarf. Die Eidgenossenschaft hatte aus den Kämpfen und Krämpfen der Revolutionszeit noch nicht wieder zu Frieden und Gesundheit gelangen

40) Trotter, Memoirs of the later years of the r. h. C. J. Fox, 266, 291.

können. Seitdem Massena bei Zürich gesiegt und Suwarow aus der Schweiz abgezogen, hatte sich das Land in den Händen französischer Heerscharen befunden, die es freilich in Folge einer Bestimmung des lüneviller Friedens räumten, aber erst im August 1802 und nur für wenige Wochen. Denn bald gaben dem Herrn Frankreichs willkommenen Vorwand zu erneuerter Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz die fortwährenden Streithändel zwischen den Parteien der Einheitler und der Kantönler, der Demokraten und der Aristokraten, der französisch-revolutionär und der östreichisch-konservativ Gesinnten, Streithändel, welche nicht nur in den Rathsälen tobten, sondern mitunter auch zu einem halben oder Zweidrittels-Waffengang führten, während heute ein Reding als föderalistischer, morgen ein Dolder als unionistischer Landamman schemenhaft über die eidgenössische Schaubühne huschte und die beiden Faktionen, welche das Land zerrissen, wetteifernd um die Gunst des Gewaltigen in Paris bettelten. Ein klägliches Wirrsal, in welches im September 1802 das bonaparte'sch vermittelnde: „Ha, ich will euch! . . .“ drohend hereinscholl. Denn in einer an Talleyrand gerichteten Depesche vom 23. des genannten Monats erklärte der Erste Konsul, daß er 30,000 Mann unter Ney's Befehlen in die Schweiz einrücken lassen werde und daß es, falls man ihn zur Anwendung von Gewalt zwänge, um die Schweiz geschehen sein würde („c'en est fait de la Suisse“). Was die auf der Spitze von 30,000 Bajonetten gebrachte „Vermittelung“ eigentlich zu bedeuten habe, erhellte sattsam aus einer weiteren Stelle der Depesche, wo der Vermittler trocken sagte: „Entweder eine solid organisirte und Frankreich befreundete Schweiz oder gar keine!“ (un gouvernement suisse solidement organisé et ami de la France, ou point de Suisse!) Sieben Tage später erging von Saint-Cloud aus an die „Achtzehn Kantone der Helvetischen Republik“ ein Manifest, worin der Erste Konsul den Schweizern, nachdem er sie von wegen des „spectacle affligeant“, das sie ihm seit zwei Jahren dargeboten hätten, gehörig gerüffelt, seinen Willen kundthat, das Werk der Vermittelung zu übernehmen. Schweizerische Abgeordnete sollten nach Paris kommen, um gemeinschaftlich mit ihm die ganze Angelegenheit zu ordnen. Im Oktober rückte Ney in die Schweiz ein, ohne Widerstand zu finden, und gab den Schweizern bald bemühende Veranlassung, zu bemerken, daß die Herren Generale des Vermittlers in Betreff des Mein und Dein noch immer sehr nach sansculotte'schen Grundsätzen verfuhren. Aber man ließ sich selbst die schamlosesten Durchstechereien und gröbsten Erpressungen gefallen, denn es war nicht mehr die Zeit von 1798. Keine Mannhaftigkeit, kein Seelenschwung mehr. Nichts als Kleingeist

und Kleinmuth, die liebe charakterlose Mittelmäßigkeit an allen Ecken und Enden. So ging es denn ganz natürlich zu, daß die schweizerischen Republikaner, mit leicht zu zählenden Ausnahmen, vor dem weiland Unterlieutenant von Valence ebenso platt am Boden lagen wie die deutschen Fürsten und Fürstlein. Es war eine Zeit epidemischer Gemeinheit .... Wie mußte es der französischen Eitelkeit wohlthun, als die Sonntags den 12. Dezember 1802 in der großen Galerie von Saint-Cloud versammelten Großoffiziere, Großbeamten und Hierarchen die dreiundsechzig Abgeordneten der Schweizer-Kantone eintreten sahen, welche kamen, das Geschick ihres Vaterlandes dem Machtspruch des Gebieters von Frankreich zu unterstellen. Die Abgeordneten erblickten den Ersten Konsul in seiner Kapelle beim Hochamt. Neben ihm standen seine beiden Schatten-Kollegen, sowie seine Gemahlin, ihre Tochter und die dienenden Damen, während den Hintergrund eine glänzende Wolke von Offizieren und Hofleuten füllte. Die Republikaner aus den Alpen fühlten, daß in all der sie umgebenden Pracht nichts Republikanisches mehr war. Nachher ertheilte der Vermittler ihnen die erste Audienz, hob in seiner Ansprache ganz richtig hervor, daß alle Verhältnisse der Schweiz einem Einheitsstaat widerstrebten, daß die Natur selbst dem Lande die föderative Verfassung vorgezeichnet habe („la nature a fait votre état fédératif“), und betonte als maßgebende Grundsätze des vorzunehmenden Vermittlungswerks die politische Gleichberechtigung der achtzehn Kantone, eine aufrichtige Verzichtleistung auf patrizische Vorrechte und eine bündische Organisation der Schweiz als eines Ganzen nach Außen. Ausführlicher wiederholte er das Gesagte in einer zweiten Audienz am folgenden Tage. Nachdem sodann die Verhandlungen zwischen den schweizerischen Abgeordneten und den vom Mediator ernannten Kommissarien zu Ende, fand am 29. Januar 1803 eine feierliche Versammlung unter dem Vorsitz des Ersten Konsuls statt, in welcher die Kantonalverfassungen und die Bundesurkunde zur Verlesung und Berathung kamen und der Vermittler den Schweizern Gelegenheit gab, seine „ausharrende Geduld, seine praktische Weisheit und seine Orts-, Zeit- und Personenkenntnisse zu bewundern.“ Am 19. Februar 1803 endlich wurden die Schweizer in die Tuilerien beschieden, im Sale der Ambassadoren durch den Palastpräfekten empfangen und von dort in den großen Audienzsal geleitet, um daselbst aus den Händen des Ersten Konsuls die zum Abschluß gebrachte „Vermittlungsakte“ zu empfangen. Er begleitete die Uebergabe des Dokuments mit den stolzen Worten: „Nachdem ich mit Ernst erwogen, was euch dienlich, habe ich eine Vermittelung beschlossen, von welcher ich die Begründung der Wohlfahrt eurer Bevölkerungen

erwarten darf. Diese Vermittlung ist ein Schiffbrüchigen in dem Augenblick, wo sie in den Abgrund zu versinken im Begriffe waren, zugeworfenes Rettungsseil." Freundlicher fügte er jedoch hinzu: „Ihr könnt darauf zählen, daß die französische Nation euch als gute Nachbarn behandeln wird. Ich werde stets bereit sein, euch Beweise meines Wohlwollens und meines Schutzes zu geben[41])." Die Mischung von diktatorischer Energie und von Wohlwollen, welche aus diesen Sätzen hervorleuchtet, hat das Verhalten Bonaparte's zur Schweiz fortan überhaupt gekennzeichnet. Sie war thatsächlich seinem Willen unbedingt unterthan, sie mußte ihm zu seinen Kriegen Truppen stellen — was man euphemistisch einen Söldnervertrag nannte — aber seine Mediation war unter den obwaltenden Umständen für die Schweiz unstreitig eine Wohlthat. Das Land hat unter dem Schutze des Gewaltigen während der napoleonischen Zeit im Vergleich mit den übrigen Ländern Europa's ein ruhiges und friedliches Dasein geführt. Das schweizerische Vermittlungsgeschäft ist daher in Wahrheit eines der löblichsten Geschäfte bonaparte'scher Politik gewesen. Die Machenschaften der östreichischen, russischen und englischen hatten die Schweiz nur zu verwirren vermocht, Bonaparte ordnete sie. Er konnte die Eidgenossenschaft völlig unterwerfen, mit Frankreich vereinigen, keine Frage; aber klug zog er es vor, ihr den Schein von Unabhängigkeit zu lassen und sie sich zu befreunden, und er hat sie bis zuletzt ganz unverhältnißmäßig viel schonender behandelt als Frankreich selbst und als alle die andern unter der Form der Allianz ihm unterworfenen Länder.

Die Feststellung der lebenslänglichen Machtwaltung Bonaparte's wurde in England, wenigstens in den torpistischen Kreisen mit Bedenken, auf dem Festland dagegen mit so vorwiegender Befriedigung aufgenommen, daß sogar die Königin Karolina von Neapel, in der Freude über den Bändiger der Revolution ihres doppelten Hochmuths als östreichische Erzherzogin und Gemahlin eines Bourbon vergessend, zu der Aeußerung sich herbeiließ: „Hätt' ich in Frankreich mitzustimmen gehabt, ich würde meine Stimme Bonaparte gegeben und unter mein Votum geschrieben haben: Ich wähl' ihn zum Konsul auf Lebenszeit, weil er der einzige Mann, welcher sein Land zu regieren

41) Die angezogenen Aktenstücke Betreffs der Mediation s. in der Corresp. de Nap. VIII, 58, 67, 69, 158, 163, 238, 265. Damit vgl. K. v. Muralt, Hans von Reinhard, Bürgermeister von Zürich, nach Reinhards Denkschriften, Tagebüchern und Briefwechsel bearbeitet, S. 88, 104, 105, 128, 129, 143, 144. Reinhard war ein Hauptmitarbeiter beim Vermittlungsgeschäft.

vermag. Er ist des Thrones würdig, denn er weiß, wie man darauf sitzen muß[42]).“ Was Frankreich betrifft, so stürzte es sich mit Enthusiasmus in die Sklaverei. Zwar fehlte es nicht ganz an edlen und festen Geistern, die sich mannhaft dem Malstrom der Niederträchtigkeit entgegenstemmten. Selbst in der Armee, die sich doch gewöhnt hatte, in Bonaparte die Gloire des französischen Waffenthums zu vergöttern, glomm da und dort der Funke des Republikanismus fort und konnte nie ganz zertreten werden. Aber jeder gegen die einreißende Knechtschaft erhobene Widerspruch und Widerstand war und blieb ohnmächtig, weil vereinzelt. Denn die ungeheure Mehrheit der Nation ließ sich, in das Netz, welches der mit kirchlichem Weihwasser besprengte bonaparte'sche Militärdespotismus ihr über das Haupt geworfen, willenlos verstrickt, mit lachendem Leichtsinn die Hände fesseln. Sie hatte ja „panem et circenses“. In der That, das materielle Gedeihen des Landes unter Bonaparte's Regierung war ganz unleugbar, und wenn auch die Steuerlast drückend, wenn namentlich die Vertheilung der Grundsteuer mitunter ganz sinnlos ungleich und ungerecht war, so zeugt doch der Umstand, daß Frankreich i. J. 1802 ein Steuerquantum aufzubringen vermochte, welches den Reinbetrag der direkten Abgaben auf 273,600,000 Francs stellte, sehr sprechend dafür, daß unter dem Regiment des Ersten Konsuls die furchtbare Zerrüttung des Ackerbaus und der Industrie, wie solche während des Revolutionsorkans eingetreten, rasch beseitigt wurde. Die strenge Ordnung des Staatshaushalts that auch das Ihrige und es hieß, um gerecht zu sein, Frankreich nicht allzu viel zumuthen, wenn es während der napoleonischen Zeit jährlich einen zwischen 700 und 800 Millionen Francs schwankenden Staatsbedarf decken mußte. Erst zu Anfang des Jahres 1813, wo aber das Empire einen riesenhaften Umfang hatte, stieg dieser Bedarf auf 1150 Millionen an. Indessen ist hiebei nicht zu übersehen, was für ungeheure Opfer Napoleon, um Frankreich zu erleichtern, besiegten und sogenannten verbündeten, d. h. unterworfenen Ländern aufbürdete. Hat doch, schon hier sei es gelegentlich bemerkt, der Eroberer aus Norddeutschland allein und allein durch die Intendantenhand Daru's in barem Geld und in Naturallieferungen die für jene Zeit kolossale Summe von 604,227,921 Fr. gezogen, nicht eingerechnet, was Marschälle und Generale, von denen die meisten raubten

---

42) Ich weiß hiefür freilich nur das Zeugniß von Bignon (Hist. de Fr. II, 250) anzuführen. Doch ist gewiß, daß die Königin von Neapel gerade zu jener Zeit um Bonaparte's Gunst sich bemühte.

wie Wölfe und stahlen wie Raben, was Offiziere, Kommissäre und Soldaten auf eigene Rechnung erpreßten[43]).

Und „Spiele“ bot seinen nachgemachten Römern der neue Cäsar in Hülle und Fülle. Zunächst wiederum ein Kriegsspiel, das jedoch nicht so recht zur Peripetie aufschritt. Die Illusion der Pariser, sie würden sich jetzt in ihrer vom Ersten Konsul großartig verschönerten Stadt unbehelligt des Lebens freuen dürfen, die Täuschung der Provinzbewohner, sie würden im Schutze einer starkhändig hergestellten und aufrechtgehaltenen Ordnung ungestört ihren friedlichen Beschäftigungen obliegen können, verschwand. Der Friedenstraum von Amiens war zerronnen. Das englische Kabinett wollte den Krieg und vereitelte alle, unbezweifelt ernst gemeinten Versuche des Ersten Konsuls, den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu verhüten[44]). Wenigstens für jetzt zu verhüten. Wir wissen ja aus seinen eigenen späteren Geständnissen auf St. Helena, daß er allerdings England unterjochen wollte, daß er aber zur Zeit, von welcher hier die Rede, lebhaft wünschte, sechs bis acht Jahre lang mit England in Frieden zu leben; denn diese Frist, rechnete er, würde er nöthig haben, um die riesigen maritimen Rüstungen und sonstigen Veranstaltungen zu beendigen, welche ihm erforderlich schienen. die Eroberung des britischen Inselreiches zu unternehmen und durchzuführen. Für die englische Oligarchie kam zu den früheren Motiven des Kriegs nun allerdings noch dieses, daß sie mit zukunftvorschauendem Blick, wie solchen nur britische Selbstsucht also zu schärfen vermag, den Plan Bonaparte's errieth. Es lag demnach gewiß im Interesse Englands, daß es dem Abmahnen von Fox zum Trotz den Krieg schon jetzt wieder begann. Bittere Höflichkeiten und höfliche Bitterkeiten waren zuvor zwischen den beiden Regierungen gewechselt worden und der Erste Konsul, wüthend über die Angriffe, die er von Seiten der englischen Presse erfuhr, hatte es durch seine plumpe Zumuthung, die britische Regierung möge zu seinen Gunsten die Preßfreiheit und die Habeas-Korpus-Akte suspendiren, auch für die Whigs schwierig gemacht, die Sache des Friedens in die Länge zu vertheidigen. Am 16. Mai 1803 brachten die englischen Minister im Unterhaus eine königliche Botschaft ein, kraft welcher Georg der Dritte das Parlament aufforderte, ihn

43) Duc de Gaëta, Statist. d. l. France, II, 260 seq. Kolb, Handb. d. vergl. Statistik, 2. A. 62.

44) Selbst ein Stockengländer und Stocktory wie Alison muß das zugeben. Hist. of Europe, chapt. 35. Hiermit vgl. die Friedensvorschläge Bonaparte's in seiner Depesche an Talleyrand vom 13. Mai 1803; Corresp. de Nap. VIII, 393.

in seinem Widerstande gegen die „ehrsüchtige“ und „ländergierige“ Politik Frankreichs zu unterstützen. Mit 398 gegen 67 Stimmen entschied sich das Unterhaus, mit 142 gegen 10 Stimmen das Oberhaus für den Krieg. Der Erste Konsul seinerseits hielt am 25. Mai in den Tuilerien eine Ansprache an die großen Staatskörperschaften, worin er, was die Gegenwart betraf, mit Wahrheit sagen konnte: „Wir sind zum Kriege gezwungen, um einen ungerechten Angriff zurückzuweisen.“ Wenn er aber hinzufügte: „Nous la ferons avec gloire“ — so rechtfertigte sich diese stolze Zuversicht zunächst nicht eben sehr. Denn der Krieg mit England war vermöge seiner Natur ein Seekrieg und in diesem vermochten die Franzosen schlechterdings nicht gegen ihre Gegner aufzukommen. Bonaparte strengte alle Fibern seines Geistes und seiner Thatkraft an, um den Gedanken, England in England selbst zu treffen, zur That zu machen. Er wäre es geworden, falls Frankreich andere Admirale besessen hätte als solche von der Sorte Villeneuve's. Die ungeheuren maritimen Rüstungen, welche behufs der beabsichtigten Landungen in England und Irland getroffen wurden, waren keine Spiegelfechterei. Das Lager von Boulogne — in welchem nebenbei die Umwandlung des republikanischen Heeres in ein kaiserliches vollendet wurde — ist keine Finte gewesen, keine Gaukelei, sondern bitterster, entschlossenster Ernst, wie das ganze kolossalisch angelegte Unternehmen gegen England[45]). Die allmälig klar gewordene Unausführbarkeit desselben war eine der bittersten Erfahrungen des großen Schlachtenmeisters. Wohl that ihm die Unfähigkeit seiner festländischen Gegner den Gefallen, ihn aus der peinlichen Verlegenheit zu ziehen, welche das boulogner Lager nachgerade für ihn geworden war. Oestreich gab sich zum Prügeljungen für England her. Aber inmitten seiner Erfolge im Feldzug von 1805 vermochte Bonaparte das Scheitern des Anschlages gegen Britannien nicht zu verwinden, und als Marmont zu Augsburg gegen ihn äußerte, es sei am Ende doch ein Glück gewesen, daß jenes Unternehmen nicht zu Stande gekommen in dem Augenblick, wo auch Oestreich zu Felde gezogen, gab er die treffende Antwort: „Bah, wären wir in England gelandet und, was gar nicht zweifelhaft sein konnte, in London eingezogen, so hätten die Weiber von Straßburg genügt, unsere

45) Wir bedürfen hiefür der nachdrücklich abgegebenen Zeugnisse von Männern wie Marmont und Matthieu Dumas gar nicht mehr, seit in der Corresp. de Napoléon (VIII. und IX.) alle bezüglichen Depeschen und Ordres Bonaparte's an den Kriegsminister Berthier und den Marineminister Decrès, an die Admirale Bruix und Ver-Huell, an die Generale Soult, Davout u. A. veröffentlicht sind.

Ostgränze zu vertheidigen“.... In England führte der wieder angehobene Krieg folgerichtig den William Pitt an die Spitze der Staatsleitung zurück. Zeitig im Frühjahr von 1804 war es aller Welt offenbar geworden, das Ministerium Addington sei dieser Last nicht gewachsen. Aber Pitt, mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt, ließ sich herbei, aus den Trümmern des abgetretenen eine Verwaltung zu bilden. Widerwillig allerdings, allein sein Stolz und seine Machtgier trugen es doch über seine Einsicht davon. Er hatte nämlich erkannt, daß jetzt Zeit, Gelegenheit und Ursache da sei, alle vorragendsten Talente des Landes im Ministerium zu vereinigen und namentlich die Führer der Whigs, allen übrigen voran Fox, in dasselbe zu berufen. Aber die treffliche Kombination scheiterte an dem unversöhnlichen, mehr als halbverrückten Widerwillen des stierköpfigen Königs gegen den großen Whighäuptling. Pitt hätte Georg den Dritten zwingen können, zwingen müssen, wie man eben stierköpfige Könige zwingen soll und muß; aber er gab nach und diese Schwäche hat sich sattsam an ihm gerächt, denn er vermochte nur ein klägliches Flickwerk von Ministerium zusammenzubringen.

Gleichzeitig gingen im damaligen Circus Maximus Europa's, genannt Paris, zwei neue große „Circenses“ den staunenden Augen der Einheimischen und Fremden vorüber: die Tragödie der Georges-Pichegru-Moreau-Enghien-Komplottprozedur und die pompose Posse der Kaiserkrönung.... Die erstgenannte tragische Haupt- und Staatsaktion anlangend, war sie ein Höllengebräu, zusammengekocht aus „Nothwendigkeiten“ der bonaparte'schen Politik, bourbonistischen Verblendungen, englischem Geld, giftigem Weibergeträtsch und diabolischen Zettelungen Fouché's, welcher, von dem Ersten Konsul die Treppe hinaufgeworfen, nämlich vom Polizeiministerium in den Senat, auf eigene Hand den Polizeiminister spielte, um wieder der offizielle zu werden. Die Tendenz ist gewesen, die Royalisten zu schrecken und die Republikaner zu lähmen. Beides gelang und zwar das Letztere insbesondere durch Moreau, der seine Haltlosigkeiten mit der Schwäche krönte, daß er sich von dem Manne, zu dessen Nebenbuhler er sich hatte aufblähen lassen, zur Verschickung nach Amerika begnadigen und sogar mit Reisegeld ausstatten ließ. Was Pichegru's Entleibung angeht, so ist denkbar, daß die Vorstellung, er, der ruhmgekrönte General der Republik, werde mit bourbonischen Meuchelmördern auf derselben Anklagebank sitzen müssen, ihn zu selbstmörderischer Verzweiflung trieb; aber möglich ist es auch, daß er das Opfer von Leuten aus der Umgebung des Ersten Konsuls wurde, welche von Seiten des Angeklagten unliebsame Enthüllungen zu befürchten

haben konnten. Daß aber die Tödtung des Renegaten auf Bonaparte's eigene Veranlassung geschehen sei, ist nur eine antibonapartistische „fable convenue", durch kein psychologisches Motiv, durch keinen thatsächlichen Beweis gestützt. Der eigentliche und einzige Held des Trauerspiels war Georges Cadoudal, der legitimistische Bauer aus dem Morbihan. Sein Entschluß, dem Herrn Frankreichs einen Krieg auf Leben und Tod zu machen, sein Verhalten im Kerker und vor Gericht, seine Ablehnung der ihm noch zuletzt angebotenen Gnade und Gunst Bonaparte's, endlich sein Todesgang. — Alles heroisch und aus einem Guß. „Ein Mann von Eisen!" hat der Erste Konsul bewundernd und bedauernd von ihm gesagt. . . . Das Verfahren gegen den armen Duc d'Enghien war eine Brutalität vom Anfang bis zum Ende, ein wüster Justizmord. Der ganze Hergang sieht so aus, als hätte Bonaparte, in einer Anwandlung tollen Uebermuths, sich selber an Kühnheit überbieten wollen. Als hätte er, im Begriffe, in der Mitte der Monarchen Europa's Platz zu nehmen, diesen den Leichnam eines königlichen Prinzen hinwerfen und zu ihnen sagen wollen: Trotz Alledem müßt ihr mich „Herr Bruder" nennen! Als aber der allgemeine Abscheu über die Gewaltthat in ganz Europa mehr oder weniger laut wurde, als dem Gewalthaber der Fehdebrief, welchen ihm der eben von ihm zum Gesandten im Wallis gemachte Chateaubriand, der Don Quijote der Legitimität, welcher jedoch dann und wann über seine Don Quijoterie und Eitelkeit hinauswuchs, in Form eines Entlassungsgesuchs übersandte, zeigte, daß es noch Menschen gäbe, welche sein Thun zu tadeln wagten, da wurde der Frevel den Werkzeugen aufgebürdet, die hinwieder denselben gegenseitig einander zuschoben. Noch auf St. Helena hat Napoleon diese Taktik befolgt; doch gereicht es ihm zur Ehre, daß er Angesichts des Todes offen zu der vorbedachten That stand, indem er in sein Testament die Worte niederlegte, die Hinrichtung des Herzogs von Enghien sei eine „Nothwendigkeit der Staatsraison" gewesen [46]).

Nun aber laßt uns sehen, wie die bonapartistische Mythologie dieses Verbrechen, welches einem dem Gemahl der Madame Grandt zugeschriebenen „Mot" zufolge noch „etwas Schlimmeres war als ein Verbrechen, nämlich ein Fehler [47])," zurechtgelegt und beschönigt hat. Es ist lehrreich und wenig bekannt . . . Joseph Bonaparte befand sich

---

46) Las Cases, Mém. VII, 253. Testament de Napoléon, sect. VI.

47) „C'est pis qu'un crime, c'est une faute." Das Wort wird bekanntlich auch Fouché in den Mund gelegt, wie denn ihm und Talleyrand eine Menge von „Mots" zugeschrieben wird, an die sie wahrscheinlich nie gedacht haben.

auf seinem Landgut Morfontaine, als die Nachricht kam, der Duc d'Enghien sei als Gefangener in Vincennes eingebracht worden. Er eilt, von seiner Schwägerin Josephine gerufen, sofort nach Malmaison hinüber. Dort sagt ihm die Frau des Ersten Konsuls „tout émue“, Bonaparte habe sich mit Cambacérès und Berthier berathen, welche dem Gefangenen günstig seien, aber sie fürchte den schlimmen Einfluß Talleyrands, welcher mit dem Konsul im Parke spazieren gehe. „Eilen Sie, sein langes Gespräch mit Talleyrand zu unterbrechen. Ce boiteux me fait trembler.“ Joseph sucht seinen Bruder auf und räth, den Prinzen zu schonen. Aber, behauptet er, Bonaparte habe noch mehr thun wollen: — „Ich will, daß der Abkömmling des großen Condé in unseren Heeren diene.“ Beruhigt kehrt Joseph nach Morfontaine zurück, wo seine Tischgäste, darunter Madame Staël — (die sich aber in Wirklichkeit zu dieser Stunde in Deutschland und zwar in Berlin befindet) — über das erlangte Resultat ihre Freude bezeugen. Am folgenden Morgen wieder nach Malmaison gekommen, findet Joseph seinen Bruder wüthend über den (nachmaligen) Grafen Réal, dessen Absichten er anklagt, indem er sich den Vorwurf macht, in seiner Regierung Leute angestellt zu haben, welche sich durch Betheiligung an den ärgsten Excessen der Revolution kompromittirt hätten. Der Herzog von Enghien war in der Nacht verurtheilt und hingerichtet worden, bevor ihm, dem Ersten Konsul, eine Meldung von dem Urtheil zugekommen war („le duc d'Enghien avait été condamné et exécuté avant même que l'avis de son jugement lui fut arrivé“). „Es wäre schön gewesen, einen Sprößling des großen Condé zum Adjutanten zu haben,“ sagt Bonaparte elegisch zu Joseph und verschreitet dann dazu, Verse von Corneille zu deklamiren, des Inhalts, daß die Diener eines Herrschers oft von allzu großem und falschem Diensteifer beseelt seien[48]). Aber auch der gute Graf Réal ist an der Unthat unschuldig gewesen. Im Jahre 1825, erzählt Joseph, hat er diesem zu New-York den wahren Hergang mitgetheilt. Dieser Mittheilung zufolge war i. J. 1803 Réal einer der vier Staatsräthe, welche mit der Verwaltung der Polizei des

48) Votre zèle était faux, si seul il redoutait
Ce que le monde entier à pleins voeux souhaitait,
Et s'il vous a donné ces craintes trop subtiles,
Qui m'ôtent tout le fruit de nos guerres civiles,
Où l'honneur seul m'engage, et que, pour terminer,
Je ne veux que celui de vaincre et pardonner;
Où mes plus dangereux et plus grands adversaires,
Sitôt qu'ils sont vaincus, ne sont plus que mes frères;
Et mon ambition ne va qu'à les forcer,
Ayant dompté leur haine, à vivre et m'embrasser.

ganzen Landes beauftragt waren. Zu seinem Bezirk gehörten Paris und Vincennes. Mitten in der Nacht gelangte die Depesche, welche die Verurtheilung des Prinzen meldete, von Vincennes in die Wohnung Réals. Der im Vorzimmer wachende Polizeikommis hatte den Herrn Staatsrath in dieser Nacht schon zweimal geweckt, um geringfügiger Dinge willen, worüber Réal ungeduldig geworden. Die dritte Meldung, eben die verhängnißvolle Depesche, blieb daher, weil der Polizeikommis den Herrn Staatsrath nicht abermals behelligen wollte, auf dem Kamin liegen und fiel Réal erst bei schon vorgerückter Tageszeit in die Augen. Nachdem er sie eröffnet, eilte er spornstreichs damit nach Malmaison, allwo jedoch gerade vor ihm ein Gensdarmerie-Offizier mit der Meldung von der vollzogenen Hinrichtung des Prinzen angelangt war. Das Kriegsgericht hatte geglaubt, es sei keine Gnade zu hoffen, weil die Regierung Stillschweigen beobachtete [49]). Summa: der eigentliche Mörder des Herzogs von Enghien war ein namenloser Polizeikommis ....

Frivol und unheimlich zugleich spielte sich neben dem Komplottprozeß-Trauerspiel die Kaisermacherei-Posse ab. Denn gerade diese Zeit, wo der „ruhige Bürger“ mittelst des Geräusches der Verschwörungsprozedur so recht in die unterthänige Sehnsucht nach einer „festen, starken und die Bürgschaft der Dauer bietenden Regierung“ hineingeängstigt war, mußte den Söiden des Bonapartismus als die passendste vorkommen, eine längst vorbereitete Komödie zur Aufführung zu bringen. Im Morgengrauen des 21. März 1804 wurde der Duc d'Enghien im Schloßgraben von Vincennes erschossen. Am 27. März spielte eine von Monarchismus überfließende, auf Anregung von Fouché, der um jeden Preis wieder Minister werden wollte, erlassene Adresse des Senats an den Ersten Konsul die Ouvertüre zur Opera buffa der Inthronisirung des Empire. In der Nacht vom 5. auf den 6. April starb Pichegru in seinem Kerker. Am 23. April beantragte Curée im Tribunat, Bonaparte zum Kaiser zu erklären. Zwei Tage darauf zierte sich in seiner Antwort an den Senat der Erste Konsul wie eine pretiöse Kokette, gaukelte etwas Weniges darüber, „que la souveraineté réside dans le peuple français“, und forderte endlich die Herren Senatoren auf, ihre ganze Meinung frei herauszusagen („je vous invite donc à me faire connaître votre pensée tout entière“). Der Senat gehorchte, indem er dem im Tribunat gestellten Antrag beifiel; doch stimmten Volney und Sieyes dagegen, wie schon Barbier im Staatsrath gegen die Wiederherstellung der Monarchie als einen beklagenswerthen Rückschritt sich ausgelassen

49) Mém. du r. Joseph, I, 97—101.

hatte. Am 30. April, als Curée's Antrag im Tribunat zur Verhandlung kam, sprach Carnot — wie erfrischt es das Auge, in diesem Gewühle von Sklaven wenigstens da und dort noch einen Mann zu erblicken! — seinen berühmten „Schwanengesang der Republik". Natürlich vergebens. Der Senat trat dem Beschluß des Tribunats bei und brachte dann sein „organisches Senatuskonsult" vom 18. Mai zuwege, welches dem Ersten Konsul die erbliche Kaiserwürde zutheilte und die Grundlinien der Einrichtung des Empire zog. Bei der Abstimmung enthielten nur 5 Stimmzettel kein Ja; zwei davon waren leer, auf einem der mit Nein beschriebenen leuchtete der reine Name Grégoire's. Der Senat begab sich nach erfolgter Abstimmung in Masse nach Saint-Cloud, dem Ersten Konsul die Kaiserschaft zu Füßen zu legen. Der Wortführer Cambacérès stolperte bei dieser Gelegenheit ziemlich ungeschickt über die von ihm seit 12 Jahren zum ersten Mal in Frankreich wieder vorgebrachten Anredeformeln „Sire" und „Votre Majesté". Bonaparte, als der viel bessere Schauspieler, antwortete gelassen: „Alles, was zur Wohlfahrt des Vaterlandes beitragen kann, gehört wesentlich zu meinem Glück. Ich nehme den Titel an, den ihr für den Ruhm der Nation nützlich erachtet." Jetzt endlich redete er nicht mehr von „liberté" und „égalité", sondern das waren fortan verpönte, in die Rumpelkammer der Revolution geworfene Worte. An demselben 18. Mai unterzeichnete Bonaparte seine Ordres zum ersten Mal mit „Napoleon". Darauf Kreirung von Prinzen und Prinzessinnen, von kaiserlichen Hoheiten, von Durchlauchten und Excellenzen, von Marschällen und Großwürdenträgern aller Art, ein Platzregen von Titulaturen, Uniformen, Livreen und Ordensbändern. Erschöpfung der ganzen Phraseologie der Unterthänigkeit in zahllosen Huldigungsadressen, am ungestümsten jedoch die Weihrauchfässer der Klerisei um den neuen Thron her dampfend. Inmitten dieses Geschrei's und Gedampfes wurde am 24. Juni Georges Cadoudal mit elf seiner Chouans auf dem Grèveplatz guillotinirt . . . „Wir dem Tode Geweihten begrüßen dich, Cäsar!"

Aber damit die Komödie, deren bester Witz gewesen ist, daß Napoleon den Protest gegen seine Kaiserschaft, welchen der Graf von Provence, Ludwig der Achtzehnte in partibus, aus Warschau erließ, wortgetreu in den Moniteur vom 1. Juli einzurücken befahl, ja nicht eines ihrer heitersten Akte ermangle, merk' auf dein Stichwort, Volksabstimmungs-Alfanz, und thu' deine wohlgeölte Schuldigkeit! „Zu Befehl, Kaiserliche Majestät, ganz zu Befehl: — 3,521,675 Ja und nur 2569 Nein." Doch Wir, die Wir wissen, wie es mit diesem Ausspruch der „Volkssouverainetät" eigentlich beschaffen ist, Wir bedürfen

zum Kaiserthum Karls des Großen, das Wir erneuern wollen, noch einer andern Weihe. Heiligster Vater, Ihr werdet Uns den Gefallen thun, nach Paris zu kommen, um Uns in Notre-Dame zu salben. Das wird Uns in den Augen Unserer Herren Brüder von Gottes Gnaden, mehr aber noch in den Augen der Völker den mystischen Nimbus des Gottesgnadenthums verleihen: — mundus vult decipi ... Eitelkeit der Eitelkeiten! Falls Napoleon nicht schon damals zeitweilig von seinem späteren Kaiserwahnsinn angewandelt gewesen wäre, würde er nicht den lächerlichen Mißgriff begangen haben, der Welt einbilden zu wollen, die päpstliche Salbung könnte seiner Usurpation einen Anstrich vom fabelhaften „göttlichen Recht" der Könige geben. Der Mißgriff war lächerlich, weil Bonaparte damit einen albernen Widerspruch gegen die Anschauungen der Zeit erhob. Er war aber auch verhängnißvoll. Denn Napoleon konnte, mußte vorauswissen, daß er, so wie er war, eines Tages Papst und Kirchenstaat werde verschlingen müssen, und wie stand es dann „in den Augen der Völker" mit dem Nimbus eines göttlichen Rechts, welchen er sich von einem Menschen, den er durch ordinäre Gensdarmen brutalisiren ließ, hatte ansalben lassen?

Während Pius der Siebente widerwillig, aber doch in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit etliche Brocken für die Kirche zu ergattern, sich von Rom nach Paris aufmachte, wurde der kaiserliche Hofstaat ganz auf byzantinischem Fuße eingerichtet. Schon am 13. Juli war das Gesetzbuch des kaiserlichen Hofceremoniells erschienen. Scharf, aber diesmal wahr, hat die Tochter Neckers sich darüber also ausgelassen: „Die meisten Stellen seines Hofhalts besetzte Bonaparte mit Adeligen vom Ancien Régime. Denn die Eitelkeit des Emporkömmlings mit den riesigen Entwürfen und Eigenschaften des Eroberers verbindend, liebte er es, sich von Hofleuten von ehemals beschmeicheln zu lassen, weil sich diese besser darauf verstanden als die eifrigsten Neulinge. Jeder Edelmann, welcher ein Stück der Etikette des Ancien Régime in Erinnerung zu bringen vermochte und einen Bückling mehr, eine besondere Art, an die Thüre des Vorzimmers zu klopfen, eine Supplik zu überreichen oder einen Brief zu falten lehren konnte, wurde wie ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes aufgenommen. Das Gesetzbuch der kaiserlichen Hofetikette ist vielleicht die merkwürdigste Urkunde, bis zu welcher Niederträchtigkeit der menschliche Sklavensinn herabgebracht werden kann." Und das Alles kaum ein Jahrdutzend nach 1793! Und in solchen bourbonischen Jammerseligkeiten, in solchem Kram und Tand sah er Stützen seiner Gewalt, sah er Regierungsmittel, derselbe Napoleon, welcher als Bonaparte im Lager von Boulogne zum großen Geometer

Monge gesagt hatte: „Sie haben eine unrichtige Vorstellung von meiner Macht. In unserem Jahrhundert kann man auf einen herzlichen Gehorsam nur rechnen auf der Höhe der Vernunft“ (à la pointe du raisonnement).

Im November kam der Papst nach Paris. In einigen Landschaften Frankreichs mit altkatholischer Ehrfurcht empfangen, diente er den Parisern nur zu einem Spektakel und sein mittelalterlicher Aufzug, insbesondere der auf einem Maulesel gravitätisch vor ihm einherreitende Kreuzträger, gab den Gaffern viel zu spassen und zu lachen. Am 2. Dezember wurde in Notre-Dame das große Schlußtableau der Installirungskomödie des Empire, die päpstliche Salbung des Imperators und dessen Selbstkrönung, zur Darstellung gebracht, theatralisch eingeübt, mit grellbuntem Pomp und kolossalem Flitterzeug; aber ohne eine Spur echtmenschlicher Begeisterung oder nationaler Weihe. Charakteristisch genug ließ Napoleon den Papst in der Kathedrale eine volle Stunde auf den Kaiser warten und den Anwesenden machte sich der Gegensatz dieser Stunde zu mehr als einer jener Stunden des Mittelalters, wo Päpste hatten Kaiser auf sich warten lassen, so fühlbar, daß der nachmals aus der Seeschlacht von Trafalgar mit knapper Noth entkommene spanische Admiral Gravina in der Diplomatenloge ausrief: „C'est rendu!“ Seltsame Verflechtung menschlicher Geschicke, durch Jahrhunderte sich hinspinnend! Als ein Vorgänger von Pius dem Siebenten, jener gewaltige Hildebrand, wie Bonaparte oder Boniperte langobardisch-toskanischen Ursprungs, dereinst den König der Deutschen vor den Mauern Kanossa's hatte warten lassen, da war vielleicht ein Vorfahr des Mannes, der heute einen Papst warten ließ, von der großen Markgräfin Mathildis ihrem erlauchten Gast zur Bedienung zugewiesen gewesen.

Ja, er hatte es weit gebracht in so kurzer Zeit, der kleine, schwarzhaarige Korse, märchenhaft weit. Lieutenant, General, Konsul, Diktator, Kaiser binnen zwölf Jahren! Aber schwelgte er jetzt im Vollgenuß seines beispiellosen Erfolgs? War sein Herz befriedigt? Kaum eine Stunde, jedenfalls keinen ganzen Tag. Denn am Morgen des Tages, welcher auf die Krönung in Notre-Dame folgte, sagte er zu seinem Marineminister Decrès: „Ich kam zu spät. Die Menschen sind zu klug. Es gibt nichts Großes mehr zu vollbringen.“ — „Wie, Sire, Ihre Stellung hätte nicht Glanz genug? Kann es etwas Größeres geben, als wenn man als einfacher Artillerieoffizier angefangen hat, den ersten Thron der Welt einzunehmen?“ — „Wohl, ich habe eine hübsche Karrière gemacht, ich geb' es zu. Aber welch' ein Abstand gegen das Alterthum! Nehmen Sie z. B. Alexander. Nachdem er Asien erobert

und sich den Völkern als einen Sohn des Jupiter dargestellt hatte, glaubte alle Welt daran, mit Ausnahme seiner Mutter Olympia, die wohl wußte, was daran sei, sowie des Aristoteles und noch etlicher Philosophen von Athen. Ich aber, wenn ich heute erklären wollte, daß ich ein Sohn Gottvaters, und wenn ich nach Notre-Dame ginge, ihm dafür zu danken, jedes Fischweib, das mir begegnete, würde mich auslachen. Ah, die Völker sind heutzutage zu klug; man kann nichts Großes mehr vollbringen [50].“

Fünftes Kapitel.

Blücher in Münster.

Die alte Fürstbischofsstadt Münster hatte seit jenem Hochsommertag von 1535, wo Jan Bockolt, Knipperdolling und Krechting auf dem Hauptmarkt vor dem Rathhaus mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt worden, manchen Wechsel und Wandel der Zeit erfahren. Keinen jedoch, der einem echten und rechten Münsterkind also das Herz im Leibe herumdrehen mußte, wie die Besitznahme von Stadt und Hochstift durch die Krone Preußen i. J. 1803. Sie hatten so gut und bequem mittelalterlich fortvegetirt unter des Krummstabs Herrschaft, die guten Leute von Münster, oder wenigstens geglaubt, gut und bequem zu leben. Sie hatten sich so behaglich gefühlt in der von Kutten und Weihrauch duftenden Atmosphäre ihrer Stadt, in diesen engen Gassen mit den hohen Giebelhäusern und den heimeligen „Lauben“, wo im Zwielicht so mancherlei Romantik sich ereignen konnte. Sie waren stolz gewesen auf ihren „Friedenssal“, nicht ahnend in der Kindlichkeit ihres Lokalpatriotismus, daß dieser Sal eine der fluchwürdigsten Stätten auf Deutschlands Boden. Mit der vollen Befriedigung ihres alleinseligmachenden Glaubens hatten sie die am Giebel ihres Rathhauses hangenden Marterwerkzeuge der „guten, alten, frommen“ Zeit betrachtet, womit die drei Wiedertäuferhäuptlinge „zur Hölle“ befördert worden, und von da links hinauf-

---

50) Buchez et Roux, XXXIX, 114 seq. Corresp. de Nap. IX, 432, 438, 460 seq. Staël, Considérat. II, chap. 11. Arago's sämmtl. Werke, II, 480. Depping, Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris, 104. Marmont, Mém. II. Miot, Mém. II. Villemain, Souven. contemp. I.

geschaut zum Thurm der Lambertikirche, auf dessen Zinnen die in ihren drei Eisenkäfigen verwitterten Gebeine des Schneiderkönigs von Zion und seiner zwei Minister Zeugniß gaben, wie vordem eine siegreiche Reaktion die aus Rand und Band gegangene Zeit wieder eingerenkt hatte. Der Krummstab hatte in der That nicht sehr schwer auf einer Bürgerschaft gelastet, welche ohne allzu großen Aufwand von Kopf- oder Handarbeit ihr diesseitiges Dasein beschaulich hinbrachte inmitten der zahllosen Klöster und Konvente ihrer Stadt und die Garantie für ein jenseitig-seliges so zu sagen mit der Luft einathmete, in diesem Bezirke von schön geschmückten Domen, Kirchen und Kapellen, innerhalb deren Prälaten und Kleriker aller Grade, Mönche und Nonnen aller Kuttenfarben mit Messelesen, Vespersingen und Litaneiensprechen Tag um Tag für das Seelenheil der gläubigen Heerde sich abmühten und dabei, wie billig, selber ganz vortrefflich gediehen.

Und alle diese katholische Herrlichkeit sollte nun ab und dahin sein? Denn der Zeitsturm warf eine seiner Alles umwälzenden Wogen in das friedliche Hochstift herein, noch dazu, schrecklich zu sagen! eine ketzerische. Sie sah in Wahrheit auch schmutzig genug aus und das konnte nicht anders sein, denn sie kam aus einer sehr unsaubern Gegend. Aus der Gegend der geheimen Abmachungen, welche zur Zeit des lüneviller Friedensschlusses zwischen dem französischen und dem preußischen Kabinette stattgefunden hatten. Diesen Abmachungen, denen zufolge Preußen für seine Einbußen auf dem linken Rheinufer neben anderen Entschädigungen auch das beste Stück vom Hochstift Münster erhalten sollte, gab der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 die Weihe, und nachdem dieses geschehen, kamen die Anfangs in dünneren Haufen gekommenen preußischen Soldaten und Beamten in immer dichteren und Se. preußische Majestät ließ von „seinem" Fürstenthum Münster förmlich Besitz ergreifen. Die guten Bewohner des Hochstifts drückten sich über diese Thatsache anders aus; denn sie sprachen in ihrem respektwidrigen Platt von dem „luthersgen Prüsken-Kiöning" als von einem Usurpator, nannten die preußischen Beamten „luthersge Dickköppe", die preußischen Offiziere „prüske Windbüdels" und alle Preußen zusammen wegwerfend „dat prüske Volk." In Wahrheit, Türken und Tataren hätten, in das westphälische Rom einziehend, den Bewohnern nicht fremder und unliebsamer erscheinen können, als ihnen ihre preußischen, ihre deutschen Landsleute erschienen. Mit solchem Erfolg hatten Partikularismus und Konfessionalismus daran gearbeitet, die Deutschen einander zu entfremden und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit gänzlich zu ersticken. So gänzlich, daß die nach der Kata-

strophe von Jena in Münster einrückenden Franzosen mit Jubelschall als Befreier empfangen wurden; denn, sagten die guten Bürger von Münster, „dat sien dog keene luthersgen Dickköppe, dat sien dog nog Lüde, die met us in Eene Kierke goan. Nu werd' et wedder better wern'n." Mit dem Besserwerden hatte es freilich gute Weile und die Münsterer wurden doch schon etwas stutzig, als sie sehen mußten, daß die Franzosen nicht allein „mit uns nicht in eine Kirche," sondern überhaupt gar nicht in die Kirche gingen.

An die Landerwerbungen Preußens in Westphalen heftete sich von vorneherein der Unsegen, welcher die preußische Politik dieser Zeit überall begleitete. Keineswegs nur in Folge eines Verschuldens von Seiten des preußischen Kabinetts. Insbesondere hatte dieses vom Hochstift Münster mit dem guten Vorsatz Besitz ergriffen, die Bewohner durch zweckdienliche Reformen und milde Behandlung zu gewinnen und mit den neuen Zuständen zu versöhnen. Wie als eine nicht anzuzweifelnde Bürgschaft der Redlichkeit ihrer Absichten hatte die preußische Regierung den ausgezeichnetsten Beamten nach Münster geschickt, über welchen sie überhaupt zu verfügen hatte, den Reichsfreiherrn Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein, den künftigen Regenerator Preußens. Was er als Oberpräsident der westphälischen Regierung für die Verwaltung des Landes gethan, gehört überhaupt mit zu seinem besten Thun. Allein weder die kurze Zeit seiner Wirksamkeit noch die Umstände, unter welchen er dieselbe hatte beginnen müssen, gestatteten ihm, alle die zahlreichen und scharfen Antipathieen zu beseitigen, welche aus religiösen und politischen Ursachen, sowie aus Gründen von Sitte, Brauch und Mundart hier zu Lande gegen das ganze preußische Wesen rege waren. Ueberdies hatte Stein keineswegs so weit freie Hand, daß er immer und allenthalben nach seinem Ermessen hätte verfahren und demnach das Richtige und Tüchtige, wo und wie es erforderlich war, hätte ins Werk setzen können. Man kennt ja die unselige Halbheit, das ewige Wollen und Nichtwollen, das zweideutige Mögen und Nichtmögen, welches die ganze im Namen Friedrich Wilhelms des Dritten bis zum Jahre 1807 geführte Regierung kennzeichnete. Schwäche war der Name der preußischen Staatsraison und Staatspraxis jener Zeit. Aber diese Schwäche, welche bald mit so schrecklichem Ach und Krach zum Vorschein kommen sollte, war dermalen noch hinter einem Großmachtsbewußtsein versteckt, welches seit Friedrichs des Großen wundergleichen Erfolgen und den Erfahrungen der letzten zehn Jahre zum Trotz sich selber zu einem wahrhaft afterwitzigen Dünkel aufgeblasen hatte. Ein „richtiger" Altpreuße von damals, Offizier oder Beamter gleichviel, ging herum wie jener indische Brahman, welcher

alles Ernstes überzeugt war, daß er Feuer genug in seinem Bauche habe, um damit nöthigenfalls die ganze Welt zu verbrennen.

Der Freiherr vom Stein ist bekanntlich weder ein „richtiger," noch überhaupt ein Altpreuße, ja, zum größten Heile Preußens, gar kein Preuße gewesen. Mit ihm waren etliche andere Beamte nach Münster gekommen, welche in die Ideen des Oberpräsidenten verständig eingingen und in seinem Sinne wirkten. Nicht so jedoch die überwiegende Mehrzahl der preußischen Bediensteten, welche vielmehr durch den Hoch- und Uebermuth ihres altfritzigen Preußenthums alle die ohnehin schmerzhaften Störungen und Unzukömmlichkeiten des neuen Zustandes den Münsterländern bitter widerwärtig und verhaßt machten, auf die zu preußischen Unterthanen Gepreßten mit der kleinlich-pedantischen Hochnäsigkeit ihres nackensteifen Schreiberbewußtseins herabsahen und die von Uralters her frei auf ihren Hufen sitzende westphälische Bauersame, den an die Lässigkeit des Krummstabregiments gewöhnten Stadtbürger und den eingesessenen Adel gleichermaßen behandelten, als hätten sie lauter hörige Kassuben vor sich. Noch schlimmer stellte sich das Verhältniß der Münsterländer zu den preußischen Militäreinrichtungen. Das damalige Surrogat für die Konskription, das „Kantonwesen", und ebenso die Bequartirung von Privathäusern mit Soldaten mußten den Münsterländern, welche derartiger preußischer Glückseligkeiten ungewohnt waren, als tyrannische Veranstaltungen erscheinen; die unglaublich brutale Manier der Rekrutendrillung mußte ihnen vollends Entsetzen erregen. Aber ins Unerträgliche wurde die Last der Soldaterei gesteigert durch das Gebaren des bettelhaften Junkerthums, welches ja altfritziger Weisheit gemäß, im preußischen Heere ausschließlich die Offiziersstellen innehatte. Nur ganz wenige der höheren oder subalternen Offiziere waren nicht von dem dummen Teufel einer Junkerei und Flunkerei besessen, welche aus dem preußischen Offizierstand eine Sammlung von Don Ranudos di Kollibrados und Horribilikribrifaxen machte. Die altpreußische Bornirtheit, die Unkenntniß der Zeit, der brutale Bramarbaston bei Fähnrichen und Generalen gleichermaßen vorherrschend. Eines Tages fand damals zu Münster zwischen Bürgern und einem preußischen Wachtposten eine leichte Reibung statt. Flugs erließ der Herr General von Ernest einen Tagesbefehl, wodurch jede Schildwacht, welche irgendwie von einem Bürger berührt würde, ermächtigt ward, den Berührer niederzustoßen. Natürlich trieben die jüngeren und jüngsten Offiziere, dem jugendlichen Hang zur Uebertreibung nachgebend, das gewaltthätig-übermüthige und lächerliche Junkerzeug zur vollständigen Karikatur. Es muß betrübend und zugleich spaßhaft gewesen sein, das Gebaren dieses jungen, eben erst

aus dem Kadettenhause gekommenen Volkes mitanzusehen. Ein glaubwürdiger Zeuge und guter Preuße hat es zu Münster mitangesehen und uns davon gemeldet. „Die langen Degen in wagrechter Lage an der Seite, sahen die bartlosen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhut auf dem Heldenhaupt aus wie mit einer Stecknadel aufgespießte Brummfliegen. Diese Knaben-Offiziere stolzirten in langer Front auf dem Prinzipalmarkt umher und unter den Lauben mit einer Unverschämtheit und Brutalität, die selbst die Verständigen unter den preußischen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht bei Zeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrstock oder mit dem Degenknopf bei Seite gestoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in das Bereich dieser entarteten Jugend zu gerathen, wurden durch die schamlosesten Reden und selbst durch Handgriffe insultirt. Diese Bande führte in Wein- und Speisehäusern und bei den Konditoren das große Wort. Wir werden, lärmten sie, den Franzosen und ihrem Bonaparte schon zeigen, um was es sich handelt, wenn sie uns zu nahe kommen. Er soll uns kennen lernen[51])." Ach ja, er lernte sie kennen, der Bonaparte, oder vielmehr, er lehrte sie ihn kennen.

Aus Alledem ist sattsam zu ersehen, wie verhaßt in Münster die Preußen und das preußische Wesen sein mußten. Und doch gab es eine große Ausnahme, doch war Einer von „dat prüske Volk", Einer von den „luthersgen Dickköppen" binnen Kurzem in Münster wahrhaft beliebt und volksthümlich geworden, der General Gebhart Lebrecht von Blücher, Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in westphälischen Landen. ... Damals ein angehender Sechziger, konnte er sich nicht eben einer imponirenden persönlichen Erscheinung rühmen. Wenn er des Sonntags bei den großen Paraden erschien, welche zwischen 11 und 12 Uhr auf dem Prinzipalmarkt zu Münster statthatten, in seinem blauen, goldgestickten Generalsrock mit rothem Kragen und rothen Aufschlägen, in strohgelber Weste, gleichfarbenen Unterkleidern und hohen Stiefeln, auf dem Kopfe den großen dreieckigen Hut mit goldener ausgespitzter Borte und schmalem weißem Federnbesatz, den Husarensäbel, welchen er auch als General trug, lässig hinterdrein schleppend, und

51) Wallfahrt durch's Leben vom baseler Frieden bis zur Gegenwart von einem Sechsundsechziger, I, 235. Ferner I, 121, 242 fg., II, 117, 121. (Ein wunderliches Buch. Die ersten Bände bestehen augenscheinlich aus authentischen Aufzeichnungen eines Zeitgenossen, die späteren sind ganz werthloses Geschreibsel.) Geheimrath Sethe, handschriftl. Mittheilungen, gedr. bei Freytag, Neue Bilder a. d. Leben d. d. Volkes, 482.

dann mit seinem Gefolge von Stabsoffizieren und Adjutanten die aufgestellten Regimenter „abschritt“, langsamen Ganges, Kopf und Oberleib sehr bedeutend nach der linken Seite geneigt, so machte er, ist uns bezeugt, schon i. J. 1804 „den Eindruck großer körperlicher Hinfälligkeit.“ Das Leben hatte den Mann tüchtig mitgenommen; aber die Strapazen, welche ihm am nachtheiligsten mitgespielt, waren wohl gerade die, welche er, in Friedenszeiten nämlich, wie schon früheren Ortes gemeldet worden, mit Leidenschaft aufsuchte: die Strapazen des Spiels. In den geselligen Kreisen des westphälischen Adels und höheren Bürgerstandes, im Kasino und Klub, wurde das Kartenspiel nur als Lückenbüßer angesehen und mit Maaß betrieben. Blücher, welchen Whist, Boston und L'Hombre als zu wenig aufregend langweilten und der die Wagnisse des Hazardspiels tage- und nächtelang zu betreiben liebte, mußte sich seine Spielgenossen unter seinen Kameraden suchen, unter Generalen, Stabsoffizieren und sogar noch tiefer herunter. Denn gespielt mußte einmal sein. Daher ging der General, so oft es sich thun ließ, nach dem Badort Pyrmont hinüber, damals die deutsche Spielhölle par excellence. Aber auch anderwärts wurde hoch und heftig gespielt, und wie es nicht nur das starke, sondern auch das schwache oder sanfte und zarte Geschlecht mit Hazardiren trieb, zeigt beispielsweise die Thatsache, daß Blücher zu Hamm eines Abends einer Frau von X. die Summe von 11,000 Thalern abgewann. So glücklich hat er freilich nicht immer gespielt. Sein häufiges Unglück im Spiel war die vornehmste Ursache der Geldverlegenheiten, aus welchen er eigentlich sein Lebenlang nicht herausgekommen ist. Er hat auch in Münster eine Spielschuld von etlichen tausend Thalern hinterlassen, die er erst lange Jahre nachher tilgte, mit drolligem Humor allerdings. Stark steht zu vermuthen, daß, wenn der General zu dieser Zeit, wie noch später, mit dem schwachen Geschlechte spielte, nicht immer Geld der Einsatz gewesen sei. Im Dämmer der Blücherlegende schweben, biographisch freilich nicht urkundlich greifbar, verschiedene von der Bank gefallene Blücher und Blücherinnen umher. So ein wilder Schößling, seinem Erzeuger wie aus dem Gesichte geschnitten, ist einem deutschen Reisenden sogar im Innern von Brasilien aufgestoßen. „Ich nenne mich Blüchstein, Joachim von Blüchstein, denn ich bin ein Sohn des alten Haudegens außer der Ehe.“ Das aber hätte sich der „alte Haudegen“ wohl nicht träumen lassen, daß er einen Schneider zeugen würde. Denn besagter Blüchstein, der als Offizier nach Brasilien gekommen, hatte, bei der Abdankung Dom Pedro's des Ersten mittellos verabschiedet, in Rio Preto eine ehrsame Schneiderswittwe geheiratet und selber die Scheere zur Hand genommen.

Es hieße boswellisiren, wollte man behaupten, Blücher habe sich zur Zeit, wo er in Westphalen befehligte, militärisch oder politisch irgendwie merklich über das Niveau der preußischen Generalschaft von damals emporgehoben. Was ihn schon jetzt vor so vielen, ja man kann sagen vor allen seinen Mitgeneralen auszeichnete, war seine Verachtung der hochmüthig gespreizten Kamaschenknöpferei, ferner eine tüchtige Dosis gesunden Menschenverstandes und endlich sein angeborener und fleißig ausgebildeter Takt im Verkehr mit den verschiedensten Menschenklassen. Sonst aber haben den General, gerade wie den Staat, welchem er diente, erst die Schläge des Unglücks aus dem Schlendriangeleise des Gewöhnlichen in die Region hinaufelektrisirt, wo hohe Entschlüsse gedeihen und große Thaten geschehen. Noch i. J. 1804 hatte Blücher von der Weltlage und von der Zeit, in welcher er lebte, durchaus keine Vorstellung. Er war Soldat und nur Soldat, im ordinären Sinne des Wortes, und hielt sich daher alle Dinge, welche, wie er sich ausdrückte, „nur die Federfuchser interessirten", harsch vom Halse. Hieraus sind ihm in seiner Stellung in Münster manche Mißgriffe erwachsen. So jener, als er, von seinem Sohne, dem Lieutenant Franz von Blücher, ungebürlich beeinflußt, zu Gunsten eines säbelrasselnden Lieutenantsbewußtseins das münster'sche Patriziat in den Personen von drei Domherren empfindlich kränkte, indem er diese durch seinen Sohn und zwei von dessen Kameraden Mystifizirten barsch aus seinem Hause verwies.

Ungeachtet einzelner derartiger Schnauzbärtigkeiten war Blücher, wie schon gesagt, in Münster eine populäre Figur. Das kam daher, daß er die Leute den kommandirenden preußischen General über den kernhaften, wohlwollenden Menschen vergessen machte. Es ist ausdrücklich bezeugt, daß er „gegen den Kleinbürgerstand, den Handwerksmann und die niederen Volksklassen der Stadt die Humanität in ihrer Verkörperung" gewesen sei. Ohne seiner Würde Etwas zu vergeben, aber aller Vornehmthuerei entschieden feind, liebte er es, mit dem Volke zu verkehren. Und das, wohlverstanden, zu einer Zeit, wo die Scheidung der Stände in Deutschland vielfach noch eine indisch-kastenmäßige war, so daß dieses Verhalten einer preußischen Excellenz geradezu als etwas Beispielloses betont werden muß. Blücher bewohnte im fürstbischöflichen Schlosse das Erdgeschoß linker Hand vom Portal, und wenn er an Sommerabenden im Schloßgarten viel Gesellschaft sah, kam er gerne heraus, in seinen schlichten Ueberrock gekleidet, um sich unter die Spaziergänger zu mischen. Da setzte er sich beim Kaffeewirth an den ersten besten Tisch, wo eine bürgerliche Familie sich niedergelassen hatte. Die Unterhaltung, die dann sich entspann, war komisch genug, erstlich

„des Stoffes wegen, wozu der General die Anregung gab und der immer die Familien- und Gewerbsverhältnisse der Tischgenossen betraf," und zweitens „der Sprache halber, in welcher die Unterhaltung geführt wurde; denn diese Sprache war Seitens des Generals sein eigenthümliches Hochdeutsch im Ausdruck seines heimatlichen niedersächsisch-mecklenburgischen Dialekts, gemischt mit Idiotismen dieser, sowie der pommer'schen und vieler anderen Mundarten mehr, und Seitens der Tischgenossen das münster'sche Plattdeutsch, dem man einen Anflug vom Hochdeutschen zu geben versuchte." Diese Doppelzungen brachten oft ein gewaltiges Sprachwirrniß und die wunderlichsten Mißverständnisse hervor, welche, wenn man sich nach langem Mühen endlich verständigt hatte, zum Ausbruch eines gemeinsamen lauten Gelächters führten. Blüchers Sprechweise ist damals und später ein Krieg auf Leben und Tod gegen die deutsche Grammatik gewesen und zu Münster fand er, was diesen Krieg angeht, in dem schönen und heiteren Mädchenflor, welcher die Häuser der einheimischen Ritterschaft schmückte, einen unerbittlich neckenden Gegner. Er ließ sich die Plänkeleien der hübschen Grammatikerinnen gemütblich gefallen. Machten sie es ihm aber gar zu arg, so kriegte er die muntern jungen Dinger bei den Köpfen zu fassen und bürstete ihnen mit seinem ergrauten Schnurrbart küssend die Stirnen roth. Das Faktotum des Generals war der Wachtmeister Schumann, welchen er als einen in der Schreiberei und Rechnerei gewandten Mann aus seinem Husarenregiment in seine Kanzlei herübergenommen hatte. Es charakterisirt den Gebhart Lebrecht, daß er den wackern Unteroffizier im vertraulichen Gespräche mit „Hör' Se mal, Wachtmeister-Schreiberseele," im Dienste aber mit „Sie" anredete, und es charakterisirt die preußische Junkerei von damals, daß die Offiziere zwar nicht laut, denn sie kannten den Blücher, aber doch leise darüber murrten. Einen Unteroffizier, eine „bürgerliche Kanaille", statt mit dem kanonischen „Er" mit „Sie" anzureden, war das nicht eine sträfliche Neuerung? Zu seinem tiefen Bedauern hat der General seinen treuen Schumann schon im Feldzug von 1806 verloren[32]).

Es ist nicht mit positiven Belegen zu erhärten, wohl aber aus psychologischen Gründen anzunehmen, daß noch während seines Aufenthalts in Westphalen Blücher durch den Eindruck bedrohlicher Ereignisse aus dem engbegränzten Gesichts- und Gedankenkreise königlich preußischer

---

32) Bischof Eylert, Charakterzüge und histor. Fragmente a. d. Leben Friedrich Wilhelms des Dritten, III, 1. Abtblg. 255 fg. Pajeken, Reiseerinnerungen (Bremen 1861). Sethe a. a. O. 482 fg. Wallfahrt durch's Leben, I, 227; II, 15, 16, 17, 18, 19, 195 fg.

Generalschaft mehr und mehr herausgedrängt und zu klarerer Erfassung der Weltlage, sowie zu national-deutschen Anschauungen hingedrängt worden sei. War er doch genöthigt, nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich aus nächster Nachbarschaft Dinge mit anzusehen, die einem Mann seines Schlages zu denken geben und die Galle gewaltig aufrütteln mußten: — die Vergewaltigung Hannovers, so recht ein Stück deutschen Jammers. Blücher muß, hiefür liegen Andeutungen vor, seinem Mißmuth, unthätig mitansehen zu müssen, wie die Franzosen also in einem deutschen Lande wirthschafteten, mit gewohnter Derbheit Luft gemacht haben. Denn von da an richteten sich die Blicke der „Kriegspartei“ in Berlin auf den General und sah sie in ihm einen der Männer, welche gewillt und vermögend wären, Preußen aus seiner verquickten und verzwickten Gaukel- und Schaukelpolitik, aus dem in die Länge durchaus unhaltbaren haugwitz-lucchesini-lombard'schen Neutralitätsdusel und Freihandschwindel herauszureißen. Indessen war die Stellung eines preußischen Generals damaliger Zeit nicht der Art, daß sie auch nur den Versuch erlaubt hätte, in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten irgendwie einzugreifen. Das despotisch-friedrich'sche „Nicht raisonnirt!“ war, von der Spitze der soldatischen und bureaukratischen Staatspyramide herabtönend, noch immer, für Generale und Korporale, für Oberpräsidenten und Kanzlisten gleichermaßen bindend, obgleich schon lange kein großer Fritz mehr droben stand, sondern nur Friedrich Wilhelm und andere kleine Leute. Blücher mochte immerhin knirschen, brummen und wettern, daß man den Franzosen erlaube, Hannover wegzunehmen und sich also in Norddeutschland festzusetzen. Aber mehr konnte er nicht thun, maßen noch ganz andere Dinge geschehen mußten, bevor preußische Generale sich zur Höhe des Gedankens erhoben, König und Ministerium zum Trotz den preußischen Staat zu retten. Für Blücher, der gewiß weit entfernt war, zu ahnen, daß Hannover in den Händen Bonaparte's eine Leimruthe sein würde, an welcher die Ehre Preußens kleben bleiben sollte, mußte die Befolgung des „Nicht raisonnirt!“ jetzt um so beschwerender und bitterer sein, als es ihm bei unausweichlichen dienstlichen Berührungen mit den in Hannover eingerückten Franzosen höfliche Zurückhaltung oder gar zuvorkommende Artigkeit vorschrieb. . . .

Von Alters her hat es ein Kapitel der Geschichte des deutschen Jammers ausgemacht, daß deutsche Länder ihre Dynastieen auch dann nicht loswerden, wann dieselben einen Ruf erhalten, fremde Völker zu beglücken. In Folge eines derartigen „angestammten“ Zusammenhangs mit der im Jahre 1714 auf den Thron von Großbritannien berufenen braun-

schweigisch-hannover'schen Dynastie mußte nach dem Bruch des Friedens von Amiens das Kurfürstenthum Hannover für Bonaparte ein naheliegendes und lockendes Ziel der Eroberung sein. Der König von England ist zugleich Kurfürst von Hannover; das Meer und die englische Flotte verwehren uns, nach England zu gehen, also gehen wir nach Hannover — schlußfolgerte der französische Machthaber und es läßt sich nicht bestreiten, daß gesunder Menschenverstand in dieser Schlußfolgerung war. Freilich, Hannover war ein deutsches Reichsland und das deutsche Reich befand sich im Frieden mit Frankreich. Aber das deutsche Reich selber war ja nur ein klägliches Gespenst und die Rechte von Gespenstern anzuerkennen fiel dem französischen Machthaber mit Recht nicht ein. Was ist überhaupt das Recht in der Politik? Eine Idee. Die Macht aber ist eine Wirklichkeit und nur „das Wirkliche ist vernünftig," hat bekanntlich einer der größten aller Wortjongleurs gesagt, die jemals dialektisches Ring-, Becher- und Ballspiel trieben. Laßt also, befiehlt der Bonaparte, im März von 1803 unsern gewandten Duroc nach Berlin gehen — er weiß schon, wie man die neunmalweisen Messieurs les Prussiens gängelt — um dem preußischen Kabinett anzuzeigen, daß „der Erste Konsul, welcher den Krieg für ein Uebel ansieht und dessen Folgen beklagt, überzeugt ist, der König von Preußen denke wie er[53]);" daß aber, so wie die Sachen lägen, „Frankreich nicht zaudern würde, Hannover zu besetzen." Gehorsamer Diener, sagt Graf Haugwitz. Obzwar . . . wenn . . . aber . . . obgleich . . . alldieweilen . . . so man möchte, so man könnte, so man dürfte, so man wollte . . . Hannover ist ein deutsches Land und wir gehören gewissermaßen ebenfalls zu Deutschland. Aber wir sind zugleich auch eine europäische Großmacht, wir, welche in ihrer Politik freie Hand haben muß. Also, Messieurs les Français, nehmt in Gottes Namen Hannover und wohl bekomm' es euch! — Gut! ich dachte mir's, kenne die Herren, sagt der Bonaparte. Laßt unsern General Mortier mit 12,000 Mann von Holland über Deventer und Koeverden in Hannover einbrechen. Er wird mit dem dortigen Junker-Regiment wohl fertig werden.

Doch wie, tagt zu Regensburg nicht noch immer ein offizieller deutscher Reichstag und sitzt drunten in Wien nicht ein leibhaftiger

53) „Le Premier Consul regardant la guerre comme un mal, et en déplorant les suites". . . . Man sieht, das berüchtigte „L'empire c'est la paix!" ist eigentlich schon fünfzig Jahre früher erfunden worden als es zu Bordeaux vom angeblichen Neffen des angeblichen Onkels gesprochen ward. Schon der Onkel hatte ja die Gewohnheit, mit der Linken den Palmzweig recht auffallend zu schwingen, während er mit der Rechten den Degen zog.

Kaiser Germaniens, ein „Semper Augustus“ und „allzeit Mehrer des Reichs“? O Himmel, die Mumien zu Regensburg haben dermalen mit dem hochwichtigen Streit um die neuen Stimmen im Fürstenrath alle Hände voll zu thun; wie könnten sie sich um den drohenden Verlust eines Reichslandes kümmern? Der deutsche Kaiser aber mochte sich vielleicht mit Schadenfreude erinnern, daß Hannover seit 1795 ja auch an keinem Kriege des Reiches theilgenommen, und gewiß ist, daß er bei der in nächster Aussicht stehenden gewaltsamen Verletzung des Reichsgebiets „sich nicht mehr rührte, als wenn es dabei auf ein Land im Mond abgesehen gewesen wäre.“ Hatte doch die in Wien herrschende vollständige Gleichgültigkeit für die Dinge in Deutschland selbst den hannover'schen Gesandten am kaiserlichen Hoflager, Grafen von Hardenberg, so angesteckt, daß derselbe am 7. Mai, als der Einbruch der Franzosen in Hannover schon ganz nahe bevorstand, eine chiffrirte Depesche an die hannover'sche Regierung richtete, worin von Nichts die Rede war als sehr des Breiteren von den Gefahren, welche aus dem zwischen Frankreich und England wieder ausgebrochenen Kriege entstehen müßten für — Neapel. Aber sollte vielleicht Se. czarische Majestät bewogen werden können, ihr mächtig Schutzwort für Hannover einzulegen? Graf Münster gab sich in Petersburg große Mühe, dieses Resultat zu erlangen; aber umsonst. Zwar neigte sich die russische Politik mehr zu England als zu Frankreich, zwar hatte gerade damals der Kaiser Alexander auf die ihm schon jetzt gemachten Vorschläge Bonaparte's, auf Grundlage der Vernichtung der Türkei ein orientalisches Kaiserthum zu errichten, unter Vorbehalt des occidentalischen für Frankreich, die stolz abweisende Antwort gegeben, „er glaube sich auch ohne neue Ländererwerbungen stark genug, im Norden die Wage der politischen Geschicke zu halten;“ allein um Hannovers willen mit Frankreich zu brechen kam ihm deßhalb nicht zu Sinne. Und England? Mußte denn von daher nicht rechtzeitige und ausreichende Hülfe kommen? Nun wohl, wir wollen und dürfen in Liebe annehmen, die drohende Einbuße seines Heimatlandes habe in der Brust Georgs des Dritten ein gewisses haus- und familienväterliches Leidgefühl erregt. Wenn man aber eine am 16. Mai zu Hannover ausgegebene Proklamation des König-Kurfürsten abzieht, worin „die getreuesten Unterthanen Unserer deutschen Lande“ aufgefordert wurden, „für den Schutz und die Rettung ihres Vaterlandes im eintretenden Nothfall mit Aufopferung aller ihrer Kräfte nach bestem Vermögen mitzuwirken,“ so ist weiter Wenig oder Nichts von Anstrengungen Sr. großbritannischen Majestät zu Gunsten Hannovers zu melden. Das britische Kabinett vollends, bah, das hatte dem preußischen Gesandten Jakobi, welcher dasselbe zu

bestimmen gesucht, in Verbindung mit Preußen einen Versuch zu machen, dem Kurfürstenthum Neutralität zu erwirken, durch den Mund von Mylord Hawkesbury echtenglisch-selbstsüchtig und trocken-brutal erklären lassen: „Wir legen gar keinen Werth auf die Verbindung mit dem Kurfürstenthum und das Schicksal Hannovers kann keinen Einfluß auf die Entschließungen der Krone England üben.“ Der preußische Premier Haugwitz war auf diese ihm von dem bornirten Egoismus des englischen Ministeriums gebotene Handhabe mit beiden Händen zugefahren. Er erklärte dem hannover'schen Gesandten in Berlin: „Der König von Preußen kann nun mit dem besten Willen die Besetzung Hannovers durch französische Truppen nicht verhindern“ — und fügte noch hinzu: „Sitzen die Franzosen einmal in Hannover fest, so dürfte dem König von Preußen Nichts übrig bleiben als sich noch inniger mit Frankreich zu verbinden. Wer wird daran schuld sein? Einzig und allein das englische Kabinett.“ — „Aber, wandte der Gesandte bescheiden ein, die Anwesenheit einer französischen Armee so nahe dem Herzen der preußischen Staaten könnte für diese doch höchst bedrohlich sein.“ — „Ach, was das betrifft, mit einer Armee wie die unsrige und mit unsern Staatskräften haben wir nie Etwas von Frankreich zu besorgen.“

Das Schicksal des auf sich selbst angewiesenen Hannovers war demnach besiegelt. Denn als die preußische und russische Diplomatie nachträglich noch etliche lahme Versuche machte, die französische Invasion abzuhalten oder wenigstens zu verzögern, wußte Bonaparte so gut, was es mit diesen Versuchen auf sich habe, daß er dem General Mortier kurzweg den Befehl zufertigte: „Marschirt, erdrückt die hannover'sche Armee und macht sie die Waffen strecken!“ Es gab allerdings in Deutschland Leute, denen die Bedeutung der bevorstehenden Vergewaltigung eines deutschen Landes in ihrer ganzen Schwere sich fühlbar machte und die aus dem Verfahren des französischen Machthabers gegen Hannover die richtigen Schlüsse für die Zukunft zogen. Da war z. B. der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Generalissimus der preußischen Armee. Der sagte zu jener Zeit, als schwante ihm, wie Napoleon binnen Kurzem ihm selber mitspielen würde, in Berlin zu dem hannover'schen Unterhändler Ompteda drastisch-plastisch: „Geben Sie Acht, der Kerl, der Bonaparte, wird uns Allen noch auf die Nase sch—pucken!“ Aber außerhalb Hannovers rührte sich keine Hand, um die schmähliche Prämisse leicht vorherzusehender schmählicher Schlußfolgerungen zu vereiteln. Im Gegentheil, es liegen Beweise vor, daß, was namentlich Preußen angeht, die leitenden preußischen Staatsmänner auf die Besetzung Hannovers durch die Franzosen unehrenhafte Berech-

nungen gründeten. Hat doch Einer derselben, der Minister Schulenburg-Kehnert, schon zu Anfang des Maimonats von 1803 zu Hildesheim seinen Tafelgästen die Landkarte vorgelegt und schadenfroh auf derselben nachgewiesen, daß man preußischerseits eine Stelle im Münsterländischen zu einem bequemen Einmarsch der Franzosen nach Hannover recht absichtlich offen gelassen habe. Kein Wunder daher, daß Bonaparte, als man in Berlin, nach erfolgter französischer Invasion nach Hannover, Anstands halber sich entschloß, zu Gunsten Hannovers noch einen Unterhändler zu ihm nach Brüssel zu schicken, wohl wußte, wie er das zu nehmen hätte. Konnte ihm das doch schon die Person des Boten sagen. Denn man schickte jenen Kabinettsrath Lombard, der, soweit überhaupt von Gesinnung bei ihm die Rede sein konnte, durch und durch französisch gesinnt war, und zu diesem Berliner-Franzosen sagte denn auch der Erste Konsul mit kynischer Offenheit: „Der General Mortier ist in Hannover eingerückt wie ein dummer Junge (comme un polisson). Die Hannoveraner hätten also diese meine erste Armee wohl hinausjagen können; allein ich würde eine zweite und stärkere hingeschickt haben, welche ihr Ziel nicht verfehlt hätte."

Die armen Hannoveraner waren jedoch nicht in der Lage gewesen, „meine erste Armee", nämlich das am 26. Mai unter Mortiers Befehlen über die holländisch-deutsche Gränze gegangene französische Truppenkorps zu verjagen. Die Herren von Kielmansegge und Konsorten, welche das hannover'sche Ministerium bildeten, waren nicht die Leute, eine Krisis, wie sie über das Land hereingebrochen, zu bestehen, und weder der alte Feldmarschall Graf Wallmoden noch der Herzog von Cambridge, Sohn Georgs des Dritten, besaßen die Eigenschaften, welche sie hätten besitzen müssen, um an der Spitze des schnell zusammengerafften und nothdürftig ausgerüsteten kleinen hannover'schen Heeres mit irgendwelcher Aussicht auf nachhaltigen Erfolg den Franzosen entgegenzutreten. Indessen ist es nur gerecht, zu sagen, daß die armen alten steifzöpfigen Herren zu Hannover ihre Pflicht erfüllten, so gut sie es eben verstanden. Sie thaten, was sie konnten. Das war allerdings nicht viel, aber daß es nicht viel war, wird ein billiger Sinn ebensosehr oder noch mehr den jammerseligen Verhältnissen als den unfähigen Personen zurechnen. Sie hofften noch immer auf preußische und russische, sogar auf kaiserlich-franz'sche Dazwischenkunft, als im Grunde schon Alles vorbei war. Tragikomisch wird ihre Bedrängniß bezeugt durch absonderliche Erlasse, welche ihnen dieselbe entpreßt hat. Es ist Thatsache, daß den hannover'schen Regimentern verboten war, das Feuer der rasch im Lande vordringenden französischen Eindringlinge zu erwidern. Begreiflich daher, daß

die witzige Legende entstehen und geglaubt werden konnte, das Ministerium habe befohlen, daß „die Truppen nur im dringendsten Nothfalle sich des Bajonnetts bedienen sollten, aber mit Moderation.“ Die hannover'schen Offiziere und Soldaten waren vom besten Geiste beseelt und die zwischen ihnen und den Franzosen vorgefallenen Plänklergefechte haben den Beweis geliefert, daß es ihnen nicht sehr schwer geworden sein würde, den „Polisson“ Mortier aus dem Lande zu jagen. Aber was würde dann gekommen sein? Die Regenten zu Hannover, weit entfernt, Männer von äußersten Entschlüssen zu sein, hatten das Recht und die Pflicht, dies zu bedenken, und so schlossen sie durch Bevollmächtigte im Hauptquartier Mortiers zu Suhlingen mit dem französischen General die berüchtigte „Konvention“ vom 3. Juni 1803, welche Hannover dem Bonaparte unterwarf. Unter Bedingungen allerdings, allein der Erste Konsul behandelte unter dem nichtigen Vorwand, daß Georg der Dritte den Vertrag nicht ratifizirt habe, die suhlinger Konvention als ein leeres Blatt Papier und Hannover als ein erobertes Land, welchem seine Besetzung durch die Franzosen binnen zwei Jahren und zwei Monaten die für jene Zeit ungeheure Summe von 26 Millionen Thalern gekostet hat.

Hannover war also das erste deutsche Land auf dem rechten Rheinufer, welches den bittern Inhalt vom Leidenskelch bonaparte'scher Gewaltherrschaft zu schmecken bekam. Die Art und Weise, wie es unter französische Botmäßigkeit gekommen, zeigte erschreckend die ganze Kläglichkeit der deutschen Viel- und Kleinstaaterei und noch erschreckender, wie der französische Machthaber diese deutsche Viel- und Kleinstaaterei auszunützen gesonnen sei. Er manifestirte das auch ganz offen, als er im Herbst von 1804 nach Mainz kam, um sich den huldigend daselbst um ihn sammelnden südwestdeutschen Fürstlichkeiten im funkelnagelneuen Glanze seiner Kaiserschaft darzustellen. In einem Gespräche, welches er in jenen Tagen mit dem Markgrafen von Baden und mit dem Kurfürsten, Erzkanzler und Primas Dalberg hatte, verrieth er eine solche Freude an dem Auseinanderfallen des deutschen Reichs, daß die beiden Reichsfürsten nach seiner Entfernung einander weinend in die Arme fielen [54]). Weinen konnten sie, aber zu Vasallen, zu Knechten des ge-

54) Allgemeine Zeitung, 1803, S. 592. Beamish, Gesch. der kgl. deutschen Legion, I, 9. Allg. Zeitung, 1861, Beil. zu Nr. 237, S. 3838. F. v. Ompteda. die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzosen, 27, 68, 69, 75, 82, 89, 90, 128, 154, 160, 190, 245, 251. Diese i. J. 1862 erschienene Monographie verdient Lob und Vertrauen. Sie läßt zwar nicht undeutlich die Absicht durch-

schworenen Feindes ihres Vaterlandes haben sie sich doch hergegeben, mit besonderer Dienstbeflissenheit der Mollusken-Dalberg. Ja, kein Zweifel, der Herzog von Braunschweig hatte mit seinem drastisch-plastischen Wort das Verhältniß der deutschfürstlichen Legitimität zur bonaparte'schen Usurpation ganz naturwahr bezeichnet und er hätte, ohne Gefahr zu laufen, ein falscher Prophet zu werden, schon i. J. 1803 nicht nur zum Herrn von Ompteda, sondern auch zu seinen Herren Brüdern von Gottes Gnaden kecklich sagen dürfen: „Geben Sie Acht, der Kerl wird uns Allen auf die Nase sch—pucken!"

---

schimmern, die Vorwürfe, welche die Katastrophe von 1803 gegen die hannover'sche Aristokratie wachrief, zu mildern; allein sie gibt doch, und zwar auf Grund der zuverlässigsten Materialien, im Ganzen ein wirklich objektives, ein wahrhaft geschichtliches Bild von dem trübseligen Ereigniß. Vgl. auch Perthes, Pol. Zustände und Personen, 383.

Sechstes Buch.

Austerlitz. Jena. Tilsit. Erfurt.

Erstes Kapitel.

Signatur der Zeit.

„Die Ideale sind zerronnen": — wir treten in eine Epoche voll Eisen und Elend, voll Lug und Trug, voll Wuth und Blut. Der Riesenpflug Napoleon hat seine wehvolle Umackerung Europa's begonnen. Aber bevor wir den von ihm gezogenen Furchen nachgehen, aus deren Tiefen da und dort die Spitzen der Zukunftssaat schüchtern schon hervorgrünen, laßt uns rundschauen nach allen vier Himmelsgegenden, damit wir ein flüchtig Bild von der Welt gewinnen, wie sie war, als das napoleonische Gericht über sie erging.

„Quos deus vult perdere, dementat." Man muß dieses banale Wort aussprechen, wenn man den Kreis der Herren und Damen „Von Gottes Gnaden" überblickt, welche im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf der Mehrzahl der europäischen Throne oder auf den obersten Stufen zu denselben saßen und standen. Und nicht etwa nur im figürlichen, nein, im wörtlichen Sinn ist das „Dementare", das Verrückt- und Tollmachen zu verstehen. Denn wir haben da nicht bloß gekrönte Dummlinge und Blödsinnige, sondern auch ausgesprochene Narren und Rasende in purpurnen Zwangshemden vor uns. Was für eine unsägliche physische und moralische Verwahrlosung, Verkommenheit und Verkrüppelung in diesen dynastischen Regionen! Welchen Moderstaub, welchen Fäulnißstank rührte der Degen des korsischen „Parvenu" auf, als er an diese wurmstichigen Throne schlug! Eine gar helle und hübsche Illu-

stirung des „göttlichen Rechts der Könige“, diese Mustersammlung von Idioten und Bedlamiten!

Da war Ferdinand der Vierte, der König-Lazzarone von Neapel, ein Jagdwüthrich, mit dem Stumpfsinn eines Metzgers in dem Blut und den Eingeweiden des erlegten Wildes wühlend und watend, wie er seine Ruffo und Speciale und alle seine übrigen vornehmen und geringen Mitlazzaroni im Blute der unglücklichen Männer und Frauen, welche den Traum einer „parthenopäischen“ Republik geträumt hatten, wühlen und waten ließ, — ein Fürst, von welchem mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß ihn nur einmal in seinem Leben ein menschlich Gefühl durchschauert habe, damals, als dem Mühlsteinherz des im Boote Nelsons Lustfahrenden der auf den Wellen treibende Leichnam des tugendhaften, schnöde gemordeten Admirals Caracciolo die bange Frage abpreßte: „Was will dieser Todte?“ — ein thierischer Vielfraß, der, wenn er sich vollgeschlungen, seinen Bauch strich und mit den Worten: „Sono ben pranzato, adesso bisogna una buona panciata“ . . . seine Höflinge befehligte, ihm bei Unnennbarem zu assistiren. Und diesem König zur Seite als seine Herrin und Meisterin eine Königin Karolina, durch ihre Busenfreundin, Bad- und Bettgenossin, die Lustdirne und Shawltanzgauklerin Lady Hamilton, sonst Emmy Lyson oder Lyon, in allem Bösen gesteift, vom Hochmuth des Absolutismus trunken und doch mit kühlster Bosheit Gräßlichstes, was die wüste Null von König aus stupider Indolenz geschehen ließ, aussinnend und ins Werk setzend. In der infernalischen Reaktionstragödie, welche in den Jahren 1799 und 1800 zu Neapel spielte, hatten dieses Weib und ihre „Busenfreundin“ vortretende Rollen inne und Nelson, auf dem Quarterdeck seines Admiralschiffs ein Held, überall sonst aber ganz ordinärer Theer und gemeiner Grog, gab sich zum Werkzeug dieser würdigen Freundinnen her. Von Neapel aus hat er dann über Triest und Wien mit seiner Buhlerin jenen Triumphzug durch Deutschland gemacht, dessen absonderliche, uns durch die Feder einer englischen Augenzeugin geschilderte Einzelnheiten auch einen Strich zum Zeitgemälde des beginnenden Jahrhunderts abgeben. Es war im Oktober von 1800, als der englische Gesandte zu Dresden, Sir Elliot, mit Nelson und dessen Anhang seine liebe Noth hatte. Mylord vom Nil, „ein kleiner Mann ohne alle Würde, eine wandelnde Konstellation von Orden und Sternen,“ befand sich ganz „im Besitz“ der Lady Hamilton, während der Herr Gemahl der Dame, Sir William Hamilton, „in Bewunderung seines Weibes völlig aufgelös't war.“ Die Lady, von Gestalt „kolossal,“ jedoch mit Ausnahme ihrer abscheulichen Füße wohlgebaut, starkknochig und außerordentlich beleibt, benahm sich „keck, eitel,

vorlaut, roh und anmaßend." Als das Tischtuch weggenommen war, „hatten wir mehrere Gesänge zu Ehren Nelsons, vorgetragen von Lady Hamilton. Sie blies ihm den dicksten Weihrauch ins Gesicht, aber er empfing ihn mit Vergnügen und verschluckte ihn mit innigem Wohlbehagen. Ihr Gesang endigte in Matrosenweise mit „Hip, hip, hip, hurra." mit dem Ausleeren zahlreicher voller Gläser und der Nagelprobe." Mylady wünschte an den Hof zu gehen; allein die Kurfürstin weigerte sich, eine solche Dirne zu empfangen, worauf Nelson zu Elliot: „Sir, im Fall eine Schwierigkeit dieser Art gemacht werden sollte, wird Lady Hamilton die Kurfürstin zusammenhauen und, Gott verdamm' mich, ich will dasselbe thun." Die Lady ließ sich jedoch beschwichtigen, als man ihr sagte, daß der Kurfürst weder Mittagstafel noch Abendessen gebe. „Was, kein Fraß (no guttling)!" schrie sie verachtungsvoll und verschritt dazu, die gewohnte Champagnerbenebelung ihrer Ladyschaft und ihres „seeköniglichen" Liebhabers vorzunehmen. Nach England zurückgekehrt, zwang der gemeine und brutale Mann seine treffliche Frau, das schamlose Kebsweib in ihrem Hause und an ihrem Tische zu dulden. Als der Lady Nelson eines Tages über die ihr angethanen Quälereien ein leises Klagwort entfuhr, packte die wilde Metze die sanfte Dulderin beim Arme, stieß sie im Zimmer herum und warf ihr den kynischen Hohn ins Gesicht: „Bedienen Sie Mylord, wie ich ihn bediene, und er wird sich schon besser gegen Sie betragen lernen[1])."

Die Kreise des englischen „High life" von damals waren übrigens solcher Skandale gewohnt. Entführungsärgernisse und Ehebruchsprozesse, rohe Völlerei und wüthendes Spiel waren unter den Herren und Damen von aristokratischer Stellung und fashionablem Tone daheim. Zwischenhinein mörderische Duelle, wie jenes im Jahre 1803 zwischen den beiden Modelöwen Montgomery und Macnamara um der Rivalität ihrer Doggen willen ausgefochtene. Immer noch erfreute auch der vornehmste wie der gemeinste Mob seine altenglischen Herzen gern an den Barbareien der Boxerei, und als im genannten Jahre zwischen den beiden berüchtigten Boxern Belcher und Firby in der Grafschaft Essex ein solenner Faustkampf stattfand, gab es ein solches Zuströmen der Nobility und Gentry, daß die Gegend, welche der lange Zug von Reitern und Wagen durch-

1) Göthe, Philipp Hackerts Leben. Pepe, Memorie, capit. 5—6. Collétta, Storia del reame di Napoli, lib. V, 1—8. Wraxall, Memoirs, 123. Allgemeine Zeitung, 1861, Beil. zu Nr. 297 (Auszüge aus der „Times", welche ihrerseits das Tagebuch ausgezogen, das von dem Sohn der in Rede stehenden Augenzeugin zwar in Druck gegeben, aber nicht veröffentlicht wurde). Geschichte d. Lady Hamilton (Leipz. 1816), S. 138.

eilte, in Alarm gerieth, weil man glaubte, die Franzosen hätten gelandet und die vornehme Welt befände sich auf der Flucht. Zugleich grassirte im öffentlichen und privatlichen Leben eine wilde Verschwendungssucht, die es mit Herbeischaffung der Mittel durchaus nicht genau nahm. Die britischen Staatsmänner gingen ihrer großen Mehrzahl nach zur Zeit Pitts mit den Staatsgeldern keineswegs gewissenhafter um als ihre Vorgänger unter den Verwaltungen der Walpole und Newcastle. Wenn auf Burke's unablässiges Andringen im Unterhause in dem Amt des Generalzahlmeisters allein eine jährliche Ersparniß von 25,000 Pfund erzielt werden konnte, so gibt das schon eine Vorstellung von der gäng und gäben Verschleuderung der öffentlichen Gelder. Und das von den Verwaltern derselben gegebene Beispiel fand auch in den Kreisen der Geschäftsleute bereitwillige Nachahmung. Machte sich doch i. J. 1803 einer der Kassirer der Bank von England einer Unterschlagung von 200,000 Pfund schuldig[2]). Was den Hof anlangt, so bot er ein widerwärtiges Bild der Zerrüttung. Der Tonangeber, der Prinz von Wales, von seinen Lastergesellen kurzweg „Gentleman George" genannt, war bekanntlich das Ideal eines Wüstlings und sein Lieblingswohnsitz, der Pavillon zu Brighton, eine Orgienhöhle, welche zu betreten die Tochter des Prinzen, die Prinzessin Charlotte, eines Tages sich weigerte, weil sie sich, sagte sie, „nicht die Sohlen ihrer Schuhe beschmutzen wollte." Mit seinem Vater, Georg dem Dritten, lebte der Thronerbe im offenkundigsten Zerwürfniß, wie es in der hannoveranisch-englischen Königsfamilie zwischen Throninhabern und Thronerben herkömmlich und so zu sagen hausgesetzlich gehalten wurde. Er heuchelte, entgegen dem starren Torvismus oder vielmehr Absolutismus des Königs, Hinneigung zum Liberalismus und die Whigs waren schwach genug, dem einschmeichelnden Heuchler zu trauen, der sich, zur Regierung gelangt, alsbald und sein Lebenlang als den würdigen Sohn seines Vaters erweisen sollte. Schon spielten auch die ersten offenkundig-ärgerlichen Szenen der kronprinzlichen Ehe, welche man mit Fug und Recht die „Comedy of bordel" genannt hat und die erst lange Jahre nachher (1820) durch die Ehebruchsprozedur der Königin Karoline vor dem Oberhaus ihr ungeheuerliches Finale fand. Gentleman George war i. J. 1795 von seinem Vater genöthigt worden, seine Base zu heiraten, die Prinzessin Karoline von Braunschweig. Das von beiden Theilen mit Widerwillen geknüpfte Eheband riß, sagen Wissende, schon in der Hochzeitnacht und zwar mit Geräusch

---

2) Allg. Zeitung, 1803, Nr. 131, Kol. 1—2. Bisset, Life of Burke, II, 57 seq.

und Mißduft. Wie hätte hier auch von einer wahrhaften Ehe die Rede sein können, da der Prinz von Wales zur Zeit, wo er sich zwingen ließ, die braunschweigische Base zu heiraten, neben zahllosen Kebsinnen bereits eine Frau besaß, Mistreß Fitzherbert, die er sich in aller Form hatte antrauen lassen, weil sie sich ihm nur um diesen Preis ergeben wollte? Die Prinzessin wußte das und sagte ganz offen: „Mrs. Fitzherbert ist des Prinzen rechtes Weib" (that is the Prince's true wife)[3]). Jedenfalls war diese irische Wittwe von allen Bewohnerinnen des prinzlichen Serails die ehrenhafteste. Ihre vornehmen und vornehmsten Konkurrentinnen, allen voran die schöne Gräfin Jersey, hatten den Bewerbungen des Gentleman George gegenüber nicht so viele Skrupel. Nachdem die Prinzessin von Wales ihre Tochter Charlotte geboren, trennte sich das übel zusammengefügte Ehepaar. Der Prinz schlug seine Residenz wieder im Pavillon zu Brighton auf und seine Lebensführung daselbst war der Art, daß in öffentlicher Sitzung des Unterhauses Brighton mit dem Kapri des Tiberius verglichen wurde. Die Prinzessin zog sich nach Blackheath zurück, wo sie durch ihr zwanglos heiteres Gebaren die englische Heuchelei nicht wenig ärgerte. Männer, die zu den besten im Lande gehörten, waren häufige Gäste zu Blackheath. So ist z. B. ein eifriger Mitspieler des von der Prinzessin auf dem Rasenplatz vor ihrer Villa veranstalteten Blindekuhspiels George Canning gewesen, der sich, wie bekannt, nachmals in dem Blindekuhspiel der Politik leidlich hervorgethan hat. Freilich scheinen allen Anzeichen nach zu Blackheath auch noch andere, weniger harmlose Spiele gespielt worden zu sein. Wenigstens wurde auf dringendes Begehren ihres Gemahls, des Tiberius von Brighton, schon im J. 1806 eine „delicate investigation" gegen die Prinzessin angestellt, um sie des Ehebruchs zu überweisen. „Bah — sagte die arme Karoline, die ein explodirendes Mundstück besaß, genialisch-sarkastisch — ich habe

3) The Princess of Wales speaks highly of Mrs. Fitzherbert; she always says, that is the Prince's true wife; she is an excellent woman, it is a great pity for him he ever broke with her. Do you know J know the man who was present at his marriage, the late Lord B. He declared to a friend of mine, that when he went to inform Mrs. Fitzherbert that the Prince had married me, she would not believe it, for she know she was herself married to him. Diary illustr. of the times of George the Fourth, etc. (Paris 1838), I, 19. Um den Prinzen von dem Vorwurf der Bigamie zu reinigen, hat man freilich nicht unglaubhaft behauptet, seine Ehe mit der schönen Irländerin sei nur eine Scheinehe gewesen, beruhend auf dem unter Leitung des damals in London weilenden Duc d'Orleans (Philippe Egalité) in Szene gesetzten Gaukelspiel einer Scheintrauung. Vgl. meine „Drei Hofgeschichten", wo ich (S. 215—329) die Geschichte der Königin Karoline quellenmäßig dargestellt habe.

allerdings einmal Ehebruch getrieben, nämlich mit dem Ehemann der Mrs. Fitzherbert." Für diesmal verdunstete noch das ganze Aergerniß erfolglos, wenn auch mit übelm Geruch. Aber in der Meinung der englischen Delicacy und Prüderie war die Prinzessin zu Grunde gerichtet und die englische Tugendheuchelei gab durch den Mund der Nichte Pitts, der Lady Esther Stanhope, einer Dreiviertelsnärrin, den Wahrspruch ab: „Die Prinzessin war eine gemeine, schamlose Person, eine verworfene Kreatur, geradezu eine Vettel (slut); denn sie war so niedriggesinnt und pöbelhaft, daß sie ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte." Georg der Dritte, der ein guter Hausvater gewesen ist, soweit er es zu sein verstand, nahm sich seiner Schwiegertochter gegen seinen verworfenen Sohn treulich an und gehört das zu dem sehr Wenigen, was man an diesem König zu rühmen hat. Dumm von Haus aus und gröblich unwissend, war er folgerichtig sehr „fromm", und weil er das war, glaubte er festiglich, die Menschheit sei nur dazu da, das „göttliche Recht" der Könige und anderes Aftergläubische unterthänigst zu respektiren und zu adoriren. Eine unliebsame Erscheinung, dieser Hans Narr seiner Einbildungen, der „ever warr'd with freedom and the free." Es kennzeichnet ihn, daß er sein Lebenlang keinen Mann von Genius in seine Nähe ließ, den einzigen Pitt ausgenommen, und diesen nur, weil sich der Minister, um zu herrschen, den fixen Ideen des Königs anbequemte. Es kennzeichnet ihn, daß er Burke haßte, so lange Burke Burke war; aber denselben mit Gunstbeweisen überhäufte, als Burke ebenfalls fixe Ideen bekommen hatte, mongolisch-blutdürstig gegen die Franzosen zu rasen begann und von Rechtswegen und Gesundheitshalber statt in Westminster in Bedlam hätte sitzen sollen. Die Verrücktheit des Königs war schon lange offenkundig, allein erst i. J. 1810, als Se. großbritannische Majestät bei Eröffnung des Parlaments die Anredeformel an die beiden Häuser „Mylords und Gentlemen!" in seinem königlichen Machtbewußtsein bedeutend abzuändern geruhte, indem Allerhöchstsie die Thronrede großartig anhub mit den Worten: „Mylords und Waldschnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe streckt! . ." erst dann wurde dem armen Verrückten ein Thurm von Windsor-Castle zum Narrenhaus angewiesen und wurde der Prinz von Wales in den Stand gesetzt, der Welt zu beweisen, daß es doch noch etwas Lüderlicheres und Ruchloseres gäbe als den Gentleman George, nämlich Se. Königliche Hoheit den Prinz-Regenten von England [4]).

4) Lady Esther Stanhope, Memoirs, 75, 83. Byron, Vision of Judgment, St. 45. H. Th. Buckle, dessen vorzeitiger Tod so schmerzlich zu beklagen

Prinzliche Regentschaften gingen zu Anfang des 19. Jahrhunderts überhaupt stark im Schwange, denn, wie schon gesagt, die Königstollheit war epidemisch. In Kopenhagen regierte ein Prinz-Regent an der Statt Christians des Siebenten, des noch immer blödsinnig umgehenden eisgrauen Königgespenstes, und wenn drüben in Stockholm an der Statt Gustavs des Vierten, eines notorischen Rappelkopfs, noch kein Anderer regierte, so wird das arme Schweden dies binnen Kurzem bitterlich zu büßen haben. Drunten in Lissabon hat man sich längst genöthigt gesehen, an der Stelle der verrückten Königin Maria Francisca ihren Sohn João als Regenten einzusetzen, während drüben in Madrid ein Idiot von König, Karl der Vierte, wohlgefällig zusah, wie der Buhler seines Weibes Land und Leute ruinirte. Ein garstiger Anblick, dieses spanische Maria-Luisa- und Principe-de-la-Paz-Luderthum. Schier unerträglich für menschliche Augen! Dieser Tropf von Premierminister Godoy mit seiner ungeheuerlich großen Nase, diese Metze von Königin, welche, nachdem sie vor Zeiten schon als Siebzehnjährige zügellosem Wollusttrieb gefröhnt, jetzt als altes Weib, mumienhaft gebräunt und verschrumpft, haar- und zahnlos, alle Bande der Pflicht, der Sitte, der Natur mit Füßen trat, um mit dem geliebten großnasigen Manuel das gewohnte Lasterleben fortsetzen zu können, und endlich dieser Prinz von Asturien, dieser Ferdinand „mit dem Stierkopf und dem Tigerherz", wie ihn seine Mutter in ihrem wüthenden Haß schrecklich-wahr genannt hat: — fürwahr, Abscheulichstes, was düstere Phantasie jemals ersonnen, kommt dem Gräuel dieser spanischen Königsfamilie kaum gleich.

Es erquickt das Auge, von dieser wüsten Wirthschaft am Manzanares weg- und zur Newa hinaufzublicken, wo ein junger Czar Alexander nach Kräften sich bemühte, das von der tollen Tyrannei seines Vorgängers aufathmende Rußland im Geiste der Civilisation und Humanität zu regieren. Wie ernst er das nahm, wird schon dadurch bezeugt, daß er im ersten Jahrdutzend seiner Regierung zum Hauptgehülfen seines Strebens den trefflichen Speranski nahm, der sein großes Talent und seinen reinen Willen daran setzte, das russische Volk wirklich in den Kreis der europäischen Kultur einzuführen. Die Schwierigkeiten, welche sich dem jungen Kaiser entgegenstemmten, waren freilich unermeßlich. Die größte aber

---

ist, hat im 7. Kapitel seiner History of civilisation in England eine meisterhafte Charakteristik Georgs des Dritten und seiner Regierungszeit gegeben. Jeder Satz derselben stützt sich auf unanfechtbare Zeugnisse. In England freilich wird dieses herrliche Kapitel wenig Anklang finden, denn Buckle ist einer der sehr wenigen Engländer, welche sich von dem köhlergläubischen Respekt vor dem Königthum völlig frei gemacht haben.

ist gewesen, daß er es mit einer von der Zeit seiner Großmutter her in Grund und Boden verderbten Gesellschaft zu thun hatte, welche sich wohl äußerlich lackiren, nicht aber innerlich reformiren lassen wollte. An dieser russisch-vornehmen „Fäulniß vor der Reife“ scheiterten die meisten und die besten Entwürfe Alexanders und zwölf Jahre nach dem Regierungsantritt des Kaisers konnte noch sein Gegner Napoleon nicht ganz mit Unrecht von den Russen sagen: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez les Tatares.“ Daß der Czar, was seine Politik nach Außen angeht, dem russischen Ausbreitungs- und Eroberungstrieb Genüge zu thun suchte, wer wollt' es ihm ernstlich verübeln? War er doch von Amts- und Pflichtwegen die Verkörperung des Russenthums und es ist das Recht jeder Nationalität, dem ihr innewohnenden Kraftgefühl thatsächlichen Ausdruck zu geben. Bei Alexander kam noch eine höchst lebhafte Phantasie und eine nicht weniger lebhafte Eitelkeit hinzu, welche ihn aneiferten, nach der ersten Rolle in Europa zu trachten. Daß er seiner Zeit dieses Ziel erreichte, beweis't, daß er nicht ohne bedeutende Eigenschaften gewesen sein kann. Freilich, auf der Zenithhöhe seiner Erfolge, seines Ruhms und seiner Macht schlug seine beziehungsweise Größe in Schwäche um. Der Weihrauch, in dicken Wolken ihn umqualmend, benebelte sein Gehirn und nun trat die unliebsame Schattenseite seines Charakters mehr und mehr hervor, jener tiefgehende, unter einem höchst liebenswürdigen Gebaren versteckte Zug von Heuchelei und Falschheit, welcher vielleicht in den Umständen seiner Throngelangung wurzeln mochte. Er, der Sohn Pauls, mußte ja die Mörder seines Vaters um sich dulden, mußte ihnen höchste Ehren und Würden zutheilen und das geheime Bewußtsein, gewissermaßen der Mitschuldige dieser Menschen zu sein, konnte den Stachel nur schärfen und mußte dem Kaiser allmälig eine Verstellungskunst angewöhnen, welche der eines Fanarioten Nichts nachgab. Aber was man ihm nachrühmen soll, ist, daß er niemals — selbst dann nicht, als sein verstörtes und müdes Gemüth in die mystischen Gaukeleien der Maria-Magdalena-Krüdener sich verstricken ließ — gänzlich verlernt hat, Menschliches menschlich anzusehen. Seine Lebensführung war nicht tadellos im Sinne strenger Sittlichkeit, aber er verbannte wenigstens, soweit er es vermochte, Aergernisse aus seiner Umgebung und bewies daneben bei persönlichen Verletzungen der empfindlichsten Art nicht selten die hochherzigste Milde. Seiner Frau, Elisabeth von Baden, erwies er rücksichtsvolle Achtung, allein sie ihrerseits war „zu sehr Weib“, als daß sie seine „kleinen Untreuen“ nicht hätte sehen wollen. Sie „boudirte“, „refüsirte“ und so brachte sie den Kaiser dahin, anderwärts „häusliches Glück und Behagen“ zu suchen. Er glaubte

es gefunden zu haben bei Madame Narischkin, einer Polin, „Polonaise, donc belle, gracieuse et intrigante.“ Eines Abends überrascht der Czar seine Maitresse in den Armen des polnischen Grafen Branitzky und sagt dem zum Tode Erschrockenen und Zerknirschten gelassen: „Graf Branitzky, mein Wagen ist unten, folgen Sie mir.“ Und dann im Wagen: „Sie haben mein häusliches Glück zerstört; aber fürchten Sie Nichts. Sie brauchen sich nicht vom Hofe zu entfernen. Sie haben Ihr Handwerk als Mann geübt (vous avez fait votre métier d'homme) und an Ihrer Stelle hätte ich vielleicht gerade so gethan. Was Madame Narischkin anlangt, so hat sie mich verrathen und kann ich sie daher fortan weder lieben noch achten. Aber weil sie die Mutter meiner Tochter, meines einzigen Kindes ist, will ich sie nicht verlassen.“ Dieses sein einziges Kind starb dem Kaiser, als es elf Jahr alt war, und soll sein Tod zur Verdüsterung von Alexanders Gemüth Vieles beigetragen haben[5]).

Heimwärts unsere Blicke kehrend, finden wir in Berlin, wo noch vor Kurzem die Lichtenau-Lüderlichkeit Trumpf gewesen, vom Hof aus alle Kreise der Gesellschaft pestilenzialisch durchwuchernd, einen König und eine Königin, welche in wechselseitiger aufrichtiger Zuneigung alles Ernstes den Versuch machen, auf oder wenigstens unmittelbar neben dem Thron ein Familienglück zu begründen, wie es die von ihnen im idyllischen Paretz eifrig mitsammen gelesenen Rührromane von August Lafontaine schildern. Freilich, wenn man ein König ist, wandelt man nicht ungestraft unter lafontaine'schen Thränenweiden, zumal in einer Zeit, wo rings um die Schneckenhauswände deutscher Traumseligkeit her die eisernen Würfel des napoleonischen Weltgeschickespiels rollen. Aber nach der Orgie der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten war das Idyll der Regierungsanfänge Friedrich Wilhelms des Dritten eine wahre Wohlthat. Sehet euch nur um in den Fürstenhäusern von damals und ihr werdet leicht begreifen, was es heißen wollte und zu bedeuten hatte, wenn einmal ein königliches Paar ein Ehepaar im besten Sinne des Wortes war. Es wird allzeit als ein geradezu weltgeschichtliches Verdienst Friedrich Wilhelms des Dritten und seiner Frau Luise anerkannt werden müssen, daß sie durch das Beispiel ihres Wandels zum ersten Mal wieder schön bezeugt haben, das Sittengesetz sei auch für die im Purpur Geborenen verbindlich und die Reinheit und Zucht des Familienlebens seien als die Grundvesten der Staatswohlfahrt anzusehen. Damit aber ist das Lob, welches dem fünften König von Preußen gebührt, so

5) General von Gagern, Journal meiner Reise nach Rußland i. J. 1839 (Leben des G. v. Gagern, III, 398).

ziemlich zu Ende. Seine Tugenden waren die eines Privatmanns, wie denn auch seine Lebensweise fort und fort so schlicht und prunklos gewesen ist wie die eines Gutsbesitzers von mäßigem Vermögen. Besucher der königlichen Residenzen zu Potsdam und Charlottenburg erstaunten über die bürgerlich-einfache Einrichtung der Wohn- und Schlafräume. Friedrich Wilhelm hatte schlechterdings keine kostspielige Liebhaberei und lebte am liebsten im Kreise seiner Familie, wo es so gemüthlich herging, daß die Königin dem liebsten Tischgenossen ihres Gemahls, dem General Köckeritz, nach Tische die gestopfte Pfeife und den brennenden Fidibus darreichte. Auch sein Königsamt betrieb Friedrich Wilhelm mit der Gewissenhaftigkeit, womit ein biederer Bürgersmann von sehr mäßigen Gaben und Neigungen sein Geschäft betreibt. Er war ganz und gar nicht hochmüthig, es war eine starke bürgerliche Ader in ihm, die stärkste, die je in einem Hohenzollern gewesen, und er liebte sein Volk aufrichtig. Auch an soldatischem Muth fehlte es ihm nicht: er hatte das in den Rheinfeldzügen bewiesen. Aber er war jeder Zoll kein König! Aller Weihrauch, welcher, aus hofpriesterlichem Rauchfaß aufdampfend [6]), der Red-

6) Selbstverständlich ist damit das schon mehrfach von mir angezogene Buch des Bischofs und Hofpredigers Eylert gemeint, welches übrigens manchen seltenen und werthvollen Beitrag zur Geschichte der napoleonischen Zeit enthält. Man ist ja nicht verpflichtet, alle die höfischen Ueberschwänglichkeiten des guten Bischofs für bare Münze zu nehmen. Auf der andern Seite darf man aber ebenfalls nicht Alles für bare Münze nehmen, was die Garrulitas senilis Alexanders von Humboldt in vertraulichen Stunden seinem Freunde Varnhagen von Ense vorgeklatscht und dieser Behufs der Veröffentlichung nach seinem Tode sauber ins Tagebuch eingetragen hat. So z. B. die Behauptung, die Königin Luise sei „äußerst selbstsüchtig, verschlagen und versteckt" gewesen (Varnhagen, Tagebücher, I, 9). Ich gestehe, es ist für mich eines der widerwärtigsten Bilder unserer an widerwärtigen Bildern so reichen Literaturgeschichte, mir den greisen Humboldt zu denken, wie er den Tag über am Hofe kammerherrt oder — kammerdienert und dann Abends zu Freund Varnhagen eilt, um über die Leute zu spotten und zu lästern, deren Höfling er gerade noch mit Beeiferung gespielt hat. Es kennzeichnet, sag' ich unverhohlen, so recht die feige Autoritätsmichelei und die kleinliche Parteibornirtheit des liberalen Philisterthums, wenn man Humboldts Aeußerung gegen Varnhagen (Briefe A. v. H. an V. v. E. 2. Aufl. S. 104—5): „Mit meinen Impietäten mögen Sie nach meinem Hinscheiden walten und schalten; Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet" — nicht als das zu erkennen und zu benennen wagte, was sie war und ist, als eine Gemeinheit. Also falls man Niemand achtet, darf man Jedermann belügen? Und dieselben liberalen Philister, welche diese jesuitische Falschheit bewunderungswürdig finden, schreien über den Jesuitismus der verschiedenen Kirchen! Man braucht nicht eben Prophet zu sein, um prophezeien zu können, daß von einem deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts die skandalsüchtige Gier, womit der humboldt-varnhagen'sche Briefwechsel verschlungen wurde, als ein betrübendes Charaktermerkmal der sittlichen Anschauung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden wird.

lichkeit und Güte des M e n s ch e n Friedrich Wilhelm dargebracht wurde, vermag Augen, welche überhaupt zum Sehen eingerichtet sind und sehen wollen, diese Thatsache nicht zu verbergen. Nur ganz mittelmäßig begabt, war der König schlecht erzogen und in seiner Jugend so verschüchtert und aller großen Fassung und Führung des Lebens so entwöhnt worden, daß er, obgleich von Gestalt ein schöner Mann, es niemals dazu bringen konnte, das Königthum auch nur äußerlich würdig zu repräsentiren, was doch in dem so ganz vorzüglich auf die Persönlichkeit seiner Könige gestellten absolutistischen Preußen von höchster Wichtigkeit war. Sein schüchternes, fast linkisches Gebaren, sein wunderlich-bröckeliges Sprechen im Infinitiv — ach, er war selber ein Infinitiv, der sich nie zum rechten und rechtzeitigen Gebrauch des persönlichen Fürworts „Ich“ zu bestimmen vermochte — seine Unfähigkeit, sich aufzuschließen und mit fester Hand in die Urne der Schicksalsloose zu greifen; seine Neigung, nach Art von Mittelmäßigen nur ordinäre Leute gern um sich zu haben und zu seinem Vertrauen zuzulassen, Köckeritze und sonstige Mittelmäßigkeiten; seine Abneigung, ja Furcht vor allem Ungewöhnlichen, Genialischen, energisch Auftretenden; sein Mißtrauen gegen Alle, welche entschieden sprachen und zu entschiedenem Handeln trieben, und sein noch größeres Mißtrauen auf die eigene Einsicht und die eigene Kraft — das Alles hat aus einem guten Menschen einen schlechten König gemacht. Eine Louis-Seize-Natur, aus dem Französischen ins Potsdämische, versailler Kohl in märkisches Sauerkraut übersetzt. Im Uebrigen zur Zeit, wo ihn das Unglück noch nicht vergrämt und verbittert hatte, eines zeitweiligen Seelenschwungs nicht unfähig und nicht bar eines zwecktreffenden Wortes, wie jenes war, womit er dem aus Jena vertriebenen Fichte, dem mannhaftesten und stolzesten der deutschen Philosophen, den Aufenthalt in Berlin gestattete: — „Ist's wahr, daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir thut das Nichts.“

Die Königin Luise ist nicht das Ideal gewesen, welches verstandlose Bewunderung aus ihr hat machen wollen; aber gewiß ist, daß sie, wie selbst strenge Urtheiler erklärten, „die schönste Königin und eine noch schönere Seele war.“ Selbst ein widerborstigster, dem die Lippen sonst nur von Sarkasmen trofen, der Ritter von Lang, wurde durch den Anblick Luise's wie verzückt und hat sich ganz lyrisch über sie ausgelassen: — „Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor Einem schwebte, in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredtsamkeit, mit der sie Allen die Stralen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß Jeder wie in einem zauberischen Traume glauben mußte,

dieses lebendige Feenbild sei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in sie verliebt sein." Die Königin war eine Schönheit ersten Ranges, von hoher und schlanker Gestalt, edler Fülle, anmuthsvoller Haltung und Bewegung. Ihr Gesichtsschnitt, mit Ausnahme der etwas zu stumpfen Nase, von hellenischer Reinheit und belebt durch große Blauaugen, welche „die Klarheit ihres Geistes und die Wahrheit und Güte ihres Charakters stralend ausdrückten." Sie ist auch im Verkehr mit dem Volke, dem sie überall gerne nahe trat, voll ungezwungener Huld gewesen, und daß sie in Wahrheit nicht bloß die Königin von Junkern sein wollte, kann schon die bekannte und ergötzliche Geschichte von dem Bezeigen Luise's gegen die bürgerliche Majorsfrau, welche „gar keine Geborene" war, eindrücklich bezeugen. Sie gehörte, wie zu den ehrsamsten, so auch zu den gebildetsten Frauen der Zeit[7]. Sie ließ sich zwar von Kotzebue rühren und weinte mit Lafontaine, aber sie bewunderte Göthe, verehrte Schiller und liebte Jean Paul, welcher zu Anfang des 19. Jahrhunderts die „Jubelfeiertage" seines Daseins in Berlin verlebte, mit Sophie Bernhard unbefangen in einer obskuren Kneipe zusammenwohnend, einer geistreichen, gutmüthigen Frau von sehr empfänglichem Herzen, welcher als einer „mit großer Busenfülle Gesegneten" ihre Freundinnen nachsagten, „sie lege die Gelehrten an ihre Brüste." Es ist weltbekannt, daß wenn die Bewohner und Bewohnerinnen der preußischen Hauptstadt im Entzücken rasen, sei es heute um eines großen Dichters, morgen um eines Sieges bei Waterloo, übermorgen um einer Trillerschlägerin willen, das Unberechenbarste geschehen kann. Als die Jean-Paul-Raserei in Berlin recht in Blüthe stand, rissen sich die Damen buchstäblich nicht etwa bloß um die Haare des großen Humoristen, sondern auch um die seines Pudels. Der Tumult wurde zuletzt so arg, daß unser Infinitiv von König dadurch zu einer der definitivsten Aeußerungen seines Lebens gereizt ward: — „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben, für den Liebhaber, mir freilich ein Bißchen gar zu kraus sein. Aber dies doch ein Verdienst sein, das sich noch halten läßt. Wie erst von einem großen Staatsmann sprechen oder von

---

7) Ein scharfblickender, aber grämlicher Urtheiler unter den Zeitgenossen, Knebel, wollte das begeisterte Lob, welches man der Königin spendete, doch etwas eingeschränkt wissen. Er schrieb am 9. Juni 1811 aus Jena an Schillers Wittwe: „Die (ihm von Lotte Schiller mitgetheilte) Erzählung vom Tode der Königin Luise ist wirklich rührend — mehr durch die Schwäche der vorgestellten Personen als durch Größe ihres Charakters. Die Königin war wirklich eine liebenswürdige Frau, aber einen großen Charakter hatte sie nicht. Der König ist armselig." Charlotte Schiller und ihre Freunde, III, 324.

einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maaßhalten nicht." Gar nicht ohne gesunden Menschenverstand gesprochen, o König! Insonderheit inmitten eines solchen ewigen Literaturvolks wie die Deutschen, welches fortfährt, sich heiser zu keifen und zu schreien, ob der Göthe oder der Schiller oder auch wohl der Kotzebue der größere Dichter, während die tödtliche Adlerkralle Napoleons schon über Deutschland schwebt. Die Königin Luise sah bei Zeiten diese Kralle und statt ihr einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich in die Politik gemischt, muß man es vielmehr beklagen, daß sie es nicht früher und energischer gethan. Indessen die ganze Wucht des drohenden Unheils hat auch sie zu dieser Zeit noch nicht geahnt, geschweige klar erkannt. Ihr Geist und Gemüth gelangten erst im Unglück zur Vollreife. Ja, wir werden diese wirklich königliche Frau mit dem Mißgeschick wachsen sehen, — ein bestes Zeugniß, das Menschen ertheilt werden kann.

Irrthümlich wäre jedoch die Annahme, daß das Beispiel guter Sitte, Familienhaftigkeit und Wohlanständigkeit, welches Friedrich Wilhelm und Luise gaben, rasch gewirkt habe. Um die Bewohner von Lichtenau-Gomorrha zur Besinnung zu bringen, mußten erst die Donnerschläge Jena und Tilsit fallen. Vorerst ging das Schlemmen und Prassen, das Hazardiren und Bordelliren noch den gewohnten Gang. Wie unter der vorhergehenden Regierung stießen weitherzigen Hoffräulein auch jetzt noch allerhand Menschlichkeiten zu. Eine dieser jungen Damen kann eine mit ihr vorgegangene Veränderung nicht mehr verbergen und ihre Gönnerin, die Prinzessin Henriette, läßt den Hauptmann von Schack kommen, von welchem verlautet, daß er der letzte Liebhaber der Veränderten gewesen. Die Prinzessin hält dem Schuldigen sein Vergehen vor und spart die Worte Unschuld, Verführung und dergleichen mehr keineswegs. Zuletzt fragt sie ihn gebieterisch: „Was werden Sie denn jetzt thun?" Worauf Schack mit ehrerbietiger Gelassenheit: „Königliche Hoheit, ich will fürerst warten, um zu sehen, was die Anderen thun werden ..." Charakteristisch für die damalige berliner Gesellschaft ist das flitterhafte Staatmachen auch der Unvermögenden, hinter welchem sich bettelhafte Entbehrung nur schlecht versteckte. Fichte, in dessen Auditorium damals Antipoden und Todfeinde wie Kotzebue und Wilhelm Schlegel zusammensaßen, schrieb einmal an seine Frau: „Ich kenne hier einen Kriegsrath, der 800 Thaler Besoldung und einen Bedienten in prächtiger Livree hält. Dieser kocht verwichenen Sonnabend für die Familie 1/2 Pfund Rindfleisch und für 6 Pfennige Kartoffeln und Moorrüben zum Mittagessen. Es findet sich, daß das Fleisch nicht weich gekocht ist; sonach wird nur das Gemüse verspeis't und das halbe Pfund

Fleisch den andern Tag wieder gekocht zum Sonntagsessen. Die Frau Kriegsräthin wäscht das Hemd, das sie den Sonntag tragen will, Sonnabends selbst in ihrer Stube und geht indeß ohne Hemd." Im grellsten Gegensatz zu derartiger Armseligkeit stand das Schwelgen Solcher, welche, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, „Dietriche zu den Staats- und Kriegskassen besaßen." Aber am tollsten mit Sausen und Brausen, mit Gejunker und Geflunker trieben es die Offiziere von der Garde, vor allen die vom Regiment Gensdarmes, welche Herren unter vielen anderen, mit Juden und Christen, Christinnen und Jüdinnen aufgeführten, mehr oder weniger ärgerlichen Ränken und Schwänken im August von 1806 unter Leitung des Tollsten von ihnen, des langen Karl von Nostitz, jene Sommerschlittenfahrt machten, welche eine so echtgensdarmes'sche Parodie der werner'schen „Weihe der Kraft" gewesen und als das Finale der lustig-lüderlichen vorjenaischen Zeiten Berlins anzusehen ist.

Der Heros der preußischen Gardeoffiziere von damals und auch der Heros noch vieler anderer gescheidterer und besserer Leute war der Vetter des Königs, Prinz Louis Ferdinand, ein Dreißiger, groß, schlank, schön gebaut, edelfein von Gesichtsschnitt und Miene, hochstirnig, adlernäsig, blauäugig und dreistblickend, bequem-vornehmer Haltung, literarisch und musikalisch hochgebildet, beredt, witzig, genialisch, aller Leibesübungen Meister, von erprobter Tapferkeit; aber Talent und Kräfte in erotischen Abenteuern und allerhand Genialitäten und Extravaganzen zersplitternd und aufzehrend, unbefriedigt und unbehaglich, weil nicht an einen Platz gestellt, wo seine unzweifelhaft vielseitigen und glänzenden Gaben dem preußischen Staate, für dessen Ehre und Machtstellung er leidenschaftlich glühte, hätten ersprießlich werden können. Den preußischen Alkibiades hat ihn Clausewitz treffend genannt; aber die Verhältnisse waren, namentlich in Folge der entschiedenen Abneigung des hausbackenen Königs gegen den sturm- und drangvollen Vetter, so angethan, daß der preußische Alkibiades wenig mehr als die wüstlingische Seite seines Wesens hervorzukehren vermochte. Die attischen Symposien in des Prinzen Landhaus Schrike bei Magdeburg, wo nach Beendigung wilder Hirschjagden und Sauhetzen der Wirth musikalische Wettkämpfe mit dem Klaviervirtuosen Dussek ausfocht, während auf der Tafel der Champagner strömte und die Würfel klapperten, die Frauen aber, „auf den Sophas in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, hinrissen," diese Symposien waren berühmt zu ihrer Zeit; berüchtigt dagegen die Schwelgereien, welchen der Prinz in Berlin sich hingab, in Gesellschaft von Friedrich Gentz und Johann Müller, „einem kleinen, grundhäßlichen Kerlchen mit einem Spitzbauch, kleinen Beinchen und einem dicken Kopf, immer glühend von vielem

Fressen und Saufen, mit Glotzaugen, die weit aus dem Kopfe herausstanden und beständig roth unterlaufen waren, mit einer heiseren, krächzenden, höchst unangenehmen Stimme, im Französischen geläufig, im Deutschen nur mit Mühe sich ausdrückend." Kein schmeichelhaftes Bild des trotz Alledem bedeutenden und vielfach verdienten, wenn auch charakterlosen Mannes. Freilich von einem altpreußisch-verbissenen Junker entworfen, aber in der Hauptsache doch bestätigt von einer milduriheilenden Zeitgenossin, welche von den „wie mit Fett bestrichenen Lippen" und den „weinfeuchten Augen" des „Gutschmeckers" Müller spricht.

Hatte Prinz Louis im Kreise solcher Kumpane sich „ausgewüstet", eilte er oft noch spät in der Nacht zu einem Judenhaus in der Jägerstraße, wo damals die „Demoiselle" Rahel Levin, „nicht schön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck," ihren geistreichen Hof hielt. Denn wirklich, eine Art von Höfen kann man die Kreise von Männern und Frauen nennen, welche zu jener Zeit die beiden Jüdinnen, Rahel Levin und Henriette Herz, die wunderschöne Frau des Arztes Markus Herz, um sich versammelten. In den bescheiden eingerichteten Salons dieser Damen pulsirte das geistige Leben am reichsten und lebendigsten. Die Rahel, welche aus einer „Dienerin der Geselligkeit", wie sie sich zu nennen liebte, zu einer Meisterin der Gesellschaft wurde, ist nachmals zu europäischer Berühmtheit gelangt. Nicht ohne Grund, denn diese in innerster Seele tiefunglückliche Frau hat neben vielen Kolosseniumsblitzen auch manchen echten Geistesblitz geworfen, der durch die Jahrhunderte hinableuchten mag. Und hätte sie nur das eine Wort gesagt, daß „Amor nicht blind sei und keine Binde trage, sondern im Gegentheil jede löse; denn die Liebe sieht klar und scharf und daß sie trotz Allem, was sie sieht, zu lieben fortfährt, das ist ihr höchstes Kennzeichen" — oder nur das andere, daß „die großen Ereignisse von aushaltender geschichtlicher Gestalt über alle die Gewaltsamkeiten und Listen von Despoten und Diplomaten hinweggehen und daraus den Staub ihres Weges machen" — so sollte schon darum ihr Andenken aufrecht erhalten werden unter Menschen . . . Hierher, zur Rahel, kam Prinz Louis, um sich seines edleren Selbsts bewußt zu werden. Hierher kamen die Adepten der kürzlich aufgekommenen romantischen Schule, um ihre Stichwörter auszutauschen und ihre Losungen zu holen, und es gibt von der gränzenlosen ästhetischen Begriffsverwirrung jener Tage eine Vorstellung, wenn der Geschmack selbst einer Rahel noch so ungeklärt und schwankend war, daß sie sich für einen süßhölzernen Fouqué, mitunter sogar für einen aufgeschwemmten Lafontaine begeistern konnte und die Größe des Wallenstein erst lange Jahre nach dem Erscheinen des Gedichts

fühlte und verstand, erst dann, als die großen Geschicke sich erfüllt hatten, deren Geister in der schiller'schen Tragödie der Zeit vorangeschritten waren. Hier, im rahel'schen Kreise taucht einmal unversehens die abenteuerliche Gestalt des Zacharias Werner auf mit „langen buschigen Brauen, glühenden Schwarzaugen, schroffen Zügen, verwirrten Locken und graubrauner Haut, die nach einem Barte zu schreien schien." Der Verfasser der „Weihe der Kraft" hat aber nicht Zeit, lange zu weilen, denn er muß, um sich die rechte Zerknirschung zum Konvertiren anzulüderlichen, eilends nach Paris, um in den Arkaden des Palais Royal herumzustreichen, gefolgt von seinem Bedienten, der den Kurzsichtigen am Rockschoß zu zupfen angewiesen ist, wenn ihm unter den schwärmenden Freudenmädchen ein hübsches aufstößt, worauf die Loretten, um mit dem „Deutschen mit den vier Augen" ihren Spaß zu haben, ihn umringen: — „Nehmen Sie mich! Nein, mich müssen Sie nehmen, ich bin die Schönste von allen!" Auch ein anderer Irrwisch der Romantik, der Klemens Brentano, irrlichtelirt unter den Geistreichigkeiten der preußischen Hauptstadt herum. Ebenfalls nur ganz fahrig und kurz, denn es treibt und drängt ihn, nicht nur Urromantisches zu dichten, sondern auch Romantik zu leben. Er wird die mitgenialische Sophie Schubert, verehelichte Mereau, welche dermalen „mit drei Schwungfedern auf dem Hut auf wildem Rosse die Straßen der alten Universitätsstadt Jena durchsprengt," entführen und heiraten, würde sich aber, falls sie nicht zuvor stürbe, wieder von ihr scheiden lassen, weil sie die romantische Leidenschaft hat, „mit den Füßen unten am Bettgestelle zu trommeln." Dann wird er sich von einer frankfurter Romantikerin entführen lassen und die Entführerin heiraten; aber, bevor ein Jahr um, vor der Heißgeliebten Reißaus nehmen. In solchen Dingen, d. h. in Liebes-, Heirats- und Scheidungssachen, im Verführen und Entführen, im Weiberabspenstigmachen und Weibertauschen waren die Herren Romantiker, wie bekannt, eifrigst darauf aus, die „Freiheit des genialen Subjekts" zu umfassendster Geltung zu bringen. Was den kraushaarigen Klemens angeht, so wird er nach mancherlei Abenteuern zuletzt dem höheren Blödsinn der Romantik entsagen, um sich von der „stigmatisirten" Nonne Emmerich zu Dülmen in den tieferen einweihen zu lassen.

Die romantische Schule! Was war das zu Anfang des 19. Jahrhunderts damit für ein Geflacker und Geklingel und wie bald ist Alles erloschen und verhallt! „Wie eine prächtige Rakete — hat ein standhafter Romantiker gesagt — ist die moderne Romantik funkelnd zum Himmel emporgestiegen, um, bevor ein Menschenalter vergangen, nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen (?) Gegend oben in tausend

bunte Sterne spurlos zu zerplatzen.“ Mit dem Zerplatzen hat es seine Richtigkeit und die „Sterne“ mögen als poetische Licenz hingehen, aber Spuren fürwahr hat die romantische Doktrin genug zurückgelassen, unselige Spuren. Die Romantik war von Anfang an ein unklares und unlauteres Wesen. Denn wenn auch keinesfalls geleugnet werden kann, daß sie in der berechtigten Verzweiflung an der nicht zur vollen Verwirklichung gekommenen Idee der Revolution ihre Wurzel hatte und daß strebsame Geister sich getrieben fühlen mußten, aus der trübseligen deutschen Gegenwart um jeden Preis hinwegzuflüchten, und wäre es ins Mittelalter zurück, so darf doch ebenso wenig verhohlen werden, daß sich der romantischen Theorie, bei deren Geburt die schelling'sche Naturphilosophie die Hebamme gemacht hat, sehr frühzeitig schon die unsaubersten praktischen Motive beimischten. Die ästhetische Doktrin der Schule, wie sie insbesondere von Friedrich Schlegel aufgestellt und gepredigt wurde, war an sich harmlos genug. Weil, wie man behauptete, „der Vorzug der antiken Poesie vor der modernen in der Mythologie bestand, so müssen auch wir eine Mythologie haben, und weil wir eine solche haben müssen, so ist es rathsam und wohlgethan, wenn wir uns, wenigstens poetisch, einer Religion anschließen, die eine Mythologie besitzt, also der katholischen.“ Was aber diese katholisirende Richtung eigentlich zu bedeuten habe, das konnten die Schlußfolgerungen, welche die Bonald und Maistre auf staatlichem und kirchlichem Gebiet aus den Prämissen der „Umkehrlehre“ bereits gezogen, erschreckend zeigen und bald sollten sich auch in Deutschland die Konsequenzen der romantischen Aesthetik geltend machen, das religiöse Leben vergiftend, das politische knebelnd und den unberechenbaren Schaden, welchen sie der Nation zufügten, durch die von ihnen ausgehenden mannigfachen Anregungen für Wissenschaft und Kunst lange nicht aufwiegend [8]).

8) Ich werde im 3. Bande auf die romantische Schule zurückkommen. Hier nur noch die Bemerkung, daß die romantische Ratte auch zu unserer Zeit noch häufig genug grassirt und zwar unter Schädeldecken, wo sie anzutreffen man kaum erwarten sollte. So schrieb Herr A. Koberstein am 14. November 1839 an Ludwig Tieck: „Ich glaube fest und inniglich, daß in Deutschland die Ueberzeugung immer tiefere und breitere Wurzeln schlagen und treiben wird, daß Göthe und Sie die beiden Gipfel unserer Poesie sind und nicht Göthe und Schiller, dessen jetzige abgöttische Verehrung spätere Geschlechter mit gesunderem Sinne kaum werden begreifen können.“ (Briefe an L. Tieck, hrsgegeb. von Holtei, II, 188.) Und das nennt sich einen Literarhistoriker! Es ist eine romantische Lüge, daß Tieck, dessen Bedeutung über den Umkreis der Koterie nie hinausging, der Nation jemals Etwas gewesen sei, und es war nur ein romantischer Kitzel, zu prophezeien, daß ein bei all seinem Talent doch künstlerisch impotenter, auch allbereits gründlich verschollener

Vorderhand ist die Romantik noch nicht konservativ, restaurativ und reaktionär, sondern steht in der Blüthe ihrer, wie sie wähnt, vorwärts tappenden, in Wahrheit aber rückwärts stolpernden Flegeljahre, in einem Stadium, wo sie „göttlich grob“ von einem „bleiern moralischen“ Schiller zu haseliren und über die Werke Wielands das „beneficium inventarii“ zu erkennen sich erfrecht. Nicht nur gebärdet sich dermalen noch ein Friedrich Schlegel ganz revolutionär, sondern hat sogar — wunderbar zu sagen! — ein Friedrich Gentz noch Etwas wie Freimuth, Ehre und Vaterlandsliebe im Leibe. Bestimmt, später jedem öffentlichen Wortbruch, jeder dynastischen Gewaltthat und diplomatischen Niederträchtigkeit, jedem Völkermord ein kleidsam-gleißendes Mäntelchen anzustylisiren, dilettirt er, aufmerksamen Augen allerdings merkbar genug, gegenwärtig noch einigermaßen verschämt in der Kunst, sich zu verkaufen oder sich bestechen zu lassen, in welcher Kunst er bald der ausgeschämteste Zunftmeister sein wird. In seinem Häutungsprozeß vom preußischen Kriegsrath zum östreichischen Hofrath begriffen, stürzt er eines Tages zu seiner Freundin Rahel herein und wirft sich auf's Sopha mit dem Ausruf: „Ich kann nicht mehr! Welche Müdigkeit! Welche Qual! Seit fünf Uhr Morgens verdammte Gläubiger! Wo ich hinkomme, treten sie mir entgegen. Sie hetzen mich todt. Nirgends Ruhe noch Rast!“ Aber Abends sprüht er, der Geistreichste unter den Geistreichen am Theetisch der Rahel, von Laune, Witz und Beredtsamkeit, während ihn Friedrich Schlegel finster von der Seite her ansieht und zwischen den Zähnen murmelt: „Feiler Skribent! Nichtswürdiger Freiheitsfeind!“ Wie würd' es den Gentz ergötzen, wenn er wüßte, wie bald der tugendsame Schlegel sich verkaufen würde, um wie ein Kapuziner zu sprechen, damit er wie ein „Gurgelantua“ leben könne. Neben Schlegel sitzend, den er zu beruhigen sucht, macht sich ein kleiner, verwachsener Mann mit einem geistvollen Gesicht bemerkbar, auch ein Adept der romantischen Schule, Friedrich Schleiermacher, der sich vorerst damit abgibt, den Platon zu übersetzen und über die „Lucinde“ seines Freundes, das unsittlichste zugleich und impotenteste Buch der deutschen Literatur, entzückte Briefe zu schreiben. Später wird er die Kautschuk-Dogmatik erfinden, die Polonius-Theologie. (Hamlet: Seht Ihr die Wolke dort, beinahe in Gestalt eines Kameels? — Polonius: Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kameel. — H. Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel. — P. Ja, sie hat einen Rücken wie ein Wiesel. —

Klingklingelpoet der Genovefa und des Oktavianus den Deutschen jemals auch nur ein Tausendstel werden könnte von dem, was ihnen der Schöpfer des Wallenstein und Tell war, ist und sein wird.

H. Oder wie ein Walfisch? — P. Ganz wie ein Walfisch.) Mag er aber erfinden, was er will, die Ehrenmeldung darf dem Manne schon an dieser Stelle nicht vorenthalten werden, daß er in trübster Zeit, wie sie dem Vaterlande nahe bevorsteht, als ein treuester Deutscher sich bewähren wird [9]).

In der Kaiserstadt an der Donau wetteiferte man zu jener Zeit zwar nicht in Geistreichigkeit, aber gewiß in materiellem Lebensgenuß mit der Königsstadt an der Spree. In einzelnen Kreisen, bürgerlichen sowohl als adeligen, hielten sich zwar noch die Ueberlieferungen und Strebungen der josephinischen Aufklärungszeit und suchte man mit der Bewegung der deutschen Literatur gleichen Schritt zu halten. Das Haus der jungen Karoline Pichler, wo sich die Haschka, Collin, Hormayr, Köderl, Schneller und andere Gelehrte und Poeten zusammenfanden, war der eigentliche Mittelpunkt des geistigen Lebens in Wien. Aber im Ganzen und Großen athmete dieses doch nur kümmerlich und ängstlich unter dem Druck der leopoldisch-franz'schen Reaktion, welche systematisch darauf ausging, Oestreich vom Zusammenhang mit dem deutschen Kulturleben loszulösen und Wien zu einem „Kapua der Geister" zu machen. Ungezügelter Sinnengenuß war die Losung immer und überall: — in den Theatern, wo Madame Vigano und andere mehr als halbnackte Balletspringerinnen ihre schamlosen „rosenfarbenen" Pantomimen tanzten; in den Salons der Aristokratie, wo kaum weniger halbnackte Damen in der „griechischen" Modetracht der Zeit mit Stutzern tändelten, die mit ungeheuren Backenbärten Staat machten; in den sogenannten „Beiseln" der Vorstädte, in welchen Kloaken der Ausschweifung es dem Zacharias Werner so wohlgefiel — („Ach, es ist doch gar so volksthümlich da!") — daß der gute Castelli seine liebe Noth hatte, den Romantiker aus diesen Lasterhöhlen wegzubringen, denselben Romantiker, welchen wir in demselben Wien, angethan mit

9) Vertraute Briefe über d. inn. Verhältn. am preuß. Hofe (1807), I, 123. 124, 183, 192. Adami, Königin Luise (Umarbeitung der bekannten Denkschrift der Frau v. Berg), 3. A. 92, 150, 223. Eylert a. a. O. II, 63 fg. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt, 2. A. II, 258 fg. Lang, Memoiren, II, 44. Fichte's Leben und Briefwechsel, herausgeg. von s. Sohne J. H. Fichte, 1. A. I, 382, 391. Henriette Herz, Leben und Erinnerungen, 2. A. 177, 181. Rahel Levin und ihre Gesellschaft (1801); aus d. Papieren d. Grafen **** (Graf Hugo Salm?), mitgeth. in d. „Grenzboten" v. 1844, S. 710, 715, 738, 745. Vgl. S. 211, 213. Karl v. Nostitz, Leben und Briefwechsel, 57, 74 fg. Von der Marwitz, Nachlaß, I, 170, 172. Varnhagen, Rahel, I, 356, 369. Varnhagen, Gal. von Bildn. aus Rahels Umgang, I, 230. Helmina v. Chezy, Unvergessenes, I, 333. Depping, Erinner. a. Paris, 202. Heyden, Gal. berühmter Frankfurter, 189 fg. Eichendorff, Ueber die neuere romant. Poesie, S. 1.

der Liguorianerkutte, als zeternden Bußprediger wiederfinden werden. Castelli, der harmloseste literarische Plauderer Wiens, hat in alten Tagen mit einem schweren Seufzer auf den grassen Blödsinn zurückgeblickt, womit in seinen jungen Tagen die Censur in Wien wirthschaftete und überhaupt jedes geistige Streben niedergemaßregelt wurde. Schrieb er einen travestirten Lear, so durfte die Posse nicht aufgeführt werden, weil es „unstatthaft sei, einen König lächerlich zu machen," wie der shakspear'sche Lear nicht gegeben werden durfte, weil man dem Publikum „keinen verrückten König vorführen dürfe." In Schillers Räubern mußte der Vater Moor in einen „Oheim" verwandelt werden, in Kabale und Liebe der Präsident in einen „Vicedom", in Wallensteins Lager der Kapuziner in eine „Magistratsperson". Don Carlos sollte nur aufgeführt werden, falls man das Stück so änderte, daß „der Prinz nicht mehr in seine Stiefmutter verliebt wäre." Der Ausdruck „O Gott!" durfte nur auf den Hofbühnen gebraucht werden, während in den Vorstadttheatern dafür gesagt werden mußte „O Himmel!" Wenn es im Manuskript einer Novelle hieß: „Sie besitzt einen weißen, üppigen Busen" — schrieb der Censor dafür: „Sie ist vorne sehr schön gebaut." Und so weiter in der Litanei des Unsinns. Wie sich die vornehmen und vornehmsten Kreise zur Literatur stellten, hatte zu erfahren Göthe im Sommer von 1806 zu Karlsbad ergötzliche Gelegenheit. Kommt da eines Tages ein alter östreichischer General „aus einem alten, sehr vornehmen Geschlecht" auf den spazierengehenden Dichter zu: — „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Göthe?" — „Schon recht." — „Aus Weimar?" — „Schon recht." — „Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?" — „O ja." — „Und Verse gemacht?" — „Auch." — „Es soll schön sein." — „Hm!" — „Haben Sie denn viel geschrieben?" — „Hm, es mag angehen." — „Ist das Versemachen schwer?" — „So, so." — „Es kommt wohl halter auf die Laune an und ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?" — „Es ist mir fast so vorgekommen." — „Na, schauen's, da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen." — „Hab' auch schon daran gedacht." — „Na, schauen's, in Wien ist's gut; es wird gut gegessen und getrunken." — „Hm!" — „Und man hält Was auf solche Leute, die Verse machen können." — „Hm!" — „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar, wenn's sich gut halten, schauen's, und zu leben wissen, in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme." — „Hm!" — „Aber sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?" — „Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Brombeerstrauch." — „Es soll halter berühmt sein." — „Hm, leidlich." —

„Schade, daß ich Nichts von Ihnen gelesen habe. Sind schon neue verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?“ — „O ja, wohl auch.“ — „Und es werden wohl noch mehr erscheinen?“ — „Das wollen wir hoffen!“ — „Ja, schauen's, da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand; sonst hat man immer den Aerger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweiten Male kaufen. Darum wart' ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, bevor ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir und von diesem Grundsatz kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen.“ — „Hm!“

Das war nun so ein echter Wiener der „guten alten Zeit“ Wiens. Ein Produkt östreichisch-kirchlich-militärischer Erziehung, welches von seiner Unkultur gar keine Vorstellung hatte, aber seine geistige Beschränktheit mittelst naivster Gutmüthigkeit fast liebenswürdig machte. Kein solcher echter Wiener, sondern vielmehr ein entschieden falscher ist Kaiser Franz gewesen, der sich, ein vollendeter Tartuffe, einen Schein von gutmüthig-biedermännischer Haus- und Volksväterlichkeit so geschickt anzuwienern gewußt hatte, daß scharfe Augen dazu gehörten, hinter diesem Schein das Sein einer hartgesottenen Despotennatur zu erkennen. Josephs des Zweiten Augen freilich hatten schon im Jahre 1784 das Wesen des Neffen erkannt. Damals schrieb der arme große Kaiser seine berühmten Betrachtungen über die Erziehung des Erzherzogs Franz nieder, in welchen der Charakter des nachmaligen Kaisers Franz so divinatorisch gezeichnet ward. Er fand seinen siebzehnjährigen Neffen „im Physischen gänzlich vernachlässigt, an Kräften und Wachsthum verspätet, ohne Geschicklichkeit und Anstand,“ er fand in ihm „ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unendlich groß und gefährlich alles Dasjenige beurtheilet, was es thut oder was seine Person betrifft, und Dasjenige für gar Nichts anrechnet, was es Andere für sich thun oder leiden sieht.“ Ferner, dem Erzherzog sei „eine unermeßliche Eigenliebe zu eigen, eine Trägheit im Denken und Handeln, eine Gleichgültigkeit im Thun und Lassen; er scheue Alles, was Mühe koste, fürchte sich davor, die Wahrheit zu hören, prange mit seinem guten Gedächtniß und seiner Leichtigkeit im Begreifen.“ Wann aber „Mark seiner Beine, Schweiß seines Angesichts, Erweckung aller seiner Seelenkräfte, Anspannung seiner Ueberlegungskraft, Empfindungen der Ehre und seiner Pflicht von ihm gefordert werden, so ist er nicht mehr da.“ Weiterhin bezeichnete Joseph den Charakter seines Neffen als „einen nicht glücklichen“ und sagte, der junge Mann sei „mit Kenntnissen haufenweise angestopft, ohne zu einer nutzbaren Verwendung derselben angeleitet zu sein; nur auf Nebendinge erpicht, die ihn unterhal-

ten" — (daher später die kaiserliche Siegellackmacherei und dergleichen Armseligkeiten mehr). Endlich vermißte der Oheim an dem Neffen das Vorhandensein von „Ruhm- und Vaterlandsliebe, Rechtschaffenheit und Redlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten." Franz der Kaiser war, was Franz der Erzherzog zu werden versprochen hatte. Die Legende hat ein ganz falsches Bild von ihm in Umlauf gebracht; denn er ist ebenso wenig ein gutmüthiger als ein einfältiger Mensch gewesen und vollends gar nicht der Untergebene seiner Minister. Das Bewußtsein seines „göttlichen Rechts", der cäsarische Hochmuth war gränzenlos in ihm, und wenn er früher einem Thugut, später einem Metternich die Staatsverwaltung im Großen überließ, so geschah es bloß, weil jener und dieser ganz in seinem Sinne und nur in seinem Sinne regierte. Wehe Jedem, der auch nur den leisesten Schein auf sich lud, die mit unerbittlicher Eifersucht gewahrte Autokratie des Kaisers antasten zu wollen. Hat er doch seine Brüder Karl und Johann, denen er einen solchen Schein anargwohnte, darum unversöhnlich gehaßt und seiner dritten Gemahlin, der hochsinnigen Kaiserin Maria Luisa Beatrice, aus demselben Grunde das Leben verbittert. Er war nicht ohne Geist, aber er war ein Kleingeist, so eine verbuttete schwammtrockene Seele, welcher Alles, was groß, klein, und Alles, was klein, groß erschien. Deßhalb ist seine vielgerühmte Arbeitsamkeit Nichts gewesen als ein geschäftiger Müssiggang. Starrer Absolutist, würde er Sonne, Mond und Sterne zum Stillstand gezwungen haben, falls er es vermochte, und er gab sich gerne den Anschein, sogar an dem Alten festzuhalten, was schon gar nicht mehr vorhanden war. Keineswegs ohne Einsicht in das, was die Zeit wollte, bedurfte und forderte, machte es ihm Freude, gerade das Gegentheil zu thun, fortwährend sich stellend, als glaubte er fest daran, daß die Welt noch immer mit den alten, abgestandenen Hausmittelchen des sogenannten patriarchalischen Despotismus sich regieren lasse. Zum Schönen, Hohen, Großen hat sein nüchtern-prosaisches Naturell niemals eine Beziehung gewinnen können. Die Forschungskühnheit der Wissenschaft, die freie Schöpfungskraft der Kunst, der Schwung der Poesie, Alles, was den Genius offenbart, war ihm tief zuwider; jede Volksregung aber ein Gräuel. („Völker? was ist das? Ich weiß Nichts von Völkern, ich kenne nur Unterthanen.") Denn eine Persönlichkeit, welche Selbstbestimmung zeigte, und ein Volk, welches eigenen Willen verrieth, sie paßten schlechterdings nicht in das absolute Bevormundungssystem dieses Monarchen, der ein so zäher Despot war, daß selbst die furchtbarsten Nöthigungen der Umstände ihn nur momentan aus seinem Geleise zu drängen vermochten. Den Menschen Franz kennzeichnet sattsam schon die Thatsache, daß neben dem Hofklatsch die Rap-

porte der geheimen Polizei, die Zuträgereien vornehmer und niedriger Spione und die schmachvollen Mysterien des Chiffrekabinetts seine Lieblingsunterhaltung gewesen sind. Selbstverständlich bedurfte ein so verhärteter Charakter Zeit, um so in sich zu verhärten; aber zeitig hat ein trefflicher Beobachter über ihn gesagt: „Ich wage den Kaiser für einen der kältesten, egoistischsten Menschen zu erklären, den jemals Unglück und Unmuth über die eigene Unfähigkeit starr und fühllos machten. Er hat mit der Kaiserin Theresa (der zweiten seiner vier Frauen) in der besten Ehe gelebt. Er ertrug jedoch den Verlust der Mutter von dreizehn seiner Kinder mit merkwürdiger Stumpfsinnigkeit. Als er das Reich von seinem Vater überkam, lebten 34 Millionen glücklicher Menschen in seinen blühenden Provinzen. Er hatte einen Schatz von Volkstreue und Liebe ererbt, wie wenige Monarchen je besessen haben. Nun aber erheben Unzufriedenheit und Armuth von allen Seiten die Stimme gegen ihn. Er erträgt dieses mit der größten Gleichgültigkeit. Er hat sich so daran gewöhnt, daß er mit einem steinernen Gesicht jedem Leidenden die Antwort gibt: „„Nu, nu, Wir wollen's schon machen““ — ohne jemals Etwas zu thun [10]).“

Welch ein Schicksalshohn für das arme Deutschland, daß dieser Mann, an welchem Nichts deutsch gewesen als sein wienerischer Dialekt, der letzte deutsche Kaiser sein mußte! Aber Kaiser und Nation — falls von einer solchen überhaupt die Rede sein konnte — sie paßten zusammen, sie waren, ach, einander vollkommen werth und ebenbürtig. Wie der arme, alte, federlose, flügellahme und schnabelstumpfe Reichsadler zu dem jugendlichen, schwungkräftigen Aar des französischen Gewalthabers, so verhielt sich Deutschland zu den Gefahren, womit das neue Jahrhundert es bedrohte, welches der hoffnungsvollste deutsche Dichter nur mit den stoisch-resignirten Worten: „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume und das Schöne blüht nur im Gesang —“ zu begrüßen vermocht hatte. So wuchtig-niederdrückend war der Gegenschlag der Enttäuschung, welcher dem Hoffnungsschwung der Revolution gefolgt. Wo da und dort edlere Lebensfunken noch glühten, war es nur ein Nachleuchten von dem Feuer der idealistischen Stimmungen und Strebungen

---

10) Pichler, Denkwürdigkeiten, I, 207; II, 54, 209. Castelli, Memoiren, I, 120 fg. 278 fg. Luden, Rückblick in mein Leben, 18 fg. Feil, Kaiser Joseph als Erzieher, Beitrag ad fontes rerum Austriacarum, mitgeth. bei Vehse, Gesch. des östreichischen Hofs, X, 100 fg. Hormayr, Lebensbilder, 2. A., Urkundenbuch, I, 75.

des 18. Jahrhunderts. So jener beispiellose, vorher und nachher auf deutschem Boden ein zweites Mal nicht vorgekommene Pomp, womit am 22. März von 1803 den Sarg, welcher die Ueberreste von Friedrich Gottlieb Klopstock enthielt, nach dem Friedhof von Ottensen zu geleiten die beiden Städte Hamburg und Altona wetteiferten. So auch, und noch bedeutungsvoller, die preiswürdig aufklärende und patriotische Wirksamkeit, welche vom Jahre 1801 an Heinrich von Wessenberg als Bisthumsverweser von Konstanz im katholischen Süddeutschland entwickelte. Dieser Treffliche — es ist ein Labsal für die Muse der Geschichte, wenn sie, die so viele Schurken zu brandmarken die traurige Pflicht hat, im Vorbeigehen dann und wann auf eines Trefflichen Haupt den wohlverdienten Kranz drücken kann — dieser Treffliche ist der deutscheste Mann gewesen, der jemals die römische Priestertonsur getragen hat. Betrachtet euch nur gelegentlich das eine Bild, wie Wessenberg später, i. J. 1817, eines Tages, nachdem er auf dem Wege von Albano nach Rom einer Rotte von 500 Banditen begegnet war, gegen den päpstlichen Premierminister, Kardinal Consalvi, sein Befremden äußerte, warum man denn dieses schreckliche Gesindel nicht auszurotten vermöge, und der Kardinal achselzuckend die Größe des Uebels zugab, aber hinzusetzte: „Wie viel ärger stünde es noch mit diesem Lande, wenn es nicht so viel Religion hätte“ — und der deutsche Priester entrüstet losbrach: „Religion? Auch die Banditen bilden sich ein, solche zu besitzen; sie rufen alle den heiligen Antonius von Padua an und tragen geweihte Medaillen mit dem Mariabild auf der Brust, allein das hält sie nicht ab, ihre Mitmenschen zu berauben und zu ermorden: es muß also Etwas krank sein in dieser Religion!“ — ja, betrachtet euch dieses Bild und ihr habt den Unterschied von germanischem und romanischem Christenthum leibhaft vor euch ....

Durchschnittlich stellte sich das deutsche Leben zu Anfang des neuen Jahrhunderts im Süden und Westen beweglicher, aber auch zerfahrener dar als im Norden und Osten, wo es fester und spröder, aber auch ungleich roher war. Wahre Sittlichkeit und edle Sitte ließen sich hüben und drüben nur allzu häufig vermissen. Wenn in Wien von der Zeit Leopolds, in München von der Zeit Karl Theodors, in Stuttgart von der Zeit Karl Eugens, in den rheinischen Städten von den Zeiten der geistlichen Kurfürsten sowie der französischen Emigranten her die Sittenverderbniß groß war, so war zur Ausgleichung im deutschen Norden die mittelalterliche Sittenrohheit noch immer zu Hause. Ganz insbesondere unter dem Adel auf dem Lande. In Pommern belustigten sich Junker und

Fräulein bei Tische mitsammen am Hersagen von Leberreimen, welche Fuhrknechten und Stallmägden die Schamröthe ins Gesicht jagen mußten; und wenn so ein Junker auf Reisen ging, griff er in schamlosester Weise jedes weibliche Wesen an, welches in den Wirthshäusern ihm nahe kam. Die ganze Brutalität des Mittelalters wüthete und wüstete auch noch auf den meisten der deutschen Universitäten, wo die „Musensöhne" in bunten „Jacken", ungeheuerlichen „Stürmern" und schweren „Kanonen" einherrasselten und die Hieber brüllend auf dem Pflaster wetzten. Von welcher geringen unmittelbaren Wirkung selbst zu Jena die akademische Lehrthätigkeit eines Schiller und die viel bedeutendere eines Fichte war, erhellt daraus, daß die jenenser Studenten es noch im J. 1808 für ihre althergebrachte Pflicht und Schuldigkeit hielten, zu Lichtenhain und anderswo den „Gnoten" förmliche Treffen zu liefern. In Göttingen und anderen deutschen Universitätsstädten hießen die Professoren im Studentenmunde nie anders als „de Kerls", und leider muß man hinzufügen, daß diese brutal-verächtliche Bezeichnung in sehr vielen Fällen nicht ungerechtfertigt war. Diese abstrusen Abstraktoren von deutschen Gelehrten hatten nicht die entfernteste Ahnung, in was für einer Zeit sie lebten, und selbst aus Gegenden der deutschen Gelahrtheit von damals, woher man es nicht erwarten sollte, weht uns eine Geistesarmuth und Pedanterei an, welche mit der militärischen Kamaschenknöpferei auf einer und derselben Werthlinie stand. Wer sollt' es glauben? Die Pedanten der göttinger gelehrten Anzeigen fanden es unter ihrer Würde, mit der Anzeige eines Werkes wie Wielands Oberon sich zu befassen. Noch im J. 1800 eröffneten sie eine Anzeige von Schillers Wallenstein mit den Worten: „So wenig auch Anzeigen von gewöhnlichen Theaterstücken für diese Blätter gehören, so können wir doch" u. s. w. Diese gelehrten Böotier und Banausier glaubten also ihrer Zeitschrift Etwas zu vergeben, wenn sie in derselben eine Schöpfung wie den Wallenstein besprachen. Auf sehr vielen Kathedern rumorte die plumpste Possen- und Zotenreißerei. Aber am tollsten trieb es und zwar bis in sein höchstes Alter und bis zum Jahre 1809 der berühmte und berüchtigte Beireis zu Helmstedt. Dieser „Charlatan im Superlativ" pflegte in seinen Vorlesungen seine Zuhörer zärtlichkeitshalber „Hundeschwänze" zu nennen, und wurde das Lachen über seine Späße gar zu toll, so hieß es: „Jungens, seid still oder ich rufe den Leonhard — (seinen Bedienten) — und der schmeißt euch alle hinaus." Das physikalische Kompendium seines Vorgängers Krüger, nach welchem Beireis las, war das Werk eines „ungeheuren Hundeschwanzes". Es kam nicht selten vor, daß dieser würdige akademische Lehrer von seinem dicht am Fenster stehenden Katheder auf den Papenstieg hinauszeigte

mit den Worten: „Meine Herren, da geht eben der Professor R. vorüber, der größte Sauschwanz des Jahrhunderts [11]).“

Unredlich wär' es, zu verschweigen, daß auch von den eigentlichen Führern der Nation, von den rechten Vordersten und Fürsten keineswegs alle oder auch nur verhältnißmäßig viele auf ihren Posten waren, als das Verderben dem Vaterlande näher und näher gezogen kam. Metaphysische Wolkenwandelei, naturphilosophischer Taumel, romantischer Firlefanz, abstrakter Kunstdusel, solcherlei Dinge nahmen die Köpfe der Begabtesten und Gebildetsten ein. Von Deutschland war nicht die Rede, man hatte Wichtigeres zu verhandeln. Man schwärmte sich in einen Hellenismus hinein, wie er historisch gar nie dagewesen, man schraubte sich zu einem transcendenten Menschenthum hinauf und vergaß darob des Bodens, auf welchem man geboren war und lebte. Und doch war einem Göthe kurz zuvor gerade auf diesem Boden Herrlichstes gelungen: „Hermann und Dorothea“. Jetzt, in der bänglichen Zeit nach dem lüneviller Frieden, gefiel es ihm, seinen Genius an eine Künstelei zu wenden wie „die natürliche Tochter“, welche nicht einmal den höfischen Kreisen behagte, zu deren Ergötzung sie zunächst bestimmt war. Im Hause des Ex-Neuigkeitenzufertigers Grimm in Gotha schüttelte Madame Staël, die nach Deutschland gekommen, um die Nadelbüchse, welche sie später auf Napoleon ausleeren wird, mit aus deutscher „Ideologie“ geschnittenen Nadeln zu füllen, den Kopf über diese unnatürliche Tochter des großen Dichters und der Erbprinz August bemerkte richtig: „Das Stück ist im alten Hofgeschmack. Die Personen schreiten darin einher wie die Damen und Herren auf den alten gewirkten Tapeten.“ Schärfer noch durfte sich ein Patriot von Perthes' Schlage darüber auslassen, indem er an Jakobi schrieb: „Scham, glühende Scham über die Zerreißung unseres Vaterlandes sollte und müßte unsere Herzen foltern. Aber was thun unsere Edelsten? Statt sich zu waffnen durch Nährung der Scham und sich Kraft, Muth und Zorn zu sammeln, entfliehen sie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunststücke.“ Als aber zu derselben Zeit auch ein Perthes von den Erfolgen Bonaparte's einen Augenblick geblendet sich zeigte, schrieb ihm Johann Müller strafend: „Sie betrachten, was wir sehen, als eine Vorbereitung zum Besseren; ich wünsche es, aber was hat

---

11) Jördens, Lexikon deutscher Dichter u. Prosaisten, III, 10 fg. Beck, Freiherr J. H. v. Wessenberg, 96 fg. 293. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, I, 87, 90. Gebr. Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens, 354. Oppermann, Die Göttinger G. A. während einer hundertjährigen Wirksamkeit, 73. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, I, 64. Heister, Nachrichten über G. Ch. Beireis, 151.

ein ungeheures Weltreich voll Raubsucht, Hohn und Eitelkeit je gebessert? Die kalte Hand des Todes ist sein Szepter, Humanität und Wissenschaft sterben von seiner Berührung." Etliche wenige Jahre später werden wir denselben Johann Müller anders reden hören, sehr anders. Denn auch das war ja ein Fluch dieser Zeit, daß sie nur ganz Wenigen gestattete, sich selbst treu zu bleiben. Göthe blieb es, aber nur, indem er Menschenverachtung wie eine berghohe Scheidewand zwischen sich und die Gegenwart stellte. Von der Gletscherhöhe dieser Scheidewand herab hat er im Sommer von 1806 in Jena zu dem Historiker Luden gesagt: „Die Wahrheit ist, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich unter einander gequält und gemartert, sie haben sich und Anderen das Bißchen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur Wenigen ist es bequem und erfreulich geworden. Die Meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeitlang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden als von Neuem beginnen wollen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es, so ist es gewesen und so wird es auch wohl bleiben. Das ist nun einmal das Loos der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugniß?"

Und doch, o Dichterkaiser, soviel leidige Wahrheit in diesem deinem Essigerguß sein mag und wirklich ist, — doch brauchen wir weiter Zeugniß! Denn nicht buddhistischer Quietismus, sondern Bewegung und Kampf ist das Wesen der Weltgeschichte und die Menschheit ist zu Anderem bestimmt als dem Pessimismus Mephisto's Stoff zu ironischer Betrachtung zu liefern. Und wenn dir das genügen mag, so ist ein Anderer da, den der Genius treibt, Zeugniß abzulegen, daß trotz Alledem die menschliche Gesellschaft nicht versumpfen werde, Einer, den sein liebevolles Herz drängt, seinem Volke den Samen einer besseren Zukunft in die zagende Seele zu säen ... Es ist freilich wahr, daß auch ihm, dem Friedrich Schiller, der Mangel an politischer Bildung, dieses unliebsame Merkmal der deutschen Kultur jener Zeit, mitunter auffallend genug anhaftet, und es ist bemühend, zu bemerken, daß das vornehme Hinwegsehen über die Gegenwart, womit unsere hohe Aristokratie des Geistes von damals sich so viel wußte, auch ihm zu eigen. Zeugnisse dessen seine Briefwechsel mit Körner, mit Humboldt, mit Göthe. Wo in diesen vertraulichen Mittheilungen, namentlich in den göthe-schiller'schen, unter die unendlichen Verhandlungen über literarische Quisquilien, von welchen sehr viele nur Papierkorbdinge waren, allenfalls noch ein seltenes und

flüchtiges Wort über zeitgeschichtliche Ereignisse und Staatssachen sich mischt, zeugt es von politischer Unreife und Unbildung, von ganz geringer Einsicht in die „gemeine Wirklichkeit der Dinge." So hatte z. B. Göthe zur Zeit, als die französischen Republikaner das linke Rheinufer, Italien und die Schweiz erobert hatten, besorgt ausgerufen: „Wer wird der beweglichen, glücklich organisirten und mit Verstand und Ernst geführten französischen Masse widerstehen?" jedoch sofort auch den kurzdarmigen Trost bei der Hand gehabt: „Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird [12])." Aber auf sich selbst gestellt und in stillen Arbeitsnächten im heimeligen Verkehr mit seinem Genius, war Schiller erst der rechte und ganze Schiller. Da hat er, jeder Einwirkung von außen ledig, der inneren Stimme und eigensten Inspiration gehorcht, dem Anhauch prophetischen Geistes nachgegeben und gedichtet, wie er mußte. So hatte er den Wallenstein geschaffen, diese wunderbare Hinweisung auf die napoleonische Eisenzeit, und so schuf er jetzt, vom Gedanken des Vaterlandes angefaßt, die Jungfrau von Orleans und den Tell, bei dessen Nennung schon jedes menschlich schlagende Herz freudig aufpocht. Diese Dichtungen, vorab der Tell, hatten nicht nur die Bedeutung, daß sie die Verpflanzung des deutschen Idealismus aus der Nebelregion des Kosmopolitismus auf den festen und gesunden Boden des Patriotismus und Politismus signalisirten und förderten, sondern sie waren geradezu vaterländische Thaten. Aus den Trümmern des zusammenkrachenden deutschen Reiches stieg, ein stralender Phönix, das schiller'sche Hohelied vom Vaterland auf, Trost, Mahnung und Verheißung zugleich. Wundersam! Zur selben Zeit, wo der Despotismus dazu verschreitet, in Napoleon seine letzte großartige Erscheinung zu vollziehen, verkündigt unser theurer Seher, indem er ein sich befreiendes Volk zum Helden seines herrlichen Dramas macht, daß die Zukunft der Demokratie gehöre. Nun mag er sich, müde wie er ist, getrost zum Sterben hinlegen. Sein Werk wird wirken. Zuvörderst so, daß es während der napoleonischen Bejochung des Vaterlandes in Tausende und wieder Tausende von betrübten und grollenden Herzen die Ueberzeugung einwurzelt: „Eine Gränze hat Tyrannenmacht!"

---

12) Jakobs, Personalien, 2. A. 61—62. Perthes' Leben, 164, 167. Luden, Rückblicke, 36. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, 2. A. II, 67.

Zweites Kapitel.

Austerlitz.

Am Abend des 30. Septembers von 1805 war das am nordöstlichen Fuße des Hohenasbergs gelegene Lustschloß Monrepos der Schauplatz einer jener „Fêtes champêtres“, wie sie der Kurfürst Friedrich von Würtemberg daselbst zu veranstalten pflegte. Es galt heute der Nachfeier des Hochzeitsfestes seines zweiten Sohnes Paul. Der Spiegel des See's im Park hat die bunten Lichter des abgebrannten Feuerwerks zurückgespiegelt und im Mittelsaal der Villa ist der Ball im Gange. Der siebzehnjährige Prinz Eugen von Würtemberg — er ist uns früher als dreizehnjähriger unter sattsam unheimlichen Umständen begegnet und wird uns später unter für ihn sehr ehrenvollen wieder begegnen — tanzt mit seiner schönen Base Katharina, welche in ihrer quabbelig-jugendlichen Munterkeit keine Ahnung hat, daß sie so unglücklich sein würde, Königin von Westphalen und die Frau eines Prinzen von napoleonischer Mache zu werden, welcher bereits eine in legitimster Form ihm angetraute Gattin besaß. Arme Prinzessinnen! von den Klassen unglücklicher Sterblichen macht ihr sicherlich eine der bedauernswerthesten aus und selbst ein mit widermonarchischem Erz dreifach umschmiedetes Herz muß in Mitleid schmelzen, so es erwägt, wie und an wen ihr armen Dinger in der Regel Jugend, Schönheit und Jungfräulichkeit wegwerfen müßt . . . Während die höfische Jugend walzt, hat sich am Ende des Saals eine Gruppe von Herren gebildet, aus deren Mitte die hohe und ungeheuerlich dicke Figur des Kurfürsten hervorragt. Da geht ein Geflüster um, aber kein festlich-fröhliches. Auch fordert keiner jener gemeinen Spässe, wie sie sonst unter den „Mignons“ Serenissimi bräuchlich sind, zu rohem Gelächter auf. Selbst der Gemeinste der Gemeinen, der Ober-Mignon, ein gewesener Stalljunge und zukünftiger Graf (von Sodom) bringt keine seiner gewohnten Schmutzereien vor. Denn die Stirne des Gebieters ist umwölkt, sehr umwölkt. Es sind Nachrichten aus dem östreichischen Hauptquartier zu Ulm eingelaufen, Nachrichten bedenklicher Natur. Denn maßen noch immer das Quasi-Ding von deutschem Reich offiziell spukt, könnte die Nähe der kaiserlichen Armee vielleicht Se. kurfürstliche Hoheit daran erinnern wollen, daß Höchstdieselbe als ein Quasi-Reichsfürst Pflichten gegen das Reich zu erfüllen habe. Und von anderwärts her sind nicht minder bedenkliche Nachrichten eingegangen. Der Kaiser Napoleon, unbändig froh, daß sich Oestreich, wie früher bemerkt worden,

zum Prügeljungen für England hergeben will und ihn dadurch von seiner kolossalen Verlegenheit, genannt Lager von Boulogne, befreite, hat seine Heeresmassen blitzschnell an den Rhein und über den Rhein geworfen, damit das an den Küsten des Aermelmeers angesammelte Gewitter über Deutschland sich entlade, welches altgewohnter Maßen wieder einmal die Ehre haben wird, den streitenden Nationen Europa's zum Schlachtfeld zu dienen.

Denn Mr. Pitt, der Regierer des großen Koalitionen-Webstuhls im auswärtigen Amt zu London, hat inzwischen das Gewebe des dritten gegen Frankreich gerichteten altmonarchischen Bündnisses glücklich fertig gebracht. Es war ihm nicht allzu schwer geworden: er hatte in den Zettel der geheimen, schon im November von 1804 zwischen Oestreich und Rußland neugeschlossenen Allianz bloß den englischen Einschlag, den Subsidieneinschlag zu machen gebraucht. Im Hochsommer sodann von 1805 war die dritte Koalition fertig, indem zum Zwecke, den bereits ins Werk gesetzten und weiter mit Bestimmtheit zu erwartenden Uebergriffen des „französischen oder vielmehr korsischen Usurpators“ endlich einen Damm entgegenzustellen, am 11. April England ein Bündniß mit Rußland aufrichtete, welchem Schweden sofort beitrat — armer Rappelkopf von viertem Gustav, es wird dich theuer zu stehen kommen! — und Oestreich am 9. August. An napoleonischen Uebergriffen fehlte es in der That nicht, denn schon bewährte sich an dem Länderverschlinger das französische Sprüchwort: „L'appétit vient en mangeant.“ Zwar hatte der neugebackene Kaiser in seiner Thronrede vom 27. Dezember 1804 feierlich versichert, daß er das französische Gebiet nicht vergrößern und kein fremdes Land demselben einverleiben wolle („Je ne veux pas accroître le territoire de la France; aucun état ne sera incorporé dans l'empire“). Aber wir sind jetzo bereits auf jener Höhe unseres Napoleonismus angelangt, allwo man gerade das Gegentheil thut von Dem, was man sagt. Laßt daher der Pseudorepublik von Holland im März von 1805 eine neue sogenannte Verfassung geben, welche uns das beabsichtigte Verschlingen dieses „état“ so leicht macht, als gält' es, eine Auster zu verschlucken, und laßt in demselben Märzmonat die Konsulta der italischen Pseudorepublik eine Berathungsfarce aufführen, deren Finale sein wird, daß wir zu unserem Titel eines Kaisers der Franzosen den eines Königs von Italien fügen, am 26. Mai von 1805 — „unter dem Jubel der Bevölkerung,“ versteht sich — zu Mailand die eiserne Krone der Lombarden auf unser Haupt setzen („Dio me la diede, guai a chi la tocca!“), die verkommene Republik Genua dem Empire einverleiben, auch verschiedene Fürstenthümer in Italien errichten und wieder zusammenschmeißen, kurzum, uns als

unbedingter Herr und Meister der apenninischen Halbinsel gebärden. Endlich bürgt auch der Umstand, daß wir, abgesehen von der Einverleibung des linken Rheinufers, mittelst Besetzung Hannovers ein gut Stück von Norddeutschland vergewaltigen, für die Aufrichtigkeit unserer Versicherung, Frankreich nicht vergrößern zu wollen.

Die Koaliirten, obzwar über die Mittel, welche zur Eindämmung des Napoleonismus nöthig, anderweitig höchlich verblendet, fanden es doch rathsam, nach weiteren Bundesgenossen auszusehen und besonders mußte ihnen Preußens Beitritt zur Koalition wünschenswerth erscheinen. Die Stunde kam also, wo Preußen einen Entschluß fassen mußte. Allein das Entschlüssefassen, ach, das war ja eben Friedrich Wilhelms des Dritten schwächste Seite! Was hatte es ihm nicht kürzlich für Mühe gekostet, den Entschluß zu fassen, den Freiherrn vom Stein, weil „der Mann ein Genie sein," auf Beyme's Betreiben zum Finanzminister zu machen. Außerdem war die auswärtige Politik Preußens, d. h. die des lüderlichen Kleeblatts Lombard-Haugwitz-Lucchesini zu dieser Zeit französisch, man müßte sagen, entschieden französisch, falls von preußischer Entschiedenheit hätte überhaupt die Rede sein können. Man war ja in der französischen Richtung nicht übel gefahren: man hatte mit Beihülfe des Ersten Konsuls bei der „ersten Theilung Deutschlands", d. h. bei Vollzug des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 ein gutes Vergrößerungsgeschäft gemacht, indem man für die beim lüneviller Frieden eingebüßten 48 Geviertmeilen mit 127,000 Einwohnern mit Gebietszuwachs von 235 Geviertmeilen, 558,000 Einwohnern und 3,800,000 Gulden jährlicher Einkünfte entschädigt worden. Das konnte schon den Appetit reizen und zunächst auf Hannover hinwenden, welches Napoleon durch seinen Sendling Duroc dem preußischen Kabinett als Lockspeise hinhalten ließ. Es ist jedoch nur billig, nicht weniger zu betonen, daß das Verhalten der Koaliirten und vorab Rußlands gegen Preußen keineswegs danach angethan war, diesen Staat koalitionslustig zu machen. Pitt freilich ist Staatsmann genug gewesen, um einzusehen, daß man Preußen wirkliche und zwar tüchtige Vortheile anbieten müßte — das ganze linke Rheinufer und die ganzen Niederlande — wenn man wollte, daß es seine Neutralität, seine Freihandpolitik aufgäbe und sich der Allianz gegen Frankreich anschlösse. Allein weder Oestreich noch Rußland gönnten Preußen eine derartige Vergrößerung und Czar Alexander war der Meinung, sein „Freund" Friedrich Wilhelm würde sich durch diplomatische Plusmachereien, empfindsamen Schwindel und nöthigen Falls durch halb versteckte oder auch ganz offene Drohungen dahin bringen lassen, wo man ihn haben wollte. Verfinge das Alles nicht, je nun, so könnte man ja, schmei-

chelte sich russischer Uebermuth, Preußen so „nebenher besiegen und mit sich gegen Frankreich fortreißen." In diesem Sinne schrieb, als der Krieg in Deutschland loszugehen im Begriffe war, der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Pole Adam Czartoryski, an den russischen Gesandten in Wien: „Der Kaiser verhehlt sich die Nachtheile nicht, welche ein dermalen mit Preußen angehobener Krieg mit sich bringen könnte; aber Europa darf nicht sagen können, der Kaiser von Rußland habe eine Armee ins Feld rücken lassen, habe sich in Person zu derselben begeben und habe dann damit geendigt, vor dem Willen des Königs von Preußen zurückzuweichen." Zu Deutsch: Wenn du nicht willst, Freund Friedrich Wilhelm, so wirst du wollen müssen. Indessen sollte der Czar bald erfahren, daß er nicht, wie er sich einbildete, stark genug sei, „die Wage der politischen Geschicke im Norden zu halten." In Berlin fuhr man einstweilen fort, selbstgefällig in der Neutralitätsschaukel sich zu wiegen, wogegen in Südwestdeutschland die bonaparte'sche Lockpfeife das Präludium zum Rheinbundstanz — die ersten Takte waren schon im vorigen Herbst bei Napoleons Anwesenheit in Mainz geblasen worden — immer lauter und erfolgreicher erschallen ließ. Bevor der französische Machthaber von Paris an den Rhein aufbrach, war er sicher, daß die Potentaten von Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen und Nassau sich *mit* etwas mehr oder etwas weniger Umständen dazu hergeben würden, seine Vasallen zu sein. Er rechnete darauf, daß alle diese Herren bereit sein würden, auf Kosten ihres Vaterlandes dynastische Vortheile zu erschnappen; daß sie bereit seien, Fetzen vom Kleide der armen alten Mutter Germania durch die Hand eines Fremden sich zuwerfen zu lassen, und er hatte es z. B. von Seiten Baierns schon Schwarz auf Weiß, daß er richtig rechne. Der Kurfürst von Baiern, der „ehrliche" Max Joseph, spielte damals eine Rolle — d. h. sein Minister Montgelas, in dessen Händen er war wie Wachs, ließ sie ihn spielen — welche den deutschen Jammer jener Tage trübselig charakterisirt. Nachdem sich der Beherrscher der „bairischen Nation" — dieses lächerliche Phantom spukte nämlich schon damals in bairischen Amtsstylübungen — Ausgangs Augusts mit Napoleon verständigt hatte, ließ er seinem auf Reisen befindlichen Kronprinzen den Befehl zugehen, sich sofort nach Frankreich zu begeben. Der Kronprinz, ein Gegner der französischen Politik des Ministers seines Vaters, empfing diesen Befehl in Lausanne und sagte in großer Aufregung zu dem ebenfalls dort weilenden würtembergischen Hauptmann von Wolzogen: „Das ist wieder so ein Stücklein montgelas'scher Diplomatie!" gehorchte aber. Inzwischen hatte Kaiser Franz an den Kurfürsten geschrieben und ihn aufgefordert, die bairische Armee mit

der östreichisch-russischen gegen Napoleon zu vereinigen. „Fußfällig fleh' ich Ew. Kaiserl. Majestät an — schrieb der Kurfürst zurück — mir die Neutralität zu bewilligen, maßen mein Sohn, der Kronprinz, dermalen in Frankreich sich befindet, folglich in Napoleons Gewalt ist, folglich von demselben, falls Baiern sich nicht neutral hält, als Geisel zurückgehalten werden wird." Schrieb's, der ehrliche Max Joseph, und machte sich auf, vor den nahenden Truppen seines, des deutschen Kaisers aus seiner Residenz München gen Würzburg zu flüchten, allwo er ein Heer von etwa 25,000 Mann versammelt hatte, um dasselbe mit der Armee des Franzosenkaisers zu vereinigen, welche in der Stärke von nahezu 200,000 Mann auf der Strecke von Mainz bis Straßburg vom 24. bis 26. September über den Rhein ging, vortrefflich organisirt, beweglich, lechzend nach Gloire, zum ersten Mal auch reglementarisch ohne Zopf und Puder, welche Heiligthümer preußisch-östreichisch-russischer Kriegskunst die Franzosen im Lager von Boulogne für immer abgeworfen hatten [13]).

Also zu Monrepos tanzte man am erwähnten Septemberabend und eine fürwitzige Prinzessin Katharina zog ihren jungen Vetter Eugen, mit welchem sie walzte, zu der Stelle heran, wo der Kurfürst mit seinen Vertrauten bedenkliche Neuigkeiten verhandelte. Er wies die neugierige Tochter mit der Bemerkung fort: „On est appelé pour la danse et pas à mon conseil" — aber er hätte das kaum gesagt, als ein Reiteroffizier athemlos in den Sal stürzte und Serenissimo zurief: „Um Gottes willen, gnädigster Herr, hören Sie mich an! Die Franzosen sind keine Viertelstunde mehr von hier entfernt!" Nun Wirrwar und Tumult, Schreien nach den Equipagen, hastiger Aufbruch und eiligstes Rennen und Reiten nach der nahen Residenz Ludwigsburg. Als Prinz Eugen am folgenden Morgen zum Fenster seines Schlafzimmers hinaussah, war „der Anblick überraschend. Ameisen gleich bedeckten zahllose Gruppen von Franzosen Wege und Felder, soweit das Auge reichte, und alle Straßen waren mit Fuhrwerk und Reiterei bedeckt." Es gelang dem Kurfürsten durch Vermittlung des französischen Gesandten, den Führer dieser französischen Vortruppen, Marschall Ney, zu bewegen, die Neutralität seiner Residenz zu achten und um Ludwigsburg herum zu marschiren. Schwieriger war es, auch den „gröberen" Lannes zu solcher Rücksichtsnahme zu bewegen, als derselbe, auf Ney folgend, in seiner rothen Husarenuniform vor dem Thore von Ludwigsburg erschien. Am 2. Oktober kam Napoleon

---

13) Moniteur du 28 décembre 1804. Pertz, Aus Steins Leben, I, 134. Höpfner, Der Krieg von 1806 bis 1807, I, 6 fg. Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls, I, 134. General Ludwig von Wolzogen, Memoiren, 22.

selber, nachdem sein Hofstaat schon zuvor eingetroffen und ein voraus= geschickter Kammerdiener die im kurfürstlichen Schlosse für seinen Herrn bereiteten Gemächer so sorgfältig untersucht hatte, daß „es zweifelhaft blieb, ob er Wanzen oder Mörder wittere.“ Spät am Abend zog der Kaiser unter Trommelgewirbel und Glockengeläute in Ludwigsburg ein. Der Kurfürst empfing seinen Gast, welcher schon sein Gebieter war, am Fuße der Schloßterrasse und geleitete denselben in den Gartensal, wo der Gewaltige, mit bezeichnender Absichtlichkeit, der Kurfürstin, einer englischen Prinzessin, die gewinnendsten Artigkeiten sagte. Einem be= obachtenden Prinzen Eugen kam es vor, daß der Kaiser, „ohne gerade verlegen und unbeholfen zu sein, keine weltmännische Tournüre besitze.“ Seine ganze Erscheinung — die untersetzte Gestalt mit „schon etwas vorstehendem Bauche“, das „durch die Fülle der Wangen eher verjüngte als veralterte Gesicht mit dem südlich=bläßlichen Schein, der mehr sanfte als scharfe Blick“ — imponirte nicht sehr. Er schien seine Worte zu wägen, bat die Kurfürstin um Verzeihung, „daß er in Stiefeln zu er= scheinen gezwungen sei;“ denn, fügte er hinzu, er folge „unwillkürlich den Wegen, die sein Schicksal ihm vorzeichne, und könne darum seine Kleidung nicht immer passend wählen.“ Die Kurfürstin fand und der ganze würtembergische Hofstaat fand, Se. kaiserliche Majestät sei bezau= bernd liebenswürdig. Napoleon wußte gar wohl, wie man diese Leute, Männlein und Weiblein, zu behandeln habe. Am Tage darauf bewies er das in einer mehrstündigen Konferenz mit dem Kurfürsten, zu welchem er sagte: „In den großen Welthändeln muß Jedermann Partei er= greifen. Wer nicht für mich ist, ist wider mich.“ — „Aber wenn meine Landstände gegen die Allianz mit Ew. kaiserlichen Majestät sind?“ — „Ihre Stände, bah, mit denen werden Sie, meines Beistands sicher, wenig Federlesens machen (— chassez donc ces bougres!). Sie sind offenbar der klügste und kräftigste Fürst Deutschlands. Würtemberg ist zu klein für Ihren Geist. Es muß Ihnen ein größeres Reich und eine Königskrone werden. Ich will Ihnen dazu verhelfen.“ Von dem Kaiser entlassen, äußerte der Kurfürst: „Seit Friedrich dem Zweiten ist mir Niemand von solcher Beredtsamkeit vorgekommen und sonderbar genug hat der Kaiser auch ungefähr dieselbe tournure d'esprit wie der große Friedrich.“ Das Resultat dieser Konferenz war, daß der Kurfürst sich in die Vasallenschaft des Franzosenkaisers begab, baldmöglichst ein Truppenkorps von 8 bis 10,000 Mann gegen Oestreich ins Feld zu stellen versprach, fernerweit alle mögliche Mühe aufwandte, eine gelungene Karikatur des napoleonischen Despotismus auf deutschem Boden vorzu= stellen, und auch bis zuletzt ein ergebenster und eifervollster Diener seines

Herrn und Meisters blieb, so zwar, daß noch im Feldzug von 1814, nach den großen Schlägen, welche Napoleon im Februar den Verbündeten beigebracht, Winzingerode's Kosaken einen Brief Friedrichs von Würtemberg auffingen, worin er den Kaiser der Franzosen beglückwünschte und „unter Vergießung von Reuethränen über den nothgedrungenen Abfall" die freudige Hoffnung einer „prochaine retour sous ses heureux drapeaux" aussprach.

Napoleon wurde durch seine Erfolge am würtembergischen Hof in so gute Laune versetzt, daß er sich die Aufführung von Mozarts Don Juan erbat und sich sehr an den herrlichen Melodieen ergötzte — („l'opera allemand de Don Juan m'a paru fort bon", schrieb er an seinen Bruder Joseph). Als er mit der kurfürstlichen Familie bei Tafel saß, machte es den jungen Prinzen Eugen schamroth, die beiden Marschälle Berthier und Mortier, „diese unter Freiheitsträumen ergrauten Kriegshelden der Revolution," verurtheilt zu sehen, hinter den Stühlen „einer alten deutschen Fürstenfamilie aufwartend zu stehen." Ja, der korsische Cidevant-Lieutenant hatte die „Kriegshelden der Revolution" gezähmt, wenigstens weitaus die meisten, und zwar bis zu sklavischer Mamelukenschaft gezähmt. Der Mameluk der Mameluken aber war, beiläufig bemerkt, der brutale Davout, der sich nicht scheute, in Gegenwart Marmonts und anderer seiner Kameraden eines Tages das Empörende zu äußern: „Wenn der Kaiser zu mir sagte, die Interessen seiner Politik erforderten es, Paris zu zerstören und keinen Menschen entwischen zu lassen, so würde ich, aus Furcht, das Geheimniß zu verrathen, Frau und Kinder darin lassen." Für die Demüthigung übrigens, hinter den Stühlen deutscher Fürstenfamilien stehen zu müssen, wußten sich die napoleonischen Marschälle gelegentlich schadlos zu halten. Gerade ein Jahr nach des Kaisers erstem Empfang in Ludwigsburg berief derselbe seinen würtembergischen, inzwischen König von Napoleons Gnaden gewordenen Vasallen zu einer Zusammenkunft nach Würzburg. Der Marschall Lannes hatte daselbst das für die neugebackene königliche Majestät bestellte Quartier in Besitz genommen, und als der Flügeladjutant Wolzogen diese Gewaltsamkeit nicht leiden wollte, schrie ihm der Franzos zu: „Geht zum Teufel! Euer Herr ist nur ein König, ich aber bin ein Marschall[14]."

Am 4. Oktober verließ Napoleon Ludwigsburg, um das Remsthal aufwärts zu seinem Heere zu eilen und den ersten Akt des Feldzugs von

14) Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 42—52. Wolzogen, Mem. 23, 24, 25, 31, 35. Hormayr, Lebensbilder, Urkdb. I, 171. Lord Castlereagh's Denkschriften, Depeschen und Schriftenwechsel, deutsch v. Frankenberg, IV, 89. Mémoires du roi Joseph, I, 284.

1805 sofort zum Abschluß zu bringen. Am 20. Oktober übergab der unselige Mack Ulm und die östreichische Armee dem Sieger, — Mack, „dessen Name in hebräischer Sprache Niederlage bedeutet[15])“... Wie ein leicht und flach gebautes Schiff ohne Ballast und Tiefgang, aber mit übermäßig hohen Masten versehen und mit schwerfällig-komplizirtem Takelwerk überladen, beim ersten Anprall eines Sturmes als unseetüchtig sich erweis't und nothwendig umgeworfen werden muß, so ein Mensch von seichtem Verstand und stumpfer Urtheilskraft, welcher mit lebhafter Phantasie begabt ist. Und so ein Mensch war Mack, der Erzphantastikus, welcher, so wunderlich wirft die Weltgeschichte mitunter ihre Würfel, von dem Erzprosaiker Kaiser Franz und von dem verstandesscharfen Pitt zum Heerführer gegen Napoleon ausersehen worden, obgleich er im Jahre 1794 in den Niederlanden und 1798 in Neapel seine Unfähigkeit bereits so glänzend erwiesen hatte, daß dieselbe unzweifelhaft war. Was den englischen Minister angeht, so lieferte er, indem er auf die Wahl Macks zum Feldherrn drang, einen abermaligen Beweis, daß er in militärischen Sachen eine durchaus ungeschickte und unglückliche Hand hatte. Kaiser Franz seinerseits gab den Heerbefehl an Mack, weil dieser ein ergebener Knecht; sodann, weil der Kaiser, der kein Feudalist, sondern ein entschiedener Bureaukrat war, lieber dem ergebenen Knecht von Emporkömmling als einem der großen Adeligen Oestreichs seine Armee anvertraute; endlich, weil Franz in seinem Argwohn und Neid lieber durch den unfähigen Mack eine Niederlage als durch seinen fähigen Bruder, den Erzherzog Karl, einen Sieg davontragen wollte. Aber die Wahl Macks machte nur ein Glied aus in der enggegliederten Kette von Dummheiten, als welche der ganze Kriegsplan der Verbündeten von A bis Z, im Entwurf sowohl als in der Ausführung, sich darstellte. Es konnte gar nicht fehlen, daß Napoleon siegen mußte. Man stellte ja seiner genialen Praxis, welche alle taktischen und strategischen Findungen und Erfahrungen der Revolutionskriege zu Entscheidungsschlägen zusammenzufassen verstand, die schwerfällige Theorie entgegen, welche die Epigonen der Kriegskunst des siebenjährigen Kriegs zu einer Art mystischen

---

15) H. D. v. Bülow, Militär. u. verm. Schriften, 478. Das gemeinte hebräische Wort, welches Schlag, Schlacht, Niederlage bedeutet, lautet eigentlich Mackah. — Bernhardi hat a. a. O. I, 122 fg. eine meisterhafte Charakteristik Macks geliefert und daneben manche Ungenauigkeit und manchen Irrthum der Darstellung, welche Schlosser in seiner Darstellung des Feldzugs von 1805 gegeben (Gesch. d. 18. u. 19. Jahrh. VI.), lichtvoll berichtigt. Mit Bernhardi hab' ich in Betreff des Feldzugs von 1805 insbesondere die „Geschichte der Kriege“ u. s. w. (Bd. 6), ferner Rüstows „Krieg von 1805“ und die wichtigen Aufschlüsse zusammengehalten, welche der 2. Band von Marmonts Memoiren gibt.

Systems ausgebildet hatten. Ja, es konnte nicht fehlen, die Adepten dieser Wissenschaft von den „strategischen Punkten" und ähnlichen geheimnißvollen Dingen, die Mack und Weyrother, die Braunschweig, Hohenlohe und Massenbach, sie mußten in diesem Feldzug und in dem vom folden Jahre geschlagen werden, wie denn die besten Generale des siebenjährigen Kriegs, die Daun und Laudon, Prinz Heinrich, Winterfeldt und der alte Fritz selber von Napoleon würden geschlagen worden sein, wenn sie mit ihrer Methode gegen die seinige hätten angehen wollen. Daran aber nicht genug. Man vermochte Seitens der Verbündeten nicht einmal das folgerichtig vorzubereiten und ins Werk zu setzen, was auf dem Standpunkt ihrer altfränkischen Kriegsführerei geboten war. Napoleon mußte seine Gegner erst in langer und grausamer Schule lehren, wie man es anzustellen habe, ihn zu schlagen. Er mußte sie erst lehren, die Punkte der großen Entscheidungen zu errathen und auf diesen Punkten mit Massen zu wirken.

Der ursprüngliche Kriegsplan der Koaliirten war äußerst künstlich und zugleich in so kolossalen Dimensionen angelegt gewesen, daß derselbe, auch vorausgesetzt, es hätte sich ein der Sache gewachsener oberster Leiter gefunden, schon an der grellen Unzulänglichkeit der materiellen Mittel der Ausführung gescheitert sein müßte. Sodann wurde auch der spätere, auf einen weit geringeren Umfang zurückgeführte Plan ganz mangelhaft und verkehrt ausgeführt, zusammenhangslos, lotterig und schlotterig. Weil Bonaparte früher die großen Entscheidungen in Italien gesucht, sandte man den tüchtigsten General, über welchen man zu verfügen hatte, mit einer starken Armee dahin, den Erzherzog Karl, welcher daselbst Nichts zu thun vermochte, als den unfruchtbaren Sieg bei Caldiero über Massena zu erfechten. Sodann verzettelte man, ohne die Herankunft der Russen abzuwarten, nach Baiern und Schwaben hin ein östreichisches Heer von 70,000 Mann unter dem Oberbefehl von Mack oder eigentlich unter dem Oberbefehl von Kaiser Franz, nein, vielmehr unter dem uneigentlichen Oberbefehl des jungen Erzherzogs Ferdinand von Este, welcher am Ende noch der klügste aller dieser eigentlichen und uneigentlichen Oberfeldherrn war, indem er wenigstens erkannte, wann es Zeit sei zum Davonlaufen, und wirklich aus Ulm zwar nicht mit 24,000 Mann, aber doch mit 1500 Reitern vor Thorschluß davonlief. Die traurige „Comedy of errors" in Betreff des eigentlichen und uneigentlichen obersten Heerbefehls wiederholte sich, nachdem sie in Schwaben gespielt, sofort in Mähren, wo ja bei Austerlitz das russisch-östreichische Heer auch ohne wirkliche Oberführung sich schlug, d. h. sich schlagen ließ. Denn Kutusow hieß daselbst General en chef, war aber ein zu guter Hofmann, um die willkürlichen

und ungeschickten Eingriffe des Kaisers Alexander in das Kommando zurückzuweisen. Der Czar machte es schon hier, wie er es nachmals im Jahre 1813 unglücklicher Weise auch gemacht hat. Eigene Eitelkeit und die Schmeicheleien seiner Günstlinge stachelten ihn, sich in der Feldherrnrolle zu versuchen, während hinwiederum die Furcht, sich zu kompromittiren, entsprungen aus dem geheimen Gefühle seiner militärischen Unfähigkeit, ihn doch nur zu halben Versuchen kommen ließ, welche, wie eben Halbheiten thun, unheilvoller wirkten als ganze hätten wirken können.

Napoleon hatte bei Eröffnung des Feldzugs in Deutschland nicht allein seinen Genius, die tüchtigeren Generale, die bessere Organisation und zweckmäßigere Ausrüstung seiner Truppen vor dem Feinde voraus, sondern auch, wie wir sahen, eine sehr beträchtliche Uebermacht, wie denn überhaupt der große Kriegsmeister keineswegs so einfältig gewesen ist, wie seine französischen Lobhudler ihn darzustellen bemüht sind, indem sie ihrem Heros beharrlich die Minderzahl und seinen Gegnern ebenso beharrlich die Mehrzahl von Streitern anlügen. Napoleon wußte recht gut, daß Don Quijoterie und Kriegskunst zwei sehr verschiedene Dinge und daß das A und O der letztern sei, den Feind entscheidend zu schlagen, was man in der Regel nur mittelst überlegenen Kräften zu thun vermag. Er war auch im Herbst von 1805 seiner Sache so gewiß, daß er, bevor er zu Ludwigsburg in den Wagen stieg, zum Vater des Prinzen Eugen sagte: „Ich werde nach Wien marschiren als wär' es auf Etappen." Diesen Marsch verzögerte dann auch wirklich nur der Umstand einigermaßen, daß Napoleon nicht Einbildungskraft genug besaß, um sich einbilden zu können, ein hochwohlweiser Mack würde so ungeheuerlich dumm handeln, wie derselbe wirklich handelte, an dem „strategischen Punkt" Ulm, von dessen Besitz er Alles abhängig glaubte, festklebend wie eine Fliege im Honig und — es klingt fabelhaft und ist doch buchstäblich wahr — zur Zeit, wo er in seinem hochgelobten strategischen Punkt schon ganz hülflos umzingelt war, Befehle zur Verfolgung der Franzosen, welche er auf eiligem Rückzug nach dem Rheine begriffen wähnte, austiftelnd und ertheilend. Wohin solches Getiftel führte, nämlich in Schmach und Kriegsgefangenschaft, verkündete höhnisch-lustig Napoleons Siegesbulletin vom 21. Oktober der Welt. Er hatte allerdings Ursache, zu triumphiren, denn die mit der Kapitulation der Oestreicher in und bei Ulm gekrönten Erfolge der ersten vierzehn Tage des Feldzugs waren groß und sehr wohlfeil erkauft: — („Voilà qu'avec nos jambes nous avons gagné la première bataille," sagte der Franzosenkaiser zu Mathieu Dumas). Aber die Siegesbotschaft vom 21. Oktober bezeugte zugleich, daß

10*

der Uebermuth des napoleonischen Glückschwindels begonnen habe. Nicht ganz ungestraft. Denn an demselben Oktobertag von 1805, wo der napoleonische Bulletinismus zum ersten Mal recht bulletinisch sich gebärdete, ward drunten an der Südwestküste von Spanien, zwischen Cadiz und Gibraltar, dem übermüthigen Ding ein Dämpfer aufgesetzt. Dort nämlich, bei Trafalgar, gab Nelson zur Stunde, wo Napoleon droben an der Donau prahlerisch bulletinisirte: „La France ne songe qu'à la gloire" — die Seeschlachtlosung aus: „England erwartet, daß Männiglich seine Schuldigkeit thue" — und rannte los mit seinen 27 Orlogschiffen auf die 33 französisch-spanischen, durchbrach an zwei Stellen die feindliche Flotte, wickelte sie auf und richtete in dreistündigem Wuthkampf sie zu Grunde. Und er siegte nicht nur, er sühnte zugleich auch durch heldischen Tod die Verschuldigungen seines Lebens. Den mitten im furchtbarsten Feuer auf dem Verdeck seines Admiralschiffs Victory seine Befehle Ertheilenden trifft eine vom Fockmars des Redoutable kommende französische Büchsenkugel. „Es ist aus mit mir, Hardy; ich bin durch das Rückgrat geschossen," sagt er zu seinem Flaggenkapitain. In den Schiffsraum gebracht, gibt er mit dem Tode ringend noch Befehle. Hardy kommt herab, die Hand des Sterbenden zu drücken. „Wie geht die Schlacht?" — „Sehr gut für uns. Bereits haben 15 feindliche Schiffe die Flagge gestrichen." — „Ich hoffe, keines der unseren hat gestrichen." — „Keines." — „Das ist gut. Ich bin ein todter Mann. Aber das thut Nichts. Ich bin zufrieden. Gott sei Dank, ich habe meine Schuldigkeit gethan." So starb er, durch seinen letzten Sieg seinem Lande die unbestrittene Meerherrschaft sichernd. Von einem Ringen zur See mit England oder gar von einem napoleonischen Einbruch in die britische Inselnwelt konnte fortan keine Rede mehr sein.

Am 27. Oktober schrieb der französische Machthaber von München aus großpralerisch an seinen Bruder Joseph: „Binnen etlichen Wochen werde ich 100,000 Russen und 60,000 Oestreicher vor mir haben und werde sie schlagen." In demselben Briefe sagte er: „Preußen benimmt sich zweideutig genug" (d'une manière assez équivoque). Und das war ein traurig-wahres Wort. Denn in Berlin und Potsdam zweideutelte und schaukelte man sich dem Verderben näher und näher. Wenn jemals Buridans berühmter Esel zwischen seinen zwei Heubündeln einen Staat vorgestellt hat, so stellte er dieses zwischen Frankreich und der Koalition schwankende Preußen von 1805 vor. Man wollte wohl den Zweck, nämlich die Vergrößerung durch das als Köder hingehaltene Hannover; aber nicht das Mittel, nämlich die Allianz mit Napoleon. Deßhalb erging nach langer Unschlüssigkeit an den drängenden Duroc die Mittheilung, man

wolle allenfalls Hannover „in Verwahrung" nehmen und dafür fernerweitige Neutralität beobachten. Bevor aber auf dieser Basis ein Abschluß erfolgen konnte, traten andere Wendungen ein. Der Czar Alexander hatte seinen Adjutanten Dolgorukow nach Berlin geschickt mit der Meldung, die russischen Truppen würden, ungeachtet der preußischen Neutralität, bei ihrem Vormarsch nach Deutschland durch preußisches Gebiet ziehen. „Also mich zwingen wollen, mich Frankreich in die Arme zu werfen?" ruft Friedrich Wilhelm unwillig aus und verlangt, daß kein russischer Soldatenfuß preußisches Gebiet betrete. Da kommt die Meldung, daß Napoleon, um Mack's Umgarnung bei Ulm zu bewerkstelligen, eines seiner Truppenkorps ohne Weiteres durch die preußische Markgrafschaft Ansbach geschickt habe. „Jetzt mein Entschluß geändert sein — sagt Friedrich Wilhelm zum Fürsten Dolgorukow — von jetzt an bin ich der Bundesgenosse der Kaiser von Rußland und Oestreich." Die brutal-rücksichtslose Verletzung des preußischen Gebiets durch die Franzosen scheint in der That der widerfranzösischen und kriegerischen Partei in Berlin nachhaltiges Oberwasser zu geben. Man ermannt sich, am 14. October an den französischen Gesandten eine Note zu erlassen, worin ziemlich hochtönig erklärt wird, daß Preußen sich in Folge der erfahrenen Beleidigung aller seiner früheren Verpflichtungen gegen Frankreich los und ledig erachte; aber zugleich begeht man die unbegreifliche Abgeschmacktheit, die 66,000 Gulden anzunehmen, welche Napoleon als Entschädigung für den von seinen Truppen beim Durchmarsch in Ansbach allfällig angerichteten Schaden gesandt hat. Die Kriegspartei rührt sich, die Königin spendet begeisternde Blicke und Worte, Prinz Louis, ganz Feuer und Flamme, jubelt auf, daß man endlich einstehen wolle für Preußens Ehre, der kleine Johann Müller trommelt heftigen Bombast auf seiner Wortheerpauke, die Junker von der Garde rasseln furchtbar mit ihren Säbeln, im Theater wird zum ersten Mal Wallensteins Lager aufgeführt und zum Schlusse ein von dem Major von dem Knesebeck gedichtetes „Loblied auf den Krieg" unter rasendem Beifallssturm abgesungen [16]). Mitten im Lärm einer preußischen Mobilmachung von damals kommt der Czar Alexander und kommt der Erzherzog Anton nach

16) Southey, Life of Nelson, II, 270. Mém. du r. Joseph, I, 305. Manso, Geschichte d. preuß. Staats, II, 93. Allg. Zeitung von 1805, S. 1206, 1238. Das knesebeck'sche Kriegslied fing an mit der Strophe:

Es leb' der Krieg! Im wilden Kriegerleben
Da stählet sich der Muth!
Frei kann die Kraft im Kriege nur sich heben,
Der Krieg, der Krieg ist gut!

Berlin, um den letzten entscheidenden Druck auf Friedrich Wilhelm persönlich zu üben. Man gaukelt dem König einen „großen Pacifikationsplan" vor, um in Form desselben ihn vollends zur Koalition herüberzuziehen. Preußen soll demzufolge zwischen dieser und Napoleon als Friedensvermittler auftreten und falls seine Vorschläge — Unabhängigkeit des deutschen Reichs, Hollands, der Schweiz, Neapels, Entschädigung der sardischen Dynastie, Trennung der italischen Krone von der französischen — verworfen würden, mit 180,000 Mann in den Kampf gegen Frankreich eintreten. Am 3. November wird dies zu Potsdam vereinbart und in der Nacht darauf führt Czar Alexander am Sarge Friedrichs des Großen die bekannte empfindsame Opernszene auf, seinem Bruder von Preußen ewige Freundschaft schwörend, welchen Schwur der König in seiner schlichten Weise unbesehen für bare Münze nimmt. Mit der frohen Ueberzeugung, Preußen jetzt in der Tasche zu haben, eilt der Czar zu seiner Armee zurück. Aber die preußische Politik ist ein unberechenbares Ding. Als Ueberbringer des preußischen Ultimatums wird der Herr Graf von Haugwitz an Napoleon abgesandt, Frieden oder Krieg in den Falten seines Haarbeutels tragend, — Haugwitz, damit ist Alles gesagt. Preußen wird nicht zur rechten Zeit losschlagen, überhaupt nicht. Zwar stellt es sich so an und läßt auch langsam, langsam ein Armeekorps unter den Befehlen des Fürsten von Hohenlohe nach Sachsen vorrücken, aber es ist nur Spiegelfechterei. Als sich ein dem Fürsten zugetheilter Adjutant im Hauptquartier zum Dienst meldet, schnauzt der Chef des Generalstabs, Oberst Massenbach trübseligen Andenkens, den kriegsfreudigen Offizier an: „Was wollen Sie hier? Krieg führen? Es wird kein Krieg! Gegen die Russen müßten wir Krieg führen, aber hier nicht. Ich sag' Ihnen, es wird kein Krieg oder der König müßte toll geworden sein." — „Wenn das Tollsein heißt, Ehrgefühl zu haben, so hoff' ich, der König sei toll und alle seine Unterthanen seien so toll, ihm zu helfen." — „Ehre? Ehre ist ein Hirngespinnst; die kann man nicht fressen. Unsere Ehre wäre, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen; aber er wird schon ohne uns fertig werden. Ich sag' Ihnen, es wird kein Krieg[17])."

---

17) Von der Marwitz, I, 140. Augenscheinlich dachte der Herr Oberst von Massenbach in Betreff der Ehre „ganz wie der gute" Sir John Falstaff (Heinrich der Vierte, 1. Thl. V, 1): — „Ehre beseelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Luft." u. s. w.

Derweil in Berlin die Einen Krieg! schreien und die Andern Nichtkrieg! flüstern, die Masse der Bevölkerung jenen Ruf und dieses Geflüster mit stumpfer Gleichgültigkeit anhört, Graf Haugwitz gemächlich zur Reise in Napoleons Feldlager sich anschickt und der König nach Paretz geht, um von seinen in letzter Zeit durchgemachten Aufregungen und Anstrengungen idyllisch sich zu erholen, hat der Franzosenkaiser den zweiten Aktschluß seines Feldzugs glücklich zuwegegebracht, die Einnahme von Wien (13. November). Die Beute an Kriegsmaterial, welche die Franzosen daselbst machten, war ungeheuer, denn die hochwohlweisen Herren, welche Oestreich mißregierten, hatten es wie eigens darauf angelegt, daß der Feind die Arsenale recht vollgestopft vorfände, ein Beispiel von Staatsverwaltungskunst, welches die hochwohlweisen Herren, welche Preußen mißregierten, im nächstfolgenden Jahre nachzuahmen sich beeilten. Aber das schönste wiener Stücklein, welches durch seine Folgen ein sehr unglückliches ward, ist doch das von oder vielmehr mit dem General Fürsten von Auersperg aufgeführte gewesen, einem jener hochgeborenen Schafsköpfe, welche in den statistischen Tabellen der Weltgeschichte die Rubrik „Oestreichische Heerverderber" füllen. Es war von äußerster Wichtigkeit für Napoleon, sein Heer in möglichster Eile von Wien aus auf das linke Donauufer hinüberzubringen, um die nach Mähren zurückweichenden Russen und Oestreicher unter Kutusow einzuholen und zu schlagen, bevor eine Vereinigung derselben mit der aus Italien heranrückenden Armee des Erzherzogs Karl möglich wäre. Das Mittel zur raschen Verfolgung Kutusows bot die Spitzbrücke, welche daher die Oestreicher um jeden Preis zerstören mußten. Es waren dazu wirklich alle Anstalten getroffen, die Ausführung jedoch besagtem fürstlichen Hammel übertragen, der sich dann richtig die Brücke in spaßhaftester Manier von den Franzosen abschwindeln ließ. Murat und Lannes, Beide Gaskogner, waren ganz die Leute dazu. Mit ihrer Kolonne an der Brücke angekommen, welche mit brennbaren Stoffen bedeckt und an ihrem linken Ende von einer starken Batterie beherrscht war, gingen die zwei Franzosen allein hinüber, um mit dem östreichischen General zu unterhandeln, hinterließen jedoch ihren Truppen den Befehl, ihnen sachte und gleichsam spaziergängerisch zu folgen. Die Unterhandlung drüben beginnt, und während Murat und Lannes mit der schäfigen Fürstlichkeit allerhand Alfanzereien treiben, rücken die Franzosen Schritt für Schritt auf der Brücke vor und werfen die Brennmaterialien und Zündstoffe von derselben in den Strom hinab. Die östreichischen Soldaten, welche durch ihre Geburt der Verpflichtung, sehende Augen und gesunden Menschenverstand zu haben, nicht enthoben sind, begreifen sehr

gut den welschen Schabernack und werden unruhig. Ein alter Feldwebel von der Artillerie tritt zu dem Fürsten heran und sagt ungestüm: „Herr General, man läßt Sie blau anlaufen, man belügt und betrügt Sie. Ich will feuern lassen." In diesem kritischen Augenblick fällt der schlaue Lannes hastig ein: „Wie, General, so lassen Sie sich behandeln? Wo ist denn die gerühmte östreichische Disziplin hingekommen?" Und siehe, mein fürstliches Schaf wird drehend und kollerig und befiehlt, den armen Teufel von respektwidrigem Feldwebel, der sich unterstanden, klüger sein zu wollen als sein Herr General, festzunehmen, und während das geschieht und die beiden Gaskogner noch etwas Weniges von einem Waffenstillstand gaskognern, sind die Franzosen Meister der Brücke geworden und die Komödie ist aus. „Wäre die Brücke verbrannt worden — urtheilt Marmont — so hätte der Kaiser, der gegen den noch fernen Erzherzog manövrirte, das Bassin der oberen Donau verlassen müssen. Die Russen hätten nach ihrer Bequemlichkeit auf Preßburg oder noch weiter stromabwärts marschiren können. Der Erzherzog, welcher das blinde Vertrauen der Russen nicht theilte, wäre der Schlacht ausgewichen, bis er seine Vereinigung mit ihnen bewerkstelligt gehabt. Dann hatten wir einen Kampf gegen 200,000 Mann zu bestehen, tief in Ungarn, fern von unsern Hülfsmitteln und Stützpunkten. Da hätte der Feldzug einen ganz andern Ausgang haben können. Statt dessen verfolgte der Kaiser, da er kein Hinderniß vor sich fand, das Korps Kutusows, schlug es bei Hollabrunn, marschirte der großen russischen Armee entgegen, und nachdem er die Korps von Lannes, Soult und Bernadotte, eine Division von Davout, die Reiterei unter Murat und die Garde an sich gezogen und so mindestens 100,000 Mann beisammen hatte, griff er den Feind an, der 95,000 Mann stark war, — 80,000 Russen und 15,000 Oestreicher."

Diese Zahlenangaben des französischen Marschalls sind nicht ganz genau, denn die zuverlässigsten Berechnungen haben ergeben, daß die Verbündeten bei Austerlitz nicht volle 80,000 Mann hatten und daß Napoleon mit einer gleich starken oder nur unbedeutend stärkeren Anzahl von Truppen die Dreikaiserschlacht schlug und gewann. Dagegen sagt Marmont ganz richtig, wie die Verbündeten hätten handeln sollen. Sie mußten Alles aufbieten, der von Napoleon gewünschten Schlacht auszuweichen, bevor der Erzherzog Karl mit seiner Armee nahe genug herangekommen, um sich in Ungarn oder Mähren mit ihnen vereinigen zu können. Statt dessen forderten die Verbündeten, d. h. die Leute, welche das Ohr des Kaisers Alexander hatten, mit tollster Zuversicht das Schicksal heraus. Diese Stutzer von Adjutanten und Kammerherren

sahen im Hinblick auf den bisherigen Verlauf des Feldzugs mit brutalem Hochmuth auf die Oestreicher herab und wähnten, daß der Bonaparte und seine Franzosen ihnen, den Russen, in einer regelrechten Feldschlacht standhielten, sei ganz undenkbar. Der alte Kutusow freilich machte sich ganz andere Gedanken; allein er beobachtete ein hofmännisches Schweigen, um nicht den Anschein zu haben, als wollte er seinem jungen Kaiser den Siegeslorbeer entziehen. Demnach wurde auch bei Austerlitz die Sache möglichst dumm gemacht, gerade wie bei Ulm. Bemerkenswerth auch, daß die Verbündeten es wie absichtlich so einrichteten, daß dem Franzosenkaiser eine recht glänzende Feier des Jahrestags seiner Krönung bereitet wurde und der 2. Dezember im Kalender des Bonapartismus eine erhöhte Bedeutung erhielt. Nachdem sie nämlich, um dem Gegner die nöthige Zeit zu lassen, seine Truppenkorps heranzubringen, in dem unregelmäßigen Dreieck, welches durch die Ollmützer Heerstraße, durch den Bzizker- und Goldbach, durch den Rausnitzerbach, die Littawa und den Saczaner See gebildet wird, drei Tage lang „strategisch den Boden gestampft," beschlossen sie, im Morgengrauen des 2. Dezembers den Angriff auf die Franzosen zu thun. Im Hauptquartier des Kaisers Alexander fürchtete man nur das Eine, der Feind würde die dem Schlachttage vorangehende Nacht benützen, um zu entwischen!!! Einer der aufgeblähtesten Daradiridatumdaritesse aus der Umgebung des Czaren, der Fürst Dolgorukow, beritt daher in der Nacht die Vorposten und schärfte denselben ein, doch ja recht aufzupassen, auf welchem Wege die Franzosen sich zurückzögen. Wenige Stunden darauf waren die Verbündeten vollständig geschlagen und die Russen so gänzlich aufgelöst, daß sie ihre gesammte Artillerie einbüßten, während die Oestreicher wenigstens ihr Geschütz retteten. Man hatte dem Gegner den Sieg möglichst leicht gemacht, indem man die das Terrain beherrschenden pratzener Höhen verließ und die entscheidende Wichtigkeit derselben erst erkannte, nachdem Napoleon ihrer mittelst des Korps von Soult sich bemächtigt hatte. Armer junger Czar, statt, wie dir deine Schmeichler vorgespiegelt, auf dem Felde von Austerlitz den Siegeslorbeer zu pflücken, reitest du dort als Flüchtling, nur von zwei Getreuen begleitet, querfeldein und, überwältigt von den betäubenden Eindrücken des Tages, hältst du dein Pferd an, steigst ab, wirfst dich unter einem Baum auf die feuchte Erde, verhüllst dein Gesicht mit einem Tuch und brichst in ein bitterliches Weinen aus, so daß der herbeikommende Major Toll Mühe hat, dich zur Fortsetzung des Fluchtritts nach Hodiegitz zu ermuthigen. Im Uebrigen suchten sich die Russen aus dem beschämenden Gefühl der erfahrenen Demüthigung dadurch herauszuhelfen, daß sie die Schuld der

Niederlage den Oestreichern aufbürdeten und sogar von Verrath schwatzten. Der mehrgenannte Bramarbas Fürst Dolgorukow trieb die Unverschämtheit soweit, wenige Tage nach der Schlacht bei Austerlitz an den Czaren zu schreiben, man „habe die russische Armee auf das Schlachtfeld geführt, nicht sowohl um den Feind zu bekämpfen, als vielmehr um sie ihm in die Hände zu liefern.“

Die Kanonen Napoleons, welche am Abend des Tages der Dreikaiserschlacht Viktoria schossen, proklamirten die Auflösung der dritten Koalition. Am 4. Dezember hatte, nachdem er den Sieger um Waffenstillstand und Frieden angegangen, Kaiser Franz bei der Mühle von Nasedlowitz unter freiem Himmel am Beiwachtfeuer mit Napoleon eine mehrstündige Zusammenkunft. Hier „erschien der Enkel der Cäsaren in seiner gewöhnlichen mitleidswürdigen Gestalt und nur von dem geistesarmen Adjutanten Lamberti begleitet vor Bonaparte und dessen Gefolge siegtrunkener Generale und kriechender Kammerherrn, recht eigentlich als Supplikant und ging nach des Siegers übermüthiger Fastenpredigt recht als ein Begnadigter hinweg.“ Er mußte die grausame Demüthigung hinnehmen und noch froh sein, daß seine Befürchtung, Napoleon werde seine Tochter, die Erzherzogin Marie Luise, für den Vicekönig Eugen zur Frau begehren, nicht in Erfüllung gegangen. Aber der tödtliche Haß, welchen Franz bei dieser Zusammenkunft gegen den „korsischen Abenteurer“ eingesogen, verlautbarte sich einigermaßen, als er, aus dem Bivouak von Nasedlowitz zurückgekehrt, „nach langem Schweigen mit seinem bekannten Ausdruck höchsten Zorns in den Augen und Mundwinkeln“ in seinem wiener Jargon zu dem Fürsten Johannes von Lichtenstein sagte: „Jetz, weil I'n gsögn hab', jetz kann I'n gar nimmer leiden.“ Der Zusammenkunft der beiden Kaiser folgte mit Wissen und Genehmigung des Czaren ein Waffenstillstand, obgleich die Fortführung des Krieges um so mehr eine Möglichkeit war, als Erzherzog Karl mit seinem Heer inzwischen bis in die Nähe von Wien herangekommen war. Aber Selbstvertrauen und gegenseitiges Zutrauen waren bei den Russen und Oestreichern gleichermaßen verschwunden. Jene zogen durch Ungarn und Galizien heimwärts, diese gingen den Frieden von Preßburg ein (26. Dezember), dessen Bestimmungen zufolge Kaiser Franz an das Königreich Italien das Venetianisch-Dalmatische abtrat, an Baiern Tirol, die Markgrafschaft Burgau, sieben vorarlbergische Herrschaften und verschiedene schwäbische Städte und Gebiete. Der Rest der sogenannten vorderöstreichischen Besitzungen wurde Würtemberg und Baden zugetheilt. Als Zugabe setzte Napoleon seinen Vasallen von Baiern und Würtemberg Königskronen und dem von Baden den Kurhut auf. Außer-

dem mußte Oestreich zur Zahlung der 40 Millionen Francs sich verpflichten, welche von der durch Napoleon dem Lande auferlegten Kriegssteuer von 100 Millionen noch rückständig waren. Endlich konnte es nicht verhindern, daß von Schönbrunn aus Napoleon mittelst Proklamation vom 26. Dezember die Königin von Neapel, eine östreichische Erzherzogin, mit allerdings nicht unverdienten Schmähungen überhäufte — („cette femme criminelle qui, avec tant d'impudeur, a violé tout ce qui est sacré parmi les hommes") und schließlich erklärte, die neapolitanische Dynastie habe aufgehört zu regieren („la dynastie de Naples a cessé de régner"). Auf der Rückreise nach Paris schrieb der Kaiser von München aus, wo er für seinen Stiefsohn Eugen um die schöne Prinzessin Auguste warb, am 31. Dezember an seinen Bruder Joseph: „Meine Absicht ist, mich des Königreichs Neapel zu bemächtigen. Der Marschall Massena und der General Saint-Cyr marschiren dahin. Ich ernenne Euch zum Chef dieser Armee. Reis't sofort nach Italien ab." Am 15. Februar von 1806 zog Joseph Bonaparte in Neapel ein. Am 27. Februar schrieb der Kaiser: „Entwaffnet die Stadt Neapel und legt ihr eine Kriegssteuer von 10 Millionen auf." Am 8. März: „Man gewinnt die Völker nicht durch Liebkosungen (en cajolant). Am 12. März: „Legt dem Königreich eine Kriegssteuer von 30 Millionen auf. Ihr seid viel zu mild und nachsichtig." Am 23. März: „In einem eroberten Lande ist Güte inhuman" (dans un pays conquis, la bonté n'est pas de l'humanité). Am 30. März wurde Joseph Bonaparte durch kaiserliches Dekret zum König von Neapel ernannt. Sein Bruder sandte ihm als Berather den Staatsrath Miot zu und — wieder einmal ganz explodirender Napoleonismus — sagte er zu dem sich Verabschiedenden: „Ich anerkenne nur solche Verwandte, welche mir dienen. Nicht an den Namen Bonaparte, sondern an den Namen Napoleon ist mein Glück geknüpft. Mit den Fingern und mit der Feder zeuge ich Kinder (c'est avec mes doigts et ma plume que je fais des enfants). Ich kann nur noch lieben, wen ich achte. Das merke sich Joseph. Er soll sich in Respekt setzen, soll Ruhm erwerben, soll sich im Krieg eine Wunde holen! Seht mal mich an! Der Feldzug, den ich so eben bestanden, alle die Bewegung und Aufregung sie haben mich so fett gemacht, daß ich glaube, ich würde, falls die sämmtlichen Könige von Europa sich gegen mich verbündeten, einen Wanst von wahrhaft lächerlichem Umfang kriegen (je gagnerai une panse ridicule). Haben Sie mich verstanden? Ich kann keine obskuren Verwandten mehr haben. Die, welche sich nicht zu mir heraufheben, gehören nicht mehr zu meinem Hause. Ich schaffe eine Familie von Königen oder vielmehr von Vicekönigen, denn der

König von Italien, der König von Neapel und andere mehr werden alle durch ein Föderativsystem verbunden" — zu Deutsch: alle diese Könige von Napoleons Gnaden sind meine Zwingvögte und Polizeibüttel, weiter Nichts.

In der Proklamation, womit der Sieger von Austerlitz am 27. Dezember 1805 seinem Heere den Abschluß des Friedens anzeigte, schmeichelte er der französischen Nationaleitelkeit, indem er sich nannte: „le souverain du premier peuple de l'univers." Die Stimmung der Franzosen war schon so gänzlich verknechtet, daß Derartiges mit Entzücken aufgenommen und mit möglichster Unterthänigkeit erwidert wurde. Von beiden Seiten ward nach des Kaisers Heimkehr aus dem Feldzug echt-französisch kokettirt. Schon am 1. Januar von 1806 hatte der Senat den Beschluß gefaßt, Napoleon dem „Großen" ein Denkmal zu errichten. Bald darauf nannte der Präsident des gesetzgebenden Körpers, alle Byzantiner an schwülstig-niederträchtiger Schmeichelei überbietend, Napoleon „den Mann, vor dem das Weltall schweigt, dem aber auch das Weltall sich anvertraut; den Mann, welcher zugleich der Schrecken und das Vertrauen der Völker ist" — und wie zum Danke hiefür kitzelte hinwieder der Gegenstand solcher Huldigungen „sein Volk" mit der Versicherung: „Ihr Franzosen seid die obherrschende Macht geworden, deren die neue Organisation von Europa bedurfte. Ihr seid die Lenker des Erdtheils. Ihr sprecht allen Völkern das Recht. Ihr habt wie das leuchtende Gestirn, welches die Erde erhellt, den Hauptplatz im Centrum der politischen Bewegungen eingenommen, um denselben eine heilsame Richtung zu geben [18]." Ah, er wußte die „Kinderklapper" zu handhaben, der große Komödiant, dieses wunderbare, vor ihm und nach ihm nie wieder dagewesene Amalgam von Held und Hanswurst, von Gott und Gaukler.

Der preßburger Friedensschluß beraubte Oestreich seines Einflusses auf Italien und drängte es zugleich förmlich aus Deutschland hinaus. Einsichtigen machte sich daher die Nothwendigkeit fühlbar, den östreichischen Staatsbau auf ganz neue Grundlagen zu stellen. So schrieb Gentz, dermalen im Solde Englands östreichischer Hofpublizist, an Johann Müller: „Ich werde jetzt einen Plan zur Stiftung einer neuen östreichischen Monarchie ausarbeiten. Wien muß aufhören, Residenz zu sein, die deutschen Staaten als Nebenländer und Gränzprovinzen betrachtet, der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeschlagen, eine neue

18) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I, 43. Gentz, Schriften, IV, 154 fg. Mém. du r. Joseph, I, 351; II, 88, 95, 100, 121, 128, 131. Miot, Mém. II, 207 seq. Moniteur 1806, p. 12, 259, 260.

Konstitution für dieses Land gemacht werden." Das blieb freilich nur eine hingeworfene Idee, denn mit einem Kaiser Franz an der Spitze unternimmt man so Neues und Gewagtes nicht. Oestreich bewies übrigens seine alte Zähigkeit, indem es sich von dem Sturm von 1805 zeitig genug soweit erholte, um den heftigeren von 1809 mit leidlichen Ehren bestehen zu können. Was Preußen angeht, so ward ihm 1805 noch eine kurze Galgenfrist gewährt, die es freilich mit nicht geringen Demüthigungen erkaufen mußte. Zwei Tage vor der Schlacht bei Austerlitz war Graf Haugwitz zu Brünn von Napoleon empfangen, aber mit glatten Worten nach Wien an Talleyrand gewiesen worden. Der Kriegsmeister hatte damals Wichtigeres zu thun gehabt als diese Breiseele breitzuschlagen. Kaum in Wien angelangt, erhielt Haugwitz die Nachricht von der Dreikaiserschlacht und soll „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" ausgerufen haben: „Gottlob, wir sind gerettet!" Auch habe er sofort einen Kurier an Napoleon abgesandt mit einem Glückwunsch, welchen der Beglückwünschte mit dem bitterwahren Wort empfing: „Das ist ein Glückwunsch, dessen Adresse das Glück geändert hat." Am 7. Dezember gelangte Haugwitz zur Audienz bei dem Sieger von Austerlitz und wurde behandelt, wie er es verdiente. Mit Schmähungen überhäuft, mußte er sich's gefallen lassen, daß ihm der explodirende Schlachtenlenker den Hut ins Gesicht warf, und er hat sich nachher dieser Schmach sogar gerühmt, weil „er sich dadurch nicht habe irre machen lassen." In der That, er ließ sich nicht irre machen; er schloß am 15. Dezember den berüchtigten Vertrag von Schönbrunn mit Napoleon, kraft dessen Preußen das Fürstenthum Neuenburg, den Rest von Kleve und die Festung Wesel an Frankreich, die Markgrafschaft Ansbach dagegen an Baiern abtrat und dafür den ebenso schmählichen als unsichern Besitz von Hannover zugesichert erhielt. Als dieser Vertrag — Haugwitz war bei Abschluß desselben so eigenmächtig verfahren, daß sein Stellvertreter Hardenberg in Berlin dem englischen Gesandten noch am 22. Dezember in gutem Glauben die Erklärung gab, Preußen unterhandle nur, um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen — ja, als dieser Vertrag zur Weihnacht am preußischen Hofe eintraf, schäumte nicht nur die Kriegspartei auf, sondern trat sogar der König für einen Augenblick zornvoll aus seinem Phlegma heraus. Allein das lüderliche Kleeblatt Lombard-Haugwitz-Lucchesini wußte das ranzige Oel der Nachgiebigkeitspolitik auf die kurzlebigen Wogen der königlichen Aufwallung zu gießen und nach etlichen kläglichen weiteren Ränken und Schwänken, welche den Franzosenkaiser vollauf berechtigten, an seinen Bruder Joseph zu schreiben, der preußische Hof sei ebenso falsch als dumm („cette cour de

Prusse est bien fausse et bête“), wurde auf Grund der schönbrunner Uebereinkunft der sogenannte Allianzvertrag Preußens mit Frankreich am 3. März 1806 ratifizirt. An dem Tage, wo Friedrich Wilhelm seine Bestätigung gab, erhob sich, wie ein altpreußischer Patriot mit Wuth im Herzen bemerkt hat, in Berlin „ein gewaltiger Orkan und stürzte von den Zinnen des Zeughauses gerade des Königs Fenstern gegenüber das Haupt der Bellona auf's Straßenpflaster hinab und zerschmetterte es.“ Aber es bedurfte solcher Wunder und Zeichen nicht, um die Thatsache fühlbar zu machen, daß Preußen durch seine armselige Schaukelpolitik um die Achtung von Freund und Feind sich gebracht habe.

Im Gegensatze zu dem mehrgenannten Kleeblatt, welches, den schwachen König beherrschend, im schmiegsamsten Anschluß an den Napoleonismus eine von der Hand in den Mund lebende Politik verfolgte, überließen sich andere Kreise hinsichtlich der Kraft, Macht und Geltung Preußens einer fast unglaublichen Verblendung. Ganz grell und graß trat dieselbe unter dem Offizierstand hervor, dessen ungeheure Mehrzahl einen gänzlichen Mangel an politischen Begriffen beurkundete. Diese krautjunkerlichen Säbelschlepper brachen in den preußischen Garnisonen in Jubel aus, daß bei Ulm und Austerlitz „die Weißröcke so unbarmherzig ausgeklopft worden,“ bramarbasirend, daß „so Etwas den Blauröcken niemals begegnen könne.“ Sollte es dem Monsieur Bonaparte jemals einfallen, Preußen anzugreifen, mit Schimpf und Schande würden er und seine Franzosen wieder laufen müssen wie einst bei Roßbach, „uff Ehre“! Und nicht etwa nur Fähnriche, Lieutenants und Rittmeister führten damals Roßbach im Munde, sondern auch ganz andere Leute. So Blücher, der vor Ungeduld verging, sich auf die Franzosen zu stürzen. Als man nach der brutalen Verletzung des preußischen Gebiets in Berlin Miene zum Kriege machte, war der General befehligt worden, ein kleines Korps in Baireuth zusammenzuziehen. Fest überzeugt, daß es endlich „losgehe“, bereitete er sich auf diesem Posten eifrig zu einem Anfall auf den Feind. Als es aber wieder nicht „losging“, ist, wie mit Bestimmtheit vermuthet werden kann, das ganze mecklenburgisch-pommerisch-blücherische Fluchregister häufig aufgezogen und heftig losgeorgelt worden. Nachdem der General von Baireuth, allwo er hatte unthätig zusehen müssen, wie die Franzosen nach der Schlacht von Austerlitz im südwestlichen Deutschland wirthschafteten, nach Münster zurückbefehligt worden und im Sommer von 1806 die Unvermeidlichkeit eines Entscheidungskampfes mit Napoleon mehr und mehr sich aufdrang, machte er im Juli und August in Berichten an den König wiederholt seinem Herzen Luft und erbot sich, mit den Truppen, welche er in West-

falen unter seinen Befehlen hatte, sofort die Feindseligkeiten zu eröffnen, um durch raschen Ueberfall die Franzosen in dortigen Gegenden an oder über den Rhein zurückzuwerfen. Dies war recht wohlgemeint; aber daß Blücher wähnen konnte, mit einer derartigen Husaren-Politik gegen Napoleon irgendwie aufzukommen, verrieth nur, in welcher gränzenlosen Täuschung über die Sachlage auch er befangen gewesen ist. In Wahrheit, diese Täuschung ging soweit, daß Blücher aus Münster schrieb: „Die Franzosen finden ihr Grab noch diesseits des Rheins und die Hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht mit wie von Roßbach" — noch zur Zeit, als auf den Feldern, wo die Schlacht von Jena geliefert werden sollte, schon das Korn von 1806 geschnitten worden war [19]).

Während die preußischen Patrioten sprachen, als wären noch die Tage Friedrichs des Großen, gaben sich die berliner Bonapartisten den Anschein, als hätte Preußen Ursache mit dem Ausgange der Verwicklungen von 1805 zufrieden zu sein. Insbesondere erfreute man sich auf dieser Seite des Danaergeschenks Hannover, dessen kurzer Besitz, abgesehen sogar von der Schmach der Erwerbungsweise, schon darum übermäßig theuer erkauft war, weil England, sofort mit Preußen brechend, den preußischen Seehandel zerstörte, binnen wenigen Wochen schon nicht weniger denn 400 unter der schwarz-weißen Flagge segelnde Kauffahrer als Prisen aufbringend. Die leitenden englischen Staatsmänner waren auch weit entfernt, die Schläge von Ulm und Austerlitz, die Auflösung der dritten Koalition so leicht zu nehmen wie die preußischen. William Pitt starb daran: das bittere Bewußtsein, einen dreizehnjährigen Riesenkampf erfolglos gekämpft zu haben, brach ihm das stolze Herz, nachdem die nagende Sorge schon seit Langem seine Körperkräfte verzehrt hatte. Als ihm Lord Malmesbury die erste Nachricht von der ulmer Kapitulation aus einer holländischen Zeitung verdolmetschte, war der Eindruck ein niederschmetternder. Doch richtete sich der Minister noch einmal auf, als vier Tage später die Siegesbotschaft von Trafalgar anlangte. Beim Lordmayors-Bankett in der Guildhall wurde zum letzten Mal der Toast auf Pitt als den „Saviour of Europe" ausgebracht, aber er wies die Huldigung mit den Worten zurück, Europa könne nicht durch irgendeinen einzelnen Mann gerettet werden („Europe is not to be saved by any single man"). Dem standhaften Aristokraten war also die Ahnung auf-

19) Gentz, Ges. Schriften (A. v. Schlesier), IV, 244. Thibaudeau, Hist. du cons. et de l'emp. V, 53. Mém. du r. Joseph, I, 345; II, 56. Von der Marwitz I, 150, 156. Höpfner, a. a. O. I, 31. Wallfahrt durch's Leben, II, 89. General F. K. F. Freiherr v. Müffling, Aus meinem Leben, 13.

gegangen, daß Europa nur durch die Volkskraft vom Napoleonismus befreit werden könne, eine Ahnung, welcher wenige Jahre darauf auch der Erzherzog Karl Worte lieh, als er sagte, „kein im Fürstenstand Geborener vermöge diese Befreiungsarbeit zu thun.“ Im Dezember nach Bath gegangen, erfuhr Pitt, siech und matt wie er war, die Austerlitzbotschaft. Das warf ihn um. Es ist zu glauben, daß das Auge des Ministers von Stund' an jenen Ausdruck gehabt, welchen man pathetisch den Austerlitz-Blick („Austerlitz look“) genannt hat. Unter Fieberschauern nach London zurückgekehrt, sagte er, auf die in seinem Schlafzimmer hängende Karte von Europa blickend, zu seiner Nichte Esther: „Roll up that map; it will not be wanted these ten years.“ Er freilich bedurfte der Karte nicht mehr, aber gebraucht wurde dieselbe auch in den nächsten zehn Jahren hinlänglich. Er starb am 23. Januar 1806 mit dem Ausruf: „O, mein Land, wie verlass' ich dich!“ Man grub sein Grab in der Westminsterabtei unfern der Stelle, wo sein großer Vater lag, und unfern auch der, wo sein großer Gegner Fox bald liegen sollte[20]. Mit Pitt schien auch der Pittismus begraben zu werden und

20) Gifford, Life of Pitt, III. Stanhope, Life of Pitt, IV. Den „Austerlitz-Blick“ betreffend, so wird dieser Ausdruck Wilberforce zugeschrieben; allein mit Unrecht. („The expression, sagt Lord Stanhope, was striking and well chosen, but not strictly accurate, since Wilberforce never once saw Pitt after the battle of Austerlitz was fought.“) Macaulay hat die im Text angeführten letzten Worte Pitts für erfunden erklärt, aber der gutunterrichtete Stanhope bezeugt die Echtheit derselben. Nur hat er die Lesart: „Oh my country! how I love my country!“ Das Aprilheft des Quarterly Review von 1862 gibt jedoch den Nachweis, daß eine ältere Aufzeichnung als die von Stanhope benützte nicht „love“, sondern „leave“ hat. Was Fox angeht, so war derselbe schon i. J. 1805 ein stiller Mann und im Begriffe, ein stillster zu werden. In den von A. Hayward veröffentlichten „Diaries of a Lady of quality, from 1797 to 1844“ (Lond. 1864) findet sich folgende Stelle: „Im Jahre 1805 fand ich mich während beinahe einer Woche in Stowe mit Mr. Fox zusammen; da aber ungefähr 50 andere Personen, mit dem Prinzregenten an der Spitze, in dem Hause waren, so war das Ganze ein formales Gedränge, und ich konnte nur flüchtig nach der Haltung des Mannes schielen, dem ich am liebsten zugehört hätte. Bestimmt ist, daß man in dieser gemischten Gesellschaft selten seine Stimme vernahm. Nur hie und da konnte man beobachten, wie er mit irgend einem einzelnen Individuum in ein lebhaftes, halblautes Gespräch sich einließ und dann war es merkwürdig, das plötzliche Aufleuchten eines Gesichtes zu verfolgen, welches, wenn schweigend, nach meinem Erachten schwerfällig und mißmuthig aussah. Inwiefern es damals schon von Unwohlsein verändert sein mochte, kann ich nicht beurtheilen, aber das weiß ich, als ich das nächste Mal Mr. Fox wieder sah, nicht sechs Monate später, bei dem Prozeß von Lord Melville, schien es mir, als ob ich nie die Verwüstungen der Krankheit auf einem Gesichte so stark ausgeprägt gesehen als auf dem seinigen. All' seine Lebhaftigkeit war dahin; die bleiernen Augen beinahe

die öffentliche Meinung ging in England in der That hoch für den Frieden und für die Whigs als die Vertreter der Friedenspolitik, so unwiderstehlich hoch, daß Georg der Dritte schon drei Tage nach Pitts Hingang dem Lord Grenville die Bildung eines neuen Ministeriums übertrug, in welchem Fox die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Man glaubte etliche Tage oder Wochen lang an die Möglichkeit des Friedens, jenseits des Kanals wie diesseits — („le nouveau cabinet anglais paraît avoir des principes plus raisonnables que l'ancien", schrieb Napoleon am 8. März 1806 an seinen Bruder Joseph) — aber auch nur etliche Tage oder Wochen lang. Hüben ließ es der verschlingungssüchtige Napoleonismus zu keiner Verständigung kommen und drüben starb, mitten in seinen Vorarbeiten zum Versuch eines allgemeinen Friedenswerkes, Charles Fox schon am 13. September 1806, der liebenswürdigste Mensch seines Landes, der genialste und zugleich humanste englische Staatsmann seiner Zeit. Das Whigministerium hielt sich nur bis zum März 1807. Ein stierköpfiger dritter Georg ließ dasselbe den weisen, zeitgemäßen und edlen Versuch, die Emanzipation der Katholiken durchzuführen, mit plötzlicher Entlassung büßen und das Toryministerium Portland-Perceval, in welchem nach Cannings Ausscheiden Lord Castlereagh als Leiter des Auswärtigen die erste Rolle spielte, nahm die pitt'sche Kriegspolitik mit Eifer wieder auf.

Napoleon inzwischen verfuhr, nachdem er die dritte Koalition besiegt und gesprengt, Oestreich verkleinert und Preußen gedemüthigt hatte, auf dem Festland als Diktator, dessen Machtgebot Widerspruch oder Widerstand nicht zu besorgen habe. Schon stoben ihm Königskronen und Fürstenhüte nur so von der Hand. Seinen Bruder Joseph machte er, wie schon gemeldet, zum König von Neapel, seinen Schwager Murat zum Großherzog von Kleve-Jülich-Berg, seinen Generalstabschef Berthier zum Fürsten von Neuenburg, seine Schwester Pauline zur Fürstin von Guastalla. Aus italischem, deutschem und anderem Länderraub wurden für die Marschälle, Generale und Großbeamten des Empire sogenannte Reichslehne mit Herzogs-, Fürsten-, Grafen- und Baronentiteln geschaffen und ward somit der napoleonische Adel, eine Art von bonaparte'scher Feudalität hergestellt, das mittelalterliche Ministerial- und Beneficialwesen im 19. Jahrhundert wieder aufgewärmt. Den Hollän-

verschwunden unter den schweren Augenbrauen, ja selbst diese letzteren schienen den außerordentlichen Wechsel mit zu empfinden, den seine ganze Gesichtsfarbe verrieth: die blasse, oder vielmehr leichenbleiche Färbung seiner Haut erhöhte noch die schwarze Linie seiner dunkeln Augenbrauen, und das ganze Antlitz nahm einen todtenähnlichen Ausdruck an."

dern befahl er, daß ihre batavische Pseudorepublik in ein Königreich Holland umzuwandeln sei und daß sie einen Gesandten nach Paris schicken sollten, um sich einen Prinzen der Dynastie Napoleon — vom Namen Bonaparte wollte der Kaiser Nichts mehr wissen . . . „il faut intituler vos actes Joseph Napoléon“, schrieb er im Februar 1806 an seinen Bruder; „il est inutile de mettre Bonaparte“ — zum König zu erbitten. Nämlich den armen, guten Louis, welcher neben der Last von dem Ding, womit seine Frau Hortense ihn krönte, nun auch noch die Bürde einer Präfekten-Krone tragen mußte, er mochte sich sträuben wie er wollte. Mynheers gehorchten und als Ueberbringer der holländischen Krone kam der Admiral Ver Huell nach Paris, welcher der neugebackenen Königin Hortense viel willkommener war als dem guten, armen Louis [21]).

Um diese Zeit erreichte endlich auch der jammerwürdige Heilige-Römische-Reichsspuk seine offizielle Endschaft. Die deutschen Satrapen Napoleons befolgten mit Vergnügen die von Paris kommenden Winke, das, was sie thatsächlich schon vollbracht, ihre Lossagung vom Vaterlande, nun auch urkundlich zu manifestiren. Allen voran ging die Spottgeburt von Reichserzkanzler und Kurfürst, der Mollusken-Dalberg, dem die gebührende Brandmarkung nicht erlassen werden kann, obgleich als mildernder Oelzweig darüber gebreitet werden mag, daß der Polizeidirektor von Regensburg, als er den im Februar 1817 erfolgten Tod des dreiundsiebzigjährigen Erzbischofs erfuhr, ausgerufen hat: „Wer hilft jetzt meinen Armen?“ Er war ein gutmüthiger Mensch, aber solche gutmüthige Menschen sind schon vom Uebel, wenn sie aus freien Stücken in die Geschicke der Völker hineinpfuschen, geschweige vollends, wenn sie als Marionetten am Draht eines Napoleon oder auch nur eines Talleyrand zappeln. Im Uebrigen ging die Gutmüthigkeit Dalbergs keineswegs so weit, daß bei seinen Einfädelungen des Rheinbunds die Sorge um die eigene Existenz, d. h. um die Sicherstellung seiner Existenz als letzter geistlicher Kurfürst, nicht als mitwirkendes Motiv angesehen werden müßte. Die gutmüthigen Biedermänner dalberg'schen Schlags pflegen sich selber keineswegs zu vergessen. Dalberg, voll süßer Erinnerung an die Artigkeiten, womit man den zum Krönungsfest Napoleons Geladenen in Paris überhäuft hatte, begann seine Machenschaften

---

21) Briefe von Alexander v. Humboldt an Varnhagen, 2. A., 259: „Humboldt sagt, es sei unzweifelhaft, daß Louis Bonaparte (jun.) ein Sohn des Admirals Verhuel sei.“ Ich schrieb im Text den Namen des Admirals Ver Huell, weil er in Dokumenten der Corresp. de Nap. so geschrieben ist.

damit, daß er sich den Stiefoheim des französischen Machthabers und weiland Mehlhändler, Kardinal Fesch, zu seinem Koadjutor erränkelte und die Einführung Murats als Kurfürsten in den Fürstenrath des Reichs befürwortete. Gleichzeitig richtete er ein Schreiben an Monsieur de Hedouville, französischen Gesandten bei der regensburger Mumiensammlung, worin in unterthänigst-schwülstigen Wendungen der Kaiser der Franzosen angegangen wurde, der Regenerator der deutschen Reichsverfassung zu werden. Und zwar auf breitester Grundlage. Denn Dalberg schmeichelte dem Sieger von Austerlitz geradezu den Gedanken ein, die Rolle Karls des Großen wieder aufleben zu machen und als Kaiser des Abendlandes Italien, Frankreich und Deutschland unter seinem Szepter zu vereinigen — („que l'empire d'Occident renaisse en l'empereur Napoléon, tel qu'il était sous Charlemagne, composé de l'Italie, de la France et de l'Allemagne"). An Napoleon unmittelbar schrieb der Kurerzkanzler: „Sire, Ihr Genie beschränkt sich nicht darauf, nur Frankreichs Glück zu schaffen. Einen so vorragenden Mann hat die Vorsehung für die ganze Welt bestimmt. Die achtungswerthe deutsche Nation seufzt in dem Unglück der politischen und religiösen Anarchie. Seien Sie, Sire, der Wiederhersteller ihrer Verfassung[22])." Natürlich waren diese dalberg'schen Zettelungen im Grunde weiter Nichts als Versicherungen, daß in Paris gefaßte Beschlüsse bei den deutschen Fürstlichkeiten der willfährigsten Aufnahme gewiß seien.

Ueber Einzelnem in der Genesis des Rheinbunds, einer Schlußfolgerung des preßburger Friedens, liegt noch ungelüftetes Dunkel. Das Grundmotiv war ohne Zweifel die Tendenz des Franzosenkaisers, seinen Satrapieen oder Präfekturen in Deutschland eine Gesammtorganisation zu geben, welche die Handhabung und Ausbeutung derselben leichter und bequemer machte. Dies erreichte er kraft der am 17. Juli 1806 vollzogenen, auf den 12. Juli zurückdatirten Rheinbundsakte. Baiern, Würtemberg, Baden, Kleve-Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen, ferner die Fürsten von Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein und Lichtenstein, der Herzog von Aremberg und der Graf von der Leyen waren ursprünglich die Mitglieder des Rheinbunds, d. h. einer napoleonischen Präfektur, deren Gebieter den bescheidenen Titel Protektor wählte und seinen mit Königs-, Großherzogs- und Fürstentiteln beflitterten deutschen Präfekten gnädigst erlaubte, ihre bis-

---

22) Perthes, Polit. Zust. u. Personen, 385, 386, 401. Thiers, Hist. du cons. et de l'emp. VI, 368 seq.

herigen Mitreichsstände, deren Besitzungen innerhalb ihrer Präfekturen lagen, zu berauben, was man „Mediatisiren“ nannte. Eine Hauptabsicht Napoleons bei Schaffung des Rheinbunds war, Kanonenfutter für seine Eroberungsgier zu erhalten. Baiern sollte dem Protektor 30,000 Mann zu seinen Kriegen stellen, Würtemberg 12,000, Berg 5000, Darmstadt 4000, Baden 3000, Nassau und die andern Lilliputer mitsammen 4000. Es blieb jedoch nicht bei diesen Ansätzen, sondern der Herr Protektor forderte nach Bedürfniß. Die sogenannte Verfassung des Bundes, von welchem der Kurfürst von Hessen-Kassel, Wilhelm der Seelenverkäufer, ausgeschlossen war, sei es, weil der Geizhals sich nicht entschließen konnte, mittelst Aufwendung von Summen, welche „großartige Schurken Anstands halber hätten annehmen können,“ in Paris seine Zulassung zu erkaufen, sei es, weil man sich die Verfügung über sein Gebiet für weitere Eventualitäten vorbehalten wollte, — die sogenannte Verfassung des Bundes, dessen Ehrenvorsitz Mollusken-Dalberg als Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt führen sollte, war eine solche „Schimpf- und Scheinkonstitution,“ daß sie selbst einem Gentz, welcher doch der kühlen Region diplomatischer Theilnahmslosigkeit und Ausgeschämtheit damals schon mit raschen Schritten sich näherte, den Wuthschrei entlockte, sie sei gebildet „aus drei köstlichen Bestandtheilen: einem Sklavenvolk unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters, und einem Alles verschlingenden Oberdespoten.“ Am 1. August gaben die Rheinbündler, welche bald Zuwachs erhielten, zu Regensburg die Erklärung ab, daß sie „für immer“ aus dem deutschen Reich austräten. Daß sie in diesem Aktenstück von „ihrer Würde“ und von „der Reinheit ihrer Zwecke“ zu reden die Stirne hatten, war ganz in der Ordnung. Denn hohe Worte sind den Menschen gegeben, um die Niedrigkeit ihres Thuns damit herauszuputzen. Zehn Tage später legte Kaiser Franz von Oestreich mittelst vom 6. August 1806 datirter Erklärung die Krone des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation nieder. Mit Unehren hatte er sie getragen, mit Unehren verlor er sie. Es hätte freilich, so wie die Zeiten waren, eines Riesen bedurft, um sie mit Ehren zu tragen. Endlich also war das arme alte Reichsgespenst erlös't: der große Exorcist in den Tuilerien hatte das bannende „Finis Germaniae!“ gesprochen.

Nur ein leiser Schmerzensruf gab Antwort auf die brutale Beschwörungsformel, die kleine Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung,“ welche von Hessel in Altdorf gedruckt und von dem Buchhändler Johann Philipp Palm in Nürnberg unter der Hand verbreitet wurde. Ein bei dem Pfarrer Sonnenmeyer in Mettingen bei Nördlingen

einquartirter französischer Offizier — denn bekanntlich hatte Napoleon nach dem Feldzug von 1805 seine Armee, mit Ausnahme der Garden, in Südwest-Deutschland stehen lassen — wurde, der deutschen Sprache kundig, auf das Büchlein aufmerksam, in welchem ein patriotisch gesinnter Mann seinem Schmerz über die Schmach des Vaterlandes schüchternen Ausdruck lieh, und machte dem in Oettingen stehenden Marschall Davout Anzeige davon. Die französischen Polizeikünste, schon damals im südwestlichen Deutschland mit souverainer Infamie geübt, führten zur Aufspürung und Verhaftung Palms als Verlegers und Verbreiters der Schrift, welche man ohne Weiteres zu einem Hochverrath gegen die geheiligte Majestät des Kaisers und Königs Napoleon des Großen und demnach zu einem todeswürdigen Verbrechen stempelte. Da man des ungenannten Verfassers nicht habhaft werden konnte, sollte der arme Palm für ihn büßen. Denn man wollte ein schreckend Beispiel geben, man wollte den Deutschen zeigen, daß nicht nur den Neapolitanern, sondern auch ihnen gegenüber das kürzlich von dem Kaiser und König gesprochene Wort: „Man gewinnt unterworfene Völker nicht mit Liebkosungen“ — seine volle Geltung habe. Also ward, auf Napoleons ausdrücklichen Befehl[23]), der schnöde Justizmord durch seinen Stellvertreter in Deutschland, den Marschall Berthier, veranstaltet. Am 25. August 1806 wurde Palm dem Kriegsgericht vorgeführt, welches zu Braunau im Sale des Gasthauses zum weißen Finken zusammengetreten war und aus sieben französischen Obersten bestand. Dem Angeklagten war kein Vertheidiger gestattet und die ganze Prozedur, da das Todesurtheil schon zum Voraus gefällt war, nur eine brutale Posse. Am folgenden Tage wurde der Mordspruch mittelst Pulver und Blei an dem armen Manne vollzogen, der mit standhaftem Duldmuth in den Tod ging[24]).

Dies war die Antwort Napoleons auf den halbverhaltenen Sterbeseufzer des deutschen Reichs. Aber das Schmerzlichste bleibt noch zu sagen. So herabgekommen und verkommen nämlich war in jenen Tagen das deutsche Volk, daß die Rheinbundsschmach zugleich für ein Glück

---

23) Daran läßt Berthiers Schreiben in dieser Angelegenheit an Soult (Matth. Dumas, Précis, XV, 399—401) gar keinen Zweifel aufkommen.

24) Schultheis, Johann Philipp Palm (Nürnberg 1860). Diese kleine Schrift faßt, nach zum Theil bis dahin unbekannten Quellen, die Momente der kläglichen Geschichte gut zusammen. Sie stellt auch fest, daß Palm der Verleger der fraglichen Flugschrift, und macht es wahrscheinlich, daß Johann Konrad Yelin der Verfasser derselben gewesen ist. Doch wird als solcher anderwärts auch Graf Julius von Soden genannt.

gelten konnte und mußte. Das Zerstieben des Reichstraums war ja ein erstes Symptom vom Wiedererwachen der schlummernden Nation, und wenn die Rheinbündler in ihrer Erklärung an den Reichstag das schamlose Wort gesprochen, die Absichten ihres Protektors, des Franzosenkaisers, seien „stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend,“ so hatten sie nicht geahnt, daß sie nur das Sprachrohr der Ironie des Schicksals gewesen. Denn ohne es zu wissen und zu wollen hat der „Oberdespot“ der Rheinbundsdespoten dem „wahren Interesse Deutschlands“ gedient, indem er die rheinbündische Wegsäuberungsmaschine konstruirte, mittelst welcher Hunderte „angestammter“ Schmarotzerpflanzen vom deutschen Boden weggemäht wurden. Die Gottes- und Fürstenfurcht, die „duldsam-träge Eselei der Deutschen“ — der zürnende Herder hat aus der Essigflasche seiner patriotischen Verbitterung dieses gallige Wort herausgespritzt — hätte die Last ihrer tausend und mehr „Souveraine“ zweifelsohne noch lange geduldig weiter geschleppt. Aber der große Völkerjäger gab seiner rheinbündischen Meute freie Pirsch und so wurden die Tausend glücklich auf etliche Dreißig heruntermediatisirt. Fürwahr, es wäre begreiflich und verzeihlich gewesen, wenn Angesichts dieser Jagd deutsche Studenten von damals bei einem ihrer tobenden Kommerse im Humor der Verzweiflung aus voller Kehle angestimmt hätten: „Vivat sequens!“

Drittes Kapitel.

Auerstädt und Jena.

Wir hörten im Jahr 1805 die preußischen Blauröcke lachen, weil die östreichischen Weißröcke bei Ulm und Austerlitz so tüchtig ausgeklopft worden. Jetzt, im Jahr 1806 kommt die Reihe, zu lachen, an die Weißröcke. Denn der Bonaparte wird mit Fug und Recht sagen: „Die Preußen sind noch dümmer (plus stupides) als die Oestreicher!“ und wird die Blauröcke bei Jena und anderwärts auf's Tüchtigste ausklopfen. Sehr ergötzlich für den deutschen Jammer, dieses Ausgeklopftwerden hüben und drüben! Denn „wir sind — hat zu damaliger Zeit der Stylkünstler Gentz gesagt, einer der wenigen Deutschen, die politischen Verstand und politische Bildung besaßen — ein zerstückeltes Volk. Hätte eine Religion, ein Gesetz und eine Regierung diese mächtige Völkerschaft verknüpft, ihr ein gemeinschaftliches Streben, eine gemeinschaft-

liche Bildung, ein gemeinschaftliches Interesse verliehen, ihre Wünsche und Kräfte in einem Ziele vereint, so ständen wir heute an der Spitze der civilisirten Welt.“ Statt dessen stehen wir in diesem Unglücksjahr 1806, wo wir so oft gestanden im Verlauf unserer unheilvollen Geschichte, an einer Stelle nämlich, wo der eine Theil der Nation müssig oder sogar schadenfroh zusieht, wie der andere zu Grunde gerichtet wird.

Um gerecht zu sein, muß man jedoch sagen, daß östreichische Schadenfreude über die jenensischen Erfahrungen der Blauröcke nirgends bestimmt bezeugt ist. Noch mehr, wenn die preußische Politik im Jahr 1806 nicht so alles Vertrauens bar und ledig gewesen, so würde Preußen in seinem Entscheidungskampfe gegen Napoleon der Hülfe Oestreichs nicht entbehrt haben. Denn obzwar Oestreich aus den 1805 empfangenen Wunden noch heftig blutete, war es doch überzeugt, daß es nur eine Frage der Zeit sein könne, das Loos der Waffen abermals zu versuchen. Diese Ueberzeugung war der beherrschende Gedanke des Mannes, an welchen nach dem preßburger Friedensschluß der armselige Kobenzl das Staatssteuer hatte abgeben müssen. Graf Johann Philipp von Stadion wußte, daß mit dem Napoleonismus kein dauernder Friede möglich sei, und zielte daher von der ersten Stunde seiner Staatsleitung darauf, Oestreich in den Stand zu setzen, die unterbrochene Fehde wieder aufzunehmen. Die patriotische Energie des Mannes verstand es sogar, die träge Gleichgültigkeit und die mißtrauische Selbstsucht des Kaisers Franz zeitweilig soweit zu überwinden, daß derselbe dem edlen und kühnen Unternehmen des Ministers, eine moralische Entsumpfung Oestreichs durchzuführen, wenigstens keinen unmittelbaren Widerspruch entgegensetzte. Stadion, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß in Oestreich noch unendlich viel gesunder und tüchtiger Stoff vorhanden, welcher nur unter der Winterdecke der franz-thugut-kobenzl'schen Erstarrungspolitik hervorgezogen zu werden brauche, griff das Werk der inneren Kräftigung des Staats rüstig an und es war wie ein erster leiser Hoffnungsschimmer in der auf die deutschen Völker — eine Nation gab es nicht — gelagerten Nacht, als der neue Leiter der östreichischen Politik seinen Kaiser am 1. Februar 1806 erklären ließ, „die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der Geisteskultur, durch Belebung der Nationalindustrie und durch Wiederherstellung des öffentlichen Kredits erhöhen zu wollen.“ Stadion erkannte auch recht wohl, daß ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oestreich und Preußen eine gebieterische Forderung der Zeit sei; aber auch, daß die Erfüllung dieser Forderung eine Unmöglichkeit, so lange in Berlin die Politik von Haugwitz und Konsorten obenauf.

Noch zu Anfang Septembers 1806 schrieb er an Gentz, Oestreich sei zwar im Falle, neutral zu bleiben, weil es von Seiten Preußens zu einer Allianz noch gar nicht ernstlich eingeladen worden und weil auf die Haugwitzerei schlechterdings kein Verlaß; im Uebrigen aber „glaube ich, daß die obschwebende Krisis unsere Existenz nicht weniger berührt als die Preußens, und wie groß auch die augenblicklichen Schwierigkeiten und die Ungewißheit unserer Lage, dennoch wird weder der Kaiser noch werde ich jemals daran denken, unsere Sache wirklich von der preußischen zu trennen." Gentz trug Sorge, diesen Faden, aus welchem gesunder Menschenverstand das Band eines östreichisch-preußischen Bündnisses hätte machen können, sofort in das berliner Kabinett zu leiten. Allein hier hatte der gesunde Menschenverstand gar keinen Raum, weil Unfähigkeit, Charakterlosigkeit und Dünkel allen in Anspruch nahmen.

Preußen mußte zu Grunde gehen, eben weil es das Preußen von 1806 war. Zur Unzeit hatte es 1805 den Degen in der Scheide gelassen, zur Unzeit zog es jetzt blank. Statt alle Mittel anzuspannen, um Oestreich zum Bundesgenossen zu gewinnen, verließ es sich lieber auf halbe Zusagen Rußlands, dessen Hülfe bei der Ueberstürzung, in welche man sich aus dem früheren Zaudern plötzlich geworfen, jedenfalls zu spät kommen mußte. Napoleon war nach Sprengung der dritten Koalition fest entschlossen, die erste Gelegenheit, Preußen zu verderben, zu ergreifen oder auch eine solche Gelegenheit zu schaffen. Er spielte im Frühling und Sommer von 1806 so recht wie eine Katze mit der armen Maus Preußen, welche sich einbildete, ein Löwe zu sein. Dieses Katzenspiel war empörend arglistig und übermüthig zugleich. Neben verletzender Gewaltsamkeit — (die Wegnahme der von Preußen angesprochenen westphälischen Abteien Essen, Elten und Werden durch den Großherzog Murat von Kleve-Berg, sowie die Einverleibung Wesels in das Empire) — und offener Verachtungsbezeigung — (verspätete Anzeige der Rheinbundsstiftung und dergleichen mehr) — gingen perfide Rathschläge her, wie der, welcher Preußen zur Stiftung eines norddeutschen Bundes unter seinem Protektorat aufforderte, während gleichzeitig die französischen Agenten in Kassel und anderwärts thätig waren, um die Idee eines solchen Bundes schon in der Geburt zu ersticken. Man liebäugelte aber in Paris, um die Isolirung Preußens zu vollenden, auch mit Rußland und sogar mit England, dessen Whigministerium sich zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen herbeiließ. In den Unterredungen, welche zu diesem Zwecke Talleyrand mit Lord Yarmouth hatte, trat es offen zu Tage, daß der Napoleonismus Deutschland als ein zu seiner willkürlichen Verfügung stehendes Ding ansah. Ging doch Talleyrand mit dem

Vorschlag heraus, die Hansestädte als eine Entschädigung für den aus Neapel vertriebenen König-Lazzarone anzubieten. Auf Preußen brauchte natürlich keine Rücksicht genommen zu werden. Der zwischen Frankreich und Preußen im März geschlossene Allianzvertrag hatte Hannover zu einer preußischen Provinz gemacht; als nun aber Yarmouth erklärte, die Zurückgabe Hannovers an Georg den Dritten sei die Vorbedingung jeder weiteren Friedensunterhandlung, stand Talleyrand keinen Augenblick an zu sagen: „Bah, das soll keine Schwierigkeit verursachen" (Hanover should make no difficulty [25])! Augenscheinlich ein garstig Stück „korsischer Tücke" und „welschen Treubruchs". Schade nur, daß ein redlicher Friedrich Wilhelm der Dritte mit dem französisch-preußischen Allianzvertrag gerade so ehrlich umsprang wie ein perfider Napoleon. Noch war die Dinte, womit der König von Preußen diesen Vertrag unterzeichnet hatte, kaum trocken, als er — einer seiner ergebensten und standhaftesten Diener bezeugt es — mit dem Czar aller Reußen ein geheimes Uebereinkommen schloß, kraft dessen er sich verpflichtete, „mit Rußland gegen Frankreich zu gehen [26])."

---

25) Gentz, Memoire vom September 1804. (Ges. Schriften, IV, 23 fg.) Schmidt-Weißenfels, Friedrich Gentz, I, 251 fg. Schreiben Yarmouths an Fox vom 13. Juni 1806, aus Cobetts Parliamentary debates mitgeth. von Häusser, II, 598, Note 3.

26) Von Schladen, Preußen in den Jahren 1806 und 1807, ein Tagebuch — (eine der wichtigsten Quellenschriften jener Zeit) — S. 176: „Den 15. April 1807. Im engsten Vertrauen hat Graf Golz einem Freunde (d. h. Schladen selbst) ein Geheimniß anvertraut, welches als Charakteristik unserer Zeit eine geschichtliche Wichtigkeit behalten wird. Es ist folgendes: Im vorigen Jahre, wenige Wochen nach dem Abschlusse unseres Bündnisses mit Frankreich, als der Baron von Hardenberg zurückgezogen auf seinem Landgute Tempelberg lebte und der russische Gesandte von Alopäus erklären mußte, er werde mit dem Minister Grafen von Haugwitz keine Geschäfte verhandeln, ward ein förmlicher Vertrag zwischen Rußland und Preußen ohne Wissen des Grafen von Haugwitz und des ganzen preußischen Ministeriums abgeschlossen, von den Ministern Alopäus und Hardenberg unterzeichnet und später in Petersburg bestätigt. Nur die beiden Monarchen, die unterzeichneten Minister, der Fürst Czartorisky und unser Gesandter, Graf Golz, wußten dies Geheimniß. Durch diesen Vertrag verpflichtete sich Preußen, mit Rußland gegen Frankreich zu gehen, wenn ein Krieg zwischen diesen beiden Mächten ausbrechen sollte, und diese Verpflichtung allein verhinderte es, daß Preußen nicht sogleich von Rußland angegriffen wurde. Noch mehr als dies: Der König unterhielt, ohne daß es seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten bekannt war, einen doppelten Briefwechsel mit dem russischen Hofe, von welchen der eine öffentlich durch das damalige Ministerium und den Grafen Haugwitz befördert wurde, der andere sehr geheim nur durch die Hände des General-Postmeisters von Seegebarth ging und an den Minister von Hardenberg gerichtet war, der davon den König unmittelbar in Kenntniß setzte und von S. M. den

In Wahrheit, es ist ein Verdienst Napoleons um Deutschland gewesen, daß er den Golem von preußischer Staatslüge zu Boden warf. In der offiziellen Welt dieses Preußens, das nur noch ein übertünchtes Grab friedrich'schen Ruhms, war von unten bis oben und bis zur höchsten Spitze Alles faul. Ja, bis zur höchsten Spitze. Die Unterthänigkeit mag das verschweigen, die Wahrhaftigkeit muß es sagen. Denn wenn es das Recht des absoluten Königthums ist, die Staatswohlfahrt als sein Verdienst anzusprechen, so ist es auch seine Pflicht, das Staatsverderben sich als Schuld anzurechnen. Das ist freilich nicht die Logik der Schmeichelei, aber die der Geschichte. Man sage auch nicht, Friedrich Wilhelm der Dritte sei mit dem ganzen Umfang der preußischen Staatsfäulniß nicht bekannt und demnach nicht im Stande gewesen, die Folgen derselben zu ermessen. Das ist nur eine höfische Lüge, zu deren Beschönigung man höchstens anführen könnte, der König habe die Sachlage so wenig begriffen, daß er beim Empfang der Austerlitzbotschaft sagen konnte: „Im Grunde ist es ein Glück für die Welt, daß Napoleon siegte; nun wird Friede." Die Wahrheit ist, daß, wenn Friedrich Wilhelm allerdings zu beschränkten Geistes war, um Napoleons Pläne vollständig zu ahnen und zu fassen, er dagegen doch den faulen Zustand seines eigenen Staats und die denselben bedrohende Gefahr gar wohl kannte. Er kannte auch die verrätherische Elendigkeit der lombard-haugwitz'schen Koterie, denn warum hätte er sonst hinter dem Rücken derselben den beregten Vertrag mit Kaiser Alexander geschlossen? Den König mit seiner Unwissenheit entschuldigen zu wollen, ist geradezu lächerlich; denn diese angebliche Unwissenheit war nicht vorhanden und konnte nicht vorhanden sein. Zu Anfang des Mai von 1806 war, abgesehen von allem Andern, Friedrich Wilhelm im Besitz der Denkschrift, in welcher der Freiherr vom Stein die fehlerhafte Organisation des Kabinetts und die Gebrechen der Staatsverwaltung offen darlegte. In demselben Sinne schrieb Blücher im Juli aus Münster einen dringenden Brief an den König. Dann überreichten ihm seine Brüder, die Prinzen

---

Befehl zur Beantwortung empfing. Dieses doppelte Spiel nöthigte unsern Gesandten, den Grafen Golz, häufig öffentlich das Gegentheil von demjenigen zu schreiben, was wirklich geschah, und die Wahrheit nur unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses zu berichten. Welche widernatürliche und unwürdige Stellung ist die eines Herrschers über Millionen, der gezwungen ist, seine eigenen Diener zu täuschen, und selbst wenn er ihnen sein Vertrauen nicht schenkt, es dennoch nicht wagt, sie zu verabschieden! Und welche Gefahren bedrohen nicht selbst den treuesten Diener, wenn sein Landesherr sich zu solchen Handlungen überreden läßt!"

Heinrich und Wilhelm, ferner der Prinz Louis Ferdinand gemeinsam mit Stein und den Generalen Rüchel und Phull ein von Johann Müller entworfenes Gesuch, welches in ehrerbietigster Form und mit schlagenden Motiven auf die Beseitigung der staatsverderblichen haugwitz'schen Bande drang. Das Ergebniß war ein zorniges Auffahren Friedrich Wilhelms und ein barsches Anfahren der Unterzeichner des Gesuchs. Ja, der König kannte das Uebel und sah die drohende Gefahr, aber, sei es aus Willensschwäche, sei es aus absolutistischer Verstocktheit, er wollte zur Beseitigung des Uebels und zur Abwendung der Gefahr Nichts thun. Das ist allgemein bekannt. Weniger dagegen, daß Friedrich Wilhelms eigener Mund das verdammende Verdikt gesprochen hat, was zu bestätigen zwei unverwerfliche Zeugen, preußische Edelleute, „loyalste" Unterthanen und brave Offiziere, aus der Zeugenloge hertreten mögen. Als der Feldzug von 1806 begonnen, hatte der Stabsrittmeister von der Garde du Corps, Graf Henckel von Donnersmark, eines Tages eine Meldung ins königliche Hauptquartier zu bringen. Friedrich Wilhelm, der ihm wohlwollte, unterhielt sich lange mit ihm über die Zustände der Armee und brach endlich in die Worte aus: „Das kann nicht gut gehen, denn es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht." Ende Februar 1807 speis'te der Junker von der Marwitz zu Memel bei dem Könige, welcher seinen Gast nach Tisch in eine Fensternische nahm und den Feldzug vom vorigen Herbst mit ihm durchsprach. Da „kamen denn auch einige unserer Haupt-Operations- und politischen Fehler zur Sprache. Ich weiß nicht mehr, welcher der allerauffallendsten der König erwähnte. Ich erstarrte und fuhr heraus: Mein Gott, das wissen Ew. Majestät? „„Freilich! Müßte sonderbar zugehen, wenn ich es nicht wüßte. Warum verwundern sich so?"" Ich gewahrte, daß ich mich gewaltig versehen hatte, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, bedachte ich, wie denn ein König die Wahrheit erfahren sollte, wenn man sie ihm, sogar aufgefordert, verhehlen wollte, und antwortete: Ew. Majestät befehlen es, also muß ich es sagen. Ich wundere mich darüber, daß, wenn Ew. Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben[27])." Friedrich Wilhelm war kein Tyrann; er nahm die große Wahrheit, welche ihm da gesagt worden, nicht klein und krumm. Aber es war seine Schuld und sein Unglück, daß er jetzt erst, nach der Katastrophe, sich die Wahrheit

27) Vertraute Briefe, I, 196. General Graf W. L. V. Henckel von Donnersmark, Erinnerungen aus meinem Leben, 44. Von der Marwitz, I, 234.

sagen ließ, von welcher er, wie wir sahen, vor derselben Nichts hatte hören wollen.

Die Berichte, welche der preußische Gesandte Lucchesini über die Bereitwilligkeit Napoleons, einem allfälligen Frieden mit England zu lieb Hannover an Georg den Dritten zurückzugeben, aus Paris sandte, machten den gefüllten Kriegstopf zu Berlin überlaufen. Am 10. August befahl Friedrich Wilhelm die Mobilmachung seiner Armee. Diese um ein Jahr verspätete Schwertziehung war zugleich eine um etliche Monate verfrühte. „Als Preußen sich entschloß, die Waffen zu ergreifen, hatte es sich zu diesem unerwarteten Fall auf keine Weise vorbereitet," sagt ein hellsichtiger Augenzeuge des Feldzugs von 1806 trocken und bestimmt, jener hellsichtige Augenzeuge, dessen Bericht die Grundlage aller späteren Darstellungen geworden und geblieben ist. „Auf keine Weise vorbereitet," denn Preußen stand thatsächlich allein dem mit in jeder Beziehung überlegener Kraft geführten napoleonischen Stoß gegenüber. Der neuliche Bruch mit England war noch nicht wieder so ausgeheilt, daß von wirksamem Beistand von dorther hätte die Rede sein können. Der kaiserliche „Freund" in Petersburg verhieß zwar auf die im September an ihn ergangene dringende Mahnung hin ein Hülfsheer von 70,000 Mann, aber der Entscheidungswurf mußte längst gethan sein, bevor die Spitzen der russischen Kolonnen auf dem Kriegstheater erscheinen konnten. Das nahegelegene Sachsen vermochte man zu widerwilligem Mitthun zu zwingen, welches der Kurfürst Friedrich August zum Voraus in Paris entschuldigen zu lassen Sorge trug; aber auf das etwas weiter entlegene Hessenkassel wollte oder konnte man diesen sanften Zwang schon nicht mehr anwenden. „Auf keine Weise vorbereitet," denn während man mit dem angeblichen Degen Friedrichs des Großen im blauen Dunst junkerlichen Dünkels herumfuchtelte, hatte man die Wehrkraft des Staats schmählich verrotten und verrosten lassen. Schon in Betreff der Truppenzahl befand sich Preußen seinem Gegner gegenüber in offenbarem Nachtheil; denn mit Hinzurechnung des kursächsischen Hülfskorps — 21,973 Mann mit 4594 Pferden und 106 Geschützen — brachte es 163,834 Mann auf, von welchen aber sicherlich nicht mehr als 133,000 Mann eigentlichen Felddienst thaten, während der Franzosenkaiser, die Kontingente seiner rheinbündischen Satrapen ungerechnet, nicht weniger als 198,940 Mann gegen Preußen ins Feld führte[28]). Und das waren

28) Rühle v. Lilienstern, Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und Oktober 1806 unter dem Kommando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen kgl. preußischen und kurfürstl. säch-

kriegsgewohnte, vom Nationalstolz gehobene, vom Gloire-Dämon besessene, vom ersten General der Welt befehligte Truppen, von einem General, der seine Heermaschine handhabte wie ein Virtuos sein Instrument.

Und die preußische Armee? Sie war ein altfritziges Kaput mortuum oder auch, wenn man will, die groteske Blüthe des Junkerthums in der ganzen Prachtentfaltung seiner Dummheit und Ueberhebung. Der Soldat wurde, ungeachtet einiger schüchternen Anläufe Friedrich Wilhelms, die Offiziersbrutalität zu mildern, noch ganz auf dem Fuße der guten altpreußischen Zeit behandelt, d. h. wie eine wilde Bestie, welcher nur mittelst Fuchtelei, Stockschlägen und Spießruthenlaufen die nöthige Dressur und Disziplin beigebracht werden könne. Verpflegung und Bekleidung elend. Der Mann erhielt täglich 2 Pfund schlechtgebackenes Kommisbrot und wöchentlich 1 Pfund Fleisch. Seine Uniform war aus so grobem und lose gearbeitetem Tuch gemacht, daß man nach dem damaligen beliebten Ausdruck „hätte Erbsen durchsäen können". Die Röcke waren „vorn von der Brust ab kurz weggeschnitten, wodurch der Unterleib entblößt wurde." Im Sommer wurden statt der tuchenen Beinkleider linnene getragen und in solchen mußten denn auch die Truppen, welche weder Unterbeinkleider noch Mäntel hatten, in den kalten Herbstnächten von 1806 beiwachten. Die weiße Weste war nicht eine wirkliche, sondern so zu sagen nur eine Vexirweste, ein an den Uniformsrock genähter Lappen. Alles Zeug war so knapp zugeschnitten, daß der Mann, der in diese Uniform gesteckt wurde, sich kaum rühren konnte und dastand „wie eine Draht- und Gliederpuppe, deren Arme und Beine nur bis zu einem gewissen Punkt in Bewegung gesetzt werden können." Die Zopf- und Puderquälerei ging ins Unglaubliche. Genaues Gleichmaß der Zöpfe eines Regiments war ein Hauptziel der preußischen Kriegskunst. Gab es doch in der Armee noch Zopfungeheuer von Kapitänen, deren Zöpfe auf dem Boden nachschleppten und die 70 bis 80 Ellen Zopfband brauchten. Es kam vor, daß ein preußischer Feldmarschall bei großen Paraden das Normalzopfmaß aus der Tasche zog und den Tadel, welchen er nach Anwendung dieses kriegerischen Instruments dem betreffenden Regimentschef zutheilte, mit dem großartigen Diktum be-

---

sischen Truppen, 11. (Ich citire nach der ersten Ausgabe von 1807.) Pölitz, die Regierung Friedrich Augusts, I, 284. Bei Angabe der beiderseitigen Streitkräfte bin ich Höpfner und Dumas gefolgt, hinsichtlich der Sachsen jedoch dem nach amtlichen Quellen gearbeiteten Buch von A. v. Montbé, die kursächsischen Truppen im Feldzuge von 1806, S. 51.

schloß: „Ach, Herr General, es ist grausam schwer, einen guten Zopf zu machen.“ Es kam auch vor, daß bei einer Musterung ein unbärtiger Junge von Lieutenant aus Unkenntniß einen unrichtigen Zopfzollstab in Anwendung brachte und in Folge dessen die normalmäßige Zopflänge am Hinterkopf irgendeines unglücklichen Klaus oder Hans vermissend wüthend schrie: „Zwanzig Fuchtel dem Bauerlümmel von Kerl!“ Kerl und Bauerlümmel waren noch die mildesten der Schimpfwörter, womit Offiziere und Unteroffiziere ihre Untergebenen überschütteten. Die Exercirplätze widerhallten von wüsten Flüchen und die grausame Rohheit der Drillmeister machte dieselben zu wahren Folterplätzen für die Rekruten. Wohl hatte sich eine kräftige Tradition von altpreußischer Tapferkeit in dem Heer erhalten, aber trotzdem hieß also genährte, gekleidete und behandelte Truppen gegen napoleonische ins Feld führen nicht viel Anderes als mit nürnberger Blei-Soldaten gegen wirkliche streiten. Daß es sich so verhielt, verschuldete vornehmlich die Beschaffenheit des Offizierskorps, eine im Ganzen „wurmstichige Gesellschaft“. Je höher aufwärts, um so wurmstichiger, während unten die grasse Unwissenheit lastete und unten und oben gleichermaßen der Horribilikribrifax und Daradiridatumdarides grassirte. Allerdings war ein neues Geschlecht von Offizieren schon tüchtig herangewachsen oder wenigstens im Heranwachsen begriffen, Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Müffling, Rühle und Andere, die nachmals geschichtliche Zierden des preußischen Heeres wurden. Schon hatte auch der Erstgenannte die napoleonische Art der Kriegsführung begriffen und suchte auch Andern begreiflich zu machen, daß man einem Napoleon eben nur in napoleonischer Weise den Krieg machen könne. Aber nicht solche reformistische Einsicht, sondern der in Rang und Würden stehende Unverstand gab den Ton an und in den Händen von zwei phantastischen Tiftlern wie Phull und Massenbach, in den Händen von zwei Macks also, welche Schwabenland Preußen geliehen hatte, lag das, was man preußische Kriegswissenschaft zu nennen beliebte. Solche Menschen, aufgeblasene und unsichere Theoretiker ohne allen praktischen Blick und Schick und noch dazu ohne Muth, sollten den Feldzugsplan gegen Napoleon entwerfen und ins Werk setzen. Die Rangliste der preußischen Armee von 1806 ist geradezu eine Satire auf die Kriegskunst wie auf den gesunden Menschenverstand. Ein General unter 64 Jahren war da eine Seltenheit, alle höheren Generale zählten 70 Jahre und mehr, alle Stabsoffiziere standen zwischen 50 und 60 Jahren. Als eines Typus der preußischen Generalität von damals, so recht als eines Urbilds der Kamaschigkeit und junkerlichen Säbelrasselei mag des Generals von Rüchel erwähnt werden, welchen Clausewitz so

prächtig eine „aus lauter Altpreußenthum koncentrirte Säure" genannt hat. Dieser aufgeblasene Miles gloriosus, an welchem alle Erfahrungen der Revolutionskriege spurlos vorübergegangen, gab bei einer Parade zu Potsdam die märchenhafte Dummheit von sich: „Meine Herren, Generale, wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen." Als ihn ein einsichtiger junger Offizier, welcher die Beweglichkeit der französischen Armee kennen und bewundern gelernt hatte, auf die Unzweckmäßigkeit aufmerksam machte, daß bei der preußischen Infanterie auch die Subalternoffiziere ritten, wodurch, abgesehen von der taktischen Mißlichkeit dieser Einrichtung, bei jedem Bataillon ein Geschleppe von 50 Luxuspferden entstand, schnarrte der Herr von Rüchel: „Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß!" Dieser General war es auch, der den Uebermuth und die Brutalität, welche an den bürgerlichen Ständen auszulassen das preußische Offiziersjunkerthum als ein unantastbares Vorrecht ansah, stets und überall zur rohesten Erscheinung brachte, zu so rohester, daß sich schon aus den rüchel'schen Brutalitäten allein erklären läßt, wie es gekommen, daß beim Eintreffen der Hiobspost von Jena Bürger und Bauern da und dort händereibend sich zulachten: „Endlich mal haben die Junker gehörige Schmiere gekriegt!" Wo immer man die preußischen Heersachen von damals ansehen mag, allenthalben erblickt man Verknöcherung, Verrottung, Moder und Wurmfraß. Das Armee-Geräthe, das Fuhr-, Proviant- und Lazarethwesen dürftig und schwerfällig zugleich, ein ungeheurer Troß, Mangel an Nöthigem, Ueberfluß an Unnützem und Hinderlichem. Es wird in den Augen von Urtheilsfähigen dieses ganze Kriegswesen schon dadurch gekennzeichnet, daß im Herbst von 1806 ein Lieutenant vom Regiment Möllendorff sein Klavier mit ins Feld schleppte und der einundsiebzigjährige Generalissimus seine Maitresse, eine Französin, der man nachsagte, sie habe die Geheimnisse des Hauptquartiers an ihre Landsleute verrathen, was aber unwahr; denn es gab da im Grunde gar Nichts zu verrathen, was der Mühe gelohnt hätte. Im Uebrigen war Napoleon durch seine in Deutschland organisirte Polizei von den Vorgängen in Preußen genau unterrichtet und konnte deßhalb, während die Rüchel und andere Kamaschenknöpfe siegesgewiß mit den Säbeln rasselten, am 12. und 13. September aus Saint-Cloud, seiner Lieblingsresidenz, an seinen Bruder Joseph, welchem damals die Fra Diavolo, Sciabolone und andere bourbonische Briganti viel zu schaffen machten, nach Neapel schreiben: „Preußen macht lächerliche Rüstungen (arme d'une manière ridicule). Es wird bald wieder entwaffnen oder aber es theuer bezahlen. Binnen wenigen Tagen wird es entwaffnet

haben oder aber vernichtet sein" (sous peu de jours elle aura désarmé, ou elle sera écrasée [29]).

Nachdem man in Berlin einmal soweit gekommen, zu beschließen, nicht zu entwaffnen, traf man die Bestimmung, daß die sogenannte schlesische Armee unter dem Befehl des Fürsten von Hohenlohe durch Kursachsen, dessen Truppen sich mit ihr vereinigen würden, nach Thüringen rücken und dort mit der unter dem unmittelbaren Kommando des Generalissimus Herzog von Braunschweig stehenden Hauptarmee, welche der König ins Feld begleiten wollte, in Verbindung treten sollte, so zwar, daß das hohenlohe'sche Korps an der Saale den linken Flügel der zwischen Erfurt, Weimar und Gotha vereinigten Gesammtkriegsmacht bildete und den rechten das bis gen Eisenach hingedehnte Korps, welches Rüchel befehligte. Die Führung der Vorhut des Hauptheers sollte Blücher haben. Einstweilen zog er, im Hochsommer von 1806, die in Westphalen stehenden Truppen bei Osnabrück zusammen, von der Aussicht auf Krieg freudig erregt und fest entschlossen, auf die Franzosen, welche diese letzten Jahre her so zu sagen ihm unter der Nase so viele Ungebühr ungestraft hatten treiben dürfen, tüchtig einzuhauen. Diese Stimmung bezeugt ein Brief, welchen er am 14. August an den König richtete: — „Der Major von Rauch hat mich Ew. Königl. Majestät aller höchste befehle überbracht, ich werde es mich zur heiligsten Pflicht machen, sie aufs genaueste zu erfüllen . . . Die nachrichten so ich heutte erhalten bestimmen daß Vordringen der Francosen auf d. 25sten dieses, um diese Zeit bin ich mit die Truppen zusammen und fürchte ihre Ankunft nicht, übrigens versichre ich Ew. Königl. Majestät daß ich nichts übereiltes unternehmen und mich von zu großer begierde werde hinreißen lassen, auch aufs möglichste vermeiden werde, die Feindsehligkeitten anzufangen. Beginnen die Francosen solche, dan weiß ich waß ich Ew. Königl. Majestät aller höchsten Dienst, der Ehre der Truppen und meiner eigenen schuldig bin. Die Truppen so ich Commandire sind voller Muht, wie ich selbst Ew. Königl. Majestät mit Leib und Sehle ergeben. Um noch ein Cavallerie Regiment bitte ich aller untertänigst, bei einem nohtwendigen Rückzug bitet daß Terain verschidentlich die Gelegenheit dahr Cavallerie anzuwenden und ich werde michs angelegen sein lassen, Ew. Königl. Majestät Cavallerie bei der feindligen gleich in Respect zu

---

29) General Ludwig von Reiche, Memoiren, I, 141, 144, 145. Wallfahrt durch's Leben, II, 23, 31. Bischof Eylert, III, 63. Müffling a. a. O. 6, 14. Henckel v. Donnersmark a. a. O. 11, 42, 380, 396 fg. Jakobs, Personalien, 364 fg. Mémoires du r. Joseph, III, 196, 199.

bringen[30]." Einen Monat später, im September, finden wir diese husarische Freudigkeit bedeutend herabgestimmt. Keineswegs etwa aus Besorgniß vor dem äußern Feind, aber vor dem innern, d. h. vor der haugwitz'schen „Rotte", welche vom Kabinett aus alle Energie lähmte, während zu dieser Zeit die höchste Spannung derselben und ihre Richtung auf ein klar und fest ins Auge gefaßtes Ziel vonnöthen gewesen wäre. Von Rüchel hatte Blücher erfahren, daß der König, unfähig, von der haugwitz'schen Bande sich loszumachen, haltlos noch immer zwischen Krieg und Frieden schwankte, und in Beziehung hierauf schrieb er noch von Münster aus an den Genannten: „Alles mich so gütig zu gewante hat meine Sehle mit Innigsten Kummer erfühlt; gott wie weit ist es mit uns gekommen. Doch es ist noch nicht Alles verlohren, da wir wahrscheinlich den könig in unsre mitte sehen werden, er wird täglig, stündlig andre meinungen hören, als sie ihm bis ietzst von einer boßhafften Rotte niedere Faull thire vorgetragen worden, wird auch selbst eine andre ansicht bekommen, wenn er selbst laichter leben und entschlossen unter seine Menschen siht; es kan ihm doch nicht entgehen, welcher allgemeine haß und verfluchung die wenigen trifft, die ihm bißher teüschten und betrogen. Uebrigens bin ich fest entschlossen, mit die wenigen, die sich zu solchen Ehrerbittigen aber auch festen entschlossenen Maßregelln verbunden haben[31]), zu vereinigen, mit diesen Ehdlen menschen vor die erhalltung des Vaterlandes Freiheit und leben zum Opffer dahr zu bringen[32])." Es ist ein auffallender Umstand, daß gerade zu dieser Zeit die zwei kriegsmuthigsten Männer Preußens, Blücher und der Prinz Louis Ferdinand, banger Vorgefühle sich nicht entschlagen konnten. Der Prinz drückte das vermöge seiner höheren Bildung freilich anders aus, als der General in seinem Husarendeutsch gethan, indem er zu Anfang Septembers an den Konfusionarius Massenbach schrieb: „Der ganze Staat liegt an einem Uebel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Frieden, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungsform, kein Gouvernement. Friedrich der Zweite, der mit der Kraft seines allumfassenden Geistes durch sich selbst regierte, dem kein Zweig der Verwaltung unbekannt war, der über jeden derselben sich mit seinen Ministern unterhielt und bei dem seine Kabinettsräthe nur Werkzeuge seines Willens waren, hinterließ nicht seinen Nachfolgern jenen großen

30) Blücher-Papiere. (Archiv d. Generalstabs in Berlin.)
31) Es sind die weiter oben im Kapitel berührten Vorstellungen gemeint, welche Stein und später die Prinzen und einige Generale gemeinsam dem Könige machten.
32) Blücher-Papiere. (G. St. A.)

Geist, der alle Theile der Administration in einem gemeinsamen Brennpunkt vereinte, nur durch sich selbst wirkte und dem Staat das innere Leben gab, welches er sobald nach Friedrichs Tode verlor."

Kein Zweifel, das hieß den Nagel auf den Kopf treffen: der alte Fritz war nicht mehr da, mit seinem Krückstock die auf ihre Spitze gestellte Großmachtspyramide Preußen zu stützen. Prinz Louis war aber ebenfalls nicht der Mann dazu, auch wenn er unbedingte Vollmacht gehabt hätte, den altfritzigen Krückstock zu handhaben. Es war überhaupt kein Mann da, welcher fähig, die Pyramide aufrechtzuhalten. Die Junker freilich hatten keine Ahnung, daß das Preußen Friedrichs nicht mehr vorhanden sei. Sie nahmen die noch stehende Hülse unbedingt für den verlorengegangenen Kern. Ihr fortgesetztes Bramarbasiren roch nach Blödsinn. Da haselirte ein General: „Der Bonaparte verdient nicht einmal Korporal in der preußischen Armee zu sein." Dort sprachen Flaumbärte von Fähnrichen und Lieutenants, die noch nie einen Feind gesehen, mit Verachtung von Napoleons Soldaten: — „Sie haben noch keine Preußen vor sich gehabt. Ertönte nur einmal der Ruf ins Feld, so wäre der Sieg unser; ein leichter Sieg, wahrscheinlich allzu leicht, um ehrenvoll zu sein." Noch am 13. Oktober schnarrten preußische Offiziere zu Weimar vornehm: „Laß sie man rann uff de Plaine kommen! Mit diesenjenigten Sansculotten wollen wir schon fertig werden." Als ergötzliches Intermezzo in den Trubeln jener Tage mag hervorgehoben werden, daß der Göthe, der als weimarischer Verpflegungskommissarius ins preußische Hauptquartier gekommen war — „ein großer schöner Mann, der, stets im gestickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, durchaus nur den Minister sehen ließ" — in den Augen des altpreußischen Junkerthums eben auch nur ein „Kerl" gewesen ist. Ein alter dickbäuchiger Major, welcher mit seinem Bataillon in Weimar eingerückt war, vermehrte die Gesellschaft in einem Weinhause. Ein junger Offizier fragt ihn, ob er gut einquartiert sei. „Na nu, es geht an. Ich stehe bei einem gewissen Gothe oder Göthe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt." — „Ah, das ist gewiß der berühmte Göthe!" — „Das kann wohl sein. Ja, ja, na nu, das kann wohl sein. Ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben . . ." Die gedankenlose Menge ließ sich durch das junkerliche Geflunker von der Unbesiegbarkeit der Preußen bethören. Denkende Menschen — eine zu allen Zeiten spärlich gedeihende Species: „rari nantes in gurgite vasto" — und namentlich denkende Soldaten betrachteten das vom Westen herdrohende Gewitter freilich mit ganz anderen Gefühlen. Ein preußischer Rittmeister Kannacker, ein

exaltirter Franzosenfeind, welcher aus Verdruß über den herrschenden Kamaschengeist den Dienst aufgegeben hatte, sagte schon im Frühjahr von 1806 zu Leipzig in der Kastanienallee des großbose'schen Gartens zu einem Bekannten: „Möchte man nicht des Teufels werden, wenn man bedenkt, daß im Herbst die französischen Soldaten in dieser schönen Allee herumspazieren werden?" Als nach einem der „brillantesten" potsdamer Manöver ein Kamerad den Ingenieuroffizier Reiche fragte: „Zweifeln Sie jetzt noch, daß wir die Franzosen schlagen werden?" gab der Gefragte zur Antwort: „Nach dem, was ich heute gesehen habe, schlagen die Franzosen uns" — und als sich Reiche nach Beginn des Feldzugs in Magdeburg bei dem Oberst von Kleist, dem Generaladjutanten des Königs, meldete, sagte ihm dieser: „Mein Freund, soll ich Ihnen einen Rath geben, so lassen Sie ja nicht merken, daß wir könnten geschlagen werden. Meine Stimme dringt nicht durch. Man glaubt, wir brauchten uns nur blicken zu lassen, so gehen die Franzosen schon davon. Die Erfahrung hat uns nicht klüger gemacht." Der Mann, welcher der größte Kriegswissenschafter Preußens war, Heinrich Dietrich von Bülow, saß damals der stacheligen politischen und militärischen Kritik wegen, die er in einer Schrift über den Feldzug von 1805 geübt, in der berliner Hausvogtei gefangen. Als der Feldzug begonnen hatte, setzte er seinen Mitgefangenen auseinander, „daß und wie und warum die Preußen in ihrer Stellung zwischen Saale und Elbe unfehlbar geschlagen werden müßten." Aber das Wunderlichste kommt noch, nämlich, daß der preußische Generalissimus Herzog von Braunschweig, wenn nicht an der eigenen, so doch an der Unzulänglichkeit seiner Mittel und seiner Untergebenen verzweifelte. Er hatte — es klingt fabelhaft und ist doch von einem unanfechtbaren Augen- und Ohrenzeugen bestimmt bezeugt — „das Kommando nur angenommen, um dem Kriege auszuweichen." In Stunden, wo ihm, dem „die Begebenheiten ohnehin dergestalt über den Kopf gewachsen waren, daß er, weit entfernt, sie zu leiten, vielmehr von ihnen beherrscht wurde," seine Untergebenen die Galle aufgerührt hatten, indem sie „hinter seinem Rücken Dinge ausführten, mit denen er in keiner Weise einverstanden war," nannte er „den Fürsten von Hohenlohe einen schwachen und eiteln Mann, der sich von Massenbach regieren ließe, den General von Rüchel einen Fanfaron, den Feldmarschall von Möllendorff einen abgestumpften Greis, den General von Kalkreuth einen listigen Ränkeschneider und die Generale en seconde ordre talentlose Routiniers." Diesen Katalog beschloß er dann mit den Worten: „Und mit solchen Leuten soll man den Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon" — der bekanntlich „uns allen noch auf die Nase sch... pucken wird." Lucchesini

und Haugwitz waren des Herzogs „Hoffnungssterne“, weil sie ihn glauben machten, der Krieg könne noch vermieden werden. Als der aus Paris im königlichen Hauptquartier zu Naumburg angekommene Lucchesini — so dumm oder so schlecht war dieser Italiener, welchem Preußen die Vertretung seiner Interessen am napoleonischen Hofe anvertraut hatte — des Herzogs Frage nach Napoleons Absichten mit den Worten beantwortete: „Er wird niemals der Angreifer sein, niemals, niemals!“ zeigte Braunschweigs Gesicht den höchsten Ausdruck von Zufriedenheit[33]). Und doch lagen nur noch wenige Tage zwischen Naumburg und Auerstädt!

Unter solchen Vorbedeutungen begann der Feldzug[34]). Wohl tos'te Berlin von kriegerischer Wallung, wohl verstiegen sich Gensdarmenlieutenants zu so aberwitzigen Vorschlägen, wie der, einen Preis von 10,000 Thalern auf Napoleons Kopf zu setzen, wohl sprachen sogar Damen vom Franzosenbluttrinken, wohl wurde die ausmarschirende Armee mit einem Lied angesungen, worin das „Zertheilen des heranziehenden Ungewitters mit preußischen Kanonen“ zuversichtlich prophezeit war. Allein die leitenden oder leiten sollenden Kreise waren von derartiger Zuversicht weit entfernt und die politischen und militärischen Strategen wurden in ihrer Vielwisserei, Unschlüssigkeit und Verworrenheit wahrhaft dumm und immer dümmer, bis sie, im Angesicht des Feindes angelangt, zuletzt dem Bourgeois-Gentilhomme Molière's glichen, welcher zur Magd, d. h. zum gesunden Menschenverstand, sagte, als sie ihm mit ihrem Besen zu Leibe rückte: „Du greifst mich nicht nach den Regeln an, il faut que tu m'attaques ou de tiers ou de quart[35]).“ Die Nichteingeweihten freilich,

---

33) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, I, 369. H. D. v. Bülow, Militär. u. verm. Schriften, 27, 39. Jakobs, Personalien, 66 fg. Genast, Tagebuch e. a. Schauspielers, 23. Von der Marwitz, II, 11. C. v. Martens, Denkwürdigkeiten, 33. Justizrath Groß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren, 5. General v. Reiche, Mem. I, 141, 142. General v. Müffling, Aus m. Leben, 15, 16.

34) Einsichtige Leser werden nicht erwarten, daß ich hier und im Fortgang dieses Bandes in die Einzelheiten der kriegerischen Operationen, der Märsche, Schlachten, Belagerungen u. s. w. eintreten werde, was allerdings im 3. Bande eine mehr in meinem Stoffe liegende Nothwendigkeit sein wird. Es ist leicht zu begreifen, daß der vorliegende 2. Band, welcher sich die Aufgabe stellt, ein Gesammtbild der Zeit von 1800—1812 zu liefern, schon aus räumlichen Gründen in Betreff der militärisch-technischen Seite der Ereignisse sich beschränken muß, das Unumgängliche zu berühren.

35) Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 85. Karl v. Nostitz, Leben und Briefwechsel, 97. Allgemeine Zeitung v. 13. Sept. 1806, wo S. 1024

d. h. die von den Rathlosigkeiten und Verlegenheiten im Hauptquartier Nichtwissenden — wo beim Mangel an aller geschickten und verläßlichen Erkundung des Feindes erst am 9. Oktober allmälig die Gewißheit aufdämmerte, daß „die Absichten Napoleons feindlich seien“ — die Nichteingeweihten also wiegten sich noch immer auf ihren altfritzigen Chimären. Wenige Tage vor der furchtbaren Entscheidung, während im Hauptquartier zu Erfurt das Delirium tremens schon sporadisch grassirte, ließ sich zu Nieder-Rosla im Quartier des Herzogs Karl August von Weimar, der als preußischer General mit ins Feld zog, ein Offizier vom Generalstab desselben also heraus: „Bis jetzt hat der Feind keinen Schritt gethan, den wir ihm nicht vorgeschrieben. Unsere Operationen sind so kombinirt, unsere Korps so gestellt, daß der Feind überall abgeschnitten und in das strategische Netz getrieben ist. Napoleon ist so gewiß unser, als ob wir ihn schon in diesem Hut hätten.“ Sprach's und wies mit dem Finger in seinen Hut und viele der gläubigen Zuhörer erhoben sich auf den Zehen und guckten in den Hut hinein, als steckte der Bonaparte wirklich darin. Zu dieser Zeit hatte die preußische Hauptarmee in der Stärke von 70,000 Mann und unter dem unmittelbaren Befehl des Generalissimus Braunschweig zwischen Erfurt und Weimar Stellung genommen. Rüchel stand zwischen Eisenach und Gotha, Blücher zwischen Eisenach und Kreuzburg; Beide sollten sich aber ebenfalls gen Erfurt heranziehen. An der obern Saale bis Jena hinab breitete sich, die

---

das nachstehende von „einem preußischen Patrioten beim Ausmarsch der berliner Garnison gedichtete Lied“ aus der berliner Hofzeitung abgedruckt ist: —

Da ziehen sie in langen Reih'n
Zu Fuß und Roß, die tapfern Krieger;
Der Held darf nicht den Helden scheu'n,
Die gute Sache ruft den Sieger.

Nicht für den Ruhm, der nur zerstört,
Nicht für den Durst nach Land und Schätzen,
Nein, für den eignen stillen Herd
Sieht man den Waffenstahl sie wetzen.

Zurück! so rufen sie beherzt
Der Wolke zu, die immer weiter
Des Horizontes Mitte schwärzt;
Zurück, laß unsern Himmel heiter!

Blitzschwanger drohst du unsrer Saat,
Doch wisse, daß wir Friedrichs Land bewohnen.
Wenn sich ein Ungewitter naht,
Zertheilen es die Preußen mit Kanonen.

Vorhut bis Rudolstadt vorgeschoben, die zweite, über 50,000 Mann starke Armee unter den Befehlen Hohenlohe's aus. Die ganze preußisch-sächsische Streitmacht war über einen Längenraum von 18 Meilen hin verzettelt, weil die Auguren des Hauptquartiers noch fortwährend vom „Ueberflügeln" und „Umfassen" Napoleons orakelten, während derselbe die etliche Tausende von Vortruppen, welche unter Tauenzien bei Hof gestanden, am 7. Oktober schon zurückgedrängt hatte und sich anschickte, rasch durch das ihm pfiffiger Weise offen gelassene Loch zwischen der Saale und dem Erzgebirge zu Gewaltschlägen auf die Ueberflügler und Umfasser vorzubrechen.

Seiner allseitigen Ueberlegenheit bewußt, hatte er zum Voraus das Vollgefühl des Erfolgs, welchem er Worte lieh, die wieder schon stark nach dem Uebermuth des Kaiserwahnsinns schmeckten, immerhin jedoch unendlich berechtigter waren als die preußischen Windbeuteleien. Er schrieb am 18. und 20. September aus Saint-Cloud an seinen Bruder Joseph: „Es kann sein, daß binnen acht oder zehn Tagen der Handel mit Preußen beigelegt wird. Wenn nicht, werde ich die Preußen in den ersten Treffen dermaßen schlagen, daß binnen wenigen Tagen Alles zu Ende sein wird. Ihr braucht Euch gar nicht zu beunruhigen. Ihr werdet mit der Nachricht von meiner Ankunft bei der Armee und von dem Beginn der Feindseligkeiten zugleich die von meinen Erfolgen erhalten." Gegen seinen Bruder sprach er um diese Zeit auch Ansichten über Kriegskunst und Kriegsführung aus, die in ihrer lapidarischen Gedrängtheit und Bestimmtheit einen so charakteristischen Gegensatz zu den Schwarbeleien bilden, womit die Tiftler und Düftler im preußischen Hauptquartier die Zeit vergeudeten. („Tout l'art de la guerre consiste dans une defensive bien ordonnée et extrêmement circonspecte, et dans une offensive audacieuse et rapide." — „L'art de la guerre est de disposer les troupes de manière qu'elles soient partout à la fois." — „L'ennemi ne se place pas sans qu'on le reconnaisse; mais il ne faut pas calculer théoretiquement ce qu'on veut faire, puisque cela est subordonné à ce qu'a fait et fera l'ennemi.") Joseph genoß, beiläufig bemerkt, zu dieser Zeit noch das höchste Vertrauen des Imperators, in welchem, wie man mit einer gewissen melancholischen Befriedigung wahrnimmt, zu dieser Zeit der Despot den Menschen noch nicht ganz verdrängt hatte. Er hegte noch brüderliche Gefühle, die nachmals wie alles Edlere seiner Natur in den höher und höher schwellenden Wogen des Kaiserwahnsinns spurlos untergingen; ja, er konnte sogar noch zärtlich sein, im besten Sinne des Wortes. Viele seiner Briefe an seinen Stiefsohn Eugen, den er zum Vicekönig von Italien gemacht hatte, beweisen

das und wir fühlen uns menschlich angemuthet, wenn der Kaiser mitten unter den Arbeiten und Unternehmungen des Jahres 1806 Muße und Stimmung findet, an Eugen zu schreiben: „Es macht mich glücklich, wenn ich Gelegenheit finde, Euch Beweise von meiner Freundschaft zu geben. Nichts kann die Zuneigung erhöhen, die ich für Euch habe. Mein Herz kennt nichts Lieberes als Euch. Dies Gefühl ist unerschütterlich. So oft ich Euch Talent entwickeln sehe und Gutes von Euch höre, empfinde ich eine freudige Genugthuung." Es gewährt einen tiefen Einblick in das menschliche Wesen überhaupt und in das napoleonische im Besonderen, wenn man neben solchen Aeußerungen väterlicher Güte Herrscherworte voll Menschen- und Völkerverachtung von Napoleons Lippen fallen hört, wenn er z. B. in einem Schreiben an Eugen über seine Landsleute, die Italiener, dieses herbe Urtheil fällt: „Ihr thut Unrecht, wenn Ihr wähnt, die Italiener seien wie die Kinder. Es steckt böser Wille in ihnen. Laßt sie nicht vergessen, daß ich ihr Herr bin und thun und lassen kann, was ich will. Das ist nothwendig für alle Völker, ganz besonders aber für die Italiener, welche nur der Stimme des Befehls gehorchen. Ihr werdet von ihnen nur soweit geachtet werden als Ihr von ihnen gefürchtet seid, und sie werden Euch nur fürchten, sofern sie wahrnehmen, daß ihr treuloser und tückischer Charakter Euch bekannt ist. Im Uebrigen ist Euer System sehr einfach: der Kaiser will es!" . . . Am 25. September von Saint-Cloud abgereist, nahm Napoleon zu Mainz und Würzburg die Aufwartung seiner deutschen Satrapen entgegen. In Franken vereinigte er seine Heermassen, zu deren Unterhalt er nur die Bagatelle von 80,000 Francs mit über den Rhein gebracht hatte. Er wußte, daß vermöge der so zu sagen künstlerisch ausgebildeten Requisitionstechnik seine Soldaten in Feindesland nicht verhungern würden, während dagegen die preußischen, so schlau war das preußische Verpflegungswesen eingerichtet, in Freundesland Hunger litten. Um zu verstehen, wie sehr dieser Umstand nach der Katastrophe vom 14. Oktober zur völligen Auflösung der preußischen Armee beitragen mußte, braucht man sich bloß jene Szene zu vergegenwärtigen, die am Abend des 15. Oktobers zu Sömmerda stattfand. Hier nämlich versuchte der General von Kalkreuth mittelst eines Parolebefehls die auf dem Rückzug aus Rand und Band gegangene Ordnung wiederherzustellen und sagte darin unter Anderem: „Es soll den Truppen Brot ausgegeben werden, und wenn kein Brot da ist, soll ihnen der Brotgroschen gegeben werden." Da aber weder die Brotwagen noch Geld zum Brotkaufen vorhanden, so übersetzte der Prinz August von Preußen, der die Kolonne führte, den Befehl sehr richtig: „Gebt den Leuten Geld, das ihr nicht habt,

damit sie Brot kaufen, wo keins zu kaufen ist." In Bamberg angelangt, erhielt der Franzosenkaiser am 7. Oktober das preußische Ultimatum, welches, so Preußen nicht zum Kriege verschreiten sollte, forderte, daß der Bildung eines norddeutschen Bundes kein Hinderniß mehr entgegengestellt, daß die Festung Wesel an das Großherzogthum Berg, die drei westphälischen Abteien an Preußen zurückgegeben würden und Napoleon seine sämmtlichen Truppen unverzüglich aus Süddeutschland über den Rhein zurückzöge. Die Antwort Napoleons auf diesen „véritable délire de la Prusse" war ein übermüthig-höhnisches Auflachen in Form einer Proklamation an seine Soldaten und — „comme on dit qu'il y a une belle reine qui veut être témoin de combats", eine erste, noch ziemlich anständige Probe der zügellosen Schmähungen, womit der große Bülletinist später die Königin Luise bebülletinisirte — der Marschbefehl an seine Marschälle, welcher raschen Vollzug fand. Der französische Gewalthaufe in der Stärke von etwa 90,000 Mann drang demnach auf der leipziger Straße vor und die beiden Flügelkolonnen setzten sich gleichzeitig in Marsch, die linke auf Koburg, die rechte auf Hof gerichtet. Am Abend des 9. Oktobers war die Kolonne des Centrums, unter des Kaisers unmittelbarem Befehl, auf den Straßen von Auma, Neustadt und Pösneck angelangt und stand Bernadotte mit seinem Korps zu Oettersdorf, Davout zu Lobenstein, während die rechte Flügelkolonne unter Soult und Ney die Gegend von Hof und Münchberg, die linke unter Lannes und Augereau die Gegend von Rudolstadt erreicht hatte. Auf dieser Seite fiel, während Napoleon in seinem Hauptquartier zu Ebersdorf Erkundungen einzog und seinen Angriffsplan feststellte, der erste Schlag.

Es ist der Fluch der elenden deutschen Verhältnisse, daß nur beim seltensten Zusammentreffen einer Menge von glücklichen Umständen ein großartiger öffentlicher Charakter sich entwickeln kann. In dieser Jammerseligkeit von Staatsleben ohne nationalen Mittel- und Brennpunkt gedeihen nur die Mittelmäßigkeiten und allenfalls die Gauner, die Mucker und Ducker, die Fuchser und Druckser. Der arme Prinz Louis! Er hätte das Zeug gehabt, in England ein großer Parteiführer im Parlament, in Rußland eine Art von Suwarow oder wenigstens ein Potemkin, in Frankreich ein Stück Danton oder ein glänzender napoleonischer Marschall zu werden. In Deutschland brachte er es nur zum Gensdarmenoffizier mit genialem Anstrich. Der preußische Alkibiades hatte ein Herz und liebte sein Vaterland. Oft hatte er im rahel'schen Kreise gesagt: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht. Wenn wir solch' Unglück haben, sterb' ich" — und bevor er nach Jena ging und von da nach

Rudolstadt, um den Befehl über die hohenlohe'sche Vorhut zu übernehmen, hatte er am 11. September von Leipzig aus an die Freundin geschrieben: „Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei Avantgarde-Chefs gehabt, des Generals Blücher, des Generals Rüchel und mir. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben. Es soll so sein! Was ist dieses erbärmliche Leben? Nichts, auch gar Nichts. Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unseren Herzen. So muß es in diesem Zeitalter sein, denn es erstarben auch alle menschenbeglückenden Ideen. Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt, warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!" In solcher vorweggenommener Byron-Stimmung ging der Prinz am 10. Oktober in das Gefecht von Saalfeld, welches ein halbwegs guter General vermieden haben würde, weil der Gegner, Marschall Lannes, so überlegene Streitkräfte entwickelte, daß von einem ausreichenden Widerstande gar keine Rede sein konnte. Der Prinz aber, mehr Soldat als General, nahm das Gefecht an, weil er — so wird bezeugt — wähnend, dem brausenden Reitermuth sei Nichts unmöglich, um jeden Preis dem Feinde einen ersten Schlag versetzen wollte, in dem guten Glauben, Oestreich könne durch irgend einen erheblichen Erfolg der preußischen Waffen zum Losschlagen gegen Napoleon vermocht werden; oder aber, weil er — so ist mit Grund zu vermuthen — durch das, was er in den Hauptquartieren zu Erfurt, Weimar und Jena gesehen und gehört, zu der verzweiflungsvollen Ueberzeugung gebracht worden, es sei Zeit, den „Fall seines Landes" nicht zu überleben. Heldisch bemüht, seine vor dem übermächtigen Feinde weichenden Truppen wieder zum Stehen zu bringen, erhielt er im dichtesten Handgemenge erst einen Säbelhieb in den Hinterkopf, dann einen Degenstoß durch die Brust. Sein nach verlorenem Treffen auf der Walstatt nackt gefundener Leichnam zeigte dreizehn Hieb- und Stoßwunden. Als man dem Marschall Lannes des Prinzen Tod meldete, sagte er: „Diable, voilà qui est bon; cela fera une sensation à l'armée [36]."

---

36) Schladen, Tagebuch, 2. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg, 2. A. I, 122. Mém. du r. Joseph, III, 208, 211; II, 408, 433; V, 105. Mémoires et Correspondance pol. et mil. du Prince

Ja, wohl machte es Sensation, aber mehr in der preußischen als in der französischen Armee. In Wahrheit, die Hiobspost von Saalfeld war eine Bombe, so wuchtig auf die Eiterbeule der preußischen Heerzustände niederfallend, daß die Beule platzte. Denn so darf man doch wohl sagen, wenn die Auflösung der Armee von innen heraus schon so weit vorgeschritten war, daß am 11. Oktober im Hauptquartier zu Weimar eine Deputation von Offizieren beim General Kalkreuth erschien, um denselben zu beschwören, das Oberkommando an sich zu nehmen. Denn „die Krone des Königs stände in Gefahr, wenn der Herzog von Braunschweig noch länger den Oberbefehl behielte, weil derselbe weder wüßte, was er thäte, noch was er wollte, weder wo er ginge, noch wo er stände, und, um die Verwirrung auf's Aeußerste zu bringen, sich mit dem Oberst Scharnhorst überworfen habe." In denselben Stunden erfuhr Napoleon zu Auma, daß die Hauptmacht der Preußen noch auf dem linken Saalufer bei Erfurt sich befände, und kam zu dem Schluß, die feindlichen Streitkräfte würden sich hinter der Saale oder Ilm zusammenziehen. Seinen hierauf berechneten Angriffsbestimmungen zufolge vollzog die gesammte französische Armee eine Linksschwenkung, so daß das Centrum, mit Ausnahme der Kaisergarde, mit welcher Napoleon auf Gera marschirte, zum linken Flügel und der bisherige linke Flügel zum Centrum wurde. In Folge dieses strategischen Schachzugs wurden die „Ueberflügler" in spe zu Ueberflügelten in re, waren die Preußen von ihren Stammlanden abgeschnitten und lagen die Straßen nach Dresden und Berlin den Franzosen offen. Diese standen nun — der Kaiser mit den Garden, die Korps von Ney, Bernadotte, Soult und Davout, ferner Murat mit der Reservekavallerie, wozu noch Lannes und Augereau von Saalfeld her stießen — auf dem rechten Saalufer, in der Stärke von 150,000 Mann, also mit überlegener Macht, zu einem Entscheidungsschlag bereit, während das Hauptheer der Preußen bei Weimar nicht wußte, wo ein oder aus, das Nebenheer unter Hohenlohe um Jena her tastete, das rüchel'sche Korps bei Bechstädt stand, und das des Herzogs von Weimar im thüringer Gebirge steckte, alle vereinzelt, ohne gesicherte Verbindung unter einander, brüchige, bröckelnde Theile einer auseinanderfallenden Maschine, deren Zusammenstoß mit der napoleonischen, wo Alles klappte und in einander griff, erbarmungswürdig

---

Eugène, publ. par Du Casse, I, 220. Bignon, l. c. VI, 35. Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 250, Anmerkg. Varnhagen, Galerie v. Bildn. a. Rahels Umgang, I, 291, 299. Rühle v. Lilienstern a. a. O. 82. Nostitz, Leben und Briefwechsel, 103—5. Adami, Königin Luise, 3. A. 219.

sein mußte. Wenn im preußischen Hauptquartier noch ein Funke von Verstand vorhanden oder wenigstens in Geltung gewesen wäre, so hätte man sich Angesichts der Sachlage augenblicklich entschließen müssen, das Einzige zu thun, was man noch mit Aussicht auf Erfolg thun konnte, nämlich, ohne eine Schlacht zu liefern, mit der ganzen Armee von Weimar und Jena aus einen geordneten Rückzug nach Magdeburg anzutreten, um von dort die Oder zu gewinnen und den Russen Zeit zu lassen, heranzukommen. Dadurch wäre nicht nur die Möglichkeit gegeben gewesen, die numerische Ungleichheit der Streitkräfte auszugleichen, sondern auch die weitere, schon jetzt eine Strategie in Anwendung zu bringen, an welcher später, i. J. 1812, selbst der Genius Napoleons erlahmte.

Man muß Braunschweig die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß ihm dieser Ausweg vorschwebte; aber von bestimmter Fassung und fester Durchführung eines Gedankens war ja auf preußischer Seite keine Rede mehr, seit die vor etlichen Tagen oder Stunden sogar noch tiefverachteten Franzosen so wenig Umstände machten, seit „diesejenigten Sansculotten“ frischweg „rann uff de Plaine“ kamen. Als endlich kein Zweifel mehr möglich, daß der Feind durch das Saalthal herandringe, und man in östlicher Richtung bereits überflügelt sei, kam man in Weimar zu dem Entschluß, sich mit dem Gewalthaufen gegen die Unstrut hin in Marsch zu setzen, um zwischen der Saale und Elbe ein geeignetes Schlachtfeld zu suchen. Während dieses ihres Linksabmarsches sollte die Flanke der Hauptarmee durch Hohenlohe gedeckt werden, der deßhalb bei Jena stehen bleiben mußte. Allein Napoleon hatte dafür gesorgt, daß die Preußen das gesuchte „geeignete“ Schlachtfeld nicht erreichten. Die Hauptarmee, am Abend des 13. Oktobers von Weimar aufgebrochen — Blücher als Vorhutführer mit seinem Husarenregiment voran — gelangte nur bis Auerstädt. Davout war ihr in Besetzung des kösener Passes zuvorgekommen, hatte die Höhen auf dem linken Ufer der Saale mit seinen Truppen garnirt und eine seiner Divisionen auf der Hochfläche bis Hassenhausen vorgeschoben. Am Morgen des 14. Oktobers entspann sich hier die Schlacht von Auerstädt und zu gleicher Zeit, in der Entfernung von vier Stunden, die Schlacht von Jena. Diese Stadt war Tags zuvor von den Franzosen besetzt worden und sie hatten auch, ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, die steilen Ränder der Hochebene erklettert, welche sich nördlich von Jena ausbreitet. Der Pastor Putsche aus Wenigenjena hatte ihnen, durch Todesandrohungen gezwungen, die Wege und Stege durch die gewundenen Schluchten des Rauthals weisen müssen. Napoleon traf an demselben Tage ein, und

weil er die Hauptmasse der Preußen hinter Jena zu finden erwartete, hatte er überlegene Streitkräfte auf diesen Punkt hergelenkt. Bei Jena focht demnach das aus Preußen und Sachsen bestehende Heer Hohenlohe's ungeschickt und unglücklich gegen eine sehr beträchtliche feindliche Uebermacht; bei Auerstädt schlugen sich die Preußen noch ungeschickter und unglücklicher gegen eine sehr beträchtliche Minderzahl und konnten zu ihrer Entschuldigung nur etwa anführen, daß gleich einer der ersten feindlichen Gewehrschüsse dem im Nebel zur Erkundung des Feindes vorgerittenen Herzog von Braunschweig beide Augen wegputzte und der also verwundete Obergeneral das Geheimniß seines Schlachtplans, wenn er nämlich überhaupt einen hatte, mit auf seine jammervolle Flucht nahm, um denselben mit Allem, was vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand noch geblieben, in seinem ruhmlosen Grabe zu Ottensen zu verbergen. Zu derselben Stunde, wo bei Auerstädt der preußische Generalissimus tödtlich verwundet wurde, warf Napoleon bei Jena seine Divisionen aus dem Saalethal auf die Hochebene hinauf, nachdem er bei Tagesanbruch die Soldaten angeredet und ein enthusiastisches „En avant!“ zur Antwort erhalten hatte.

Einer der bedeutendsten Kriegskünstler der napoleonischen Zeit, Prinz Eugen von Würtemberg, hat das Facit der Doppelschlacht von Auerstädt-Jena so gezogen: — „Die Verwundung des Herzogs von Braunschweig störte jede Disposition und die Rathlosigkeit der übrigen Führer jeden ferneren Zusammenhang in einem ohnehin keinem recht bestimmten Vorhaben entsprechenden Unternehmen. Einzeln schritt man zum Angriff und einzeln wurde man zurückgeworfen. Man hatte es, ohne dies zu wissen, nur mit dem Korps des Marschalls Davout allein zu thun und diesem war bei der Sache gar nicht wohl zu Muthe. Endlich faßte er den Entschluß, eine seiner Divisionen den Preußen in die linke Flanke zu senden. Diese Maßregel imponirte und man schritt zum Rückzuge. Erst durch diesen löste sich in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober die militärische Haltung der Armee auf, da die Flüchtlinge von Jena sich mit den Retirirenden von Auerstädt kreuzten. Die Niederlage bei letzterem Orte beruhte auf Illusion; die Auflösung wurde aber positiv und dem unwillkürlichen Instinkt nachgebend, in der dem Feinde entgegengesetztesten Richtung abzuziehen, geriethen die Truppen des Hauptkorps über Weimar nach Erfurt, wohin auch die mehr rechts im thüringer Gebirge gestandenen Abtheilungen des Generals Tauenzien und des Herzogs von Weimar sich zogen. Als nun der Feind Erfurt erreichte, kapitulirte darin eine durch Flüchtlinge bedeutend verstärkte Garnison, was auf die noch außerhalb befindlichen Heerscharen sehr erschüt-

ternd wirkte, und nun floh Alles nach Magdeburg, wohin man früher marschiren konnte."

Aber wir müssen es über uns bringen, noch etliche Augenblicke auf den beiden unseligen Schlachtfeldern zu verweilen. Denn ohne Auerstädt-Jena versteht man die Katzbach, Dennewitz, Leipzig, Paris, Ligny und Waterloo nicht, — versteht man nicht, welche Arbeit, welches Verdienst es gewesen ist, die Preußen von 1806, trotz einem Friedrich Wilhelm dem Dritten, zu den Preußen von 1813 zu machen, — versteht man endlich auch nicht die von da ab rasend rasche Steigerung des napoleonischen Kaiserwahnsinns. Von dem Tag an, wo es ihm so leicht geworden, binnen wenigen Stunden die Monarchie Friedrichs des Großen in den Herbstkoth von Auerstädt-Jena zu stampfen, mußte dieser Mann Nichts mehr für unmöglich und seinen Ausspruch: „Unmöglich? Das ist ein Narrenwort!" — für eine Wahrheit halten. Von Auerstädt-Jena weg rannte er mit wenigen Sturmschritten zur Skalahöhe seines Glückes hinan, welche Erfurt heißt. Vom 14. Oktober 1806 ab ward seine Menschen und Völker verachtende Vermessenheit zur Besessenheit, welche ihm die Fata Morgana der Weltherrschaft, den Weltreichstraum zu einer Wirklichkeit umlog, welche binnen wenigen Jahren ihm gehören müsse.

Wie Alles auf preußischer Seite auf den nebeligen Walstätten von Auerstädt und Jena nebelhaft erscheint, so tritt auch die Thätigkeit unseres Gebhart Lebrecht an diesem Unheilstage nicht so scharfumrissen hervor, wie zu wünschen wäre. Wir hören nur und wissen daher auch nur weiterzusagen, daß er sich bei Auerstädt als wackerer Reiterführer gebärdete, daß er beim Beginn der Schlacht mit 25 Schwadronen zwischen den Dörfern Poppel und Tauchwitz auf die Franzosen einbrach, daß aber dieser Kavalleriestoß, wie ein später gegen den rechten Flügel des Feindes bei Bunscherau unternommener, wobei dem General das Pferd unterm Leibe erschossen ward, an den standhaften Vierecken der französischen Infanterie sich gebrochen hat. Ferner, daß, als beim Erscheinen einer feindlichen Division auf der linken Flanke der Preußen der Tag unerhört voreilig verloren gegeben wurde, Blücher in höchster Erbitterung hierüber im Gewühl den König aufsuchte, ihm zu sagen, daß ja noch ganze Abtheilungen preußischer Truppen unberührt und schlagfertig seien, und zugleich um die Ermächtigung nachzusuchen, mit der gesammten Reiterei sofort einen Versuch machen zu dürfen, das Schicksal des Tages wiederherzustellen. Friedrich Wilhelm, der sich in der Schlacht als ein furchtloser Mann benommen, hatte entfernt nicht das Zeug, eine Armee zu befehligen und gar vollends inmitten eines solchen

Tumults den Heerbefehl rasch und entschieden zur Hand zu nehmen. Er folgte Diesem, er folgte Jenem und leider war, wie es scheint, unter seinen Rathgebern in dieser kritischen Stunde nur ein Blücher. Dieser erhielt zwar die erbetene Erlaubniß, aber er kam, obgleich in vollem Galopp zu seinen Reitern gerannt, nicht mehr dazu, sie abermals vorzuführen, weil zuvor Gegenbefehl vom König einlief, welcher, in dem verhängnißvollen Wahn, es mit der ganzen Macht Napoleons zu thun zu haben, nur noch im Rückzuge Heil sah. Blücher deckte selben mit der Reiterei. Wie sehr Friedrich Wilhelm von dem berührten Wahn beherrscht war, verräth der Umstand, daß er, obschon die Verfolgung Seitens der Franzosen anfänglich nur ganz lässig betrieben wurde, bei der Ankunft in Sömmerda zu seinem Reitergeneral sagte: „Blücher, wir können einander Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind."

Die Verwirrung bei Auerstädt muß gränzenlos gewesen sein. Selbst hellsichtige und besonnene Männer, welche mitdabeigewesen, haben darum nur ganz dürftige und wirre Erinnerungen aus der Schlacht mitgenommen. „Es war — meldet so Einer — ein Nebel, daß man nicht zehn Schritte vor sich sehen konnte. Der Feind, von dem man nur erfahren, daß er bei Hassenhausen bivouakire, sollte angegriffen werden, und da links abmarschirt war, sollten die Truppen sich allmälig rechts in Linie setzen. Kaum begann dies mit der Brigade des Generals von Schmettau, so kam das Regiment Königin-Dragoner en debandade zurück; es war geworfen worden. Die Reservekavallerie, welche General Kalkreuth kommandirte, setzte sich in Marsch. Wir marschirten durch den Predigergarten und formirten uns in Linie. Wir zogen uns erst ganz links, mußten dann rechtsum machen und die zwei Gräben der Chaussee von Auerstädt nach Naumburg überspringen, so daß wir auf einer Höhe zu stehen kamen. Hier blieben wir lange halten, Garde du Corps, Gensdarmen, Kürassiere. Plötzlich wurden wir vorgeholt, gingen in Linie vor und sollten ein großes Quarré attakiren, was nicht glückte. Warum, weiß ich nicht. Es ist wahr, wir bekamen die ganze Salve der Infanterie, sie that uns aber nicht viel. Unwillkürlich machte aber Alles linksum und es war ein wahres Spießruthenlaufen vor dem Quarré. Auf einmal hieß es, die Bataille sei verloren und die Kavallerie sollte die Arrièregarde machen." Ein anderes auerstädter Nebelbild: — „Unser Kürassierregiment hatte sich (nach der ersten mißlungenen Attake) wieder ziemlich geordnet, und da mir ein abermaliger Angriff auf die feindliche, uns gegenüber haltende Kavallerie unerläßlich schien, ritt ich hin, um Etwas darüber zu erfahren, fand es aber dort jämmerlich bestellt. Der General war blessirt zurückgeritten, der Kommandeur Oberst Kl. aber

nicht zu finden. Oberst R., in der peinlichsten Verlegenheit und Unentschlossenheit, was zu thun sei, ritt hin und her, fragte Diesen und Jenen und faßte auf Zureden wohl einmal ein Herz, um: „Marsch, vorwärts!“ zu kommandiren, aber mit solcher Unsicherheit, daß man gleich merkte, wie es ihm kein rechter Ernst war, und Niemand sich deßhalb berufen fühlte, Folge zu leisten, während Major M. seine Unfähigkeit unter erkünsteltem ironischen Lächeln zu verbergen suchte und that, als wisse er wohl, was geschehen müßte, wenn er nur dürfte. Major S. hatte den besten Willen und empfand den tiefsten Schmerz über diese Zustände, wagte es aber nicht, seine untergeordnete Autorität geltend zu machen. Daß die Befehle, was geschehen sollte, von Oben kommen müßten, diente Allen zum Vorwande, sich bis dahin ruhig zu verhalten; von Oben aber erfolgten keine Befehle.“ Auf der Hochebene von Jena nebelte es gerade so. „Es war eine Lücke in der Infanterie entstanden, sie mußte deßhalb rechts schließen und Fürst Hohenlohe — dessen Adjutant von der Marwitz hier spricht — befahl, daß die Reiterei folgen sollte. Das Regiment Gettkandt Husaren, welches seit dem siebenjährigen Kriege einen gerechten Ruf behauptet hatte, hielt im Kanonenfeuer, als ich obigen Befehl überbrachte. Oberst Heugel, der Kommandeur, fragte ängstlich, ob er sich nicht aus diesem gewaltigen Feuer zurückziehen solle, und hatte eigentlich recht; denn es wäre besser gewesen, wenn das Regiment nicht so exponirt hielt. Indessen war es schon gefährlich, das Wort „zurück“ nur auszusprechen, und mir blieb daher Nichts übrig als den überbrachten Befehl zu wiederholen. Der Oberst war so außer Fassung, daß er fragte: Wie soll ich es denn machen? — Sie kommandiren mit Vieren rechtsum und marschiren, bis Sie wieder an die Infanterie heran sind. — Gut, gut; sagen Sie mir nur immer, wie ich kommandiren soll: ich will es ja gern thun. Er kommandirte und das Regiment zog sich rechts. Jetzt ist es Zeit, Front zu machen, sagt' ich. — Ja, ja; aber nach welcher Seite? — Heiliger Gott, dahin, wo der Feind steht und wo die Kugeln herkommen.“ Fürwahr, es wäre zu schmachvoll für den deutschen Namen, wenn aus diesem Nebeldüster nicht auch da und dort ein Lichtbild hervorträte. Der Fähnrich Eberhard, ein kaum dem Knabenalter entwachsener Offizier, brachte bei Vierzehnheiligen ein Bataillon vom fliehenden Regiment Sanitz wieder zum Stehen. Als Ordonnanz zum Fürsten Hohenlohe kommandirt, jagt er auf den mit der Fahne fliehenden Junker zu: — „Was, du bist auch so ein Hundsfott, daß du mit der Fahne davonläufst? Pfui, schäme dich!“ Spricht's, entreißt dem Feigling das Banner, pflanzt es neben seinem kleinen Pferd in den Boden und ruft: „Hier, Kameraden, hier ist eure Fahne! Lauft nicht

wie die Schurken, kommt her, sammelt euch um mich und zeigt, daß ihr Preußen seid!" Mitten unter Tausenden von Flüchtlingen, unablässig vom Feinde angegriffen und niemals erschüttert, ging das sächsische Grenadierbataillon „Aus dem Winckel" vollkommen geordnet, „in mäßigem Schritt und mit klingendem Spiele zurück. In einem offenen Quarré bot es dem Feinde die Spitze, so oft er ihm nahe kam, und weder das vielfach wiederholte Anreiten seiner Kavallerie noch die Kugeln der Tirailleure erschütterten diese tapferen Leute. Sobald das Bataillon Luft hatte, ward Trupp geschlagen und es zog mit Musik wie auf dem Exercirplatz ab; kam der Feind wieder heran, ein Wirbel, und Alles stand schlagfertig." Aber solche vereinzelte Lichtblicke verquellen rasch wieder in diesem dicken Nebel vom 14. Oktober 1806, welcher nicht etwa nur preußischen Generalen und Obersten auf den Schlachtfeldern von Auerstädt und Jena den Sieg verbirgt, sondern dort unten in der alten Universitätsstadt an der Saale einem deutschen Wolkenkuckuksheimer die ganze Welt. Georg Friedrich Wilhelm Hegel hat unter dem Kanonendonner von Jena seine „Phänomenologie des Geistes" vollendet und eilt — was kümmern den Mann der Idee die Phänomene der Wirklichkeit? was geht den Bürger von Wolkenkuckuksheim das deutsche Vaterland an? — ja, er eilt, sein Manuskript seinem Verleger zu bringen, als ihn französische Soldaten auf der Straße aufhalten, ihm ad oculos demonstrirend, daß es im Menschenleben Augenblicke gebe, wo nicht alles „Wirkliche schlechthin vernünftig" sei. Freilich, in ihrer Art waren die französischen Voltigeurs auch vernünftig, sehr vernünftig. Als sie gestern einem Kollegen unseres Philosophen, dem ehrwürdigen Griesbach, das Haus ausplünderten, bewiesen sie das. „Ich empfing sie vollkommen gelassen und freundlich — meldet der gute Theologe — und demonstrirte ihnen, ich sei ein Gelehrter und die große Nation führe nicht mit den Wissenschaften und den Dienern derselben Krieg, sondern schütze beide. Unterdessen holten sie mir und dem alten D. Uhr und Börse und dem armen W., obgleich ich schrie, er sei ein unglücklicher Blinder, worauf ich zur Antwort erhielt, aber sie seien clairvoyans — seine wenige Baarschaft aus der Tasche und setzten mir auseinander, ihr métier sei, de faire la guerre, und das könne man nicht umsonst thun[37])."

---

37) Höpfner, I, 310. Klopfleisch, Die Schlacht bei Jena, 132 fg. Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 90. Adami, 237. Henckel v. Donnersmark, 45 fg. General A. L. v. Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807, S. 12. Von der Marwitz, II, 27, 30, 33. Gans im Nekrolog Hegels, angef. bei Michelet, Gesch. d. Philosophie v. Kant b. Hegel, II, 615.

Ja, die Sieger machten keine Umstände und thaten ihr Metier nicht umsonst. Am allerwenigsten der Oberste der Sieger. Wenige Tage nach der Doppelschlacht erklärte er laut, jeder neue Erfolg würde die Härte der Bedingungen steigern, die er Preußen auferlegen wolle, und die Kehrseite zu solchem Uebermuthe bildete der Kleinmuth in der Umgebung Friedrich Wilhelms, wo, wie uns ein Eingeweihter sagt, alle Personen von Einfluß dem Könige riethen, ohne weiteren Widerstand allen, selbst den härtesten Bedingungen Frankreichs sich zu unterwerfen. Das napoleonische Blitz- und Donnerwort „Ecraser" flog nach Auerstädt-Jena nur so in Deutschland umher. „Das Haus Hessen-Kassel hat zu regieren aufgehört! Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren!" An andern „Häusern" streifte der Blitz bedrohlich nahe vorbei. So am sachsen-weimar'schen. Am Abend des Unglücksdienstags von Jena saß Göthe in seinem Hause zu Weimar bei Tische, bis der näher und näher kommende Kanonendonner ihn aufscheuchte. Er ging in den Garten hinunter, als der ungeheure Wirrwar des preußischen Rückzugs, nein, der wildesten Flucht an der Mauer desselben hinras'te, — ein wüthendes Gewühl aller Waffengattungen, Geschütze, Munitions- und Bagagewagen, Reiter zu Fuß und Infanteristen zu zwei und drei auf einem Pferde. Als es zu dunkeln begann, streiften französische Chasseurs schon durch alle Straßen. Trommeln und Pickelflöten kündigten sodann den Einmarsch der ersten französischen Infanteriekolonne an, der sogenannten Löffelgarde, — „wilde, bärtige Kerle in langen schmutzigen Leinwandkitteln und dreieckigen Hüten mit einem Löffel darauf." In der Dämmerung sah man Göthe mit einem jungen französischen Husarenoffizier nach dem Schlosse gehen: es war ein Sohn seiner Jugendgeliebten Lili. Folgte dann die furchtbare weimarer Plünderungsnacht, welche der guten „quabbeligen" Christiane Vulpius gegründeten Anspruch gab, Frau Geheimräthin von Göthe zu werden; denn nur durch ihre entschlossene Dazwischenkunft wurde der Dichterkaiser in dieser Nacht den Fäusten französischer Marodeurs entrissen, die vom Weine erhitzt, in sein Schlafzimmer eingebrochen waren und dem Schöpfer des Faust in ihrer Weise das Kriegsrecht der großen Nation auslegten, die „stets an der Spitze der Civilisation marschirt." Am folgenden Tage, den 15. Oktober, zog Napoleon in Weimar ein. Die Herzogin Luise, in diesen schrecklichen Stunden den ganzen Adel ihres Herzens bewahrend, empfing mit der würdigen Fassung edelster Weiblichkeit oben an der Schloßtreppe den

Schreiben Griesbachs v. 7. November 1806, angef. bei Heyden, Galerie der. Frankfurter, 232.

Sieger. „Wer sind Sie, Madame?“ rasselte er sie an. . . „Ich beklage Sie, ich werde Ihren Gemahl vernichten! . . Man decke mir die Tafel in meinen Gemächern!“ Am folgenden Tage hatte er eine längere Unterredung mit der Herzogin. Anfangs noch im explodirend-napoleonischen Ton. „Um Ihrer willen, Madame, begnadige ich Ihren Mann, diesen Narren, welcher mich bekriegen zu können glaubt.“ Worauf die Fürstin bescheiden, aber mit Festigkeit: „Der Herzog, mein Gemahl, hat nur seine Pflicht als preußischer General gethan.“ Der, welcher „Nichts anbetete als die Gewalt,“ muß doch den Zauber empfunden haben, welcher so einer Frau innewohnt. Er stimmte seinen Ton beträchtlich herab, er spielte sogar so zu sagen den Frommen, indem er die Bemerkung hinwarf: „Croyez moi, Madame, il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis pas que l'instrument“ — und in seine Gemächer zurückgekehrt, sagte er zu Rapp: „Voilà une femme à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur.“

Und unaufgehalten und unaufhaltsam weiter ging der Siegeslauf des Gewaltigen und schon am 25. Oktober schrieb er aus Potsdam an Joseph: „Ich habe die preußische Monarchie vernichtet (écrasé); ich werde die Russen vernichten (j'écraserai), wenn sie herankommen, und ich fürchte die Oestreicher nicht.“ Er traf in den königlichen Schlössern Alles so, wie es die rechtmäßigen Besitzer verlassen. Die ungeheure Kopflosigkeit, welche dort herum grassirte, hatte es nicht einmal dazu gebracht, auch nur die Privatpapiere der königlichen Familie zu retten, und ermöglichte es Napoleon, mit roher Hand in den Briefschaften der Königin Luise zu wühlen. Im Arbeitszimmer Friedrichs des Großen zu Sanssouci hatte oder erkünstelte er eine Anwandlung von Ehrfurcht. „Messieurs, sagte er den Hut abnehmend zu seinem Gefolge, dieser Ort verdient unsere Achtung“ (c'est un endroit qui mérite notre respect). Aber er gab doch dem Eitelkeitskitzel nach, den Degen des großen Todten als Trophäe nach Paris zu senden, und wann die Preußen i. J. 1814 kommen werden, denselben zurückzufordern, wird es sich zeigen, daß ein Schattenkönig Jérôme westphälischen Andenkens die Ehrlosigkeit begangen hat, die theure Reliquie vernichten zu lassen. In einer der Nächte, welche Napoleon zu Charlottenburg zubrachte, wurde ihm übrigens sein Schlaf verdorben. Die göttliche Komödie der Weltgeschichte ermangelt ja zu keiner Zeit der komischen Zwischenspiele. Stand da nämlich im Speisezimmer Friedrich Wilhelms, hart neben dem Gemach, wo sein Besieger schlief, eine große Spieluhr, welche in vollem Chor geblasene Trompeterstücke täuschend nachahmte. Um Mitternacht „geht das Spektakel los, Trompeten ertönen durch das Schloß, die Dienerschaft,

die Adjutanten, Napoleon selbst fahren aus den Betten und Alle glauben an einen Ueberfall. Aber Alles ist wieder still und Niemand kann begreifen, wo alle die Trompeter geblieben sind. Es werden Posten ausgestellt, ein Theil der Diener und Adjutanten bleibt auf den Beinen und siehe, um 1 Uhr wieder derselbe Lärm und zwar in einem der Zimmer. Man stürzt hin und so wird denn die unschuldige Uhr überrascht, ehe noch der Schabernack zu Ende war." Napoleon „der Große", der „Ecraseur" der preußischen Monarchie, in dem Palast der ersten Königin von Preußen schlafend und von einer Spieluhr in Schrecken gejagt, — in der That „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas."

Am 24. Oktober rückten die ersten französischen Schaaren in Berlin ein, geführt von Davout, dem Sieger von Auerstädt, dem, wie wir wissen, ergebensten Sklaven seines Herrn, — für jetzt und für noch eine Handvoll Jahre. Denn es wird eine Zeit kommen, wo auch dieser Sklave sich empört, seine bis dahin gegen unterjochte Völker herausgekehrte Rauhheit und Rohheit gegen den bei Waterloo besiegten Unterjocher herauskehrt und, von Belial-Fouché gestachelt, so laut, daß es der in Malmaison zögernde und auf ein rückkehrendes Lächeln des Glückes harrende Entthronte hören muß, in Paris schreit: „Was, euer Bonaparte will nicht abreisen? Er muß uns von ihm befreien! Wenn er nicht geht, verhaft' ich ihn mit eigener Hand." ..... Die Franzosen wurden bei ihrem Einzug in der Hauptstadt Preußens mit düsterem Schweigen empfangen. Aber die Beamtenschaft stellte sich den Siegern unweigerlich zur Verfügung: sie war ja nur eine seellose Maschine, der es gleichgültig sein konnte, für wen sie arbeitete. Der Hiobspost von Auerstädt-Jena war ein Siegesgerücht vorangeflogen, wohl nur die Spiegelung selbstgefälliger Hoffnungen. Um so zerschmetternder traf der Schlag. Am Morgen des 18. Oktobers trat der „alte Heim", damals eine der originellsten und bekanntesten Figuren Berlins, in das Wohnzimmer einer angesehenen Bürgerfamilie. „Was bringen Sie Neues?" tönte dem Hausarzt bänglichfragend entgegen. „Verdammt Schlechtes! Die Schlacht ist verloren! Alles zum Teufel gelaufen!" Die Hausfrau erblaßte. Der Hausherr in äußerster Aufregung: „Ich glaubte, es sei noch Nichts entschieden; sie stehen, heißt es ja, einander gegenüber wie die Mauern." Dagegen der alte Heim: „Nein, nein, nein; sie sind davongelaufen wie die Hundsfötter. Es ist Alles verloren!" In den Straßen stumme, gedrückte, fahrige Bewegung. Die Begegnenden hielten einander an, eifrig, aber leise mitsammen sprechend. Das Gefühl der Trauer und Sorge allgemein. In der Behrenstraße, unter den Fenstern der Wohnung des Gouverneurs der Hauptstadt, des Ministers Grafen

Schulenburg-Kehnert, hatte sich eine dichte Volksmenge versammelt und wartete unter dumpfem Gemurmel auf Nachrichten. Der Herr Minister gab sie in Form eines Maueranschlags, in schulenburg-kehnert'schem Lapidarstyl: — „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hiezu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben ..." Die einziehenden Sieger von Auerstädt-Jena fanden eine „dumpfe, todtenartige Stille in den Straßen[38])." Aber für Solche, so Ohren hatten, zu hören, war in der Luft ein Schüttern und Krachen und Gellen, nicht vom Widerhall der französischen Marschtritte und Pickelflöten und Trommeln allein, sondern auch und dröhnender noch vom Zusammensturz des Junkerstaats Preußen und vom Hohnlachen eines Chors von Dämonen, welche über den Trümmern das klassische Schöpsgeblöke nachspotteten: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht."

Viertes Kapitel.

Blücher in Lübeck.

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß"... In diesen göthe'schen Klageschrei einer gequälten Seele ist die Königin Luise am 5. Dezember 1806 zu Ortelsburg ausgebrochen auf ihrer kläglichen Fluchtfahrt aus dem Hauptquartier zu Weimar über Berlin und Stettin nach Königsberg und Memel. Man kann dich beklagen, schöne und gute Königin, und doch der Meinung sein, daß es der Menschheit wohlbekäme, wenn Könige und Königinnen ihr Brot häufiger „mit Thränen" essen müßten, weil zu erwarten steht, daß sie dadurch veranlaßt würden, darüber nachzudenken, woher das Brot komme und was es heißen wolle, dasselbe herbeizuschaffen. Es steckt mehr Philosophie der Gesellschaft in einem richtig angesehenen Laibe Brot, als im ganzen Machiavelli, Montesquieu, Saint-Simon und Fourier. Königin Luise bekam unterwegs zwischen Weimar und Memel eine Ahnung davon. Sie hat auf dieser Schmerzensreise überhaupt Viel gelernt. Unter Anderem, wie wir erfahren

38) Höpfner, II, 385. Schladen, 20. Genast a. a. O. 26, 28. Viehoff, Göthe's Leben, IV, 211 fg. Kanzler Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13, S. 2, 4. Mém. du r. Joseph, III, 225. Von der Marwitz, I, 186. Quinet, Histoire de la campagne de 1815, liv. IV, chap. 9. Rellstab, Aus meinem Leben, I, 46, 47, 49.

werden, daß die hochgelobte „Monarchie Friedrichs des Großen“ im J. 1806 eben nur noch eine kernlose Hülse war, ein Golem, ein Spuk. Lernen und erkennen heißt aber besser werden. Königin Luise bestätigt den alten Satz, daß Unglück edle Naturen veredelt, während es gemeine vergemeinert. Leider machen die gemeinen die ungeheure Mehrzahl aus.

„Im Allgemeinen besitzen nur Edelleute Ehre und Ehrgefühl und deßhalb müssen, wo immer möglich, alle Offiziersstellen dem Adel vorbehalten werden.“ Ah, Philosoph von Sanssouci, si tacuisses... Der Satz hätte dir nicht entwischen sollen. Der Spätherbst von 1806 schrieb den Kommentar zu dieser Vollblutjunkerweisheit, denn „alle Schuld rächt sich auf Erden.“ Die Zeit war jetzt gekommen, wo die Herren, welche das Monopol militärischer Ehre zugetheilt erhalten hatten, dem alten Fritz ihren Dank abstatteten, und der Dank hieß: Kapituliren!... Wir müssen sie flüchtig mitanhören, diese widerliche, aber lehrreiche Kapitulationslitanei, in welche sich zum Glück da und dort ein anderer Ton einflicht, ein Ton von Mannhaftigkeit und Pflichtgefühl.

Am Morgen des 16. Oktobers übertrug Friedrich Wilhelm zu Sondershausen dem Fürsten von Hohenlohe den Befehl über die noch zusammenhaltenden Trümmer der preußischen Streitkräfte und machte sich dann gen Magdeburg, Berlin, Stettin und Königsberg auf. Der Rückzug der Armeereste sollte durch den Harz zur Elbe gehen. Der Nachtrab unter dem Kommando des Generals von Kalkreuth traf am Morgen des 17. Oktobers von Sömmerda ein. An der Spitze desselben marschirte der Bruder des Königs, Prinz August. Bei ihm war Blücher, dessen Reiterschar noch fest zusammenhielt. Unterwegs beim Defilée von Weißensee war man auf die französische Dragoner-Division Klein gestoßen, und obgleich dieselbe nur 800 Pferde zählte, lag der panische Schrecken von Auerstädt-Jena den Leuten so in den Gliedern, daß auch hier, ob zuerst von Kalkreuth ausgesprochen oder nicht, das Wort Kapitulation sich hören ließ. Prinz August jedoch sagte: „So lang' ich da bin, verbitt' ich mir, Etwas von Kapitulation zu hören. Was meinen Sie, Blücher? Ich denke, wenn man 12,000 Preußen bei sich hat, kann man sich wohl noch schlagen.“ — „Versteht sich. Nur mach' ich Ew. Kgl. Hoheit aufmerksam, daß Se. Majestät der König vor seiner Abreise von Sömmerda befohlen hat, beim Zusammentreffen mit den Franzosen die Feindseligkeiten nicht zuerst anzufangen, da er bei dem Bonaparte einen Waffenstillstand beantragt hat. Greifen die Franzosen an, so schlagen wir uns, das ist klar.“ Nicht ganz klar jedoch ist, wie bei dieser Gelegenheit mit dem General Klein — welchem deßhalb Napoleon „simplicité“ vorwarf — ein Waffenstillstand zuwegekam, demzufolge die

Preußen unangegriffen ihren Marsch nach Sondershausen fortsetzten. Der napoleonische Bülletinismus wirft dem General Blücher vor, daß er bei Weißensee die Franzosen mit derselben Münze bezahlt habe, womit ein Jahr zuvor Murat und Lannes an der Donaubrücke bei Wien den Fürsten Auersperg bestochen hatten, mit der Vorspiegelung eines Waffenstillstands nämlich. Diese Behauptung ist aber eben nur eine bülletinische. Gewiß dagegen ist, daß der herbeikommende Marschall Soult die Uebereinkunft Kleins mit den Preußen verwarf und daß diese ihren Rückzug, welchen Blücher deckte, unter dem Feuer der Franzosen in fester Haltung von Sondershausen gen Nordhausen richteten, wo der wüste Knäuel der flüchtigen Armee sich zusammenballte, um dann bei der Weiterflucht kläglich auseinanderzufahren.

Der siegreiche Imperator seinerseits konnte nur verachtungsvoll lächeln, als er das von Lucchesini ihm überbrachte Waffenstillstands- und Friedensgesuch des geschlagenen Preußenkönigs empfing. Hatte doch Haugwitz, der Entwerfer des Gesuchs, die Niederträchtigkeit begangen, seinen Gebieter in diesem Schreiben den Sieger unterthänig anschmeicheln zu lassen als den „premier capitaine de son siècle,“ als den Mann, welcher „a trop relévé la dignité des trônes par l'éclat de ses vertus.“ Die gebührende Antwort Napoleons war, daß er, um die geschlagenen Preußen zu vernichten, seine Soult, Ney und Murat auf die Fährte der fliehenden Heerestrümmer unter Hohenlohe hetzte und seine Lannes, Davout und Bernadotte auf Halle und Leipzig vorschob, um jene von der Rückzugslinie der Elbe abzuschneiden und Kursachsen von der Verbindung mit Preußen wegzuschrecken, was auch mit leichter Mühe gelang. Als die Hiobspost von Jena nach Dresden gelangte, bestürmten die Höflinge den Kurfürsten Friedrich August, nach Preußen zu fliehen, um nicht der Gefangene Napoleons zu werden. Aber der Italiener und Günstling, der Graf Marcolini, hatte die richtige Witterung. „Bleibt Sie da, Ihre Kurfürstlichen Durchlaucht! — schrie er zornig seinem Schwächling von Gebieter zu — kommt Napoleon, wird Sie Nichts thun.“ Er hatte recht; denn bekanntlich that Napoleon dem Kurfürsten weiter Nichts als daß er ihn zum Rheinbündler, zum König, zum Großherzog von Warschau, mit einem Wort, zu einem seiner Satrapen in Deutschland machte, der sich mit seinem Mitsatrapen Friedrich von Würtemberg um die Ehre stritt, wer von Beiden als der ergebenste Napoleonsknecht sich darstellen könnte [39a]).

39a) Aus dem Munde von Einem, der es nicht nur wissen konnte, sondern auch wissen mußte, aus dem Munde des Grafen von Senfft („Mémoires“, 1864).

Inzwischen war Hohenlohe durch den Harz nach Quedlinburg und von da nach Magdeburg gelangt. Von dort brach er am 21. Oktober nach der Oder auf, um hinter diesem Strome Schutz und Erholung zu suchen und die ersehnte Vereinigung mit den Russen zu bewerkstelligen. Denn an der Elbe war auf keinen Halt mehr zu hoffen, seit der ungeschickte Herzog Eugen von Würtemberg — ein von seinem gleichnamigen Sohne sehr verschiedener und sehr zu unterscheidender General — das unter seinem Befehle stehende preußische Reservekorps am 17. Oktober bei Halle vollständig hatte schlagen lassen. Blücher, durch die verkehrten Befehle Kalkreuths von Magdeburg abgedrängt, hatte mit seinen Reitern unter großen Strapazen einen Zug von 40 Geschützen glücklich durch den Harz gebracht und brachte denselben nach manchen Kreuz- und Querzügen bei Sandow auch über die Elbe. Am 24. Oktober wurde der General in das Hauptquartier Hohenlohe's zu Neustadt an der Dosse berufen. Der Fürst, von der französischen zwischen Elbe und Oder vorrückenden Macht schon gedrängt, aber doch lange nicht so gefährlich gedrängt, wie er und sein Generalquartiermeister Massenbach sich einbildeten, bot Blüchern an, den Befehl über sämmtliche noch vorhandene Reiterei zu übernehmen oder aber den Befehl über das der Niederlage bei Halle entronnene natzmer'sche Korps, welches die äußerste Nachhut bildete. Der General wählte die letztere Aufgabe, als die gefahrvollere, und erbat sich nur die Zugabe seines eigenen Husarenregiments. Hätte Hohenlohe selber so alle Nerven und Muskeln angestrengt, wie Blücher that, so würde er unzweifelhaft Stettin vor den Franzosen erreicht haben und der Schmach von Prenzlow entgangen sein. Unter unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen, häufig vom verfolgenden Feinde angegriffen, aber demselben trotz der äußersten Erschöpfung von Mann und Roß unverzagt die Stirne bietend, führte der Gebhart Lebrecht die weitzurückstehende Nachhut über Ganzer, Altruppin, Fürstenberg und Lychen zur Vereinigung mit dem Haupthaufen heran, die bei Prenzlow stattfinden sollte. Bei Menz und Lychen auf Flanke und Rücken durch die Truppen Bernadotte's heftig angefallen, wies er, an der Spitze seiner Husaren reitend, diese Angriffe zurück und gelangte am späten Abend des 28. Oktobers in die Gegend von Boitzenburg. Am

---

Minister Friedrich Augusts, erfahren wir, daß bei dem Geschäft der sächsischen Königmacherei für Schuft Talleyrand ein Trinkgeld von 1 Million abfiel. Derartige Trinkgelder hatten die getreuen Unterthanen der Könige von Napoleons Gnaden zu Dutzenden und wieder zu Dutzenden an besagten Oberschuft und dessen zahlreiche Unterschufte zu entrichten.

folgenden Tage von dort gen Prenzlow aufgebrochen, erfuhr er, was am vorhergehenden dort geschehen war. Hohenlohe hatte kapitulirt und sich mit 10,000 Mann Fußvolk und 1800 Reitern den Franzosen ergeben, verblüfft, verwirrt und eingeschüchtert durch die Fanfaronaden Murats, welcher dem Fürsten vorgaukelte, er, Murat, halte ihn mit 100,000 Mann umzingelt — („je vous donne ma parole d'honneur, que vous êtes cerné par cent mille hommes") — und außerdem rücke noch der Marschall Soult heran. Der Fürst versammelte die Oberoffiziere. „Meine Herren Generale, Brigadiere und Obersten, wer von Ihnen ein Mittel zu unserer Rettung weiß, der trete vor und theile es mit." Alle trauerten, Alle schwiegen, hin und wieder erhob sich ein leises Gemurmel, Niemand trat vor. „Mein Herr Oberst von Böhmken, ich sehe, Sie wollen Etwas sagen. Sagen Sie es, ich will Ihre Meinung im Voraus zu der meinigen machen. Ich verlange nichts Besseres als mich durchzuschlagen, ich habe lange genug gelebt." Oberst Böhmken zuckte die Achseln und schwieg. Als nun das entscheidende Wort „Kapitulation" von den Lippen des Fürsten kam, öffnete sich „unter Schluchzen und Verwünschungen der Kreis und die Offiziere eilten, die Schreckensnachricht ihren Untergebenen zu bringen. Jeder überließ sich laut dem Ausbruche der Leidenschaft und Verzweiflung. Die Soldaten weinten, fluchten, schimpften auf ihre Offiziere, warfen ihre Gewehre von sich und streuten die Patronen umher, während die Franzosen ihr triumphirendes „Vive l'empereur!" in das klägliche Wirrsal hineinschrieen."

Als Mack in Ulm kapitulirte, bestand einer der österreichischen Generale — Gyulai hieß der Edle — ängstlich darauf, daß die zur Waffenstreckung ausmarschirenden Soldaten Tempo und Linie des Parademarsches genau einhielten. Als Hohenlohe bei Prenzlow kapitulirte, tröstete sich mehr als ein preußischer General damit, daß es in der Kapitulation nicht hieß, die Waffen sollten gestreckt, sondern sie sollten „zusammengesetzt" werden. Man sieht, die Herren Blauröcke wollten den Herren Weißröcken in keiner Weise Etwas vorausgeben und die dualistische Dissonanz der deutschen Großmächte löste sich wenigstens zeitweilig auf in — die Harmonie der Dummheit. Es ist aber Pflicht des Geschichtschreibers, zu sagen, daß von allen den Schwachköpfigkeiten und Niederträchtigkeiten, welche in den für Deutschland so traurigen Jahren 1805 und 1806 begangen wurden, nur die wenigsten dem „gemeinen Mann" auf Rechnung zu setzen sind. Der vornehme Pöbel war es, welcher in dieser Prüfungszeit, im Kabinett und im Lager, seinen ganzen Unverstand, seine ganze moralische Verrottung, seine ganze Feigheit und Ehr-

losigkeit offenbarte. Daß namentlich der preußische Soldat, wo immer er Männer zu Führern hatte, trotz Auerstädt und Jena als tapferer und ausdauernder Krieger sich erwies, das bezeugt, was Blücher während des Rückzugs mit seinen Husaren und York mit seinen Jägern geleistet hat. Den York, welchem es vorbehalten war, an einem der verhängnißvollsten Wendepunkte der Weltgeschichte eine Entscheidungsthat zu thun, stellte das glänzende Gefecht, welches er zur Deckung des Elbübergangs der vom weimarer Herzog Karl August befehligten Truppen am 26. Oktober bei Altenzaun gegen die Franzosen bestand, in die erste Reihe der deutschen Kriegsmänner. Wenn es inmitten eines Chaos von Entmuthigung immer noch einzelne deutsche Kriegsmänner, ja sogar Kriegsfrauen gab, so war das eines der ersten leisen Symptome, daß mit dem Eintritt der tiefsten nationalen Demüthigung zugleich auch die Möglichkeit einer Wiedererhebung sich einstellte, weil der Nachweis geleistet wurde, daß doch noch Stoff zu Tüchtigem vorhanden sei. Einige jüngere Offiziere suchten mit Kühnheit und nicht ohne Glück nach dem Unglückstag von Auerstädt-Jena einen Guerillaskrieg gegen die Franzosen in Gang zu bringen. So der Lieutenant von Hellwig in Thüringen, die Lieutenants von Schill und von Blankenburg in Pommern, der Major von Görtz in Schlesien, allwo sich die Frau des Salzfaktors Bonin in Löwenberg als Patriotin und Kriegerin höchlich hervorthat. Sie rettete durch Geistesgegenwart und Tapferkeit öffentliches Geld und Gut vor und aus französischen Händen und focht in mehreren Reitergefechten tapfer mit. Ein tapferer Fechter, obzwar nicht mit Büchse und Säbel, war auch jener ungenannte Pastor im Dorf Bodenstede bei Stralsund, welcher im Winter von 1807 dem Marschall Mortier sein Leben als Sühnopfer darbot, um seine Gemeinde zu retten. Der Marschall hatte das Dorf zu verbrennen und die Gemeindevorsteher zu erschießen befohlen, weil die bodensteder Bauern gegen die Ungebühr, welche ein Trupp französischer Soldaten mit ihren Frauen und Töchtern treiben wollte, grimmig sich erhoben und die Uebelthäter gebunden an die Schweden in Stralsund abgeliefert hatten. Ein Selbstaufopferungswort von antiker Größe hat zu jener Zeit auch der General Hirschfeld gesprochen, an dessen Namen sich später eine der glänzendsten Waffenthaten von 1813 knüpfte. Im April von 1807 saß er als Gefangener der Franzosen in der Citadelle von Magdeburg, als sein Sohn, der Husarenlieutenant Eugen von Hirschfeld, einen Handstreich zur Wiedergewinnung dieser Festung plante. Der Gefangene mußte durch das Vorhaben seines Sohnes sehr gefährdet werden, allein er ließ diesem auf Befragen sagen: „Wenn du Etwas zum Vortheile deines Königs und

Vaterlandes unternehmen kannst, so mußt du vergessen, daß du einen Vater hast[39b]).“

Aber der Name Magdeburg ruft uns zurück zu jener Uebergabe der preußischen Festungen nach dem Tage von Auerstädt-Jena, die in der Geschichte ganz einzig und beispiellos dasteht — eine jener welthistorischen Warnungstafeln, die den Königen so laut in die Ohren schreien und von den Königen dennoch so wenig beachtet werden. Zuerst ergab sich Erfurt, wo der abgestandene Feldmarschall Möllendorf mit einer durch Flüchtlinge von Auerstädt-Jena auf mehr als 10,000 Mann vermehrten Besatzung Nichts anzufangen wußte als die Festung mit allen Truppen und Vorräthen möglichst schnell an die Reiterei Ney's zu übergeben. Am 23. Oktober schrieb der Kommandant von Spandau, der Herr Major von Benekendorf, an den König, er werde die Festung halten, bis nur noch Trümmer davon vorhanden; am 25. Oktober übergab er sie, ohne einen Schuß zu thun, an Murat und Lannes, nur besorgt, seinen Hühnerhof in Sicherheit zu bringen, wie denn die preußischen Herren Generale, Obersten und Majore von damals auf Hühnerzucht absonderlich versessen gewesen zu sein scheinen. Beim Ausmarsch in den Krieg von 1806 hatten die rothangestrichenen Küchenwagen der Herren mit zu beiden Seiten angebrachtem Gitterwerk, hinter welchem zur Sicherung der Tafelfreuden mit in's Feld geschlepptes Federvieh aller Art strobelte und gackerte, einen großen Raum in dem unendlichen Troß eingenommen. . . . Nach der Kapitulation von Prenzlow wurde das Kapitulationsfieber geradezu epidemisch. Stettin mit seiner Besatzung von 5000 Mann und seinen 160 Kanonen übergab der Gouverneur, General von Romberg, einem Trupp leichter Reiterei vom Vortrab der Korps von Murat und Lannes am 29. Oktober. Am 1. November überlieferte der Oberst von Ingersleben, Kommandant von Küstrin, diese Festung mit 90 Kanonen und 3000 Mann Besatzung einem französischen Infanterieregiment. Das starke Magdeburg, mit 600 Geschützen bewehrt, mit 24,000 Mann besetzt, mit ungeheuren Vorräthen an Munition und Lebensmitteln versehen, übergab, nach einer leichten Berennung von etlichen Tagen durch das Korps von Ney, der Gouverneur, General von Kleist, am 8. November dem Feinde, derselbe Herr General von

39b) Denkschrift der Frau von Berg, bei Adami a. a. O. 255. Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 250. Höpfner, II, 62. Heink, Denkwürdige Momente aus Napoleons Aufenthalte in Sachsen, 5. Rühle v. Lilienstern, 218 fg. Von der Marwitz, II, 55. Höpfner, II, 190 fg. Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 3, 198, 225. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 3. A. 31 fg.

Kleist, welcher am 1. November bramarbasirt hatte, er werde Magdeburg vertheidigen, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne. Wüthend tobten nach Unterzeichnung der Kapitulation die Soldaten in der Stadt umher, verlangend, „den alten Hund von General zu massakriren." Am 22. November überlieferten die Generale von Schöler und von Lecocq Stadt und Festung Hameln, die eine Besatzung von 10,000 Mann hatte und mit Allem vortrefflich ausgerüstet und versehen war, an 6000 Franzosen, nachdem der General von Schöler ein paar Tage zuvor den Parolebefehl ertheilt hatte, daß „Jeder erschossen werden sollte, der von Kapitulation spräche." Die jüngeren Offiziere schrieen: „Wir müssen protestiren gegen diese schändliche Kapitulation!" Die Soldaten, mit Recht sich verrathen glaubend, meuterten, zerschmissen ihre Waffen und schlugen den Generalen die Fenster ein. Ein französischer Edelmann, der einzige Franzos, welcher, seit es Franzosen gibt, es dazu gebracht, sich zu verdeutschen ganz und gar, Adelbert von Chamisso, hat als preußischer Lieutenant die Kapitulation von Hameln mit erlitten und an demselben Tage an seinen Freund Varnhagen in Berlin die Schmerzensworte geschrieben: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen; es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über!" Zu Ende des Jahres und zu Anfang des folgenden fielen auch die schlesischen Festungen. Mit ganz besonderer Schmach das wohlverwahrte Schweidnitz, dessen Kommandant, der Oberstlieutenant von Hacke, seinen Offizieren, welche über seinen Verkehr mit dem Feinde mißtrauisch geworden, am 7. Februar 1807 erklärte: „So lange ich kommandire, ist eine Kapitulation unmöglich" — und am 8. Februar die Festung überlieferte [40]). Breslau, durch die Generale von Kraft und von Thile am 5. Januar übergeben, war nicht viel weniger schmachvoll gefallen. Höchst rühmlich dagegen ward Kosel und zwar mit unzulänglichen Mitteln durch seinen tapfern Kommandanten Oberst Neumann bis zum Frieden gehalten und ebenso Graudenz in Preußen durch den pflichttreuen und entschlossenen General Courbière. Aber wie weit mußte der moralische Ruin des Staats, wie weit mußte die Verluderung des Altpreußenthums vorgeschritten sein, wenn solche Ausnahmefälle von einfacher Pflichterfüllung wie Wunder von Heroismus bestaunt wurden.

Und nicht nur hohe Thürme und feste Wälle fielen allüberall vor

---

40) Immermann, Memorabilien, I, 69, 81, 82, 87. Oberst K. v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 69. A. v. Blumröder, Meine Erlebnisse im Krieg und Frieden, 30 fg. Chamisso's Werke, V, 170 fg. Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 12, 53.

dem bloßen Anschritt des Eroberers, sondern mittelst flüchtiger Blicke und Worte machte er auch Menschen fallen, von welchen man gewähnt, sie würden wie Leucht-, Wart- und Wehrthürme in der Brandung der Unglückswogen stehen, welche über dem Staat zusammenschlugen. Da war der Schweizer oder vielmehr der Weltbürger Johann von Müller, in welchem freilich Scharfsichtige nie einen Wart- und Wehrthurm erblickt hatten, sondern mit Niebuhr nur einen Autor, „dessen Gefühle und Urtheile von früher Jugend an gemacht waren und in dessen Schriften der Lebensathem der Wahrheit überall fehlte." Aber er hatte sich als lärmender Widerbonapartist gebärdet; er hatte — wir hörten es — zu seinem Freunde Perthes gesagt, die „kalte Hand des Todes sei Napoleons Szepter, von dessen Berührung Humanität und Wissenschaft sterben;" er hatte im Sommer von 1805 an einen andern Freund geschrieben: „Nie werde ich vor dem verächtlichen Abgott (Napoleon), den die Furcht und Kleinheit schuf, die Kniee beugen;" er hatte im Herbst desselben Jahres die „Posaune des heiligen Kriegs" gegen den Eroberer blasen wollen; er hatte sich unlängst geärgert, daß nicht ihm die Stylisirung des preußischen Kriegsmanifestes übertragen worden, und er war endlich preußischer Staatsdiener. Wenn dieser Mann nun urplötzlich zu Napoleon abfiel, so erinnert das, fürwahr, an eines Verrufenen verrufenes Wort: „Gelehrte haben gar kein Vaterland; Professoren, Huren und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben; sie gehen dahin, wo man ihnen einige Groschen mehr bietet [41])." Erfolg heißt der Gott der Charakterlosen und Müller war ein Bekenner dieser Religion. Ganz natürlich daher, daß Auerstädt-Jena den nachgemachten schweizerischen Tacitus zu der Erkenntniß brachte, welcher er am 8. November die Worte lieh: „Gott, ich sehe es, hat dem Kaiser Napoleon das Reich, die Welt gegeben." Nach dem Einzug der Franzosen in Berlin steigerte sich die müller'sche Erkenntniß, denn jene wußten, wie man mit eiteln Literaten umzuspringen habe. Der Intendant Daru lud den „Gutschmecker" von Tacitus zu seinen Diners, der Diplomat Maret sagte ihm Artigkeiten, welche der haltlose Mensch damit heimzahlte, daß er fand, man müsse sich darein finden, wenn die Schweiz, wie das Gerücht gehe, durch den neuen Cäsar einem Fürsten zugetheilt würde. Maret vermittelte dann, auf Veranlassung des kosmopolitischen Alexanders von Humboldt, welcher schon damals, wie nachher sein Lebenlang, den geheimen Republikaner mit dem öffentlichen Hofmann auf's Glücklichste in seiner Person zu ver-

41) König Ernst August von Hannover. Briefe v. A. v. Humboldt an Varnhagen, 2. A. 118.

schmelzen wußte, die Audienz, welche Napoleon am 19. November unserem umgekehrten Tacitus gewährte, welcher nach Beendigung derselben entzückt schrieb: „Sein gediegener Verstand hat mich mit Bewunderung, sowie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllt. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er mich erobert.“ Vielleicht würde es den Wonnerausch des also Eroberten etwas gestört haben, wenn er seinem neuen Abgott hätte über die Schulter blicken können, als derselbe etliche Monate später an seinen Bruder Joseph schrieb: „Ich stelle die Gelehrten und die Menschen von Geist in dieselbe Linie mit den Koketten. Man muß sie sehen, und mit ihnen plaudern, aber diese nicht heiraten und jene nicht zu Ministern machen.“ Dennoch machte er den im Handumdrehen zu ihm bekehrten Müller zwar nicht zu seinem, aber doch zum Minister der dazumalen gerade im Gebackenwerden begriffenen jérôme'schen Majestät von Westphalen, vor welcher wir den travestirten Tacitus das rhetorische Weihrauchfaß werden schwingen sehen. Sogar ein Gentz empörte sich über Müllers Abfall. „Ueber Ihre frevelhafte Apostasie — schrieb er ihm — spreche ich ein unerbittliches Verdammungsurtheil aus[42].“ Im Uebrigen blieb Müller nicht allein. Die deutschen Gelehrten liefen vielmehr scharenweise zum Napoleonismus über. Der Historiker Heeren schrieb damals seine „Geschichte des europäischen Staatensystems“, worin — in der ersten Ausgabe nämlich — der französische Machthaber in allen Tonarten als der „Held des Zeitalters“ gefeiert wurde. Als Napoleon im J. 1807 in Leipzig erwartet wurde, ließ die Universität flugs eine Sternkarte entwerfen und darauf ein „Napoleonsgestirn“ anbringen. Am anatomischen Theater prangte die Inschrift: „Auch die Todten rufen: lebe!“ Als der Kaiser, von Tilsit kommend, im Juli desselben Jahres in Dresden einsprach und ihm zu Ehren die Stadt illuminirt wurde, hatte ein Gelehrter den Einfall, die Ueberschrift des Kreuzes Christi — I. N. R. I. — auf Napoleon gedeutet — Imperator Napoleon Rex Italiae — an seinem Hause anzubringen. Zu jener Zeit, d. h. nach dem Friedensschluß von Tilsit, hauslehrte ein junger Mann, welcher

---

42) Müller's Werke, VII, 243 fg. Briefwechsel zw. Gentz und Adam Müller, 44. Mém. du r. Joseph, III, 406. Gentz, Schriften, IV, 269. Neuestens hat Mörikofer (Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, 491 fg.) die Vertheidigung Müllers eifrig und geschickt geführt, allein dieses Plaidoyer vermag das Verdikt, welches die Geschichte über den schwachen Mann gefällt, nicht umzustoßen. „Ubi facta loquuntur, non opus est verbis“, hat bekanntlich der Zweiächsler Cicero, eine Art von römischem Johann von Müller, ganz richtig bemerkt.

nachmals der größte Erdebeschreiber geworden ist, Karl Ritter, zu Frankfurt am Main. Der schrieb im Hinblick auf die gelehrte Bedientenhaftigkeit von damals an einen Freund: „Ich sehe einer politischen Vernichtung der Deutschen mit Wehmuth entgegen; denn ich verzweifle fast an dem Uebergewicht der Macht der Ideen über die Gewalt der Faust. Haben nicht seit einem Jahre die Stimmführer der Geisteskultur, die Muster deutscher Weisheit sich zu den elendesten Schmeicheleien herabgelassen und gebückt vor der Macht des Schwertes? Sie, die, wenn man nicht sprechen darf, wie es die Wahrheit erfordert, stumm hätten vorübergehen können an der Geschichte des Tages [43])."

Und nicht allein deutsche Festungen und deutsche Gelehrte fielen mit und in Schmach, sondern auch — es ist bitter zu sagen — deutsche Frauen. Ja, vieler Orten eilten Frauen und Mädchen, alles Vaterlandsgefühls, aller Ehre und Scham bar, von den französischen Siegern ebenfalls sich besiegen zu lassen. Zahllose Zeugnisse bestätigen diese traurige Thatsache. „In alle Stände — sagt eines derselben aus — drang die Franzosenliebe. Jede Bürgersfrau hatte ihren Sapeur, ihren Sergeanten, jedes hübsche Dienstmädchen seinen Voltigeur. Wie sie paarweis' einherstolzirten! Und wie viele Ehemänner demüthig hinter ihren Weibern einhergingen!" Man muß dem eigentlichen Norddeutschland die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß es von dieser Franzoserei viel weniger bemackelt wurde als Süddeutschland vom Rhein bis nach Schlesien hinein. Gäbe es aber überhaupt eine Entschuldigung für solche Bemackelung, so läge sie etwa darin, daß die französischen Offiziere und Soldaten — es ist natürlich hier nur von Fällen regelrechter Einquartierung die Rede — in deutschen Landen ganz entschieden viel liebenswürdiger sich aufführten als ihre deutschen Mitstreiter, die

43) Groß, Erinner. a. d. Kriegsjahren, 16, 18. Laun, Memoiren, II, 140. Kramer, Karl Ritter, ein Lebensbild, I, 158. Am populärsten war, wie leicht begreiflich, Napoleon in deutschen Landen bei den Juden, deren Kosmopolitismus ein Vaterlandsgefühl gar nicht kannte und für welche die napoleonische Rheinbundstyrannis eine Erlösung von dem Joche war, welches mittelalterliche Barbarei ihnen auferlegt hatte. Ritter schrieb am 2. Januar 1807 aus Frankfurt: — „Als Napoleon durch unsere Stadt zog, rannten die Juden von einem Thor bis zum andern, ganz wüthend in einem Gejauchze „unser Messias!" schreiend. Die Bürger der Stadt verhielten sich ganz ruhig und still und hatten nur kärglich auf Befehl illuminirt. Die Judentrupps hatten so ihren Messias bis vor die Thore begleitet. Siegestrunken kehrten sie zurück; da hatten ihnen die Sachsenhäuser aufgelauert, denen dergleichen Dinge ganz wider den Mann gehen, und hatten in ihren Straßen querüber Seile gespannt, über welche die Zurückeilenden natürlich hinfallen mußten." Kramer a. a. O. I, 480.

Soldaten der rheinbündischen Satrapen. Auch diese Narbe muß berührt werden. Man nehme beispielsweise nur das brutale Benehmen der Rheinbündler in Schlesien während des Feldzugs von 1807. „Von den deutschen Bundesgenossen der Franzosen wollte Niemand Etwas wissen. Sogar solche Dienstmädchen, welche verschmähten, mit Franzosen in nähere Verbindung zu treten, haben sich über Brutalität von dieser Seite niemals beschwert. Wohl aber wenn Baiern, Würtemberger oder gar Hessen ins Quartier rückten; da zitterte das ganze Haus vor Angst und Schrecken. Die schmählichsten Gräuel in diesem Kriege sind von Deutschen gegen Deutsche verübt worden. Deutsche waren es, welche Grüfte aufbrachen und Leichnamen, deren Stiefeln mit silbernen Sporen sie nicht anders erlangen konnten, die moderndeu Beine ausrissen; Deutsche, die mit Gewalt und durch Martern den armen Landleuten abzuzwingen suchten, was diese längst selbst nicht mehr hatten. Der Franzos war, wenn er nur freundlich empfangen wurde, mit Allem zufrieden, richtete sich bescheiden ein und erwiderte jede gastliche Aufmerksamkeit mit verbindlichem Danke. Bemerkte er, daß seine Wirthsleute arm waren, so brachte er Nahrungsmittel nach Hause und sie wurden des ungeladenen Gastes eingeladene Gäste. Seine deutschen Bundesgenossen quälten dagegen ihre deutschen Brüder bis auf's Blut; sie machten sich eine Ehre und Freude daraus[44]) . . ."

---

44) Holtei, Vierzig Jahre, 2. A. I, 60 fg. Der Verfasser erzählt (S. 62) aus dem Schatze seiner heimatlich-schlesischen Jugenderinnerungen auch die folgende charakteristische Anekdote. „Einer von Breslau's französischen Kommandanten, S., hatte mit einer schönen und interessanten Frau aus der vornehmen Welt im traulichsten Verhältniß gestanden. Als nun nach der Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich im Kreise dieser Dame hin und her gestritten wurde, welche von den napoleonischen Generalen dem Kaiser anhängen und welche dem Königthume sich zuwenden würden, äußerte die Schöne: Für S. möcht' ich bürgen; im Herzen war er immer Royalist. Ei, rief darauf Herr von C., das können Sie behaupten, meine Gnädige? Sie, die ihn doch wahrhaftig als Sansculotte kennen lernten?" — Ein noch gewichtigerer Belastungszeuge in dieser Sache ist Neithardt von Gneisenau, welcher am 2. Mai 1809 von Glatz aus an seine Frau geschrieben hat: — „Arme deutsche Nation, die nur durch ihre Fürsten untergeht! Ihr schlesischen Frauen bekommt dann eure alten Freunde, die Franzosen, wieder zu sehen; denn ableugnen könnt ihr es nicht, daß ihr, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, eine große Vorliebe für diese Fremdlinge habt und darum eure weibliche Würde aufopfertet." Pertz, Leben Gneisenau's, I, 495. — Was Holtei in Bezug auf seine Heimat Schlesien über das rohe und niederträchtige Gebaren der Rheinbundstruppen bezeugt, kann ich in Bezug auf Schwaben aus den Erinnerungen meines elterlichen Hauses nachdrücklich bestätigen. Dasselbe hatte jahrelang unter der Einquartierungslast zu seufzen. In unserem Dorfe, welches in Folge des preßburger Friedens zum napoleonischen Königreich Würtemberg geschlagen worden, war, ich

Ja, es war in den Jahren 1806 und 1807 ein allgemeiner, ein ungeheurer Zusammenbruch von Allem, was man bislang für fest, tüchtig, ehrenhaft und dauernd gehalten hatte, und wohl hatte Friedrich Wilhelm der Dritte Grund und Ursache, verzweiflungsvoll auszurufen: „Alles ist verloren. Wo soll die Hülfe herkommen? Von denen, die man bis jetzt die Stützen des Throns genannt hat, erwarte ich, enttäuscht, Nichts mehr." Hätte nur der König selber die Fähigkeit besessen, im tosenden Sturme des Unglücks zu wachsen. Aber er besaß sie nicht. Er war eine jener trägen Naturen, welche zuwarten, bis ihnen das Feuer auf den Nägeln brennt, bevor sie zu einem Entschlusse kommen, d. h. dazu sich drängen lassen. Es ist daher ganz in seinem Styl gewesen, daß er auch jetzt noch, nachdem er doch eingesehen und hatte einsehen müssen, wohin die Haugwitz und Lombard und Lucchesini Preußen gebracht, das lüderliche Kabinetts-Kleeblatt mit dessen Nebenblättern, den Schulenburg, Zastrow und Mitjämmerlingen, beibehielt. Diese Leute arbeiteten dann auch im November eifrig daran, vom Napoleon Frieden um jeden Preis zu erwirken, „unter jeder Bedingung", wie ein verläßlichster Zeuge sagt. Man war schon soweit, sich zur Räumung des Landes bis zur Weichsel zu verstehen, ja sogar, seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in den Rheinbund zu erklären, d. h. den Rest von Preußen zu einer napoleonischen Satrapie zu machen, als Napoleons Uebermuth und ein aus Petersburg eintreffender Kurier den Abschluß verhinderten. Der französische Gewalthaber steigerte nämlich seine Forderungen von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde und auf der andern Seite ließ Czar Alexander seinem Bundesgenossen die Mahnung zugehen, auszuharren, da er mit 180,000 Mann — was den Mund auf gut Russisch übervollnehmen hieß — ihm zur Hülfe heraneile, um an der Weichsel den Kampf gegen den gemeinsamen Feind wieder aufzunehmen. Sowie nun beschlossen war, am russischen Bündniß und folglich am Kriege mit Napoleon festzuhalten, verließen die Ratten Haugwitz und Konsorten das sinkende Schiff. Friedrich Wilhelm entließ sie nicht, sie verließen ihn. Der Herr Graf von Haugwitz bekam zu seiner Gicht hin plötzlich auch noch ein Augenübel, wahrscheinlich in Folge des angestrengten Hinblickens auf seine Güter in Schlesien, welche vor den Franzosen zu retten er sich das Frie-

---

habe es hundertmal wiederholen gehört, folgende Quartierplackereiskala allgemein angenommen: — Beschwerlich die Franzosen, beschwerlicher die Oestreicher, am beschwerlichsten die Russen (unfüllbare Fresser und unerschöpfliche Ungeziefermagazine), aber ganz unerträglich die Würtemberger, welche sich verpflichtet glaubten, in den neuwürtembergischen Gegenden die volle Rohheit übermüthiger Eroberer zu entwickeln.

denswerk hatte so angelegen sein lassen. Er verschwand, jedoch nicht, ohne Setzlinge der Haugwitzerei im Kabinett zurückzulassen. Mitten unter dieses Unkraut hinein wollte nun Friedrich Wilhelm den eichstämmig-knorrig-rauhrindigen Freiherrn vom Stein pflanzen, indem er demselben mittelst aus Ortelsburg vom 29. November datirter Kabinettsordre die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Aber Stein wollte nicht in dem Ding sein. Er suchte dem König begreiflich zu machen, daß es die höchste Zeit sei, an die Stelle einer obskuren, zerfahrenen, im Lande selbst wie außerhalb desselben um allen Kredit gekommenen Kabinettsregierung einen wirklichen Ministerrath zu setzen, der nicht bloß ein blindgehorchendes Werkzeug der Krone sei, sondern vielmehr von dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber getragen werde. Friedrich Wilhelm begriff nicht; er war überhaupt sehr langsam im Begreifen, besonders wenn es sich darum handelte, ihm Etwas begreiflich zu machen, was auch nur von ferne wie Beschränkung seiner absoluten Machtvollkommenheit aussah. Schwache Könige halten ja immer am eifersüchtigsten auf ihre Gewalt. Stein erhielt davon eine Probe, die grobkörnig genug war. Auf seine nochmalige Weigerung hin, das Finanzministerium unter den bestehenden Verhältnissen mit dem Ministerium des Auswärtigen zu vertauschen, empfing er ein aus Königsberg vom 3. Januar 1807 datirtes königliches Schreiben, worin Friedrich Wilhelm ihn „einen widerspänstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener" schalt, der „auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt." Stein — der König hatte sogar daran gedacht, den Mann, welcher ihm die Wahrheit deutsch herausgesagt, ins Gefängniß zu schicken — antwortete auf diese Beleidigung mit einem Entlassungsgesuch, welches Friedrich Wilhelm am 4. Januar mittelst zwei trockenen Zeilen gewährte[45]).

Und doch hatte dieser König, der so querköpfig und zweckwidrig zu handeln vermochte, wieder Augenblicke, wo er dem ganzen preußischen Elend hellsichtig auf den Grund sah. In einem solchen Augenblick hat er dem oben erwähnten Anklagewort gegen die angeblichen bisherigen „Stützen des Throns" beigefügt: „Nur durch das ehrenfeste Volk und den biederen Bürger und den schlichten Landmann kann es vielleicht besser werden." Er mochte das, wie zu vermuthen steht, im Hinblick auf ein

45) Bischof Eylert, III, 117. Schladen, Tagebuch, 34, 37, 51, 64, 65. Pertz, Das Leben d. M. Freih. v. Stein, I, 359 fg.

allerdings leuchtendes Beispiel von Bürgertugend sagen, das noch bedeutungsvoller war als Friedrich Wilhelm sich vorstellte, im Hinblick auf ein erstes Symptom, daß der Napoleonismus, vor welchem die Kabinette und die Heere der europäischen Monarchieen zu Schanden wurden, im Begriffe sei, die Völker gegen sich aufzureizen und, nachdem er Könige und Adel besiegt, die bürgerlichen Stände in die Waffen zu rufen. Denn seht, dort hinten in Pommern, wo die Persante ihre trägen Wasser durch traurige Moorniederungen der Ostsee zuführt, zeigt ein schlichter „Pfahlbürger“, wie er selber sich nennt, was ein tüchtiger Mann in solchen Nöthen, wie jetzt über Preußen gekommen sind, werth ist. Er war ein so wackerer Theer gewesen, als nur je einer in seinen Schuhen stand, der alte Joachim Nettelbeck, dermalen, als die Franzosen im März 1807 zur Belagerung seiner Vaterstadt Kolberg verschritten, nahezu ein Siebziger, ein bürgerlicher Blücher so zu sagen, mit Schnee auf dem Kopf und einem Jünglingsherz in der Brust. Er hatte den Stürmen der Nordsee wie der Sonnenglut der Tropen Trotz geboten und Schlimmerem noch. Unter Anderem der leidigen Erfahrung, daß, während er in fernen Meeren mit Wind und Wellen kämpfte, daheim seine junge Hausfrau das Wunder des heiligen Veit, welcher den Weibern Kinder bescheert ohne Zuthun ihrer Männer, zu verwirklichen sich bemüssigt gefunden. Er war frisch geblieben trotz Alledem. Der ganzen Anlage seiner Persönlichkeit nach so ein In-die-Bresche-Steher, der, wenn es dumm und schlecht um ihn her zugeht, denkt und sagt: So sollt' es nicht sein und so soll es nicht sein! Redet also auch seinen Mitbürgern ein: Die Welschen sollen unser Kolberg nicht kriegen, wie sie Magdeburg und Stettin und Küstrin kriegten. Wär' eine zu große Schmach, wißt ihr? Wär' es, sagen die wackeren Bürger von Kolberg. Alter Jochem, zeigt uns, wie wir das Ding anpacken sollen; wollen es resolut anpacken, wollen unser Kolberg halten, bis Mann und Maus, Kind und Kegel zu Grunde geht, sagen sie. Denn wo immer ein rechter Mensch entschlossen vorangeht, treibt heilige Scham seine Mitmenschen ihm nach. Mein alter Jochem eilends zum alten Oberst Loucadou, welcher zu Kolberg kommandirt, aber in keiner Weise jung geblieben ist. Stellt ihm der Jochem vor, daß die Bürgerschaft sich mit Waffen versehen und militärisch organisirt habe, daß sie bereit, alle zur Instandsetzung der Festung nöthigen Arbeiten zu thun, daß sie schlüssig, mit Leib und Leben für die Vertheidigung des Platzes einzustehen. Worauf der alte Kamaschenesel: „Die Bürgerschaft und immer wieder die Bürgerschaft! Ich will und brauche die Bürgerschaft nicht.“ Belfert auch sein schnippisches Ding von Haushälterin oder so Was drein, Arme in die Seite gestemmt: „Ei, seht doch! der Herr

Oberst werden das Alles wohl besser wissen." Als sich das wiederholt, nimmt mein alter Theer das schnippische Ding „fein säuberlich beim Kragen" und „schuppt" es zur Thür hinaus. Er läßt sich auch durch den bocksteifen Soldatenzopf nicht vom rechten Wege ablenken. Er befeuert die Bürgerschaft, er treibt sie zum Schanzen und Pallisadeneinrammen, er sorgt, daß das Schleusenwerk zur Unterwassersetzung der Gegend hergerichtet werde, er beschleunigt die Verproviantirung der Stadt, er ist überall und überall ist er an seinem Platz, — ein treibender, schaffender Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und auch den Mund. Kommt da der Herr Kommandant zu der „auf dem Damm nächst der Ziegelscheune" Tag und Nacht unverdrossen schanzenden Bürgerschaft heraus, sieht sich gravitätisch das Werk an und verhandelt dann mit seinen Offizieren die Frage, ob und wie lange Kolberg zu halten sei. Da pfeffert der alte Jochem jach und jugendlich dazwischen: „Meine Herren, Kolberg kann und muß dem Könige erhalten werden; es koste, was es wolle. Wir haben Brot und Waffen. Wir Bürger sind, Alle für Einen und Einer für Alle, entschlossen, die Festung nicht übergeben zu lassen, und würden auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen. Hörten es je meine Ohren, daß Irgendeiner, er sei Bürger oder Soldat, von Uebergabe spräche, bei Mannes Wort! dem rennt' ich auf der Stelle diesen meinen Degen durch den Leib!" Er macht loucadou'sche Anfänge von Kapitulationsversuchen energisch zunichte, er berichtet dringend an den König, daß dieser einen tüchtigeren Kommandanten herschicke, und als die Beschießung der Stadt durch die Franzosen begonnen hat und der Herr Oberst beim Einschlagen einer Bombe in seiner Nähe sich vernehmen läßt: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, werden wir doch zu Kreuze kriechen müssen", — da fährt dem alten Jochem „er weiß nicht wie" der Degen aus der Scheide und mit gegen den Kommandanten gekehrter Spitze schreit er: „Halt! Wer das verdammte Wort vom zu Kreuze kriechen noch mal ausspricht, der stirbt des Todes von meiner Hand! Laßt uns brav und ehrlich sein oder wir verdienen, wie Hundsfötter zu sterben." Als die Belagerungsnoth zu steigen beginnt, kommt am 29. April der vom König bestellte neue Kommandant rechtzeitig zur See in Kolberg an, der Major August Neithardt von Gneisenau, aus einer früher in Oestreich ansässigen, dann in Franken niedergelassenen Familie stammend, als anspach'scher Lieutenant in den Kriegsdienst eingetreten, derzeit schon als ein Braver und Tüchtiger bemerklich geworden und in der That bestimmt, einer der Grund- und Eckpfeiler am Neubau von Preußen

zu werden[46]). Für Kolberg ist jetzt gesorgt. Die Franzosen mögen die Stadt mit Bomben und Granaten überschütten, der Gneisenau und der alte Jochem halten aus und mit ihnen eine wohlkommandirte Garnison und eine wackere Bürgerschaft und so halten Alle mitsammen die Festung bis zum Frieden. „Fortes fortuna juvat.“

Aber doch nicht immer. Das erfuhr der Gebhart Lebrecht Blücher, zu welchem wir jetzt nach mancher nothgedrungenen Aus- und Abbeugung vom Wege unsere Schritte zurücklenken, dorthin nach der Gegend von Boitzenburg, allwo der General am 29. Oktober von 1806 erfuhr, was am Tage zuvor bei Prenzlow geschehen war. Da steckte man nun in der Patsche! Von der Oder abgedrängt und mit den ganzen Korps von Bernadotte, Soult und Murat an den Fersen, während das von Lannes auch nicht weit weg war. Was machen? Kapituliren wie Hohenlohe und alle die andern Hampelmänner von Generalen und Obersten? Nicht blücherisch das! Auch nicht scharnhorstisch; denn der Oberst Scharnhorst hatte das blücher'sche Korps von Sondershausen aus als Generalstabschef begleitet und zum guten Theil geleitet. Auch so ein Bessere-Zukunfts-Mann, der Gerhart Scharnhorst, der Bauerssohn aus Hämelsen in Hannover, „der, ob alle Welt auch teufelt, nie am Vaterland verzweifelt,“ wie von ihm gesungen ist. Blücher weiß, was er an ihm hat und sagt es auch frank und frei, wie er es später von Gneisenau gewußt und gesagt hat. „Ohne den Scharnhorst kann ich nischt machen.“ Der Gebhart also und der Gerhart halten eine geflügelte Berathung mitsammen und werden Raths, die preußische Fahne im Felde flattern zu lassen bis zur äußersten Möglichkeit. Und maßen es die bare Unmöglichkeit, ostwärts zur Oder vorzudringen und über dieselbe zu gelangen, so wollen wir uns westwärts zur Elbe zurückwenden und wollen versuchen, ob sich in der Flanke oder gar im Rücken des Feindes eine Diversion machen läßt. Etwas ist jedenfalls schon dadurch gewonnen, daß eine preußische Truppe noch links von der Oder das Feld zu halten sucht. Vielleicht ziehen wir den Feind oder wenigstens bedeutende Streitkräfte desselben von der Oderlinie ab und tragen durch unser Ausharren dazu bei, daß die Reservetruppen in West- und Ostpreußen zur Sammlung und die Russen zum Herankommen Zeit erhalten[47]). Dies der Gedanke, welcher dem

46) Nettelbeck's Selbstbiographie, herausgeg. v. Haken (1821—23), III, 31, 32, 45, 50, 63, 64, 68, 70, 71, 76, 88, 89, 105.

47) Ich folge hier hauptsächlich den Memoiren des mitdabeigewesenen Generals von Reiche (I, 179 fg.) und dem von Blücher nach Beendigung seines Unternehmens an den König erstatteten Bericht (Allgemeine Zeitung v. 1806,

vielgetadelten „Husarenstreich", dem blücher'schen Zug durch Mecklenburg nach Lübeck zu Grunde lag, einem Zug, der auf Ach und Krach allerdings keine Rücksicht nahm, allein, ganz abgesehen von der unzweifelhaften Richtigkeit der strategischen Berechnung, auf welcher er beruhte, schon deßhalb von hoher Bedeutung gewesen, weil er den Franzosen, welche in diesen Tagen in Deutschland so namenlos Erbärmliches und Niederträchtiges gesehen hatten, bewies, daß es doch auf deutschem Boden noch Männer gäbe, welche aushielten „bis zur äußersten Möglichkeit."

Mit dem Vorsatz, bei Lauenburg über die Elbe zu gehen — er sandte den Rittmeister Chazot dahin voraus, um die Gelegenheit auszukundschaften — bog Blücher in sein Heimatland Mecklenburg ein, welches sich diesen Besuch des Sohnes sicherlich gerne verbeten hätte. Es ist stark zu vermuthen, daß er es that ohne auch nur auf gut Plattdeutsch „Mit Verlör" zu sagen. Die Franzosen fackelten freilich bei solchen Gelegenheiten auch nicht lange mit „Avec permission", sondern marschirten frisch darauf los, wo und wohin es ihnen gerade taugte. Dagegen wagten die deutschen Fürsten und die deutschen Philister nicht zu mucksen. That aber mal, wie hier der Blücher, ein deutscher General dasselbe, so huben im ganzen Umfange des weiland Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation alle alten Weiber beiderlei Geschlechts ein Gezeter an, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen... Am 30. Oktober zog der General mit seinem Korps an Strelitz vorbei und hielt auf einer Wiese an, um seine Leute Musterung passiren zu lassen. Wie sein Husarenregiment, welches sich gestern jenseits Boitzenburg sehr wacker mit Bernadotte's Chasseurs herumgehauen, an ihm vorüberzieht, sagt er: „Na, das ist mir lieb, daß ihr gestern euren alten Ruf aufrecht erhalten habt. Bleibt nur so dabei und es wird noch Alles gut werden." Ein junger Husar mit verbundenem Kopf reitet an dem General vorbei: „Ei, hast du auch Eins abgekriegt?" — „Ja wohl," brummt der Mann verdrüßlich. „Na, ich hoffe doch, du hast ihm wieder einen ordentlichen Schmiß gegeben?" — „Ja wohl, einen recht ordentlichen," erwidert der Verwundete lachend und Alles lacht. „So macht es nur immer! Aber ich sag' euch, die Kerls mit den bloßen Gesichtern immer von oben herunter gehauen und die mit den Helmen, denen der dicke Pferdeschwanz so um die Ohren herumbummelt, allemal in die Quere!" Blücher war kaum von Strelitz weg, als Bernadotte's Vortrab daselbst anlangte,

---

S. 1308 fg.), sowie der Erklärung, welche der General in der Berliner Zeitung vom 26. Januar 1808 abgab.

geführt vom General Savary, jetzt schon und nachmals als Duc de Rovigo der Polizei-Oberschnüffler Napoleons. Das bernadotte'sche Korps selbst schlug, statt seiner Vorhut zu folgen, im Abenddunkel einen falschen Weg ein und das verschaffte dem Blücher einen Vorsprung. Er hatte Grund, zu hoffen, daß er im Mecklenburgischen dem vom weimarer Karl August über die Elbe geführten Heerhaufen begegnen würde, und diese Hoffnung erfüllte sich. Der Herzog, obschon sein Land in Feindeshand und Napoleon, wie wir sahen, über seine preußische Generalschaft höchlich erbittert war, hatte es für eine Ehrensache angesehen, das Kommando erst jenseits der Elbe und auch dann nicht eher niederzulegen, bis er von Friedrich Wilhelm dem Dritten förmlich dazu ermächtigt war. Der Nächste im Rang nach ihm war der General Winning, ein „tüchtiger Exercirmeister", der dem Namen nach die Führung des Korps übernahm, dieselbe aber der Sache nach jüngeren und tüchtigeren Leuten, wie Müffling, Reiche und Pfuel überließ. Die Absicht war, durch das Netz der mecklenburgischen Seen nach Rostock und Wismar sich durchzuwinden, wo man schwedische Schiffe zur Einschiffung der Schar nach Kolberg oder Danzig aufzutreiben hoffte. Als man aber erfuhr, daß Blücher mit seinem Harst in der Nähe sei, beschloß man, vor allen Dingen sich mit ihm zu vereinigen und unter seinen Befehl zu stellen.

Bei Speck am nordöstlichen Gestade des großen Müritzsee's fand am 31. Oktober die Vereinigung der beiden Korps statt und Blücher hatte jetzt eine Streitmacht von etwas über 20,000 Mann unter seinem Befehl. Müffling regte den Plan einer Einschiffung in Rostock noch einmal an. Allein Blücher verwarf denselben und hielt seine Absicht fest, über die Elbe zurückzugehen, die Festungen Nienburg und Hameln zu entsetzen, sodann gegen Hessen und Westphalen sich zu wenden, die Bevölkerungen zum Aufstand gegen die Franzosen zu bringen, kurz, im Rücken des Feindes einen „Parteigängerkrieg im großen Style" zu organisiren und zu führen. Ein wackerer Essigblicker York, welcher die Nachhut befehligen soll, ist mit diesem weitaussehenden Plane nicht einverstanden. „Scharf wie gehacktes Eisen" schon dazumal, brummt er ziemlich anzüglich über „die Gelehrten des Hauptquartiers", welches Gebrumm nachmals in den Jahren 1813 und 1814 mitunter ganz bärenhaft werden wird, und ist des Dafürhaltens, das Klügste wäre, in der nächsten besten günstigen Stellung dem verfolgenden Feinde standzuhalten und eine Schlacht zu wagen. Trotzdem wird aber der Essigblicker seine Schuldigkeit thun und mehr... Wie es scheint, hat Blücher vor dem Antritt des Weitermarsches gen Westen seine Offiziere versammelt und ihnen die Sachlage offen dargethan, auch Jedem freigestellt,

das Abenteuer mitzumachen oder nicht. Wenigstens von den Offizieren eines Regiments ist dies bezeugt. Diese beschied er zu sich auf den Edelhof, wo er sein Nachtquartier genommen, und sagte ihnen, er „wolle nicht verhehlen, daß der Erfolg seines beabsichtigten Unternehmens sehr zweifelhaft sei," daß den Theilnehmern „große Entbehrungen und Strapazen, wohl auch Tod oder Gefangenschaft bevorständen." Er wolle daher „Keinen zwingen, ihm zu folgen, und wer sich dazu physisch oder moralisch nicht kräftig genug fühle, möge lieber sofort ausscheiden." Man sieht, der Gebhart Lebrecht begriff, daß man mit mechanischer Dressur und Disziplin nicht mehr ausreiche zu dieser Zeit, sondern daß man „den Geist anrufen müsse in der Noth."

Am 1. November begann der Weitermarsch westwärts. York hielt den Feind — es waren die ganzen Korps von Bernadotte, Soult und Murat hinter den Preußen her — durch ein kräftig bestandenes Nachhutsgefecht bei Wahren von allzu heftigem Vordringen ab; allein die Bedrängnisse des Rückzugs mehrten sich von Stunde zu Stunde, mehr noch als durch die immer wiederkehrenden Angriffe von Seiten der Verfolger durch den Mangel an Lebensmitteln, Ruhe und Verpflegung. Man hatte gar keine Zeit, hier auf dem klassischen Boden der Spickgänse, Schinken und Mettwürste die gehörigen Rhazzias und Rappsias anzustellen; man mußte, was allenfalls am Wege Eßbares zu ergattern war, nur so im Fluge mitnehmen. Kein Wunder daher, daß schon vom zweiten Marschtag der General das Traurige zu berichten hatte: „Viele Soldaten fielen vor Hunger um und waren todt." Bei der gleichmäßigen Erschöpfung von Mann und Roß war eine Verzettelung des Zuges und in Folge dessen das Abgeschnittenwerden einzelner Abtheilungen durch die nachdringenden Franzosen gar nicht zu vermeiden. So gingen binnen wenigen Tagen an 5000 Mann verloren unmd in de Maaße, in welchem diese Verminderung des Heerhaufens eintrat, sah man sich gezwungen, von dem Plan einer Rückwärtsbewegung über die Elbe abzugehen und von der westlichen Marschrichtung in eine nördliche auszubiegen. So kam man bis Gadebusch, wo nach Yorks Meinung auf günstigem Terrain der Feind erwartet und das Loos einer Schlacht versucht werden mußte. Allein Blücher und Scharnhorst waren der Ueberzeugung, der Zustand der Mannschaft sei in Folge des nun seit 21 Tagen unter fortwährendem Plänkeln, Scharmuziren und ernstlichem Fechten bestandenen ruhelosen Rückzugs ein solcher, daß sie einem überlegenen Feinde, in offener Feldschlacht unmöglich zu stehen vermöge. Vom Kapituliren sei deßhalb natürlich keine Rede — eben war ein zum zweiten Mal gekommener Parlamentär Bernadotte's unbedingt zurückgewiesen

worden — aber nothwendig sei es, vor Allem einen wohlgelegenen Platz von irgendwelcher Festigkeit aufzusuchen, um hinter dessen Mauern Mann und Roß von der unsäglichen Zerrüttung und Ermattung ausruhen zu lassen. So ein Platz, das müßte Jedem einleuchten, sei Lübeck, wenigstens theilweise noch mit seinen alten Befestigungen versehen und schon durch seine halbinselige Lage zwischen der Trave und der Wackenitz von natürlicher Festigkeit, außerdem in Verbindung mit der See und endlich auch zur Bewerkstelligung eines allfälligen Rückzugs ins Holsteinische wohlgelegen. Freilich ist Lübeck oder nennt sich vielmehr eine „freie Reichsstadt“; aber wo es kein Reich mehr gibt, gibt es auch keine Reichsstädte mehr und außerdem haben die Franzosen schon sattsam bewiesen, daß sie ihrerseits mit den sogenannten deutschen Reichsstädten und mit der Neutralität derselben wenig Umstände machen. Nach Lübeck also. Wir werden einem hochwohlweisen Magistrat der alten Hansestadt höflich unsere bevorstehende Ankunft zu wissen thun, und wenn ein hochwohlweiser Rath, wie zu erwarten und wie es sein Recht und seine Pflicht, mit aller Energie, welche die Schwäche gegenüber der Gewalt aufzuwenden hat, unsern Besuch sich verbitten wird, so werden wir ihm durch die Thatsache unserer Ankunft beweisen, daß Noth kein Verbot kennt und daß es eben im Kriege zugeht wie im Kriege.

Die armen Lübecker vermochten gegen diese Bestimmungen des kanonischen Rechts nur einen Protest zu erlassen, welchen Blücher damit beantwortete, daß er seinen Vortrab am Abend des 5. Novembers in Lübeck einrücken ließ. In der Nacht langte auch der Gewalthaufe an und am folgenden Morgen war Alles herein mit Ausnahme der drei von dem Herzog von Braunschweig-Oels befehligten Bataillone, die mitsammt der leichten Brigade des Generals Oswald zur Deckung des Burgthors aufgestellt waren, welches den schmalen Zugang zur Stadt von Israelsdorf her beherrschte. Der General hatte aber kaum sein Hauptquartier im „Heiligen Geiste“ aufgeschlagen, als sich das Illusorische der Gründe, welche ihn nach Lübeck geführt, bemerklich machen mußte. Die Stadt ward keine Stätte der Erholung für seine abgehetzten Truppen. Denn die napoleonischen Marschälle, damals in der Vollkraft ihrer Rüstigkeit und ihres Eifers, waren nicht die Leute, einem abgehetzten Feinde Rast und Ruhe zu gönnen. Noch hatten gar keine irgendwie ausgiebigen Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt getroffen werden können, als der Feind am 6. November schon vor den Thoren stand und sofort zum Angriff verschritt. In Wahrheit, der Bulletinismus log diesmal ausnahmsweise nicht, wenn er im 29. Bulletin sagte: „Sehen, Rekognosciren und Angreifen war Eins.“ Auf das Burgthor richtete am

besagten Tage Bernadotte, auf das Mühlenthor Soult, auf das Hözterthor Murat seinen Sturm. Mehrere Stunden wüthete das Gefecht mit mörderischer Heftigkeit, denn nachdem Blücher, an der Spitze etlicher Husarenschwadronen aus dem Mühlenthor hervorgebrochen, die dort herandrängenden feindlichen Reitermassen blutig zurückgeworfen hatte, wurden sämmtliche drei bestürmte Thore bis 1 Uhr Mittags gehalten. Zu dieser Zeit aber zog der Herzog von Braunschweig-Oels seine übermächtig gedrängte Infanterie durch das Burgthor zurück, dadurch erschreckt, ließ der Kommandant der dort aufgestellten Batterie aufprozen und nun drang der Feind rasch nach, fuhr Geschütz unter der Thorwölbung auf und kartätschte in die Straße hinein. Das furchtbare Wirrsal eines Stadtgassengefechts hebt an. Blücher stürzt in den Sattel, sprengt rasend auf den Marktplatz, setzt sich an die Spitze der dort aufgestellten Reserve, führt sie auf die „breite Straße", dringt auf dieser „bis auf den offenen Platz Kaufberg vor und wirft Alles über den Haufen, was er vor sich findet." Auch die Burgstraße wird durch diesen blücher'schen Stoß und das wohlgezielte Feuer der york'schen Jäger wieder von den Eindringlingen gesäubert. Brave Leute, diese Jäger! Einer derselben, der Oberjäger Meier, ist durch die Brust geschossen. „Herr Oberst, sagt er zu York, ich bin blessirt." Der Oberst sieht das Blut aus Brust und Rücken des Verwundeten herausströmen und sagt: „Mein lieber Meier, es ist vorbei; Sie sterben wie ein tapferer Mann. Gott befohlen!" „Nun denn, wenn es gestorben sein muß, so will ich doch noch einen Franzosen mitnehmen." Spricht's, legt an, drückt los und in demselben Augenblick stürzt ein auf's Korn genommener Franzos zusammen. Gleich darauf wird York selber lebensgefährlich verwundet. Scharnhorst ist auf dem Markt gefangen worden, der Feind drängt von Neuem mit Uebermacht durch das Burgthor, erstürmt das Mühlen- und Hözterthor und bedroht auch das Holstenthor, die einzige Rückzugslinie. Es war aus. Die verzweiflungsvoll Fechtenden, von allen Seiten mit überlegenen Kräften eingeschlossen und angefallen, konnten, soweit Mann und Roß noch aushielt, nur noch darauf denken, sich durchzuschlagen. Blüchers Stimme, das Gewühl überdröhnend, bis die übermenschlich angestrengte ihm versagte, rief seine Leute noch einmal zur Sammlung und es gelang ihm, seinem Rest von Reiterei und Fußvolk durch das Holstenthor einen Durchpaß zu erzwingen und nach Ratkau und Schwartau zu gelangen. Er wollte in Travemünde noch einmal sich setzen, allein nun war es auch mit seiner Kraft zu Ende, wenigstens mit seiner physischen. Dem kaum nach Ratkau Gelangten schüttelte ein heftiges Fieber die Glieder.

Derweil hat in dem unglücklichen Lübeck die entfesselte französische

Kriegsfurie zu rasen begonnen. Es ist 3 Uhr Abends, als sich die Franzosen Herren der Stadt sehen, und was nun kommt, ist Gräuel und Verwüstung. Raub, Mord und Nothzucht in allen Quartieren. Es fehlte nur noch der allgemeine Brand und Augenzeugen des Schrecklichen sagen aus, daß die Stadt nicht völlig im Feuer aufgegangen, sei ein helles Wunder. Ah, alter Voltaire, dein bitteres Wort, die Franzosen seien halb Affen halb Tiger, geht heute schrecklich in Erfüllung. Denn während die zügellose Soldateska plündernd und mordend wüthet, während Frauen und Mädchen bis zur Ohnmacht, bis zum Wahnsinn, bis zum Tode geschändet werden, während sogar die armen Irrinnen im Spital viehischer Gier zum Opfer fallen und unnennbar Scheußliches aus dem verworfensten Buch, welches die Welt kennt, aus des Marquis de Sade „Justine" bestialisch in Szene gesetzt wird, taucht aus diesem wüsten Wirbel von Französisch-Tigerhaftem das Französisch-Aeffische empor, daß Chasseurs und Husaren und Voltigeurs inmitten von all diesem Schrecken und Elend eine Maskerade aufführen, in seidenen Frauenroben und Damenhüten oder auch in den Predigerskutten der lübecker Geistlichkeit paradirend, mit Perlenhalsbändern und anderen geraubten Juwelen pralerisch ausstaffirt [48]). „Vieles Gewaltige lebt, doch Nichts ist gewaltiger als der Mensch," heißt es in einem Chorlied des griechischen Tragikers. In den Chören der ungeheuren Tragödie, genannt Weltgeschichte, heißt es nur allzu oft: Vieles Bestialische lebt, doch Nichts ist bestialischer als der Mensch ....

Der kranke Blücher, um welchen sich in der Umgebung von Ratkau noch ungefähr 7000 Mann aller Waffengattungen gesammelt, gab noch nicht klein bei, sondern wollte sogar am 7. November den Versuch machen, Lübeck den Franzosen wieder zu entreißen. Aber schon war die äußerste Gränze der Möglichkeit des Fechtens erreicht. Die abgerissenen, schuhelosen, übermüdeten Soldaten hatten kein Brot und keinen Schießbedarf mehr, die hinfälligen Pferde kein Futter. Da und dort wurden überdies schon kleinere Abtheilungen von den Feinden aufgehoben, so daß der General am 7. November thatsächlich nur noch etwa 6000 Mann hatte,

---

48) Von der Marwitz (der mit Blücher in Strelitz eine Begegnung hatte), I, 182 fg. Droysen, Leben York's, 2. A. I, 152. Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 71. Bericht eines Stabsoffiziers vom blücher'schen Korps über das Gefecht in und bei Lübeck am 6. November, Allg Zeitung v. 1806, S. 1315. Reiche, I, 185. S. die höchst belebte Schilderung vom „schwarzen Freitag" Lübecks, welche ein Augenzeuge, der treffliche Franzos Villers, in seinem „Brief an die Gräfin F. de B." (Amsterdam 1807) entworfen hat, S. 59 fg. und besonders S. 62, 63, 65, 67, 69, 70, 71, 72, 73.

die er allenfalls hinopfern, aber unmöglich retten konnte. In dieser äußersten Bedrängniß war schlechterdings nichts Anderes zu thun als die von Bernadotte abermals angebotene Kapitulation anzunehmen und zwar auf die Bedingung hin, daß die Preußen „mit allen Kriegsehren" die Waffen niederlegen und sich gefangen geben, ihr Privateigenthum aber behalten sollten. Blücher behielt sich vor und bestand unentweglich darauf, in der Kapitulationsurkunde seiner Namensunterschrift die Worte beizufügen: „Ich kapithullire, weill ich kein brot und keine Muhnitsion nicht mehr Habe." Dann ging er, bis sich eine Gelegenheit zu seiner Auswechselung fände, auf Ehrenwort nach Hamburg und hier entwarf er am 14. November seinen Bericht an den König, worin er mit neidloser Anerkennung die Verdienste der Obersten Scharnhorst und York warm hervorhob, der Hingebung, Ausdauer und Tapferkeit der Truppen das herzlichste Lob zollte und zuletzt sagte: „Ich schließe diesen Bericht mit der inneren Ruhe, welche das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, einflößt." Er bedurfte gar sehr dieses Gefühls, denn an Angriffen auf sein Verhalten war kein Mangel. Man warf ihm vor, daß er den Krieg in sein „neutrales" Heimatland Mecklenburg hineingezogen, man setzte die ganze Heimsuchung Lübecks auf seine Rechnung. Unter den Angreifern war der preußische Mack, der klägliche Tiftler Massenbach, der die Schmach von Prenzlow verschuldet hatte, der allereifrigste. Diesem hat Blücher gesagt: „Was den Vorwurf betrifft, daß ich mein eigenes Vaterland Mecklenburg nicht verschont, so scheint es, als wolle man mich dem Kommandanten einer Festung gleichstellen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewissen anvertraute Veste aus wahrer Herzensgüte übergibt, damit seine und seiner Verwandten Häuser nicht zerschossen werden. Nach meinen Grundsätzen ist aber Pflichterfüllung das Erste, was einem Mann von Ehre obliegt. Lübeck betreffend, so war es für mich schmerzhaft, dessen braven Bewohnern so viel Unangenehmes zufügen zu müssen. Wäre aber bei Lübeck das befolgt worden, was geschehen sollte und konnte, so würde ich, wenn ich das Unglück für die Stadt auch zehnmal größer vorausgesehen hätte, dennoch die Besetzung nicht unterlassen haben. Mein Zweck, die Feinde so lange zu beschäftigen, bis daß die russischen Armeen herankämen, und dadurch Preußen und Schlesien zu retten, würde dann in größerem Umfang erreicht worden sein."

Sein eben erlebtes Mißgeschick brach dem Mannhaften nicht die Kraft und den Seelenschwung, nicht die Zukunftshoffnung. Gerade zu dieser Zeit, wo er als Gefangener auf Ehrenwort in Hamburg weilte, waren die Richtse Zastrow und Köckeritz, welche, bis Hardenberg zum Wiedereintritt in den Dienst sich bestimmen ließ, die Hauptberather des

Königs vorstellten, eifrig darauf aus, um jeden Preis zum Frieden mit Napoleon zu gelangen, zu einem Frieden, dessen Möglichkeit ihnen Talleyrand verlockend vorgaukelte. Der geschlagene Blücher aber hielt gerade jetzt mit Zuversicht den Gedanken fest, daß er zu seiner Zeit ein schlagender sein werde. Geht da eines Tages mit einem Bekannten den Jungfernstieg hinab, als zwei muntere französische Voltigeurs hinter ihm herkommen. Sie haben Eile und so klopfen sie mit ihren Flanirgerten dem Begleiter Blüchers leicht auf den Rücken, damit er sie vorbei lasse. Der alte Husar sieht ihnen lächelnd nach und sagt: „Schlagt nur, Französiken, schlagt nur! Ich schlag' euch wohl mal wieder." Er war so Einer, dem das Herz gesund bleibt und der also in allen Lebenslagen den Kopf aufrecht tragen darf und kann. Auch so Einer, der, weil er selbst an die Zukunft glaubt, die an der Gegenwart Verzagenden aufzurichten vermag. Endlich so Einer, dessen Persönlichkeit, eben weil sie eine echte und rechte und tüchtige, überall rasch Freunde wirbt. So auch in Hamburg, in dessen Wohllebigkeit er leicht einging, denn er hat all sein Lebenlang zu den glücklichen Naturen gehört, welche das weise „Carpe diem" praktiziren. So hat er denn auch in der reichen und genüßlichen Hansestadt an der Elbe tüchtig geblüchert, was Wein, Weiber und Würfel angeht. Ein Vierundsechziger dermalen, besaß der General noch immer Etwas von der stattlichen Erscheinung des Husarenobersts: ein offenes, blühendes Antlitz mit schöngewölbter, heiterer Stirne, wohlgeformter Nase, rundem Kinn, feurigen, gescheidt und schlau blickenden Augen und rothlippigem Mund, in dessen Winkeln der satirisch-launige Zug sichtbar gewesen wäre, wenn der starke, herabhängende Schnauzbart denselben nicht verdeckt hätte. Man erkannte in ihm unschwer eine bevorzugte Natur. „Man machte Platz, wenn er kam, und war stille, wenn er redete." Es ging von ihm Etwas aus, das anzog und festhielt; man „konnte den Blick nicht von ihm wenden," man fühlte, daß er ein ungewöhnlicher, ein heldischer Mensch war [49]).

Vorerst jedoch muß er noch seiner Zeit harren, denn im jetzigen Kriege kann er nicht mehr dazu kommen, etwas Rechtes zu thun. Zwar wurde er im März von 1807 gegen den französischen General Viktor ausgewechselt, welchen der kühne Schill in Pommern weggeschnappt und nach Kolberg geführt hatte, und ward er, in Königsberg angelangt, zum Führer einer Unternehmung ausersehen, die gut ausgedacht und vielversprechend, allein dennoch von vornherein lahmgelegt war, weil in Ge-

49) Schladen, 101. Varnhagen, Fürst Blücher, 121. Bischof Eylert, III, 245 fg.

meinschaft mit dem wirrseligen Rappelkopf von Schwedenkönig unternommen, dessen Bündniß mit Preußen diesem im ganzen Verlaufe des Kriegs überhaupt mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Es sollte, unterstützt durch die Schweden von Rügen und Stralsund her, in Pommern ein Stoß auf die linke Flanke des nach Preußen und Polen vorgedrungenen Feindes versucht werden, und sollte Blücher diesen Stoß führen. Er schiffte sich zu diesem Zweck am 25. Mai in Pillau nach Rügen ein und segelte von da nach Schwedisch-Pommern, wo er in Greifswald, dann in Wolgast und in Treptow sein Hauptquartier aufschlug und unter den verdrüßlichen Häckeleien mit dem rappeligen Gustav dem Vierten, der nach Stralsund herübergekommen, seine Aufgabe ins Werk zu setzen suchte. Er hatte mit Hinzurechnung des schill'schen, des marwitz'schen und des krokow'schen Freikorps, ungefähr 7000 Mann unter seinem Befehl; allein bevor er zum Losgehen gelangen konnte, war die große Entscheidung in Ostpreußen gefallen und ein Waffenstillstand eingetreten, welcher den Frieden von Tilsit einleitete. Der General gerieth über den Fehlschlag seines Unternehmens in große Gemüthsaufregung. War er doch, aus der Gefangenschaft erlös't, der Wiederaufnahme seiner kriegerischen Thätigkeit so hoffnungsvoll entgegen gegangen. Von dieser Stimmung, sowie von einer bedeutungsvollen Begegnung zeugt ein Brief, welchen Blücher auf seiner Reise von Hamburg nach Königsberg im April zu Bartenstein an den Freiherrn von Stein schrieb: „Ich finde unseren gemeinschaftligen Freundt — (Hardenberg ist gemeint) — an der spitze der gescheffte, und daß macht mich muht und gewehrt eine frohe auß sicht. Der keißer Alexander bezeugt mich viele Gnade, beweist ein unbegräntztes zu trauen an unseren Freundt Hardenberg, daß ist denn vihle wehrt; ihnen mein verEhrter Freundt beschwöhre ich zu uns zu kommen so balldt sie verlangt werden, was gewiß geschehen wirdt; sind wir durch ihnen versterckt, so sollen uns die noch übrigen an geist und leib kranken Faull tihre keinen Schritt Terain mehr streitig machen. ins feindlige haupt quartir habe ich vor meiner auswecksfelung 14 Tage zu bringen müssen; der große man hat sich eine gantze stunde gantz allein mit mich unterhallten, er hatte vihl mühe mich alles verstendlig zu machen, da ich der sprache nicht megtig bin, liß sich aber nicht abhallten es mich begreifflig zu machen, daß er Fride wollte [50])."

Blücher hatte demnach die persönliche Bekanntschaft Napoleons ge-

---

50) Näheres über das in Pommern beabsichtigte Unternehmen s. im Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 206 fg. und bei Marwitz, I, 236 fg. Blücher-Papiere. (G. St. A.)

macht und der große Zauberer offenbar auch auf ihn gewirkt. Er nennt den Franzosenkaiser einen „großen Mann" und er thut das augenscheinlich nicht etwa ironisch, sondern ganz unbefangen und aufrichtig. Es klingt sogar durch, daß Blücher von der Aufnahme, welche er bei Napoleon fand, sich geschmeichelt fühlte. Im kaiserlichen Hauptquartier zu Finkenstein fand diese Begegnung der Beiden statt. Wer dem Napoleon zur Stunde, wo er dem des Französischen nur ganz dürftig mächtigen Mecklenburger seine Politik verständlich zu machen sich abmühte, gesagt hätte, daß er seinen gefährlichsten Gegner vor sich habe! Also gehen die Menschen wie an ihrem höchsten Glück so auch an ihrer höchsten Gefahr oft achtlos vorüber .... Damals haßte der Blücher den Napoleon noch nicht. Aber dieser Haß sollte kommen, ein furchtbarer, tödtlicher, im heißesten Zornfeuer siebenfach gehärteter Haß. Und für die Anfachung und Unterhaltung des Zornfeuers sorgte vollauf, was mit und nach dem Frieden von Tilsit kam: die äußerste Demüthigung Preußens, die weh- und schmachvolle Bejochung Deutschlands. Der Blücher, zum Befehlshaber der Truppen in Pommern bestellt, wo er erst zu Treptow, dann zu Stargard sein Standquartier hatte — (im Mai 1809 wurde er zum General der Kavallerie erhoben) — ja, der Blücher empfand die Schwere und Reibung des napoleonischen Joches, als hätt' es auf seinem Nacken allein gelegen. Er büßte sogar seinen sonst unverwüstlichen Humor darob ein, ward griesgrämisch, gallig, fast bis zur Tollheit aufgeregt, so daß von ihm erzählt wird, er habe mit dem bloßen Säbel nach den Fliegen in seinem Zimmer gehauen und gestochen, vermeinend, es mit dem Fliegengott, dem Belzebub, dem Bonaparte zu thun zu haben. Seine Gesundheit wankte unter dem Druck solcher Gemüthsleiden und so hat er den ganzen Sommer von 1808 gekränkelt. Gerade während dieser trüben Zeit ist er jedoch zeitweilig aus seinem mißmuthigen Brüten zu einer Hoffnungsfreudigkeit emporgefahren, deren Aeußerungen in jenen Tagen schwärzester Hoffnungslosigkeit für oberflächliche Hörer etwas Wahnwitziges haben mußten. Er aber ließ es sich nicht anfechten, wenn man munkelte oder gar laut sagte: „De old Blüchert, de Dollkopp, is völlig übergeschnappt!" sondern blieb dabei und wiederholte hellseherisch: „Der Bonaparte muß herunter! Ich werde dabei schon mithelfen, und bevor das gethan ist, sterb' ich nicht. Herunter muß er[51])!" Langsam ge-

---

51) Varnhagen, Fürst Blücher, 138. Die Zuverlässigkeit dieser Mittheilung ward mir auf Befragen aus Mecklenburg bestätigt, aus dem Munde einer Frau, deren Vater in der stargarder Zeit viel um den General war. Nach diesem mir gütigst übermittelten Zeugniß hab' ich die prophetische Aeußerung in den Text

nas der soldatische Prophet und erst im Jahre 1809 gab ihm die freilich eitle Hoffnung, daß die Stunde des Wiederlosschlagens gegen Napoleon schon jetzt gekommen, den vollen Gebrauch seiner Kräfte wieder.

Fünftes Kapitel.

Tilsit und Erfurt.

„Generale, Obersten, Offiziere aller Grade — schrieb Napoleon am 1. März 1807 zu Osterode an seinen Bruder Joseph — sind seit zwei Monaten nicht aus den Kleidern gekommen und ich selbst habe seit vierzehn Tagen meine Stiefeln nicht ausgezogen. Mitten im Schnee und Koth, ohne Brot, ohne Wein, ohne Branntwein, von Kartoffeln und Fleisch lebend, haben wir weite Märsche und Gegenmärsche gemacht ohne irgendwelche Ruhe und Erholung, uns auf's Bajonnett schlagend und sehr oft im Kugelregen." Wenn man so sein Tagewerk thut und dabei ein Napoleon ist, bringt man schon Etwas zuwege. Unter Anderem einen Frieden zu Tilsit, der ein recht hübsches Stück napoleonischer Arbeit gewesen ist. Und doch auch wieder ein Stümperwerk, eine Pfuscherei, wie alles Halbe. Von seinem Standpunkt aus mußte Napoleon Preußen, statt es bloß zu demüthigen und zu mißhandeln, geradezu vernichten, was er ohne Frage konnte, und Dame Historia hätte darob ihr Taschentuch gewiß nicht naß geweint.

Denn wenn es je etwas Vernichtungswerthes gab, so war es dieses Preußen vom Jahre 1806, welches unter dem schlechtesten aller Regimente, unter dem Regiment der Mittelmäßigkeiten, so heruntergekommen, daß der gesunde Menschenverstand nur mit Befriedigung auf den Zusammensturz dieser Spottgeburt von Dummheit und Dünkel hinblicken kann. Wie hatte man gepocht auf das „herrliche Kriegsheer" und daß man der „erste Militärstaat der Welt!" Vom Volk brauchte natürlich keine Rede zu sein: man hatte ja Junker zu Offizieren und willenlose Sklaven zu Soldaten, die bei ihren Beiwachtfeuern vor dem 14. Oktober Spottlieder auf den Tod für's Vaterland sangen („Für's Vaterland zu sterben wünscht Mancher sich; zehntausend Thaler erben, das wünsch' ich mich. Das Vaterland ist undankbar, und dafür sterben? O du Narr!").

---

aufgenommen. Bei Varnhagen lautet sie etwas anders, was beweisen kann, daß sie von Mehreren vernommen worden.

Urjunker von Rüchel aber ging bei Jena „uff de Plaine“ in der festen Ueberzeugung, mittelst der hochgelobten „preußischen Taktik“ mal dem Monsieur Bonaparte zu beweisen, daß selbiger Monsieur ein „General von untergeordneter Bedeutung“ sei, und als man den vorrückenden Dünkelmichel aufmerksam machte, daß französische Kolonnen seine Flanken bedrohten, schnarrte er: „Ein preußischer General sieht nicht rechts und sieht nicht links; ich gehe gerad' aus und schlage den Feind“ — d. h. ich lasse mich schlagen, nach Noten. So waren sie und so wären sie geblieben, wenn ihnen der Napoleon nicht den Meister gezeigt hätte. Ja, es ist nicht paradox, sondern nur wahr, der Franzosenkaiser war der Wohlthäter Preußens. Wäre dem preußischen Junkerthum bei Auerstädt-Jena der Zopf nicht so unsanft heruntergeschlagen worden, es würde ihn zweifelsohne noch mit ins 20. Jahrhundert hineingeschleppt haben. Begreiflich auch, daß Napoleon nach Allem, was geschehen und was um ihn her vorging, Preußen und Deutschland tief verachtete. Beide waren es werth. Von der Mehrzahl der deutschen Fürstlichkeiten gar nicht zu reden — die haben von jeher mit jeder fremden, Deutschland feindlichen Macht, welche ihnen gestattete, das Spielzeug der „Souverainetät“ zu handhaben, unterthänig gebuhlt — alle Stände und Klassen hatten an der Schmach, welche über die Nation, nein, über eine Nichtnation von zum willenlosen Brei zusammenregierten Bevölkerungen ohne Vaterlandsgefühl und politisches Bewußtsein gekommen, ihren vollgemessenen Antheil. Die „Gelehrten“ und „Gebildeten“ voran. Viele deutsche Wolkenwandler erblickten in Napoleon, den man zu dieser Zeit doch schon als den kennen mußte, der er war, noch immer eine Art von neuem Messias; so z. B. Hegel, der sein „unbedingter Verehrer“ war. Die erste, ja einzige nennenswerthe deutsche Zeitung von damals, Johanna Georgina von Cotta, die „Allgemeine“ für „Fürsten, Staatsmänner und Diplomaten“, posaunte den Ruhm des Eroberers von Deutschland mit vollen Backen: — („Mit allumfassenden Blicken leitet der Kaiser der Franzosen die unermeßlichen Staats- und Kriegsgeschäfte und dringt in Alles mit einer Art von Allgegenwart ein, die man nur anstaunen, nicht fassen kann“ u. s. w.). In Berlin verekelten sich die französischen Sieger an der „verächtlichen Weise“, womit man ihnen „schmeichelte“. Kurz, Max von Schenkendorf hatte nur allzu recht, beim Rückblick auf diese Zeit die „Beichte“ abzulegen: „Wir haben Alle schwer gesündigt; so Fürst als Bürger, so der Adel: hier ist nicht Einer ohne Tadel [52]).“

---

52) Mém. du r. Joseph, III, 309. Klopfleisch, die Schlacht bei Jena, 144.

Der Krieg hatte sich inzwischen nach Polen und Ostpreußen hineingespielt. In seinem Hauptquartier zu Posen nahm im November der Franzosenkaiser den Kurfürsten von Sachsen und die sächsischen Herzöge zu Gnaden an, d. h. zu rheinbündischen Vasallen. Mit blutendem Herzen mußte sich auch Karl August von Weimar herbeilassen, ein solcher zu werden oder wenigstens zu heißen. Mit überströmendem Dankgefühl ward es Friedrich August. Die Fortsetzung des Kriegs begann für Preußen unter trüben Aussichten. In einen Winkel seines Gebiets zurückgedrängt und nicht nur von den Franzosen, sondern auch von den bei der Annäherung dieser aufstehenden Polen bedroht, hatte es über eine Streitmacht von 25,000 Mann zu verfügen. Die 180,000 Mann Russen, womit Czar Alexander seinem „Freunde" Friedrich Wilhelm zu Hülfe zu eilen versprochen hatte, blieben ein Versprechen. Denn vorerst waren nur 60,000 Russen unter Bennigsen's Befehl nach Preußen gelangt, während der Rest der russischen Streitkräfte, 55,000 Mann unter Buxhöwden, noch weiter zurückstand. Der Krieg war übrigens gar nicht im Sinne der Russen, d. h. der russischen Aristokraten, welche nicht einsahen, warum sie sich für diese Preußen schlagen sollten, auf welche sie, vollends seit Auerstädt-Jena, mit souverainstem Hochmuth herabsahen, während die russischen Offiziere und Soldaten in dem armen Preußen, in Freundesland also, viel schlimmer haus'ten als die Franzosen, ja geradezu so mongolisch-viehisch, als wären sie nicht schon seit etlichen hundert Jahren, sondern erst ganz frisch aus der Schule der Mongolen entlassen. Es ist buchstäblich zu nehmen, daß die russische Soldateska, wohin sie den Fuß setzte, das Land zur Wüste machte[53]). Das war im Grunde der einzige Gewinn, welchen Preußen in den Jahren 1806—7 aus der czarischen Freundschaft zog.

Die ganze Kriegsführung ist von Anfang an verpfuscht gewesen. Die russischen Generale wollten nichts Erkleckliches für Preußen thun. So namentlich Bennigsen, welcher als Ausländer doppelte Ursache hatte,

---

Höpfner I, 153. Schubert, Selbstbiographie, III, 316. Allgemeine Zeitung v. 1806, S. 1336. Aus Schleiermachers Leben, II, 73. Schenkendorf, Gedichte, 1. Gesammtausg. (1837), S. 147.

53) Die haarsträubende Bestätigung dieses Satzes im Einzelnen s. bei Hagen, Neue preuß. Provinzialblätter f. 1847, IV, 274 fg. Preußische Bauern, welche jene Zeit mitlitten, zeichneten den Unterschied zwischen den französischen Feinden und den russischen Freunden so: — „Die Franzosen nahmen, brateten und kochten, sagten aber doch: „„Bauer, hast Hunger? Komm', iß!"" Die Russen fraßen aber wie die Wölfe Alles auf und gaben uns Nichts, sondern warfen die Reste lieber auf die Höfe und Misthaufen."

den Widerwillen der russischen Aristokratie gegen die preußische Allianz zu berücksichtigen. Etwas jedoch mußte er thun, wenn er, einer der Mörder Pauls des Ersten, es nicht ganz mit Alexander verderben wollte, welcher den Krieg dermalen noch ernstlich nahm, da er seiner bei Austerlitz gemachten Erfahrung zum Trotz dem Franzosenkaiser obzusiegen hoffte. Was er freilich zu diesem Zwecke zunächst that, würde unglaublich sein, wenn es nicht thatsächlich wäre. Weil Bennigsen dem Buxhöwden und Buxhöwden dem Bennigsen den Oberbefehl nicht gönnen mochte und weil überdies die russische Aristokratie zur Verleihung des Heerkommando's an einen Ausländer scheel gesehen hätte, schickte der Czar — so ein russischer Autokrator ist im Grunde viel weniger unumschränkt als er aussieht — als Feldherrn den Stockrussen Kamènsky, einen sechsundsiebzigjährigen Invaliden, der zugleich ein Verrückter, welcher den Suwarow spielen wollte, aber nur das spielte, was er war, d. h. den Narren. Auf dem Kriegsschauplatz angelangt, faselte dieser gelungene Feldmarschall: „Nach Schlesien will ich, um den Feind im Rücken zu fassen.“ Eine blanke Narrethei, so wie die Sachen lagen. Als sich Prinz Eugen von Würtemberg bei dem Feldmarschall zum Dienst meldete, stürzte das „kleine, hagere Männchen, nur mit Hemd und Nachtmütze bekleidet,“ auf ihn los, erstickte ihn fast mit Küssen und schrie aus Leibeskräften: „Prinz Würtembergsky! Cousin de sa Majesté L'Empereur! Plemènnik Mariä Feodoròwnä (Neffe von Maria Feodorowna)! Altesse Sérénissime! Junges Blut! Molodèz (wackrer Bursche)! Padi Sjudà (komm her)!“ Dann fuhr er etliche Tage „en grande tenue“, nämlich „in einem Bauernschafpelz, darüber einen kleinen Degen geschnallt und um den Kopf ein schmutziges Tuch gewunden,“ auf einem Bauernkarren wie ein Irrwisch zwischen den Armeekorps hin und her, warf Alles durcheinander, schrie den Soldaten zu: „Ihr seid verrathen und verkauft! Alles ist verloren! Lauft nach Hause, ich mach' es auch so!“ surrte hierauf wirklich ab auf seinem Karren, im Galopp Ostrolenka zu, tauchte bei Lomza noch einmal flüchtig auf, ward in Grodno von einem kaiserlichen Ukas erreicht, der ihn auf seine Güter verwies, und wurde dort schließlich von seinen durch den Narren zum Aeußersten getriebenen Bauern todtgeschlagen.

Dieses Tollen entledigt, schienen die Russen unter Bennigsens Führung Ernst machen zu wollen. Allein das von ihnen am 26. Dezember bei Pultusk gegen die Korps von Lannes, Augereau und Davout tapfer bestandene Gefecht gewährte doch keinen anderen Erfolg als einen gesicherten Rückzug. Auch die Franzosen waren erschöpft durch den raschen Zug aus Thüringen in diese preußisch-polakischen Gegenden, wo

das „fünfte Element", der Koth, noch schwerer zu überwinden war als der Feind. („Das nennt diese polnische Kanaille ein Vaterland!" schrie der brutale Davout, seine kothstarrenden Reiterstiefeln schüttelnd.) Man bezog Winterquartiere. Doch bevor der Januar von 1807 zu Ende, wurden beiderseits die Operationen wieder aufgenommen. Bennigsen, durch czarische Befehle gedrängt, ging angriffsweise vorwärts bis zur Passarge, dann vor dem mit Macht herankommenden Napoleon wieder zurück bis Preußisch-Eilau. Hier nahm er, 60,000 Mann gegen 70,000 Franzosen und Rheinbündler stark, am 8. Februar die Schlacht an, eine der mörderischsten von allen napoleonischen. Weithin waren die beschneiten Felder mit Blut getränkt und geröthet. Die furchtbare Schlächterei brachte keine Entscheidung, keinen Sieg für den Franzosenkaiser, was ohne Frage den 6000 Preußen zu danken war, welche hier gemeinsam mit den Russen fochten und, geführt von dem braven General Lestocq, in der Krisis der Schlacht, als der linke Flügel der Russen aufgelös't wich, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über Schmoditten auf Kutschitten vorstürmten, so das Treffen hielten und in offener Feldschlacht zuerst die preußische Waffenehre wieder herstellten. Was man in Paris von dem angeblichen Sieg Napoleons bei Eilau hielt, zeigte der fallende Börsenbarometer. Der Schlachtenmeister wußte recht wohl, daß er nicht gesiegt habe, und es scheint, daß der Anblick der eilauer Walstatt sogar für seine Nerven zu schrecklich gewesen. Wenigstens ließ er den Bulletinismus sagen: „Dieses Schauspiel ist wie eigens gemacht, um Fürsten Liebe zum Frieden und Abscheu vor dem Kriege einzuflößen." Er that — während er zugleich seinen furchtbar mitgenommenen Streitern den Trost zurief, sie würden immer „les soldats français de la grande armée" sein — noch mehr. Er schickte, was den besten Beweis für seinen Nichtsieg bei Eilau abgibt, den General Bertrand nach Memel, um dem König von Preußen den Frieden anzubieten. Man muß annehmen, daß es ihm unter den ersten Eindrücken des 8. Februars mit diesem Anerbieten ernst gewesen, und jedenfalls war es ihm ernst mit der beigegebenen Versicherung, er habe eingesehen, daß aus Polen kein selbstständiger Staat zu machen sei. Hatte er doch schon im Jahre 1801 gegen Talleyrand geäußert, es könne von einem Staate Polen keine Rede mehr sein, was freilich deutlich genug zeigt, wie er es von Anfang mit den Polen meinte, die in ihm ihren Heiland und den Wiedererwecker ihres Vaterlandes sahen.

Das Friedensanerbieten, obgleich nur in ganz allgemeinen Ausdrücken von einer „Wiederherstellung" Preußens redend, war lockend, doppelt lockend in der schrecklichen Lage, in welcher die geringen Ueber-

bleibsel des zertrümmerten Staats sich befanden. Die russischen Bundesgenossen haus'ten dergestalt im Lande, daß die zur Verzweiflung getriebenen Bewohner die „Herbeikunft der Franzosen auf den Knieen erflehten." Gerade um diese Zeit schrieb der dem russischen Hauptquartier beigegebene Oberstlieutenant von dem Knesebeck an Scharnhorst herzzerreißende Briefe über die „Grausamkeiten der Moskowiter, welche an Nichts dächten als das Land auszusaugen und zu verwüsten, um sich selbst durch diese Wüste zu decken —" und beschwor den Freund, Alles aufzubieten, daß der Friede, „wenn er nur unter irgend erträglichen Bedingungen geboten würde, nicht ausgeschlagen werde." Selbst ein so verbissener Friedensfeind, wie der Junker von der Marwitz einer war, mußte als Augenzeuge zugeben: „Das ganze Land lechzte nach Frieden." Man hat Friedrich Wilhelm getadelt, daß er keine Rücksicht darauf nahm, sondern, insbesondere auf Hardenbergs und gegen Zastrows Rath, fest bei der Allianz mit Rußland und England — die letztere war neulich neugeknüpft worden — beharrte, seine Bundesgenossen von den Eröffnungen Napoleons sofort in Kenntniß setzte und an den Czaren die ausdrückliche Versicherung gelangen ließ, daß „sich der König niemals von ihm trennen werde." Man hat gesagt, diese Rechtlichkeit sei, vom Standpunkt eines biederen Privatmanns angesehen, recht schön und löblich gewesen; aber wer einen König vorstellen wolle, müsse wissen, daß es in der Politik nicht zugehe wie in einem lafontaine'schen Roman und daß, was insbesondere die Allianz mit Rußland beträfe, ein starker Bundesgenosse noch niemals Bedenken getragen, den schwachen zu opfern, wenn sein, des Starken, Vortheil dies erheischte. Es zeuge daher für die sehr beschränkte Einsicht Friedrich Wilhelms, daß er der im Februar von 1807 durch den General Uwarow aus Petersburg überbrachten Versicherung, der Czar „werde sich eher der Gefahr aussetzen, seine eigene Krone zu verlieren, als dulden, daß der König ein Sandkorn seiner Staaten verliere" — Glauben geschenkt habe. Das ist richtig; dieser Versicherung zu trauen, war thöricht. Aber durfte man denn auf der andern Seite den friedlichen Versicherungen Napoleons trauen? Konnte man in denselben etwas Anderes sehen als eine Falle? Der König entsendete den Oberst von Kleist zum Franzosenkaiser nach Osterode, um Näheres über die Friedensanerbietung zu vernehmen. Kleist vernahm nur Untröstliches. Denn Napoleon, welcher sich inzwischen von dem Eilau-Schrecken erholt und sein zusammengeschmolzenes Heer wieder ergänzt hatte, nebelte und gaukelte nur Unbestimmtes und Unfaßbares und der preußische Oberst mußte die ganze Schärfe seines Gehörs anstrengen, um aus der Wortflut Napoleons als das einzige Bestimmte herauszu-

fischen, daß die Elbe in Zukunft die Gränze Preußens gegen Westen sein sollte. Unter solchen Umständen war von ernstlichen Unterhandlungen weiter keine Rede. Kaiser Alexander schickte Verstärkungen zu seinem Heere und kam dann selbst nach Preußen heraus, um mehr Energie in die Kriegsführung zu bringen. Am 8. April führte er zu Kydullen die russischen Garden in Parade dem Könige vor, umarmte auch diesen vor der Front und rief mit thränenden Augen aus: „Nicht wahr, Keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide mitsammen oder Keiner von Beiden!“ Diese czarische Rührung war unzweifelhaft aufrichtig, aber mit Rührungen kommt man nicht weit in dieser harten und herben Welt und statt Opernszenen aufzuführen hätte der Czar Alles daransetzen müssen, daß vor Allem das höchst wichtige, von den Franzosen belagerte Danzig entsetzt würde. War es doch, hat ein Wissender gesagt, „ein wahres Pasquill auf die Kriegskunst, wenn es eine große Armee drei Monate lang ruhig mit ansah, daß eine Festung wie Danzig, deren Besitz auf den ganzen Operationsplan Einfluß hatte, belagert und genommen wurde, und erst dann, wann sie die Uebergabe erfahren, wieder offensiv zu handeln anfing.“ So verkehrt handelte in der That der russische Obergeneral Bennigsen, der aber wußte, daß er damit den Sinn der zahlreichen, auch im Heere zahlreich vertretenen russischen Partei traf, welche unter Führung des Großfürsten Konstantin ganz laut die Frage that: „Warum sollen wir uns für die persönliche Freundschaft unseres Kaisers mit dem König von Preußen noch ferner schlagen?“ Der Fall von Danzig — am 25. Mai sah sich der Kommandant Kalkreuth genöthigt, mit dem Marschall Lefebvre eine Kapitulation einzugehen — gab Napoleon freie Hand zur Weiterführung des Feldzugs und so gut hatte er die Ruhe, die man ihm gegönnt, zu benutzen verstanden, daß er mit 200,000 Mann auftreten konnte, während die russisch-preußische Armee höchstens 120,000 Streiter zählte [54]).

So kam es denn, wie es kommen mußte. Denn das einzige Rettungsmittel zu ergreifen — im gegebenen Fall allerdings ein ver-

---

54) Von der Marwitz, I, 212. Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 104, 129, 132, 141. Bignon, VI, 95, 99. Bulletin 64. Corresp. de Nap. VII, 374 (au citoyen Talleyrand, 17. Oct. 1801: „J'ai oublié dans la lettre que j'ai eu l'honneur de vous écrire au sujet de „l'Almanach national“, de vous parler de la Pologne, dont le Premier Consul désire qu'il ne soit pas question, dans l'état des Puissances. Cette mention, pour mémoire, est d'une inutilité absolue“). Höpfner, III, 127. Aus der handschriftl. Korrespondenz Knesebecks mitgeth. von Häusser, III, 89 fg. Von der Marwitz, I, 227. Schladen, 122, 130, 134, 170, 173. Henckel von Donnersmark, 394. Wolzogen, 42.

zweifeltes — kam in den entscheidenden Kreisen Niemand zu Sinne. Es bestand darin, den Krieg gegen Napoleon so zu führen, wie er nachmals im Jahre 1812 gegen ihn geführt wurde. Und doch — es ist eine merkwürdige und wohlbezeugte Thatsache — war der Gedanke dazu schon vorhanden. Droben in Memel nämlich setzte der bei Eilau schwer verwundete russische General Barklay de Tolly auf seinem Schmerzenslager seinem Freunde, dem Historiker Niebuhr, auseinander, wie er, falls er dermalen die russische Armee zu kommandiren hätte, dieselbe bis ins Innere von Rußland zurückführen würde, den Feind stets lockend und nach sich ziehend bis hinter Moskau, um ihn zu ermüden und zu erschöpfen, von seinen Hülfsquellen und seiner Operationsbasis zu entfernen und Napoleon schließlich, mit Beihülfe der Strenge des Klima's, an den Ufern der Wolga ein zweites Poltawa finden zu lassen[55]). Einstweilen hob in den ersten Tagen des Juni an den Ufern der Passarge die Blutarbeit wieder an. Nachdem die Franzosen den Fluß überschritten, ward am 10. Juni bei Heilsberg hartnäckig und entscheidungslos gerungen, aber schon vier Tage darauf fiel bei Friedland der Entscheidungsschlag. Napoleon erkaufte denselben theuer, aber was war ihm der Verlust von 12,000 Menschen, wenn er, wie er am 20. Juni von Tilsit aus that, an seinen Bruder Joseph schreiben konnte: — „Die Schlacht von Friedland, welche am Jahrestag der Marengoschlacht geschlagen worden, hat den Streit entschieden. Die russische Armee ist vernichtet (anéantie). Diese Schlacht ist ebenso entscheidend, wie die von Marengo, Austerlitz und Jena waren." Er sprach die Wahrheit. Am preußischen Hoflager zu Memel wimmerten die Köckeritze, im russischen Feldlager schrieen die Bennigsen nach Frieden. Noch wollte der Czar aushalten, aber die Friedensströmung war zu stark für ihn. Zögernd gab er seinem General eine halbe Vollmacht, dem Feinde einen Waffenstillstand anzubieten, und Bennigsen zauderte nicht, die halbe für eine ganze zu nehmen und mit Berthier eine vierwöchentliche Waffenruhe zu vereinbaren. Den schwankenden Czaren bestürmte sein Bruder Konstantin, welcher sich „bei allen Gelegenheiten des Feldzugs als ein Poltron erwiesen," in brutaler Weise um seine Zustimmung. Es kam dabei soweit, daß zwischen den beiden Brüdern Brüderlichkeiten wie „Nach Sibirien schicken" und „Vom

---

55) Matth. Dumas, Souvenirs, III, 415—17. General Dumas vernahm das im Text Angeführte aus dem Munde Niebuhrs, als er denselben, seinen alten Bekannten, im J. 1812 auf dem Marsche nach Rußland in Berlin besuchte. Dumas theilte das Vernommene sofort dem Marschall Berthier mit, es fand aber keine Beachtung.

Throne stoßen" hin- und herflogen. Alexander gab nach und damit war die Opferung Preußens entschieden.

Sie ward vollzogen. Die besiegten Bundesgenossen fielen keineswegs „mitsammen", sondern der Eine fiel „ohne den Andern" und dieser Eine war Friedrich Wilhelm, welcher jetzt einsehen lernen konnte, was czarische Freundschaftsschwüre am Sarge Friedrichs des Großen zu bedeuten hätten. Warum sich übrigens über den „Abfall" des Kaisers Alexander ereifern? Nur biedermännische Beschränktheit kann wähnen, in der Politik wiege Freundschaft Etwas. Sie wird durch Interessen bestimmt. Was vermochte der hülflose König von Preußen dem Czar zu bieten? Nichts, während ihm Napoleon Vieles, ungeheuer Vieles bieten konnte und wirklich bot. Natürlich griff Alexander zu, denn die Weltgeschichte arbeitet nicht mit Gefühlen und Moral, sondern mit Thatsachen, die allerdings meist „brutal" genug sind. Und dann darf man, um gerecht zu sein, auch nicht zu wiederholen unterlassen, daß die Stimmung in der russischen Aristokratie und Armee gegen die Fortführung des Kriegs war; darf nicht vergessen, daß der Czar den Sinn der russischen „Magna Charta" in schreckhafter Erinnerung hatte, haben mußte. Sodann wußte Napoleon, daß Alexander gegen England gereizt sei und zwar mit Grund gereizt, denn England hatte die ganze Graßheit seiner Selbstsucht auch in diesem Kriege wieder an den Tag gelegt, hatte nichts, aber auch gar nichts Nennenswerthes zur Unterstützung seiner festländischen Bundesgenossen gethan, hatte Preußen Subsidien versagt, hatte die nachgesuchte Bürgschaft für eine russische Anleihe in beleidigender Art abgeschlagen und dagegen in Asien, Afrika und Amerika mit echtbritischer Gier dieselbe Eroberungspolitik verfolgt, die es mit echtbritischer Heuchelei dem französischen Machthaber zum Vorwurf machte. Die antienglische Stimmung des Czaren nutzte Napoleon aus und endlich machte er sowohl seine geistige Ueberlegenheit als auch sein ganzes Schauspielertalent im Verkehr mit Alexander so sehr geltend, daß dieser weder gegen jene noch gegen dieses aufzukommen vermochte. Er mußte erst noch etliche Jahre wachsen und reifen, bevor er sich von den Schlingen, womit Napoleon zu Tilsit ihn umspann, befreien konnte und aus dem Gefühl der Demüthigung, in diese Schlingen gegangen zu sein, einen unversöhnlichen Haß sog, jenen Haß, der nachmals ein Haupthebel zum Sturze des Napoleonismus geworden ist.

Daß auch Preußen, nachdem Rußland Waffenstillstand geschlossen, bei dem Sieger um einen solchen nachsuchte, verstand sich von selbst. Napoleon, indem er denselben gewährte, trug Sorge, von vornherein seinen Handel mit Rußland von dem mit Preußen scharf zu trennen,

und da er mit den Köckeritzen und Kalkreuthen, d. h. mit den Winselern und Schwätzern, schneller und leichter zum Ziele zu kommen erwarten durfte, so bestand er vor Allem darauf, daß die Friedensunterhandlungen von preußischer Seite nicht durch Hardenberg geführt werden sollten, ein Wink, welcher der Ministerschaft des Genannten vorerst überhaupt ein Ende machte. Denn sobald er sich des Czaren versichert hatte, sprach der Sieger zu Preußen nur noch als Herr und Gebieter. Des Czaren aber versicherte er sich bei jener vielberufenen Zusammenkunft mit demselben am 25. Juni im Floßpavillon auf dem Niemen (der Memel) bei Tilsit. Napoleon wollte bezaubernd sein, denn er bedurfte Alexanders. Nicht nur war es klar geworden, daß mit den Mitteln, über welche er dermalen gebot, Rußland nicht niederzuwerfen sei, sondern auch wollte er — und das war durch eine Allianz mit dem Czaren zu erreichen — für etliche Jahre im Nordosten von Europa Ruhe haben, um vorerst die Unterwerfung des Südwestens zu vollenden. Denn schon lüstete es die Adler seines nimmersatten Gedankens, über die Pyrenäen zu fliegen, damit er in Madrid und Lissabon geböte, wie er in Venedig, Rom und Neapel, in Amsterdam, Hamburg, München, Dresden und Berlin gebot. Er bedurfte Alexanders Beihülfe auch, um ein kürzlich (am 21. November 1806) in der preußischen Hauptstadt an's Licht des Tages geborenes napoleonisches Ungethüm großzufüttern, welches der kaum mannbar gewordene Kaiserwahnsinn mit der Rachsucht gezeugt hatte. „Kontinentalsperre" hieß dies Ungethüm, dessen Genesis und Wachsthum wir seines Ortes ins Auge fassen werden. Ein horribles Ding, von welchem, so könnte ein Träumer sich einbilden, schon der alte Homer vorahnend gesungen: — „Vorn ein Leu und hinten ein Drach', in der Mitt' 'ne Chimäre."

Bezaubernd also wollt' er am 25. Juni von 1807 sein und er war es. Bonaparte Wetterstral wandelte sich in schmeichelndes, lockendes Gesäusel. Er trieb es soweit, daß er sich „in Alexanders schöne und edle Formen gänzlich verliebt und verloren stellte", und doch wußte er zwischen das Gesäusel hinein auch wieder den Orkan stürmen zu lassen, kolossale Ideen und Pläne wie urweltliche Felsblöcke dem Czaren vor die Füße schleudernd. Als die beiden Kaiser den Floßpavillon betraten, begrüßte der russische den französischen mit den Worten: „Ich hasse die Engländer nicht weniger als Sie und will Sie in Allem unterstützen, was Sie gegen dieselben unternehmen." Worauf Napoleon: „Wenn es so ist, wird sich Alles leicht ordnen lassen und ist der Friede geschlossen." Diese Aeußerungen sind als geschichtliche anzusehen, denn noch im Sommer von 1812 schrieb Napoleon von Wilna aus an Alexander:

„Sie sagten mir in Tilsit: Ich werde Ihnen gegen England beistehen" (je serai votre second contre l'Angleterre). Er begann dann sofort die Eitelkeit des Czaren auf den rechten Ton zu stimmen. „Mit solchen Kriegern, wie sie sich so eben mörderisch bekämpften, könnte man die Welt erobern und beherrschen. Einigen wir uns — und zwar wir Beide unter uns, denn wir vermögen binnen einer Stunde die Dinge weiterzubringen als unsere Minister in vielen Tagen — einigen wir uns und wir werden mitsammen das Größte vollbringen, was die moderne Zeit kennt (unissons-nous, et nous accomplirons les plus grandes choses des temps modernes). Im Kampfe gegen Frankreich verschwendet Rußland seine Kräfte umsonst, im Bunde mit Frankreich kann es seine einzig wahre Politik wieder aufnehmen, die Politik Katharina's der Zweiten." Wie zu vermuthen steht, wurden schon bei dieser ersten Zusammenkunft der beiden Kaiser sämmtliche oder wenigstens die meisten Punkte berührt, worüber sie sich in weiterem Beisammensein „direkt" verständigten. Es schien damit freilich zeitweilig happern zu wollen. Der napoleonische Gedanke, ein Herzogthum Warschau aufzurichten, so zu sagen als einen „Denk- und Erwartungsstein für ein künftiges Königreich Polen," mußte für Alexander ein Stein des Anstoßes und Aergernisses sein; allein Napoleon suchte ihm darüber wegzuhelfen, indem er demonstrirte, Rußland müsse ja doch, um Europa keine Besorgnisse einzuflößen, hinter dem Niemen bleiben und seine Blicke nach Osten kehren. Und nach dieser Richtung hin that er den geblendeten Augen des Czaren eine Eroberungsperspektive auf, die nicht nur bis nach Konstantinopel, sondern bis nach Indien reichte — eine Gaukelei, welche Napoleon in seinem Verkehr mit Alexander stets wieder vorbrachte. (So schrieb er z. B. im Februar von 1808 an Caulaincourt, seinen Gesandten in Petersburg: „Dites à l'empereur, que je ne suis pas loin de penser à une expédition dans les Indes, au partage de l'empire Ottoman, et à faire marcher à cet effet une armée de 20 à 25 mille Russes, de 8 à 10 mille Autrichiens et de 35 à 40 mille Français en Asie et de là dans l'Inde.") Mit der Schlinge der Errichtung des Herzogthums Warschau war eine andere eng verknüpft, nämlich die, daß Napoleon Rußland und Preußen für immer zu verhetzen hoffte, indem er jenes vermochte, einen Antheil von der preußischen Beute zu nehmen, den preußisch-polnischen Kreis Bialystok. Es ist zu glauben, daß Alexander gegen die Nichtswürdigkeit, seinen Bundesgenossen plündern zu helfen, nicht bloß Anstands halber, sondern ernstlich sich gesträubt habe; allein gewiß ist, daß Napoleon ihn bewog, die Zutheilung von Bialystok sich gefallen zu lassen, und zwar dadurch, daß er drohte, im Weigerungsfalle mit der fraglichen Landschaft die gegen

Rußland gerichtete Drohung, genannt Herzogthum Warschau, zu vergrößern. Weiter verstrickte der Sieger den Besiegten mit Schweden, dessen Rappelkopf von König der Schwager Alexanders war. „Der König von Schweden ist allerdings Ihr Verwandter und Alliirter, aber Schweden ist ein geographischer Feind Rußlands. Finnland reicht bis vor die Thore von St. Petersburg. Können Sie dulden, daß Ihre schönen russischen Damen in ihren Palästen an der Newa den Donner schwedischer Kanonen vernehmen?" Der Köder war zu lockend, Alexander biß an. Er ging auch auf den geforderten Bruch mit England ein und auf den Beitritt zur Kontinentalsperre, obgleich sich voraussehen ließ, daß dadurch der Ausfuhrhandel Rußlands und somit seine Finanzen ruinirt werden würden. Versprach doch Napoleon, im Osten ihm ganz freie Hand zu lassen, zunächst gegen die Türkei, wo allervörderst die Donauprovinzen wie eine reife Ernte einzuheimsen wären, und leuchtete doch die napoleonische Phantasmagorie einer Theilung der Welt in ein Kaiserthum des Orients und in ein Kaiserthum des Okcidents so prächtig-verführerisch, daß Alexanders Erinnerungen an die seinem preußischen Bundesgenossen gegebenen Versicherungen und geleisteten Schwüre mehr und mehr davor verblaßten. Zwar mag wohlwollend angenommen werden, daß der Czar, als ihm Napoleon zuerst eröffnete, Preußen müßte seine sämmtlichen westlich von der Elbe gelegenen deutschen Provinzen und seine sämmtlichen polnischen abtreten, damit aus den ersteren für einen gewesenen Schiffslieutenant und Schnittwaarenkommis Jérôme Bonaparte ein Rheinbundskönigreich Westphalen und aus den letztern ein Herzogthum Warschau, dessen nomineller Souverain der neugebackene König von Sachsen sein sollte, zusammengeschneidert werden könnte, — ja es mag wohlwollend angenommen werden, daß der Czar gegen die Härte dieser Friedensbedingungen einiges Wenige eingewendet habe. Aber Entschiedenes gewiß nicht; denn als die preußischen Unterhändler Kalkreuth und Golz den Franzosenkaiser etliche Tage darauf erinnerten, er habe dem Czaren bei der ersten Zusammenkunft mit demselben in dem Floßpavillon günstigere Bedingungen für Preußen zugesagt, gab Napoleon zur Antwort: „Bah, da muß mich der Kaiser von Rußland seines schlechten Gehörs wegen nicht recht verstanden haben" — und der Czar ließ es ruhig geschehen, daß man ihn eines solchen Gehörfehlers bezichtete. Vielleicht hat er auch falsch gehört oder es ganz überhört, als ihm Napoleon sagte: „Ich fürchte Preußen nicht; es kann mir nicht mehr schaden und daher hab' ich auch keinen Grund, es zu schonen" — und im Uebrigen schwichtigte er sein Gewissen wahrscheinlich damit, daß Napoleon dem beraubten, gedemüthigten und zertretenen Preußen noch den

blutigen Schimpf anthat, öffentlich zu erklären, er gebe dem König Friedrich Wilhelm die Hälfte seines Gebiets „nur aus Achtung für den Kaiser von Rußland und auf dessen Verwendung hin“ zurück. Man brauchte sich, Alles zusammengenommen, fürwahr nicht darüber so zu entrüsten, wie geschehen ist, daß Napoleon, von der ersten Zusammenkunft mit Alexander zurückkommend, zu seinen Vertrauten gesagt haben soll: „C'est un Grec du bas empire!“ Thatsache ist, daß Rußland durch den Frieden von Tilsit Nichts verlor, sondern eine Provinz gewann, und zwar eine preußische, und daß der Czar, nachdem der Hauptsache nach schon Alles mit Napoleon abgemacht war, seinem aufgegebenen und verlassenen Bundesgenossen noch immer „die feierlichsten und rührendsten Versicherungen seiner zärtlichsten Freundschaft und der Sorgfalt wiederholte, mit der er bemüht sei, das Interesse Preußens zu fördern[56].“

Armer Infinitiv von Preußenkönig, du mußtest am 26. Juni den Zwang, welchen sich der Sieger am Tage zuvor dem Russenkaiser gegenüber auferlegt hatte, schwer entgelten! Er kanzelte dich wie einen Schuljungen ab, überschüttete deine Heer- und Civilverwaltung mit Tadel und entließ dich endlich so „angedonnert“, daß es wie eine Anwandlung von Geistesverwirrung klingt, wenn du, sehr übler Laune von dieser Zusammenkunft zurückgekommen und dieselbe an den Herren Jagow, Kleist und Hardenberg auslassend, brummst: „Napoleon nur zu gut die Fehler meines Heeres kennen. Hab' es ja immer gesagt, die Kapitäne zu viel Einkommen haben.“ Friedrich Wilhelm muß in jenen schweren Tagen von Tilsit eine trübselige Figur gemacht haben, eine so trübselige, daß der russische General Budberg ohne Weiteres zu dem Freiherrn von Schladen sagte: „Mit einem Monarchen wie der Ihrige kann Niemand den Staat retten. Er hört und befolgt immer nur den Rath der Schwachen und der Schurken. Durch ihn selbst geht also Preußen zu Grunde.“

Die Wimmerer und Winseler in der Umgebung des Königs verfielen nun auf ein Mittel, mildere Friedensbedingungen von Napoleon zu erlangen, welches solcher „Staatsmänner“ würdig war. Sie wollten eine große Rührszene veranstalten, in welcher die Königin Luise die Hauptrolle spielen sollte. Der König wußte von dem Plan und viel-

---

56) Mém. du r. Joseph, III, 395. Wolzogen, 43. Fr. v. Smitt, Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812, S. 124. Hormayr, Lebensbilder, 2. A. 51, 153. Smitt a. a. O. 124, Note 1, und Beilage A, S. 144. Bignon, VI, 315 seq. Dumas, Précis XIX, 53 seq. Lefebvre, III, 101 seq. Thiers, liv. XXVII (éd. Brux. et Leipz. VII, 500 seq.). Wolzogen, 43. Schladen, 246, 255.

leicht auch der Czar. Genug, man veranlaßte die Königin, von Memel herüberzukommen, obgleich man ihr diese Demüthigung wohl hätte ersparen können, um so mehr, da eben nur Köckeritze hoffen konnten, auf Napoleon mittelst einer Szene à la Lafontaine zu wirken, welche allenfalls im idyllischen Paretz, aber gewiß nicht in Tilsit am Platze war. Die Königin kam widerstrebend, aber sie kam. „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß nur Gott," äußerte sie unterwegs. Am 4. Juli in Piktupöhnen angelangt, fuhr sie am 6. in einem achtspännigen Galawagen unter dem Geleite französischer Gardedragoner nach Tilsit. Die französischen Truppen machten ihr die Honneurs. Nach einer Stunde kam Napoleon auf einem arabischen Langschwanzschimmel angeritten. Generale hielten ihm die Bügel beim Absteigen. Der König und die preußischen Prinzen begrüßten ihn unten an der Haustreppe. Er behielt seine Reitpeitsche in der Hand, nahm den Hut ab, grüßte rechts und links und ging allein zur Königin hinauf. Luise benahm sich dem übermüthigen Sieger gegenüber würdig und fein zugleich. „Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?" eröffnete er das Gespräch. „Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Der König und die Königin waren nachher Napoleons Tafelgäste und der Eroberer ließ sich herbei, Friedrich Wilhelm zu sagen, er möge sich über den Verlust seiner Provinzen trösten. Das sei eben so eine Folge der Wechselfälle des Kriegsglücks. Der König fand diesmal in seinem Schmerz eine würdige Antwort. „Sire, Sie wissen nicht, was es heißt, Länder zu verlieren, an denen theuerste Jugenderinnerungen haften. Man kann sie so wenig vergessen, wie seine Wiege." — „Was Wiege! Wenn das Kind ein Mann geworden, hat es keine Zeit mehr, an seine Wiege zu denken." — „Doch, doch. Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in welcher er als Kind lag." Die Königin kam nicht ganz ohne Hoffnung nach Piktupöhnen zurück. Sie hatte auf die höflichen Redensarten, deren sich Napoleon gegen sie bedient, zu viel Gewicht gelegt und hoffte wenigstens die Zurückgabe Magdeburgs zu erlangen. Der Sieger zauderte nicht, sie zu enttäuschen. Er sagte dem Grafen Golz rund heraus, was er gegen die Königin geäußert, seien nur schöne Phrasen gewesen, die ihn zu Nichts verpflichteten. Von weiteren Unterhandlungen könne keine Rede mehr sein, Alles sei schon mit dem Kaiser Alexander fest verabredet. Es sei bloß eine Rücksicht für diesen, daß er dem König überhaupt noch Etwas lasse. Kurz, es bleibe Nichts übrig, als den Friedensvertrag, wie er ihn diktire, anzunehmen. „Il faut en finir, ich muß nach Paris

zurück." Den König verwies er mit unedlem Hohn an den Czaren. Der sollte ihm, dem König, seine Verwandten, die Herzoge von Mecklenburg und Oldenburg opfern; diese Länder würden eine ganz hübsche Entschädigung für Preußen abgeben. Als sich der Uebermüthige von der Königin verabschiedete, bot er ihr eine Rose von seltener Schönheit. Sie zögerte, die Blume anzunehmen, nahm sie aber dann mit den Worten: „Zum Mindesten mit Magdeburg!" Die Bedingung wurde rauh zurückgewiesen. „Festungen sind keine Spielzeuge für Damen," sagte Napoleon daheim in Paris zu Josephine, welcher gegenüber er sich rühmte, seiner Politik um der Galanterie willen Nichts vergeben zu haben. Am 7. Juli wurde der französisch-russische, am 9. der französisch-preußische Friedensvertrag von Tilsit unterzeichnet. Preußen verlor dadurch die schon erwähnten Provinzen, mußte außerdem der Kontinentalsperre beitreten und sofort seine Häfen den Engländern verschließen, den neuen König von Westphalen und den Großherzog von Warschau anerkennen, ebenso die bonapartistischen Könige von Holland und Neapel. Außerdem sollte kraft einer nachträglich abgeschlossenen Uebereinkunft Preußen eine Kriegskostenentschädigung im Betrag von 150 Millionen Francs an Frankreich bezahlen und bis zur Abtragung dieser für die Kräfte des auf die Hälfte seines bisherigen Gebiets eingeschrumpften Preußens unerschwinglichen Summe sollten die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau als Unterpfänder in Napoleons Händen bleiben. Bis zum 1. Oktober sollten die Franzosen das verkleinerte Preußen geräumt haben, aber in Wahrheit blieben bis über die Mitte des Jahres 1808 hinaus gegen 200,000 Franzosen und Rheinbündler in dem unglücklichen Lande gelagert, auf Kosten desselben zehrend. Und auch das war noch nicht Alles. Kraft weiterer Uebereinkünfte, d. h. Vergewaltigungen (vom 13. Oktober und 9. November) mußte Preußen den Franzosen verschiedene Militär- und Handelsstraßen durch sein Gebiet nach Sachsen und Polen offen halten, mußte Neu-Schlesien und den Kreis Michelau an das Herzogthum Warschau abtreten, mußte die Schenkung von preußischen Staatsdomänen an napoleonische Marschälle und Generale anerkennen, mußte endlich sich verpflichten, in den nächsten zehn Jahren nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen zu halten. Wohl hatte die tiefgebeugte Königin Ursache, im Frühling des zuletzt genannten Jahres an ihren Vater zu schreiben: „Mit uns ist es aus; wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich Nichts mehr. Ich habe mich ergeben.... Es wird mir immer klarer," — fuhr sie fort und sie hat sich mit den folgenden Worten ein schönes Denkmal gesetzt — „daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkenn-

bar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und als abgelebt in sich selbst zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten und deßhalb überflügelte sie uns. Von Napoleon können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben." Die edle Frau hatte also das Wesen der wirklichen Mission Bonaparte's so klar erkannt wie nur wenige Männer ihrer Zeit oder gar keiner und es bezeugt schön ihren Hochsinn, daß sie sich aus der Tiefe ihres persönlichen Kummers zur Anschauung und Werthung der weltgeschichtlichen Bedeutung des Todfeindes zu erheben vermochte. Im Fortgang ihres Briefes sprach sie auch die feste Ueberzeugung aus, daß der Napoleonismus nicht dauern könne, sondern nur die schmerzliche „Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele" sei. „Ich finde — schloß sie — Trost, Kraft und Muth in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch[57])."

Um aber durchzukommen, durch die Gegenwart dieses zu einem Trümmerhaufen von Noth und Elend zusammengeworfenen Preußens, bedurfte es eines Mannes, dessen aufräumende Willens- und Thatkraft über den gewöhnlichen Umfang staatsmännischer Begabung hinausreichte, — es bedurfte des Freiherrn vom Stein, welcher dermalen daheim im Lahngau krank darniederlag. Auf ihn, welchen Friedrich Wilhelm unlängst so barsch von sich gestoßen, wandten alle einsichtigen Vaterlandsfreunde ihre Blicke und Gedanken, Allen voran die Königin. Er wurde gerufen wie ein ersehnter Nothhelfer und, die kürzlich erfahrene Kränkung vergessend, raffte er sich vom Krankenlager auf und kam. Denn einem solchen Manne ziemte es, da entschlossen anzufassen, wo Andere verzweifelten, und die Hand zu legen an einen Neubau, wo Schwächlinge nur daran dachten, seufzend unter den Ruinen des eingestürzten Staatsgebäudes sich zu verbergen. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, nachdem er unterwegs seinem Freunde Blücher in Treptow einen Besuch gemacht. Gewiß haben da die beiden Männer, welchen es vor

---

57) Schladen, 245, 256, 260 fg. Frau v. Berg bei Adami a. a. O. 276. 285—294. Henckel von Donnersmark, 68 fg. Martens, Collection des traités de paix, Supplém, IV, 452, 474, 483.

Allen bestimmt und gegeben war, den deutschen Namen wieder zu Ehren zu bringen, herzlich an einander sich erfrischt und gestärkt. Stein sollte, während Scharnhorst als Kriegsminister die Wiederherstellung des preußischen Heerwesens auf zeitgemäßer Grundlage unternahm, die oberste Leitung aller Civilangelegenheiten übernehmen. Aber auch jetzt noch, es ist traurig zu sagen, galt für Friedrich Wilhelm der herbe Ausspruch des Russen Budberg, daß er nur von Schwachen und Schuften berathen sein wollte. Ohne die geduldige und beharrliche Arbeit der Königin wäre es kaum möglich gewesen, den Widerstand des Königs, um welchen her die Köckeritz, Kalkreuth und Zastrow wieder ihre Schlendrianslieder anstimmten und ihre armseligen Junkerkabalen spannen, für die durchgreifenden Ansichten und Reformvorschläge Steins zu gewinnen. Endlich, am 4. Oktober, erging an Stein dieses königliche Handschreiben: „Mein lieber Freiherr vom Stein. Die jetzige Lage des Staats und seine kräftige Wiedereinrichtung macht eine gänzliche Einheit in der Verwaltung wünschenswerth. Nach der Euch schon mündlich geäußerten Absicht vertraue Ich Euch hierdurch die Leitung aller Civil-Angelegenheiten meines Staats. Friedrich Wilhelm." Von diesem Tage datirt der Wiederaufbau Preußens . . .

Aber wir müssen noch einmal nach Tilsit zurückblicken, wo in den Pausen zwischen den militärischen Schauspielen, womit Napoleon den Czaren zu unterhalten wußte, neben den mehr oder weniger offenen Verhandlungen zwischen den beiden Kaisern und ihren vertrauten Handlangern Geheimes und Geheimstes gezettelt wurde. Es handelte sich, wie allerdings nur zu vermuthen und bislang nicht sicher zu erweisen ist, in letzter Linie um nichts Geringeres als um eine „Theilung der Welt" zwischen dem „Kaiser des Okzidents" und dem „Kaiser des Orients". Der bezügliche Vertrag soll durch Talleyrand und den Fürsten Kurakin förmlich unterzeichnet, aber das Originaldokument durch den Ersteren bei Alexanders Anwesenheit in Paris i. J. 1814 verbrannt worden sein. Dem Czaren mußte freilich viel daran liegen, eine solche Urkunde vernichtet zu sehen, und könnte Talleyrands Gefälligkeit manche Gefälligkeit Alexanders gegen Talleyrands Wünsche erklären helfen. Es soll aber eine Abschrift des Vertrags existirt haben und diese wurde zuerst durch die „Gazetta de Madrid" i. J. 1812, dann auch in etlichen englischen Zeitungen veröffentlicht. Ob die Wortform der Urkunde eine authentische, ob der Vertrag überhaupt in dieser Ausdehnung wirklich abgeschlossen war, hierüber könnten allein eines schwefelfarbenen Talleyrands Memoiren, falls sie jemals erscheinen, Gewißheit geben. Aber Etwas, Vieles sogar — es wurde weiter oben schon darauf hingedeutet — war

jedenfalls an der Sache und so mag der Vertrag hier stehen: — 1) „Rußland wird von der europäischen Türkei Besitz ergreifen und in Asien seine Gränzen soweit ausdehnen als es ihm zukömmlich scheint. 2) Die Dynastie der Bourbons in Spanien und das Haus Braganza in Portugal hören zu regieren auf und fallen diese beiden Kronen Prinzen der Familie Bonaparte zu. — (Daß den Franzosenkaiser während des Feldzugs von 1807 die spanisch-portugiesische Angelegenheit, d. h. die Verschlingung der pyrenäischen Halbinsel, lebhaft beschäftigte, ist bekannt. Es drängte ihn daher auch so, mit Alexander vorerst ins Reine zu kommen. Schon als sich die französische Armee der Narew näherte, schrieb Talleyrand an Savary: „Der Kaiser muß seine Gedanken in Betreff Polens aufgeben; diese Nation ist zu Nichts brauchbar. Wir haben eine andere weit wichtigere Angelegenheit — d. h. eben die spanische — zu erledigen.“) — 3) Die weltliche Herrschaft des Papstes hört auf. Rom und sein Gebiet werden mit dem Königreich Italien vereinigt. 4) Rußland verpflichtet sich, seine Flotte Behufs der Eroberung von Gibraltar Frankreich zur Verfügung zu stellen. 5) Die Franzosen ergreifen Besitz von den Städten an der Nordküste von Afrika, Algier, Tunis u. s. f., und beim Abschluß eines allgemeinen Friedens können diese afrikanischen Eroberungen zur Entschädigung der Könige von Sardinien und Sizilien verwendet werden. 6) Malta wird in den Besitz Frankreichs übergehen und es soll mit England, ohne daß es in die Abtretung dieser Insel willigt, schlechterdings kein Friede geschlossen werden. 7) Die Franzosen werden Aegypten besetzen. 8) Die Schifffahrt auf dem Mittelmeer soll nur französischen, russischen, italischen und spanischen Handels- und Kriegsschiffen gestattet und sollen alle übrigen Nationen davon ausgeschlossen sein. 9) Dänemark soll die Hansestädte in Norddeutschland erhalten, unter der Bedingung, daß es seine Flotte Frankreich überliefert. 10) Ihre Majestäten, die Kaiser von Rußland und von Frankreich, vereinbaren ein Reglement, demzufolge es künftig keinem Staat, welcher nicht eine gewisse Anzahl von Kriegsschiffen unterhält, gestattet sein soll, Handelsfahrzeuge in See gehen zu lassen [58]).“

58) Pertz, Leben Steins, II, 226, Savary (Duc de Rovigo), Mémoires, III, 76. Mém. du r. Joseph, IV, 247; vgl. IV, 8, 248. Miot de Melito, der ohne Frage zu den politisch unterrichtetsten Männern von damals gehörte, bemerkt (Mémoires, III, 3) über den mitgetheilten Geheimvertrag von Tilsit: — „Si la forme de la rédaction de ces articles et le peu de lumière répandue sur la source où ils ont été puisés ne permettent pas de les regarder comme authentiques, il est au moins hors de doute que des stipulations à peu près semblables avaient été convenues entre les deux empereurs, et la conduite

Da wäre denn ein Netz gewoben gewesen, um erobernd und unterjochend Europa und weiterhin die ganze gesittete Welt darein zu verstricken. Allein Englands Gold wußte seine Späher selbst Geheimstes, was seine Feinde planten, erlauschen zu machen und so erfuhr das englische Ministerium zeitig im Juli von 1807 Dies und Jenes von den französisch-russischen Zettelungen in Tilsit, namentlich, wie Napoleon die dänische Flotte in seine Hand bekommen wollte. Es kam dieser Gefahr zuvor; denn eine Gefahr lag für England allerdings darin, daß Frankreich die Flotten Dänemarks, Rußlands, Spaniens und Portugals zur Verfügung bekam, wie es unzweifelhaft Napoleons Plan war. Bevor also die Absicht des Franzosenkaisers, seine Marschälle Bernadotte und Viktor nach Holstein und Schleswig rücken und von da nach den dänischen Inseln übersetzen zu lassen, ins Werk gesetzt werden konnte, führte England dort den Gegenschlag. Es sandte eine starke Flotte in den Sund, mit 25,000 Mann Landungstruppen an Bord, und forderte, daß Dänemark sofort ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm schließe, auch als Pfand desselben seine Flotte ihm „in Verwahrung“ gebe. Dänemark weis't diese gebieterische Forderung zurück. Die Engländer landen, schließen Kopenhagen von der Land- und Seeseite ein, bombardiren die Stadt, zwingen sie am 7. September zur Uebergabe und führen die im Hafen liegende dänische Flotte, welche 18 Linienschiffe und 15 Fregatten zählt, als gute Beute weg. Ein britisch-brutales Stücklein, ohne Zweifel, ein schnöder Friedensbruch, welcher Dänemark zu einem verbissenen Vasallen Napoleons machen mußte; aber zugleich doch auch eine Handlung der Nothwehr, eine logische Folge der widernapoleonischen Politik des Inselreichs.

Die Wuth des Eroberers über diesen Streich war grenzenlos. Er schäumte und tobte, daß ein Anderer ihm zuvorgethan, was er selbst hatte thun wollen, und daß damit eine der bedeutendsten Maschen des zu Tilsit gewobenen Netzes zerrissen worden. Vorerst mußte ihm das Einathmen der unermeßlichen Weihrauchsdämpfe, welche dem nach Paris zurückgekehrten Triumphator aus allen Ecken und Enden entgegenströmten, die aufgeregte Galle besänftigen. In dem beispiellosen Geräusch der Huldigungen, womit die Franzosen das Idol, in welchem sie die eigene Eitelkeit anbeteten, umgaben, wurde es nur von wenigen vereinsamten und verschollenen Freiheitsfreunden beachtet, daß jetzt die letzten schwachen Schranken, welche wenigstens formell noch dem zügellosen Despotismus

des affaires, postérieurement au traité de Tilsit, est parfaitement d'accord avec les bases sur lesquelles ces stipulations reposent.“

entgegengestanden, bei Seite geräumt wurden. So das Tribunat, welchem der Despot nicht verzeihen konnte, daß es zuweilen eine schüchterne Erinnerung an 1789 kundzugeben gewagt hatte. Was sollten auch Schranken irgendwelcher Art gegenüber einem Gott? Denn die Vergottung Napoleons war jetzt eine vollendete Thatsache, eine in öffentlichen Akten ausgesprochene Thatsache, und während jeder Schatten, jede Möglichkeit einer Freiheitsregung von dem zur Vollendung gebrachten Byzantismus der kaiserlichen Hof-, Heer- und Regierungsmaschine mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zerstampft wurde, wälzten sich die Sklaven mit Wollust im Wust und Unflath der menschlichen Niederträchtigkeit. Es schien unmöglich, die Cambacérès und Fontanes an Infamie der Schmeichelei zu überbieten, und doch machte ein Graf Fabre das Unmögliche möglich, indem er die Frau Lätitia Bonaparte zu einer neuen Muttergottes und ihren Sohn zu einem neuen Heiland hinaufschwulstisirte, in voller Senatssitzung erklärend: „Der Lebenskeim, welchen die Mutter Napoleons in ihrem Schooße empfing, kann nur ein Ausfluß des göttlichen Geistes gewesen sein.“ So speichelleckten die Großen und Vornehmen; die Kleinen, die Leute vom Volk, vergötterten den Kaiser in ihrer Weise. Eines Tages nach der Rückkehr aus Tilsit hielt Napoleon auf dem Boulevard unfern der Madeleinekirche eine große Revue ab. Eine Bürgersfrau hob ihr dreijähriges Töchterlein — es hieß Aurore Dupin und wurde nachmals unter dem Namen Dudevant eine unglückliche Frau und unter dem Namen Georges Sand ein großer Dichter — über die Tschackos der Soldaten empor, damit es den die Linie hinabschreitenden Kaiser sehen könnte. Das über die Soldatenreihe erhobene Kind zog für einen Augenblick die Aufmerksamkeit des vorübergehenden Cäsars auf sich. Er sah es an und entzückt rief die Mutter aus: „Er hat dich angesehen, Aurore! Vergiß es nie! Das muß dir Glück bringen [59].“ War es ein Wunder, daß der Vergötterte alles Ernstes an seine Gottschaft zu glauben begann und daß gerade darum des eingebildeten Gottes Genius dem Dämon des Kaiserwahnsinns mehr und mehr den Platz zu räumen anfing?

Regelmäßig stoßen wir bei bedeutsamen Wendepunkten der Laufbahn des Mannes auf Berufungen an seinen „Stern“ oder sein „Schicksal“. Dieser Fatalismus, welcher die Willkür der eigenen zügellosen Begier gern zu einer sittlichen Nothwendigkeit umlog, gehörte recht eigentlich zum Wesen des Napoleonismus. So schrieb er jetzt, im Begriffe, in das

59) Montgaillard, Hist. de France, VI, 275. Georges Sand, Histoire de ma vie, part. II, chap. 1.

„spanische Abenteuer“ sich zu stürzen, im Dezember von 1807 aus Mailand an Joseph: „Die Ereignisse drängen und meine Geschicke müssen sich erfüllen“ (il faut que mes destinées s'accomplissent). Gerade das spanische Abenteuer half nicht wenig dazu mit, diese Prophezeiung zu erwahren, freilich in anderem Sinne als der Verhängnißmann meinte. Auch ein anderes um diese Zeit unternommenes Abenteuer, die Vergewaltigung des Papstes, trug dazu bei, wennschon es Napoleon geringfügig erscheinen mochte. Pius der Siebente setzte allen Zumuthungen des nachgemachten Charlemagne, ihm unbedingte Vasallendienste zu thun, beharrlich das altgewohnte „Non possumus!“ der päpstlichen Kurie entgegen. Er verachtete den Befehl, der Feind der Feinde Napoleons zu sein und seine Häfen den Engländern zu verschließen. Er sprach sogar davon, den nachgerade verrosteten Bannblitzstral auf seinen Dränger zu schleudern. Die Antwort des in Wuth ausberstenden Empereur war, daß er sämmtliche Provinzen des Kirchenstaats von Rom losriß und zum Königreich Italien schlug (April 1808). Aber obgleich auf Rom und dessen nächste Umgebung beschränkt und in seinem Vatikan und Quirinal im Grunde nur ein Gefangener der französischen Besatzung, gab der Papst dennoch nicht nach und diese seine Haltung mußte der Welt imponiren. Mochte die moderne Bildung die Menschen immerhin gewöhnt haben, die päpstliche Statthalterschaft Christi nur für ein Märchen anzusehen, dieses Märchen des Köhlerglaubens gewann genau in dem Verhältniß, in welchem die Erscheinung eines hinfälligen Greises, eines hülflosen Priesters, der dem großen Despoten, vor welchem Fürsten, Könige, Kaiser sich in den Staub beugten, Trotz bot, die Sympathie der unterdrückten Völker erregte, von Neuem weltgeschichtliche Bedeutung und wurde, Etwas vom Edelsten und Besten aufregend, was neben so vielem Gemeinen und Schlechten in der Menschennatur liegt, mit der Zeit einer der Sargnägel des Napoleonismus.

Dermalen jedoch ist noch die Epoche seiner Triumphalpompe; denn es ist die Zeit des Kongresses von Erfurt, wohin er den Talma mit den Worten befehligte: „Ihr werdet vor einem Parterre von Königen spielen.“ In Wahrheit, in Erfurt waren Könige „gemein wie Brombeeren“ und der Kapitän, welcher die Tambours der kaiserlichen Garde, die, getäuscht durch die prunkvolle Auffahrt des dicken und dickthuenden Königs von Würtemberg, den dreifachen für die Kaiser vorbehaltenen Wirbel schlugen, zornig anfuhr: „Hört auf, 's ist nur ein König (taisez vous, ce n'est qu'un roi)!“ hat ein Stück geschichtlicher Malerei gesprochen. Napoleon, bereits in Spanien arg verwickelt — es wird weiterhin davon die Rede sein — empfand, um bis zur gehofften Abwickelung dieses

Abenteuers den Rücken frei zu haben, das dringende Bedürfniß, den Czaren noch ferner eine Weile in guter Laune zu erhalten. Denn diese gute Laune drohte bedenklich in ihre Kehrseite umzuschlagen, seit es in Betreff der großartigen Welttheilungsplane, welche Napoleon seinem Verbündeten in Tilsit zum Spielzeug hingeworfen, in Paris bedenklich stille geworden und sogar die Türken unter ihren Sultanen Mustafa und Mahmud dem Zweiten in Festhaltung ihrer vom Czaren begehrten Donauprovinzen eine unvermuthete und unverzeihliche Hartnäckigkeit entwickelten. Auch die Schweden wollten sich Finnland nur vermittelst blutiger Kämpfe nehmen lassen: so wenig Sinn hatten auch sie für die tilsiter Weltbeglückungsprojekte. Endlich machten sich die Folgen des Beitritts zur Kontinentalsperre Rußland schon fühlbar genug und, Alles zusammengenommen, schien sich Alexander die unliebsame Ueberzeugung aufdringen zu wollen oder gar schon aufgedrungen zu haben, daß er in Tilsit was man so nennt genasführt worden. Veranstalten Wir daher, um das volle Durchbrechen dieser Ueberzeugung noch für etliche Jahre zurückzuschieben, eine zweite Auflage der „großen Ideen von Tilsit". Unser Minister Champagny — vom schwefelfarbenen Talleyrand, der Uns hinsichtlich des spanischen Abenteuers zu widersprechen die Unverschämtheit hatte, wollen Wir als Minister des Auswärtigen und bald auch als Großkammerherr Nichts mehr wissen — mag dem russischen Gesandten einen Wink geben, daß alle etwaigen Anstände und Anstöße zwischen Unserer und der czarischen Majestät mittelst einer abermaligen persönlichen Zusammenkunft leicht gehoben werden könnten. Der Wink ward gegeben, von Alexander gut aufgenommen und so kam man im September von 1808 in Erfurt zusammen.

Diese Herbsttage von Erfurt sind ohne Frage die Zenithhöhentage des napoleonischen „Sterns" gewesen. Denn noch einmal gelang es dem vollendeten Schauspieler, obgleich er ein oder zwei Mal sehr plump aus der Rolle fiel, den Czaren zu umgarnen, oder wenigstens hatte es ganz so den Anschein. Alexander war scharfblickend genug, zu erkennen, daß die „großen Ideen von Tilsit" nur Gaukelei gewesen seien, und daher wollte er nicht ohne Zusicherung **wirklicher** Vortheile aus Erfurt fort. Napoleon mochte sich drehen und winden, wie er wollte, er mußte mittelst Vertrags vom 12. Oktober den Russen ausdrücklich zugestehen, daß sie, wie den Schweden Finnland, so den Türken die Moldau und Walachei sollten nehmen dürfen, und mußte sich außerdem verpflichten, seinem „erhabenen Verbündeten" werkthätige Hülfe zu leisten, so Oestreich oder irgend eine andere Macht Miene machten, das besagte czarische Raubgeschäft stören zu wollen. Damit gab sich Alexander zufrieden oder

schien sich zufrieden zu geben, denn er schauspielte in Erfurt wetteifernd mit seinem „erhabenen Verbündeten", und dieser konnte an Bruder Joseph schreiben: „Ich habe alle meine Geschäfte mit dem Kaiser von Rußland ins Reine gebracht. Alles ist so geordnet, wie ich es wünschte." In Wahrheit, die Bejochung des Festlands von Europa schien durch diese erfurter Neukittung der französisch-russischen Allianz für lange gesichert.

Napoleon gefiel sich darin, gegen Alexander den glänzenden Wirth zu machen und zu diesem Ende das byzantinisch-bunt gleißende Pfauenrad seiner imperatorischen Herrlichkeit zu schlagen. Er hatte eine goldflimmernde Wolke von Lakaien mitgebracht, vom Marschall und Minister bis herab zum Piqueur und Stallknecht. Nicht ohne Absicht war es auch geschehen, daß der Theil seiner Armee, welcher in diesen Tagen aus Preußen herabmarschirte, über Erfurt gelenkt wurde. Man wollte seinem „erhabenen Verbündeten" die Soldaten zeigen, welche bei Friedland gesiegt hatten. Hiebei freilich ist es dem Schüler Talma's begegnet, daß er plötzlich aus der Rolle des großartig-liebenswürdigen Wirthes in die des gehässig-übermüthigen Emporkömmlings hinüberplumpste. Er lud eines Tages den Czaren und dessen Gefolge zur Parade eines eben aus Preußen angelangten Regiments ein. Auf dem Musterungsfeld angekommen, sprengte Napoleon die Fronte hinunter, ohne sich um den Czaren zu kümmern, der „auf einem napoleonischen Pferde wie ein Adjutant nachjagen mußte." Nachdem sich das Regiment in geschlossene Kolonne gesetzt, rief der Schlachtenlenker dem Obersten zu: „Les braves en avant!" und eine Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten trat vor und bildete einen Halbkreis um den Imperator. Er stieg vom Pferde, Alle thaten ebenso, der Czar und sein Bruder Konstantin standen zur Rechten Napoleons, Berthier mit einer Schreibtafel in der Hand zur Linken, während ein Haufe von Königen, Fürsten und Prinzen den Bogen des Kreises ergänzte. Der Oberst des Regiments, welches zur Entscheidung der Schlacht von Friedland wesentlich beigetragen, rief nach der Reihe jeden der vorgetretenen „Tapfern" auf und stellte denselben dem Kaiser vor, welcher jeden Einzelnen des Genauesten ausfragte, was er bei Friedland gethan, worauf er auf der Stelle allen je nach Verdienst Beförderung oder Ehrenlegionskreuze zuerkannte. Den Meisten der Anwesenden, sogar die Franzosen nicht ausgenommen, drang sich die Ueberzeugung auf, Napoleon habe durch dieses ganze Verfahren dem Czaren eine Demüthigung und eine Marter bereiten wollen, und alle Augen richteten sich unwillkürlich auf den so gröblich Gekränkten, welcher bis zum Schlusse der Szene in ruhigster Haltung neben dem zu dieser Stunde offenbar Kaiserwahnsinnigen stehen blieb. Aber der übermüthig abge-

schossene Pfeil war tief in Alexanders Seele gedrungen und die Widerhaken hafteten fest. Vorderhand setzte er der napoleonischen Schauspielerei die alexander'sche entgegen. Als an einem der erfurter Abende die aus Paris mitgebrachte Truppe Voltaire's „Oedipe" aufführte und in der ersten Szene Philoktet den Vers sprach: „L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux!" — erhob sich Alexander und umarmte mit Emphase den ihm zur Seite sitzenden Napoleon, worüber das „Parterre von Königen" in stürmischen Beifall ausbrach. Aber in seinem Kabinett sagte nachher der Czar zu seiner Mutter Bruder, dem König von Würtemberg, der als fanatischer Trabant des Franzosenkaisers freilich ein übelgewählter Vertrauter war: „Napoleon ist gegenwärtig zu mächtig, um ihm mit Erfolg den Krieg zu machen. Man muß ihn erst sich schwächen lassen. Spanien wird in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Sein Ehrgeiz, der ihn von einer Unternehmung zur andern führt, thut das Uebrige. Die Zeit wird dann kommen, wo ich für die Rolle, die ich jetzt hier in Erfurt spiele, Entschädigung nehmen werde." Auch dem Schlachtenmeister fiel seine erfurter „Rolle" schwer. „Dieser Phrasenmacher von Czar langweilt mich," sagte er zum Bruder Jérôme. Ah, es war ein großes Lug- und Trugspiel, dieser Kongreß von Erfurt. Der Kaiser Franz von Oestreich brauchte wenigstens nur aus der Ferne her zu schauspielen, indem er den General Vincent zur Begrüßung Napoleons sandte und seinem Gesandten einen Brief mitgab, worin er log: „Ich beeile mich, die Gelegenheit zu ergreifen, um Ihnen, mein Herr Bruder, den Ausdruck meiner hohen Achtung und Freundschaft zu erneuern und Ihnen die Versicherung der Unveränderlichkeit dieser Gesinnung darzubringen." Freilich, die Könige, Großherzoge und Fürsten vom Rheinbund, sie schauspielten nicht. Ihnen war es ernst mit den Huldigungen, welche sie ihrem „Protektor" darbrachten, und nur dem Einen von ihnen, dem Karl August von Weimar, haben Scham und Zorn im Herzen gebrannt.

Aber reich an Szenen von unvergänglichem Interesse war die erfurter Haupt- und Staatsaktion, das ist wahr. Seht, am 2. Oktober wird unser Dichterkaiser zur Audienz beim französischen Schlachtenkaiser nach Erfurt beschieden und haben sich da die Beiden in Gegenwart von Talleyrand, Berthier, Savary und Daru eine volle Stunde unterhalten. „Wie alt ist Monsieur Goet?" — „Sechzig Jahre, Sire." — „Ihr habt Euch gut erhalten. Ich habe Euren Roman Werthers Leiden siebenmal gelesen, aber das Buch leidet an der Mischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der Liebesleidenschaft. Das ist nicht naturgemäß, schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermäßigen Einfluß,

den die Liebe auf Werther gehabt, und läßt keine reine poetische Wirkung zu. Qu'en dit Monsieur Goet?" Der Getadelte suchte den Vorwurf, daß er einen ästhetischen Bock geschossen, mit der Bemerkung zu entkräften, daß ein Dichter mitunter, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs sich bedienen dürfe. Nachmals aber hat er zum Kanzler Müller gesagt, Napoleon sei ihm vorgekommen wie ein „kunstverständiger Schneider", welcher an einem „angeblich ohne Naht gearbeiteten Aermel sofort die feinversteckte Naht entdeckt." Man sprach dann über die Tragödie, wobei Daru Veranlassung nahm, von Göthe's Trauerspielen zu reden. Göthe erfuhr mit Erstaunen, daß der Gewaltige die tragische Bühne „mit der Aufmerksamkeit eines Kriminalrichters" betrachtete. „Mit den Schicksalstragödieen, die jetzt wieder Mode werden, ist es Nichts — äußerte der Kaiser. Sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!" Soult trat herein und Napoleon neckte den Marschall mit gewissen unangenehmen polnischen Erlebnissen desselben. Dann stand er auf, trat nahe zu dem Dichter hin, fragte freundlich den persönlichen Verhältnissen desselben nach und sagte, auf die tragische Dichtung zurückkommend, schließlich: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein. Das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie, Monsieur Göthe, sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen" — (ah, ha!) — „wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Dort gibt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden." Der Dichterkaiser nahm aus dieser Audienz einen unermeßlichen Respekt vor dem Schlachtenkaiser mit weg, einen Respekt, den er sein Lebenlang nie verwunden hat. Napoleon seinerseits kehrte sich, als Göthe abtrat, zu seinen Marschällen und Ministern und sagte: „Voilà un homme!" Vom Vaterland, vom armen Deutschland war freilich bei dieser Zusammenkunft nicht mit einer Sylbe die Rede gewesen und es mußte der Schlachtenkaiser erst bei Leipzig geschlagen sein, bevor der Dichterkaiser sich „bequemte, auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein."

Karl August von Weimar mußte dermalen sich zu Herberem bequemen, nämlich den französischen Machthaber von Erfurt nach Weimar zu Gaste zu laden und den höflichen Wirth zu machen. Am 6. Oktober kam der ganze Kongreßtumult in die stille Musenstadt an der Ilm

herüber. Nachmittags war große Hirschjagd, d. h. man hatte etliche Hunderte von Hirschen auf dem Ettersberg ins Garn getrieben und Napoleon schoß kreuz und quer unter den Rudel, wobei er sich als sehr schlechter Schütze erwies. Abends führte Talma's Truppe im weimarer Schauspielhaus Voltaire's „Mort de César“ auf. Das Orchester war mit einer Estrade überbaut, auf welcher die beiden Kaiser auf Thronsesseln saßen. Im Parkett hatte man die Könige und Großherzoge untergebracht, im Parterre den übrigen Fürstentroß. Der Balkon war ausschließlich den Damen vorbehalten. Von der Galerie herab schimmerten die Stickereien der Marschälle, Generale, Minister und Hofwürdenträger. Talma entfaltete in der Rolle des Brutus sein ganzes Genie, aber als Cäsar dem Antonius, der ihn vor den verschworenen Senatoren warnt, die bekannte hochsinnige Antwort gab, welche mit den Worten schließt: „Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance! Sur l'univers soumis régnons sans violence“ — ging das Schauspielen von der Bühne auf die glänzende Zuschauermenge über und die Versammlung brach, „von der beziehungsreichen Stelle elektrisch durchzuckt,“ in einen Sturm huldigenden Beifalls aus. „Ueber den unterworfenen Erdkreis herrschen wir ohne Gewaltsamkeit“ — diese ungeheure Lüge wurde zu Weimar an derselben Stelle, wo Schiller seine Jungfrau und seinen Tell vorgeführt hatte, von deutschen Fürsten und deutschen Frauen beklatscht. — ein Zeugniß der Schmach, welches den ganzen Jammer der Zeit in sich zusammenfaßt. Es ist wahrhaft wohlthuend, daß uns inmitten dieses Elends wenigstens ein Ton aufstößt, und zwar ein Ton aus Frauenmund, welcher tröstlich klingt. Auf dem Hofball, welcher dem Schauspiel folgte, begegnete Napoleon einer jungen Dame, Frau von der Recke, deren Schönheit ihm auffiel. Auf sein Befragen sagte sie ihm, daß sie in Erfurt wohne. „Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber sind Sie denn eine geborene Erfurterin?“ — „Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren.“ — „Also Preußin?“ — „Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele!“ Das brave Wort zwang dem Eroberer Achtung ab. „Gut, sagte er, man muß seinem Vaterland anhängen.“ Nachdem er dann den Czaren flüchtig begrüßt hatte, unterhielt er sich lange mit Göthe und sprach hierauf den Kanzler Müller an: „Wo ist denn Wieland? Warum führt man mir ihn nicht zu?“ Karl August ließ den Alten, den „deutschen Voltaire“, wie ihn die Franzosen nannten, zu Hofe holen. Der Kaiser empfing ihn sehr freundlich und fragte: „Welches von Ihren Werken halten Sie für das beste?“ — „Sire, ich lege auf keins derselben einen großen Werth. Ich schrieb, wie es mir um's Herz war.“ Das Gespräch verbreitete sich über welt-

geschichtliche Gegenstände und Napoleon pries laut den Julius Cäsar, wie er denselben schon dem Göthe gerühmt hatte. „Er wäre ohne Frage der größte Mann der Geschichte, falls er nicht einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Er kannte die Menschen genau, die ihn auf die Seite schaffen wollten, und so hätte er sie bei Seite schaffen müssen." Ueber Geschichtschreibung sprach er einsichtsvoll, aber von Tacitus sehr schlecht. „Die Geschichte will keine Illusionen; sie soll aufklären und belehren, nicht bloß eindrucksvolle Gemälde entwerfen. Tacitus hat die Ursachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugsam entwickelt. Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht, wie er sie uns schildert." Noch im Jahre 1812 äußerte er sich gegen den Grafen Narbonne über Tacitus ungefähr mit denselben Worten, wie hier gegen Wieland. Es ist klar, der Tacitus war ihm gar sehr im Wege, und er fürchtete augenscheinlich, auch für ihn könnte eines Tages ein Tacitus erstehen, der ihn zeichnen würde, wie der römische den Tiberius gezeichnet hat. Sehr fein sagte der Imperator, vom Christenthum sprechend, zu Wieland: „Ich finde darin eine bewundernswürdige Reaktion des griechischen Geistes gegen den römischen. Griechenland, durch physische Stärke überwunden, eroberte sich die geistige Herrschaft wieder, indem es jenen wohlthätigen, jenseits des Meeres ausgestreuten Keim in sich aufnahm und pflegte. Uebrigens — hier trat er ganz nah' an Wieland heran und hielt die Hand so, daß Niemand als der greise Dichter es hören sollte — übrigens ist es eine große Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat." Wieland bestritt diesen Zweifel, was den Gewaltigen „frappirte" und ihm „wohlgefiel".

Am folgenden Tage lud Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, und die deutschen Fürsten zu einer auf dem Schlachtfeld von Jena veranstalteten „Hasenhetze" ein und sie kamen, kamen wirklich! Nur Karl August von Weimar hatte den Muth, sich diesem grausamen Hohn auf Deutschland zu entziehen. Aber, wie die Sage geht, wäre der Völker-Nimrod um's Haar zu Weimar selber zu einem Hochwild geworden. Ja, leicht konnte der „Mord Cäsars" an demselben Abend, wo er auf der weimarer Bühne gespielt wurde, zum zweiten Male weltgeschichtliche Wirklichkeit werden. Einer, welcher die Aufführung der voltaire'schen Tragödie mitangesehen hat, erzählt: — „Es hatte sich eine kleine Anzahl preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und vom glühenden Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Lokalität auf's Genaueste erkundet, Veranstalten zu ihrer

eiligen Flucht nach vollbrachter That getroffen und sich zum größten Theil in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Moment einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen abschreckte oder daß sie Reue empfanden, genug, das Vorhaben unterblieb[60])." ... Nicht mittelst einer meuchlerischen Kugel also sollte die ungeheure Rechnung zwischen Preußen und Napoleon quittirt werden, sondern, nachdem der korsische Wetterstral vollbracht, was er zu vollbringen hatte „in dieser Welt des Athmens", erst jahrelang später, endgültig erst bei Belle Alliance und durch Einen, der — so wundersam verflechten sich auch hier wiederum die menschlichen Dinge — während Napoleon zu Erfurt und Weimar trunkenen Blicks auf der Zenithhöhe seiner Macht und Herrlichkeit stand, dort hinten im Pommerland zu Stargard in den Hallucinationen seiner Genesungsschwäche sein prophetisches Zornwort wiederholte: — „Er muß herunter! Herunter muß der Bonaparte!"

---

60) Mém. du r. Joseph, IV, 81; V, 127, 132. Kanzler v. Müller, Erinnerungen, 231, 237 fg. 247 fg. General v. Müffling, Aus m. Leben, 24, 27. Göthe, Nachgelass. Werke, LX, 276 fg. Eckermann, Gespräche mit Göthe, II. 115; III, 38. Graf v. Bismark, Aufzeichnungen, 45. Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, I, 230. Genast, Aus d. Tageb. e. Schauspielers, I, 37 fg. Gruber, Wielands Leben, II, 493 fg. Hinsichtlich des beabsichtigten Attentats auf Napoleon bin ich dem Bericht des Kanzlers Müller gefolgt (s. die angeführte Schrift desselben, S. 255), während ich in der ersten Auflage meines Buches die von Müffling a. a. O. gegebene Darstellung vorgezogen hatte. Müffling behauptet, die Attentäter hätten dem Napoleon im Webichtgehölz bei Weimar aufgelauert, seien aber durch den Umstand, daß der Prinz Wilhelm von Preußen neben dem Kaiser im Wagen saß, abgehalten worden, ihre „Musketons" loszuschießen. Weil es nun Thatsache, daß der genannte Prinz zu Weimar niemals mit Napoleon in demselben Wagen gesessen, so wäre damit, meint Pertz (Leben Gneisenau's, I, 442), erwiesen, daß die ganze Geschichte von dem beabsichtigten Attentat als unhistorisch zu beseitigen sei. Dieser voreilige Schluß wird aber durch die Darstellung des Kanzlers von Müller, welche Pertz gar nicht gekannt zu haben scheint, zunichte gemacht. Auch der Wirrkopf Steffens hat in seinem breitmäulig-selbstgefälligen, polizeiwidrig langweiligen Nebelbuch „Was ich erlebte" des in Rede stehenden Attentats erwähnt, freilich in seiner nebelnden Weise. Er sah, wie er (a. a. O. VI, 171 fg.) erzählt, die von dem unausgeführten Attentat herkommenden „zwei Männer" in Halle und hörte von ihnen, der Umstand, daß auf der „ihnen zugewandten Seite" der Czar neben Napoleon „geritten", habe das Losfeuern ihrer Büchsen verhindert.

Siebentes Buch.

Saragossa. Aspern. Innsbruck. Wagram.

Erstes Kapitel.

„Dämmerungen für Deutschland."

„Ich rede für Deutsche schlechtweg, durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche Jahrhunderte in der einen Nation gemacht haben. Mein Geist versammelt den ganzen gebildeten Theil der deutschen Nation um sich her, bedenkt und beachtet unser Aller gemeinsame Lage und Verhältnisse; denn lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit ist es, wodurch wir den Untergang unserer Nation und ein Zusammenfließen mit dem Auslande abwehren und ein auf ihm selber ruhendes Selbst wiederum gewinnen können. Ich setze solche Zuhörer voraus, welche nicht rein aufgehen im Gefühl des Schmerzes über den erlittenen Verlust und in diesem Schmerze sich wohlgefallen und durch dieses Gefühl sich abzufinden glauben mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That; sondern solche, die fähig sind, sich über diesen gerechten Schmerz zur klaren Besonnenheit der Einsicht zu erheben, daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll. Nach einem über den sinnlichen Antrieb der Furcht und Hoffnung hinausliegenden Bildungsmittel, nach einer Erziehung der Nation zu einem ganz neuen Leben, nach einer gänzlichen Veränderung des bisherigen Erziehungswesens laßt uns suchen, als dem einzigen Mittel, um die deutsche Nation im Dasein zu erhalten. Und eine solche Erziehungskunst, wie wir sie begehren, ist wirklich schon erfunden und wird ausgeübt — (die pestalozzi'sche) — so daß wir nur das in ihr sich

darbietende Rettungsmittel ergreifen dürfen. Einen festen und nicht weiter schwankenden Willen muß die neue Erziehung hervorbringen. Sie muß als festes und unwandelbares Sein ihres Zöglings ein so inniges Wohlgefallen am Guten schaffen, daß man dadurch getrieben werde, es in seinem Leben darzustellen. Das vorgeschlagene Bildungsmittel eines neuen Menschengeschlechts muß zu allererst von Deutschen an Deutschen angewendet werden und es kommt dasselbe ganz eigentlich und zunächst unserer Nation zu. Denn die Deutschen, als ein ursprüngliches Volk, welches die ursprüngliche Sprache des germanischen Stammvolks behalten und fortgebildet haben, die Deutschen, welche allein berufen sind, die Wahrheit innerlich zu erleben und selbstthätig zu gestalten — wie insbesondere ihre letzte große Weltthat, die Reformation, gezeigt hat — sie sind allein freier Wissenschaft und wahrhaft schöpferischer Dichtung fähig. Der ausländische Genius mag ein lieblicher Sylphe sein, der mit leichtem Fluge über den seinem Boden von selbst entkeimten Blumen hinschwebt und ihren erquickenden Thau einzieht, oder eine Biene, die aus diesen Blumen mit geschäftiger Kunst den Honig sammelt und denselben in regelmäßig gebauten Zellen zierlich geordnet niederlegt. Der deutsche Geist dagegen ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauung ihn entzückt. . . . Laßt uns auf der Hut sein, in unserer bisherigen Unachtsamkeit, Gedankenlosigkeit und Zerstreutheit an die fremde Ordnung der Dinge uns zu gewöhnen! Laßt uns auf der Hut sein gegen die Ueberraschung der Süßigkeit des Dienens! Denn diese raubt sogar unsern Nachkommen die Hoffnung künftiger Befreiung. Laßt die Freiheit immerhin auf einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt; aber geben wir ihr so lange eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken, bis um uns die neue, durch nationale Erziehung gezeitigte Welt emporwächst, die da Kraft habe, die Freiheitsidee zur That zu machen. Lassen wir nur nicht mit unserem Körper zugleich auch unsern Geist niedergebeugt, unterworfen und in die Gefangenschaft gebracht werden! Und wie das zu erreichen sei? Wir müssen eben zu Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche! Das zu sein, dafür haben unsere Altvorderen mehrere Menschenalter hindurch gegen die Römer gestritten. Sie setzten voraus, daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu eben solchen zu bilden. Sie und alle Anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt

der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft. ... Geht ihr aber ferner hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft: Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders. Ihr werdet so lange herumgestoßen werden in allen Winkeln, bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft und bis auf diese Weise allmälig euer Volk auslöscht. Ermannt ihr euch aber, so werdet ihr noch unter euch und um euch ein Geschlecht aufblühen sehen, durch welches unsere Nation wiederhergestellt und die wiederhergestellte zur Wiedergebärerin der Welt wird[1]).“

Also ein Mann vom Katheder des runden Sals der berliner Akademie herab, an den Sonntagen des Winters von 1807—8, zu einer zahlreichen und auserlesenen Hörerschaft, während „seine Stimme oft von französischen Trommeln, die durch die Straßen zogen, übertäubt wurde und allgemein bekannte Aufpasser im Auditorium erschienen“ — ein Mann in der Vollkraft des Lebens, von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, von untersetzter, muskulöser Statur, von scharfmarkirtem, charaktervollem, adlernasigem Gesicht, mit unter einer gedrungenen Stirne, welcher der rastlos wandelnde Gedanke seine Furchenpfade eingetreten, und unter buschigen Brauen scharf und schießend hervorleuchtenden Augen, mit einer Stimme von stolzem, gebieterischem Klang und einer Sprechweise, welche einhertos't wie ein Gewitter, das seines Feuers in mächtigen Einzelnschlägen sich entladet — Johann Gottlieb Fichte, der Weberssohn aus Rammenau in der Oberlausitz, derselbe Mann, welcher im Mai 1807, als er den Abfall Müllers zu Napoleon erfahren, aus Königsberg an seine Frau geschrieben hatte: „Müller und Humboldt beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zu Theil geworden wie ihnen; sondern daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen.“

Er hatte lange in Wolkenkukuksheim gewohnt, das Luftschloß seiner „Wissenschaftslehre“ mit den dialektischen Spinngeweben der „Ich- und Nichtich“-Philosophie austapezirend. Nun aber, angefaßt vom Jammer seines Volkes, war er zur Wirklichkeit herabgestiegen, um gefaßten Muthes eine größte That seiner Zeit zu vollbringen. Denn

1) Bruchstücke aus Johann Gottlieb Fichte's „Reden an die deutsche Nation“, zuerst erschienen i. J. 1808, neu herausgegeb. durch seinen Sohn J. H. Fichte 1859.

mag man vom positiven Inhalt der fichte'schen Reden an die deutsche Nation denken, wie man will, mag man sogar mit dem ironischen Lächeln der Frau von Staël auf dieselben hinblicken und achselzuckend fragen: „Warum mittelst der Erziehung nur Tropfen für Tropfen den Felsen aushöhlen wollen, während der Strom der Ereignisse denselben in einem Tage fortreißt?“ — dennoch ist gewiß, daß Fichte's Auftreten in dem von den Franzosen noch besetzt gehaltenen Berlin ein heldisches Unternehmen nicht nur, sondern auch ein fruchtbares gewesen ist. Schon das, zur Stunde, wo Deutschlands tiefste Erniedrigung eingetreten, wo ein fremder Despot von Basel bis Danzig und von Hamburg bis Triest mit unbeschränkter Willkür gebot, wo — wie Gneisenau am 20. Juli 1807 aus Kolberg an Blücher schrieb[2]) — ein französischer Marschall (Ney), welcher während des Krieges in Ostpreußen mit seiner übrigen Bagage auch seine Maitressen eingebüßt, in Gumbinnen alle Häuser besetzen und sich die vier schönsten Mädchen aussuchen ließ, um seinen Verlust zu ersetzen, — wo der deutsche Name ab und todt und die Erlöschung der deutschen Nationalität nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien — zu solcher Stunde aufzutreten und fest und laut, den fremden Drängern wie den einheimischen Verräthern ins Angesicht, zu sagen: Ihr Deutsche seid eine Nation, ihr seid sogar die erste von allen und von euch muß die Wiedergeburt Europas ausgehen! ja, fürwahr, schon das war mannhaft, tüchtig, groß. „So groß und tief und stolz hat noch Niemand von der deutschen Nation gesprochen!“ fühlte selbst ein Gentz auszurufen sich gedrungen. Der tapfere Denker hat die verdüsterten Gemüther wieder hoffen gelehrt und ihnen die Zukunftsbahn gewiesen. Die alte Zeit ist todt, laßt uns eilen, sie zu bestatten. Die neue ist geboren, sie lebt, aber sie muß erzogen werden. Wodurch wird sie es? Durch eine völlige Umschaffung unserer Gesinnung, durch eine gänzliche Erneuerung des Volksgeistes durch alle Stände hindurch. Und wie diese Umschaffung, diese Erneuerung zuwegebringen? Mittelst einer auf die Methode Pestalozzi's gegründeten umfassenden Nationalerziehung. . . . Wie ein sehendes Auge, wohin es in der Zeit von 1807 bis 1813 in Deutschland blickt, überall die unermeßliche Wirksamkeit der Dichtungen Schillers, namentlich des Tell, erschaut, so auch die Befruchtung der patriotischen Gemüther mit dem durch Fichte mit Recht so energisch betonten Gedanken, daß die Erneuerung und Wiederherstellung der Nation deutscher Art gemäß von innen

2) Blücher-Papiere. (G. St. A.) Der Brief enthält auch die Stelle: „Preußen ist gänzlich verheert von unseren russischen Alliirten.“

heraus und von unten herauf bewerkstelligt werden müsse. Er stand übrigens mit seiner Ansicht vom praktischen Hochwerth der pestalozzi'schen Unterrichtsmethode nicht allein. Schon i. J. 1805 hatte Ernst Moritz Arndt — der i. J. 1807 seine beste vaterländische That zuwegebrachte, seinen „Geist der Zeit", ein im schönsten Sinne des Wortes „erweckliches" Buch — Fragmente über Menschenbildung veröffentlicht, worin er die Wege des großen Zürichers ging, dessen Erziehungsreform von der Schweiz aus ins südwestliche Deutschland sich Bahn brach. Im nördlichen nahmen auf Fichte's Anregung viele treffliche Männer sich der Sache werkthätig an. So Stein, der von Pestalozzi's Methode urtheilte, „sie erhöhe die Selbstthätigkeit des Geistes, errege den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen, befördere das Leben in der Idee und mindere den Hang zum Leben im Genuß." Für eine tiefgebeugte, aber helläugige Königin Luise wurde diese Angelegenheit eine wahre Herzenssache. Sie las mit tiefer Bewegung Pestalozzi's herrliche Dorfgeschichte von „Lienhardt und Gertrud", sie hätte „dem edlen Manne gern mit Händedruck und mit Thränen in den Augen dafür gedankt." Sie schrieb: „Wie gut er es mit der Menschheit meint! In der Menschheit Namen dank' ich ihm." Sie betrieb die Berufung pestalozzisch gebildeter Lehrer nach Preußen und es war ihr in den trüben Tagen von Memel und Königsberg ein Trost, Schulen zu besuchen, in welchen diese Pestalozzianer unterrichteten, und sich an den Vorschritten der Jugend zu erfreuen. Die besten Vaterlandsfreunde zogen, wie die Königin that, die Verbesserung der Volkserziehung und des Unterrichtswesens in allen seinen Abstufungen in den Kreis ihrer Reformgedanken und Reformwerke, welche nach dieser Seite hin einen verheißungsvollen Abschluß erhielten durch die im Herbst von 1810 eröffnete berliner Hochschule, — eine Anstalt, die zwar lange nicht ganz so organisirt wurde, wie ein Fichte, ein Schleiermacher, ein Friedrich August Wolf gewünscht und gewollt hatten, dennoch aber durch den von ihr ausgehenden, das ganze deutschwissenschaftliche Leben und Streben neubeseelenden Geist die Erhebung von 1813 wesentlich mitvorbereiten half[3]). Das Auszeich-

3) Mde. de Staël, De l'Allemagne, I, chap. 19. (Eine gründliche Würdigung der Fichte'schen Reden gibt Noacks Buch „J. G. Fichte nach seinem Leben, Lehren und Wirken" — und Jürgen Bona Meyers Abhandlung „Ueber Fichte's Reden a. d. d. N."). Haym, W. v. Humboldt, 268. Frau v. Berg bei Adami a. a. O. 323 fg. Dorow, Erlebtes a. d. J. 1790—1827, III, 26 fg. Bischof Eylert, II, 1. Abthlg. 258 fg. Köpke, Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, welche Schrift über diesen Gegenstand vollständigen Bericht gibt.

nende war hier, daß zum ersten Mal mit Entschiedenheit das Forschen und Wissen mit dem Leben in Beziehung gesetzt, die Wissenschaft auf den Staat bezogen und alles Ernstes der Versuch gemacht wurde, die studirende Jugend nicht allein zu Gelehrten und Beamten, sondern auch zu Bürgern, zu deutschen Staatsbürgern heranzubilden.

Dem einmal geweckten Vaterlandsgefühle kamen von verschiedenen Seiten her hülfreiche Anregungen und Stärkungen. So bildete sich innerhalb der romantischen Schule eine patriotische Richtung aus, die an dem artistischen Klingklingelspiel mit den romantischen Dichtungsformen, wie es Ludwig Tieck trieb, kein Genüge fand, sondern diese Formen zur Weckung und Stachelung des nationalen Bewußtseins benützen wollte. Hier stand Allen voran Heinrich von Kleist, ohne Frage der bedeutendste Dichter unter den Romantikern, von welchem wir noch weiterhin hören werden. Löblich waren auch die Bemühungen der Görres, Arnim, Brentano und Boisserée, durch die Aufgrabung, Sammlung und Schaustellung der alten Volkssagen, Volksbücher, Volkslieder und Kunstleistungen deutschen Volksgeist auf sich selbst zurückzuführen, aus der Quelle seines eigenen Wesens ihn zu tränken und dadurch zum Widerstande gegen das Fremdwesen zu kräftigen. Freilich lag hier die Gefahr dilettantischer Spielerei mit unklar Erfaßtem oder schief Verstandenem sehr nahe und daraus entsprang dann jene nicht nur literarisch, sondern auch politisch unselige Mittelaltersüchtigkeit, welche in den Schreibereien eines Fouqué junkerliches Süßholz raspelte und von Kanzeln und Kathedern herab den Kreuzzug feudalistischer Unvernunft und Barbarei gegen den gesunden Menschenverstand und die Humanität predigte. Wissenschaftliche Bedeutung erhielten die altdeutschen und mittelalterlichen Studien erst später, durch die Arbeiten der Brüder Grimm und ihrer Mitstrebenden.

Es lag nahe, daß Männer, welche nicht wie der abtrünnige Johann von Müller der Ansicht waren, aller Widerstand gegen Napoleon sei vergeblich, weil der Eroberer „die Bestimmung habe, ein Neues, Niedagewesenes in die Weltgeschichte einzuführen," und demselben darum die Welt dahingegeben worden; das „sei Schicksal, sei Gottes Finger" — sondern welche vielmehr des festen Glaubens lebten, es sei Pflicht für jeden Deutschen, an seinem Ort und mit seinen Kräften gegen den Unterdrücker zu wirken, auf den Gedanken kamen, sich zu dem gemeinsamen Werke zusammenzuthun, sich bündisch gegen den Erzfeind zu organisiren. Schon im Januar von 1806 hatte Friedrich Perthes daran gedacht, einen „Verein der Vaterlandsfreunde" von den Alpen bis zur Ostsee zu gründen, und im Frühjahr 1808 entstand dann auf ähnlicher Grundlage

und, wie es scheint, zunächst auf freimaurerische Anregung hin zu Königsberg der „Tugendbund“, der sich einen sittlich-wissenschaftlichen Verein nannte, seine Statuten förmlich von der preußischen Regierung bestätigen ließ und zwar keinen Mann erster Bedeutung unter seinen Mitgliedern zählte, jedoch, durch Beamte, Gelehrte und Offiziere gestiftet (Mosqua, Lehmann, Both u. A.), insbesondere aber durch den Eifer des Assessors Bardeleben weit verbreitet, für seine wirkliche, wenn auch in seinen Satzungen nicht ausgesprochene Grundidee, „unter der Fremdherrschaft den deutschen Geist aufrecht zu erhalten,“ ohne Zweifel Bedeutendes gewirkt hat. Freilich machte die Sache noch mehr Geräusch als Wirkung und es zeugte nur von französischer Unkenntniß, wenn dem Franzosenkaiser die Gefährlichkeit des Tugendbundes als eine ungeheuerliche vorgespiegelt wurde. Männer wie Stein, Scharnhorst, York, Blücher, Gneisenau haben dem Verein niemals angehört. Blücher hatte für Derartiges überhaupt gar kein Organ und erklärte die Bemühungen der Tugendbündler kurzweg für „Federfuchserei.“ Gneisenau schrieb: „Mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen und ohne Mysterien: Gleichgesinntheit mit Männern, die einer fremden Herrschaft nicht unterworfen sein wollen.“ In Wahrheit, dieser „Bund ohne Zeichen und Mysterien“ war unendlich viel verbreiteter, thätiger und mächtiger als der Tugendbund. Mußten doch zu dieser Zeit der schweren und schwersten Noth in jeder deutschen Brust, die überhaupt guter Regungen fähig, die edelsten Leidenschaften erwachen. Hieraus ging „eine schöne Reinigung der Sitten“ hervor, hieraus große Entschlüsse und hohe Opferfreudigkeit. Es bildete sich eine Gemeinde tüchtiger Menschen, die ohne Bund eng mit einander verbunden, von einem Gefühl ergriffen, von einem Grundsatze geleitet, von einem Entschlusse durchdrungen waren. Wenn Einer — so hat ein Mitglied dieser Gemeinde bezeugt — auf den Anderen stieß, so „erkannten und verstanden sie sich sogleich. Die Feigen und Schlechten traten betreten vor ihnen zurück, ohne die verrätherische Freude zu haben, schaden zu können.“ Mit den Bemühungen des Tugendbundes, „die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der körperlichen Festigkeit, sowie den Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei und Verweichlichung zu mehren,“ hing die Thätigkeit des „Turnmeisters“ Jahn enge zusammen. Es ist in diesem Manne von Anfang an viel Verzerrtes und Eulenspiegelisches gewesen, was später, wie bekannt, den „Alten im Bart“ zu einer schon bei Lebzeiten halbmythischen und wenig erquicklichen Figur gemacht hat. In seinem engen, aber in seiner Enge originellen Geiste spitzte sich die Reaktion des deutschen Bewußtseins gegen Franzosenthum und Napoleonismus so nadelscharf aus, daß die Spitze, eben

ihrer Schärfe wegen, nicht selten ins Komische sich umbog. In seinem Buch „Deutsches Volksthum“ (1810) fabulirte und haselirte er kunterbunt genug und setzte den großen befreienden Ideen der französischen Revolution ein mittelalterlich oder gar wald-ursprünglich-teutonisch zugeschnittenes Staatsgebäude entgegen, in welchem allenfalls Jahne hätten hausen mögen und können, für etliche Tage. Allein die von ihm neubegründete, zuerst (1810) in Berlin geübte Turnerei war eine Wohlthat für Deutschland und für die menschliche Gesellschaft. Es war ein Vorschrittsgedanke und zwar ein sehr praktischer. Das unverbesserliche Junkerthum merkte das auch recht bald. „Sie haben Wunder gethan — sagte ein uckermärkischer Grande auf dem Turnplatz zu Jahn — aber Unrecht bleibt's doch. Die verteufelten Jungen treten besser auf als die Kadetten. Was soll aus der Welt werden, wenn dergleichen ritterliche Uebungen nicht mehr ein Eigenthum der höheren Stände bleiben? Da kann man ja künftig keinen Vornehmen mehr von der Krapule unterscheiden.“ Worauf Jahn — über dessen Bemühungen, manche Schnörkel und Weitläufigkeiten der deutschen Sprache abzukürzen, der General Kalkreuth witzelte, man werde künftig statt Grobian nur noch Jahn sagen — „Wenn vornehm etwas Anderes bedeuten soll als sich vornehmen, in Sitten und Tugenden es den Andern zuvorzuthun, so ist es ein Mißlaut in der Sprache.“ Mit flinken und mutterwitzigen Antworten war Jahn überhaupt rasch bei der Hand und er gehörte, obzwar er seine Turnerei von Anfang an als eine Vorübung zum Vertilgungskrieg gegen den Napoleonismus betrachtete und betrieb, noch keineswegs zu den tollsten Franzosenhassern seiner Zeit. Ein solcher setzte ihm eines Tages alles Ernstes auseinander, er wolle sich nach Inner-Afrika begeben, um die dort hausenden menschenfressenden Wilden zu einem großen Kriegszug zu bewegen. Sie sollten von der Nordküste Afrika's aus nach Spanien übersetzen, von dorther über Frankreich herfallen und das Reich des verhaßten Zwingherrn vertilgen. Worauf Jahn: „Dabei hast du nur zwei Hauptsachen wohl zu beachten; erstens, daß sie nicht dich selbst auffressen, und zweitens, daß du sie dahinbringst, kein anderes Menschenfleisch als französisches zu fressen.“ Alles in Allem, der Turnmeister Jahn stand mit seinen ganzen Schrullen und Marotten unendlich hoch über Leuten wie z. B. der bairische Freiherr von Aretin war, welcher, wie jener richtig von ihm sagte, „tief im Sündenpfuhl der Welschsucht schlemmte, im Nebel der Weltbürgerlichkeit zierbengelte, sich als Herold des Zwingherrn aufblähte“ und in seiner Oberdeutschen Gelehrten-Zeitung von den Weckern und Predigern deutschen Sinnes und deutscher Vaterlandsliebe als „Hochver-

räthern und Missethätern sprach, welche den Boden des rheinischen Bundes besudelten[4]).“

Derweil hatte der Freiherr vom Stein den Neuaufbau des preußischen Staats im großen Styl unternommen. Es war eine Herkulesarbeit und zwar zunächst die Herkulesarbeit des Augiasstallfegens. Denn wo immer Stein und seine Mitarbeiter anfaßten, mußten sie erfahren, wie tief doch das vielgepriesene Preußen Friedrichs des Großen im mittelalterlichen Unrath stecken geblieben, und an allen Ecken und Enden stießen sie auf sorgfältig altfritzig konservirte junkerliche Vorrechte, ohne deren Beseitigung das unabweislich nothwendige Reformwerk gar nicht denkbar. Begreiflich daher, daß sich das verstockte Junkerthum mit Wuthgegeifer gegen dieses Werk anstemmte[5]). Stein griff und fuhr durch, wie ein Durchgreifer und Durchfahrer mußte. Er wollte — seine bezüglichen Denkschriften liefern den Beweis — mit seinen Gedanken stets über Preußen hinaus-, aber auch durch Preußen auf Deutschland hinübergreifend, „in der Nation einen sittlichen, religiösen und vaterländischen Geist pflanzen, ihr wiederum Muth, Selbstvertrauen und Opferwilligkeit für die nationale Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Ehre einflößen, um mit der so erneuten, wiedergeborenen, tüchtig erzogenen den Kampf für diese höchsten Güter zu wagen.“ Gewiß das schönste Ziel, welches jemals ein deutscher Staatsmann sich gesteckt. Der treffliche Freiherr ging rüstig daran, dasselbe zu erreichen. Wenn an die Stelle der Ruinen des altfritzigen Preußens wirklich ein neuer Staat mit Bewohnern voll Gemeinsinn und Vaterlandsliebe treten sollte, so mußte man nach neuen Baumaterialien aussehen. Mit junkerlichen, fürwahr, konnte man Nichts ausrichten. Es galt geradezu, einen Bauern- und Bürgerstand erst zu schaffen, und das konnte man nicht zuwegebringen ohne zu den

4) Perthes' Leben, I, 191, 195. Voigt, Geschichte des Tugendbundes. Pertz, Leben Steins, VI, 2. Abthlg. S. 1235, Note 33. Daß die von mir im Text angegebene Grundidee wirklich die des Tugendbundes war, bezeugt ausdrücklich ein mit den höchsten Zwecken der Verbindung Wohlbekannter, der General v. Dörnberg, bei Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, V, 441. Dorow a. a. O. IV, 59. Hormayr, Lebensbilder, Urkundenb. II, 312. Luden, Rückblicke, 198. Pröhle, Friedrich Ludwig Jahn's Leben, 39, 43, 55. Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel, I, 257.

5) Zur Probe lese man, wie Urjunker von der Marwitz über Stein sich ausließ. Nachlaß, I, 292 fg. Und doch war derselbe Marwitz, weil er in seiner Art ein ehrlicher Mann, genöthigt, einige Seiten später zu sagen: „Schon in den alten Tagen Friedrichs des Großen, noch mehr unter seinem Nachfolger, zumeist aber unter Friedrich Wilhelm dem Dritten war der alte Mechanismus der Verwaltung erst abgenutzt, zuletzt ganz todt und unbrauchbar geworden.“ Nachl. I, 321.

Ideen von 1789 zu greifen. Diese, gereinigt von bonaparte'scher Fälschung, wurden von Stein und seinen Beiständern auf die gegebenen Verhältnisse so angewandt, daß, im Gegensatz zum französischen Prinzip der Centralisation und Staatsallgewalt, der große Grundsatz der Freiheit und Selbstregierung der Gemeinden in seiner praktischen Verwerthung die Grundlage eines freien Staatsbürgerthums sein sollte. Aus solchem Geist ist die ganze Gesetzgebung der stein'schen Reform entsprungen, welche Preußen, soweit dem energischen Reformer Zeit und Macht gestattet war, aus dem Feudalsumpf herausgerissen und in die Reihe der modernen Staaten gestellt hat. Die Hauptakte dieser Prozedur, welche die starren Kastenschranken zerbrach, an der Stelle von Bevorrechteten und Rechtlosen die Gleichheit Aller vor dem Gesetz anbahnte, einen freien Bauernstand und ein freies Städtebürgerthum begründete, der Intelligenz und der Arbeit den Vorrang vor dem eingebildeten Geburtsrecht sichern wollte, — die Hauptakte dieser Prozedur waren, wie Jedermann weiß, das Edikt über „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums“ vom 9. Oktober 1807 und die „Städteordnung“ vom 19. November 1808. Hand in Hand mit diesen großen sozialen Reformen ging die zeitgemäße Umformung des Heerwesens durch die Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen und ihre Gesinnungsgenossen. Der leitende Gedanke war hier, an die Stelle einer aus uniformirten Sklaven bestehenden und von bildungslosen, dünkelvollen „kleinen Herren“ kommandirten Armee ein Heer zu setzen, in welchem zu dienen eine ehrenvolle Bürgerpflicht sei und der Zugang zu allen Offiziersstellen der Tüchtigkeit und dem Verdienste offen sein müsse. Dieser Gedanke, ein Nationalheer zu schaffen, er lebte auch vollkräftig in Gebhart Lebrecht Blücher. Als Gneisenau in die militärische Reformkommission berufen worden, schrieb ihm der Alte am 3. August 1807 aus Treptow: „Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahnde, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber; grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen ihm, daß ich es ihm an's Hertz lege, vor eine National-Armee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig wie man denkt; vom Zollmaaß muß man abgehen, Niemand in der Welt muß eximirt sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern. Die einmal woll dressirten Soldaten müssen zwei Jahr zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten, dann ist das Land soulagirt und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in 2 Jahren so Alles vergessen soll, daß er nicht in 8 Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben uns dieses anderst bewiesen, unsere unnützen Pedantereien mag

der Soldat ganz vergessen. Die Armee muß in Divisions getheilt werden, die Division von allen Sorten Truppen komponirt sein, und im Herbst mit einander manövriren[6]).“ Was aber — hat ein Wissender höchsten Grades geurtheilt — das „Wichtigste war, Scharnhorst bereitete die Idee einer allgemeinen Landwehr vor, und obgleich diese Idee zunächst noch nicht in volle Ausführung kam, so war es doch von einer entscheidenden Wichtigkeit, daß sie nach und nach in den Köpfen reifte und sich allgemein verbreitete, daß der Glaube an die Möglichkeit dieser heilbringenden Institution gegründet wurde[7]).“

Während also in Preußen zukunftschauende Männer in lauterstem Pflichtgefühl und edelstem Wetteifer das Rechte und Tüchtige thaten, um das preußische Heer und Volk, so die Stunde käme, für Deutschlands Befreiung auf den Plan führen zu können — denn die Wiederaufbauer Preußens die haben bei ihrer Arbeit dieses Staates deutschen Beruf nicht eine Stunde außer Acht gelassen und haben solchen Beruf in etwas Anderes gesetzt als in hohlbauchige Redensarten — während dessen rastete auch anderwärts der vaterländische Gedanke nicht. Ein rechter Brennpunkt für seine Strebungen im mittleren Deutschland war Weimar, wo Karl August und seine vortreffliche Frau Luise eine geräuschlose, aber höchst emsige Thätigkeit Behufs der Wachhaltung und Stärkung deutschen Sinnes entwickelten. Die Zeit lag schwer auf ihnen, um so schwerer, da sie, Gegenstände des napoleonischen Argwohns, von dem zu dieser Zeit in Thüringen und Franken befehligenden Marschall Davout scharf beobachtet waren; um so schwerer auch, als sie sich gezwungen sahen, ihren jungen Sohn Bernhard rheinbündische Kriegsdienste thun zu lassen. Aber dennoch verzweifelten sie nicht an der Wiederherstellung des Vaterlandes und der Herzog, welcher das Talent besaß, unter einem jovialen, oft an das Frivole streifenden Gebaren zu verbergen, was in ihm vorging, war ein eifrigster Wirker und Werber gegen die Fremdherrschaft. Von Weimar aus — so hat sein Vertrauter in diesen patriotischen Ge-

---

6) Pertz, Leben Gneisenau's, I, 288.

7) Clausewitz in seinem Aufsatz „über das Leben und den Charakter des Generals Scharnhorst“, zuerst gedr. in Ranke's Histor. polit. Zeitschrift f. 1832. Voigt hat in seiner Biographie des Grafen Alexanders zu Dohna-Schlobitten die erste Idee zur Errichtung der Landwehr diesem zuweisen wollen, allein General Boyen, der genaue Freund Scharnhorsts, hat in seinen „Beiträgen zur Kenntniß Scharnhorsts und seiner amtlichen Thätigkeit“ den Irrthum vollständig widerlegt. Hippel vollends weis't in seinen „Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms des Dritten“ klärlich nach, daß Scharnhorst schon i. J. 1803 in seinen an der berliner Kriegsschule gehaltenen Vorträgen den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung entwickelt habe.

schäften gesagt — wurden „die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und Manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 als echtdeutsches Element sich erwies." Auf diesem Wege ging Karl Augusts dichterkaiserlicher Dutzbruder von der kraftgenialischen Sturm- und Drangzeit her mit dem Herzog nicht Hand in Hand. Auch das ist ein nicht zu übersehender Zug im Bilde der Schmachperiode Deutschlands, daß sein größter Genius davon unberührt blieb. Es weht aus dem göthe'schen Kreise zu dieser Zeit ein empörend wehthuender Frosthauch der Gleichgültigkeit. „Göthe — schrieb Knebel im Januar 1807 an Jean Paul — war die ganze Zeit her mit seiner Optik beschäftigt. Wir studiren hier unter seiner Anleitung Osteologie, wozu passende Gelegenheit, da alle Felder mit Präparaten besäet sind. Wir leben einsam, aber nicht unmuthig noch unglücklich, vielmehr heiter." Wenige Wochen nach der Schlacht bei Jena war Göthe dorthin gekommen, seinen Freund Knebel zu besuchen. „Wie sind Ew. Excellenz durch die Tage der Schmach und des Unglücks hindurchgekommen?" fragte ihn Luden. „Ich habe gar nicht zu klagen," gab der Dichter zur Antwort. „Etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schaut und den Schiffbrüchigen zwar keine Hülfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgendeinem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein — (nach Lukrez! rief Knebel dazwischen) — so habe ich wohlbehalten dagestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen." Dem guten Luden lief, wie er nicht leugnen will, bei diesen „in der That mit einer gewissen Behaglichkeit gesprochenen Worten" eine eisige Kälte über die Brust hinweg[8]).

Nicht wie ein von dem sicheren Felsen weltbürgerlicher Fassung und Gelassenheit mit einem Gefühl egoistischen Wohlbehagens auf das in der Brandung versinkende Vaterland Niederblickender, nein, wie ein Mitfühlender und Mitleidender, aber auch wie ein Tröstender stellte sich Jean Paul Friedrich Richter zu seinem Volke. Die deutsche Schmachzeit ward eine Ehrenzeit für den großen Humoristen, der, während ein brutaler Davout in Baireuth gebot, gerade von da seine kühnen Tröstungen und Mahnungen in das geknechtete Vaterland ausgehen ließ, herrlich erweisend, daß er nicht nur über Blumenstaubwolken, Frühlingsdüfte, Thränenregen und Mondregenbogen geböte, sondern auch über Blitze voll läuternden Feuers und über mahnende, weckende Donner. „Ich theile — schrieb er an Perthes — alle Ihre patriotische Glut und knirsche so oft mit den

8) General v. Müffling a. a. O. 21 fg. Vgl. Kanzler v. Müller a. a. O. 261. Spazier, Jean Paul Friedrich Richter, V, 77. Luden, Rückblicke, 103.

Zähnen als irgend ein Deutscher. Alle meine Werke sind, wie mein Leben, Freigeborene, keine Sklavenkinder irgendeiner knechtischen Absicht.“ Es ist merkwürdig, wie scharf und richtig der Schöpfer des Titan, in welchem man nur einen Wolkenwandler höchster Potenz vermuthen möchte, in seine Zeit blickte und in wie hohem Grade er das besaß, was von jeher unter den Deutschen eine seltenste Gabe, politischen Verstand. Wie divinatorisch sein nach Jena und Tilsit über Preußen gethaner Ausspruch: „Manche Staaten gleichen Orgelpfeifen, die man bloß deßwegen sehr lang macht, damit man sie richtig stimme durch Abschneiden!“ Gerade als Napoleons Stern im Zenith stand, veröffentlichte Jean Paul seine im Sommer von 1808 geschriebenen „Dämmerungen für Deutschland“, ein Trostbüchlein, dessen muthvolle und höchst zeitgemäße Absicht war, im Bewußtsein der Nation das drückende Gefühl der Uebergewalt der Franzosen zu vernichten, sowie die „Augen und Geister verblendende, das deutsche Volk mit einem fast türkischen Fatalitätsglauben niederschlagende und niederhaltende“ Bewunderung und Anstaunung des großen Schlachtenmeisters in ihre richtigen Gränzen zurückzuführen. „Die Eroberer wird kein Buch erobern, aber gegen das vergiftende Bewundern derselben soll man sprechen.“ Das zu thun, inmitten des Rheinbunds, inmitten des französischen Polizeinetzes, war lebensgefährlich. Nicht minder, wenn Jean Paul das schelling'sche Gefasel von einem „fast göttlichen Rechte des Eroberers“ mit dem Ausrufe strafte, auf das angeblich göttliche Recht eines Cäsars sich zu berufen sei jeder Straßenräuber berechtigt. Oder endlich, wenn der kühne Sprecher das deutsche Volk aufforderte, am Jahrestage der Schlacht von Jena einen „Bußtag zu begehen, um am Schmerze den Muth zu entzünden, damit das ganze Volk in der Trauer hoch aufstehe, gemeinsam sich die Wunden zu heilen und sich zu neuem Kampfe zu rüsten.“

Es war doppelt verdienstlich, solche Dämmerungen einer besseren Zukunft aus Gegenden aufleuchten zu lassen, auf welchen der Napoleonismus mit seinem Vollgewicht nachtete und, während in Preußen und selbst in Oestreich im deutschen Sinne reformirt wurde, das ganze Bestreben der rheinbündischen Regierungen darauf abzielte, ein deutsches Gebiet von 5500 Quadratmeilen mit etwa 13 Millionen Bewohnern mittelst eines unerbittlichen, aus Bureaukratie und Militärdespotismus zusammengesetzten Regierungsmechanismus zu einer französischen Satrapie so herzurichten, daß dieselbe den Anforderungen Sr. kaiserlich-königlichen Majestät des erhabenen „Protektors“ in jeder Beziehung entspräche und doch zugleich auch dem Souverainetätsschwindel der einzelnen Satrapen

schmeichelte. Das Muster so eines Herrichters und napoleonischen Präfekten war der Graf von Montgelas, der bairische Premierminister und Hauptmacher, dessen Regierung der „bojoarischen Nation" übrigens auch die gute Seite des rheinbündischen Unwesens vergegenwärtigen kann. Ja, die gute Seite; denn es muß — mag Michel Franzosenfresser diesen Brocken noch so unschmackhaft finden — gesagt werden, daß eine solche vorhanden war. Sie bestand darin, daß die rheinbündische Despotie das südwestliche Deutschland entmittelalterlichte, ein Verdienst, welches nur bestreiten kann, wer gar keine Vorstellung hat von der Verkommenheit der Kleinstaaterei dieser Gegenden, bevor sie durch die Eisenfaust Napoleons in den Wirbelsturm der Zeit hineingestoßen wurden. Schon das war ein Glück, geradezu ein deutscher Gewinnst, daß zahllose Gebiete und Gebietlein, und wenn auch noch so unsanft, zu größeren staatlichen Gebilden zusammengeworfen wurden; und ein Glück war es auch, daß die rheinbündischen Präfekten — und hätten sie es nur im Interesse ihrer chimärischen Souverainetät gethan — unter dem Schmarotzergestrüppe der Pfafferei und der Junkerei, wovon der Boden dort vielfach ganz entsetzlich überwuchert gewesen, tüchtig aufräumten. Das ging allerdings ohne mannigfache und schmerzliche Rechts- und Gefühlsverletzungen nicht ab; aber es ist des weltgeschichtlichen Stromes Art, über nachlässig bewirthschaftete Felder wie über liebevoll gepflegte Blumenbeete gleich achtlos wegzurollen. Es liegt auch auf der Hand, daß die rheinbündischen Verwaltungen, schon um ihre Leistungsfähigkeit, wie der Protektor sie in Anspruch nahm, zu erhöhen, sich genöthigt sahen, den materiellen Vorschritt ihrer Gebiete in Land- und Forstwirthschaft, in Industrie und Handel, in Auffindung neuer Nahrungszweige und in Herstellung von Verkehrsmitteln möglichst zu fördern. Freilich wurde auch dieses ihr wohlthätiges Walten zunächst den Bevölkerungen häufig genug nur zu einer weiteren Plage, weil die rheinbündische Bureaukratie in allen ihren Graden und Abstufungen, vom Minister und Staatsrath bis zum Forstwart und Polizeidiener hinab, mit dem absoluten Bevormundungsgeist, der Härte und Bestechlichkeit ihrer französischen Vorbilder die angestammte deutsche Kanzleigrobheit und Amtsstubenrüpelei glücklich verband. Es würde, von allem Uebrigen abgesehen, eines der düstersten Gemälde menschlicher Verworfenheit ausmachen, wenn sich Jemand der Mühe unterzöge, thatsächlich zusammenzustellen, wie es bei Aufhebung der Klöster und sonstigen kirchlichen Stiftungen in Baiern, Würtemberg und anderwärts herging. Brütalität und Unterschleif wagten und leisteten hiebei geradezu Unglaubliches. Und nicht nur hiebei. Die Paschawirth-

schaft rheinbündischer Beamten brachte nicht selten Gräuelhafteres zuwege als die türkische[9]).

Vollends abschmeckend, widerlich und empörend wird Einem die Rheinbündelei, wenn man einen Blick auf die rheinbündischen Hofzustände wirft. Der Hof des „gemüthvollen" Königs Max Joseph von Baiern war eine Stätte der Geistesöde, der Verschleuderung und einer sittlichen Laxheit, die sich schon dadurch kennzeichnet, daß die Hofdamen und Kammerzofen, wenn — „was so zu sagen unter die gewöhnlichen Zufälle gehörte" — ihre Tugend zu Falle gekommen, den allerhöchsten Schutz anriefen, kraft dessen sie eine reiche Ausstattung und einen Gardeoffizier zum Mann erhielten. Se. Majestät war nicht ohne Geist, aber er machte keinen Gebrauch davon. Er wußte auch recht gut, was Alles und wo es der „bojoarischen Nation" fehlte, und er ließ oft ganze Wolkenbrüche von Sch...ferlen — sein Leib- und Lieblingswort — auf die Pfaffen und ihre Helfershelfer herabregnen. Im Uebrigen aber stellte er die Staatsgeschäfte Gott und Montgelas anheim. Ein höchst „gutmüthiger" Mensch, ließ er sich sein tägliches „Taschengeld" von 1000 Gulden schon in den Vormittagsstunden von schamlosen Lumpen und Betteln abbetteln und führte eine schlechtausgestattete Tafel, während die gesammte Hofdienerschaft aus der königlichen Küche und dem königlichen Keller ganze Wagenladungen stahl. Er hatte keine Leidenschaft, kein Laster, nicht einmal eine Liebhaberei. Es war daher für seine Höflinge keine geringe Aufgabe, die Tage der Majestät auszufüllen, welche die Manieren eines Fuhrmanns mit der Sprechweise eines gutmüthigen Polterers aus Ifflands Dramen verband. Hunde und Affen, Stadtklatsch und Polizeihistorien, etwas Spazierengehen, etwas Liebelei, Vorzimmerwitze und Stallzoten, auch mit Bauern und Bauernmädchen auf Markt und Gassen aufgeführte Schwänke bildeten das Füllsel dieser leeren Königstage ... Anders suchte Friedrich von Würtemberg seine napoleonische Majestät zur Ausprägung und Darstellung zu bringen. Er hätte den Napoleon gern übernapoleonisirt und brachte es in der That wenigstens dazu, ein napoleonischer Pascha im Superlativ zu sein. Für seine Person Sklave eines unnennbaren Lasters, war er seiner eigenen Familie wie seinen Unterthanen ein Tyrann, welcher das arme Würtembergerland alles Elend, was es seit Jahrhunderten durchgemacht, innerhalb weniger Jahre noch einmal durchmachen ließ. Seine Einbildung von seiner Macht war so ungeheuerlich wie die Königskrone, welche

9) Beweise hiefür geben die bezüglichen vom Ritter v. Lang (Memoiren, II, 97 fg.) angeführten Beispiele.

er auf sein stuttgarter Residenzschloß setzen ließ. Er despotisirte in „allen seinen Staaten“ von vierthalbhundert Quadratmeilen Flächeninhalt, als hätte er ein Weltreich zu despotisiren. Seine Jähzornrasereien steigerten sich nicht selten zu völliger Tollwuth. Schon das, was er als Jagdwütherich erster Größe seinem Lande anthat, hätte die Bewohner desselben zur Verzweiflung und Empörung treiben müssen, falls sie nicht zum Volke der Geduld gehörten. Es wird glaubhaft erzählt, als der Tyrann die Augen geschlossen, habe sich der erschöpfte Leibarzt in einen Lehnstuhl geworfen und habe dieses Möbel, in dessen Polsterung ein Spieluhrapparat verborgen gewesen, zu orgeln begonnen: „Freut euch des Lebens!“ Ja, so hieß es geräuschvoll fröhlich das Land auf und ab, als dieser König gestorben, welcher „niemals etwas Dummes gesagt und niemals etwas Gescheidtes gethan.“ Kaum jemals dürfte ein gequältes Volk einem neuen Regenten mit herzlicherem Vertrauen und freudigerer Hoffnung entgegengekommen sein als die Schwaben dem Nachfolger König Friedrichs entgegenkamen.

Unter den Spott- und Mißgeburten napoleonischer Laune stand das Königreich Westphalen in erster Linie. Er gab diesem aus preußischen, hessenkassel'schen, hannover'schen und braunschweig'schen Landestheilen zusammengefügten Kartenhausbau seinen Leichtfuß von jüngstem Bruder zum König, dem er selber vorwarf, „de marcher toujours en jeune homme“. Jérôme war ein Bruder Lüderlich, der sein Paschalik durch die französischen und deutschen Handlanger des kaiserlichen Willens zu Gunsten Frankreichs ausbeuten ließ und sein Königsamt darein setzte, seine Residenz zu einem Bordell zu machen. Ein gutmüthiger Wüstling übrigens, welcher die aus Paris kommenden Donnerkeile zur Seite zu lenken suchte, wenn ihm seine Ausschweifungen gerade Zeit dazu ließen. So jenen Donnerkeil, welcher befahl, das Dorf Dörnberg niederzubrennen, weil der dortige Forstwart aus patriotischem Grimm auf den König geschossen hatte. Jérôme ließ die Hütte des Mannes, den er nach kurzer Einsperrung begnadigte, anzünden und meldete dem Jupiter tonans nach Paris: „Dorf Dörnberg brennt.“ Es muß auch hervorgehoben werden, daß zwar im Königreich Westphalen selbst die einsichtigeren und edleren unter den Franzosen, welche Napoleon hergeschickt hatte, seinen Bruder und das Land zu regieren, ein Siméon, ein Beugnot, im Ganzen nur Unheil stifteten, weil sie aus Unkenntniß der deutschen Verhältnisse die lächerlichsten Mißgriffe begingen — sie untersagten z. B. in den Kanzleien den Gebrauch des Wortes Rothsasse, weil es bedeute „un homme qui est assis sur la boue“ und dieser Ausdruck die Menschenwürde herabsetze — daß aber dennoch auch hier die Fremd-

herrschaft manchen einbalsamirten Blödsinn, manche mumifirte Barbarei beseitigte. War es doch, um nur Eins zu nennen, der westphälische Soldat, welcher zuerst in Deutschland ohne Anwendung der entehrenden Stockprügel eingeübt wurde. Grauenhaft freilich war das Sittenverderbniß, welches König Jérôme's Karneval — denn seine ganze Regierung war ein solcher — in Kassel zuwegebrachte. Der französischen Schamlosigkeit kam die deutsche Charakterlosigkeit und Bettelhaftigkeit auf halbem Wege entgegen. Ganz besonders eifrig die hochadelige. Grafen und Freiherrn stellten ihre Frauen und Töchter und Schwestern der jérôme'schen Lüderlichkeit zur Schau und Auswahl. Gräfinnen und Baronessen rissen sich um die kostbaren „dunkelrothen Shawls mit perlfarbenen und seegrünen Buckeln,“ deren Se. westphälische Majestät fünfzig auf einmal aus Paris kommen ließ, damit seine vornehmen Odalisken ihre brüchige Tugend darein wickeln könnten. „Wer ist heute Nacht beim König gewesen? Die Prinzessin v. L. oder die Gräfin v. B. oder Fräulein v. W.?“ fragte gewöhnlich des Morgens ein wachtstehender Garde du Corps den andern. Bei einem Hofball die Mutterhoffnungen der schönen Gräfin von B—z bemerkend, flüsterte ihr Jérôme zu: „Ein junger Graf, Madame?“ — worauf sie zurücklispelte: „Sire, ich hoffe, es wird ein Prinz sein.“ Das in Napoleonshöhe umgenannte Lustschloß Weissenstein war das jérôme'sche Kapri. Hier, sowie in Schönfeld und Katharinenthal, wurden jene Bälle in „paradiesischer Toilette“, jene verworfenen Orgien gefeiert, welche der König, bis zur Ohnmacht übersättigt, mit den drei einzigen deutschen Worten, die er sprechen gelernt hatte, zu beschließen pflegte: „Morgen wieder luschtik!“ Kassel war unter diesem Morgen-Wieder-Luschtik-König ein stinkender Lasterpfuhl, eine Stätte der Prostitution auch in den bürgerlichen Kreisen, welche sich von der Französirung keineswegs rein erhielten. Denn der Hof folgte dem Beispiel des Königs, welcher seine Galanterie durchaus nicht auf Damen mit Stammbäumen und Wappen beschränkte, und man kann leider den deutschen Frauen, auch der bürgerlichen Klassen, bei dieser Gelegenheit ebenfalls wieder nicht nachrühmen, daß sie von den fremden Eroberern durchschnittlich unerobert geblieben wären. Die galanten Herren Franzosen, fanden die kasseler Schönen, hatten doch gar so „etwas Artiges und Apartes“ an sich, und vollends so ein „zierlicher, olivenfarbiger und etwas wattirter“ König! Und seht, vor demselben wattirten und geflickten Lumpenkönig schwang der, wie wir sahen, im Handumdrehen vom deutschen Patriotismus zum Napoleonismus bekehrte Pseudo-Tacitus Johann von Müller sein rhetorisches Rauchfaß, in dem kläglichen Fastnachtsspiel, genannt westphälischer Reichstag, als

Minister-Redner figurirend. Als solcher hat er am 22. August von 1808 die Sitzungen besagten Reichstags mit einer Rede geschlossen, welche er aus „einem roth eingebundenen Taschenbuche mit matter Stimme und unangenehmem Accent vorlas“ — übrigens mit einem spanischen Mantel und befiederten Barett angethan — und in welcher er also fuchsschwänzelte: — „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen der Kultur Europens. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren und statt gedemüthigter Soldaten geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich. Er setzte darüber seinen Bruder. Konnte er mehr thun? Sie hörten den König, meine Herren, Sie haben seine Handlungsweise gesehen; seine Verordnungen, seine Vorsichtsmaßregeln zählen Sie nach den Tagen seiner Regierung. Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen sich dir!“ In demselben Kassel hatte derselbe Johann von Müller vormals des jetzt vertriebenen Kurfürsten Menschenfleischhandel rednerisch beschönigt, von den nach Amerika an die Engländer verkauften Hessen bombastisirend, daß sie „jenseits des Weltmeers bald glorreich gefallen, bald ruhmvoll gesiegt [10]).“

Ja, der Schlammstrom der Niederträchtigkeit wälzte sich zu jener Zeit in schamlos-breiter Behaglichkeit durch Deutschland. Was ließen sich nicht d i e von dem Zwingherrn und seinen Satelliten bieten, welche die Vordersten in Aufrechthaltung der Nationalehre hätten sein sollen, die deutschen Fürsten! Von weitaus den meisten derselben galt Steins herbes Wort: „Diese kleinen Tyrannen freuen sich nur ihrer Souverainetät und des Genusses des Geraubten und sind taub und gleichgültig gegen die Leiden und die Schande des Vaterlandes.“ Da war z. B. jener Herzog Emil August von Sachsen-Gotha, welchen Jean Paul einen „personifizirten Nebel“ genannt hatte, ein genialisch thuender Sonderling, der sich den bizarrsten Einfällen überließ und in den Sitzungen seines Geheimen Rathes zu sagen pflegte: „Wollen die

10) Westphälische Erinnerungen, Allg. Zeitung v. 1853, Beil. zu Nr. 269 und 270. Fr. K. v. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, II, 30, 52, 55, 66. Chr. v. Rommel, Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, gedr. bei Bülau, Geheime Geschichten, V, 472 fg. Geheime Geschichte des ehemaligen westphälischen Hofes zu Kassel (Petersburg 1814), I, 91, 95, 98, 197, 202. Dornenstücke (Mannheim 1797), 53. Vgl. hiezu Boas, Schiller und Göthe im Xenienkampf, II, 109.

Herren Geheimräthe nun nicht bald die Gnade haben, zu befehlen, was Ich befehlen soll?" Dieser stand einst im Schloßhof von Friedrichsthal mit seinem ganzen Hofstaat in voller Gala bereit, den vorbeireisenden „Protektor" zu empfangen. Der Wagen des Kaisers rollt heran und hält vor dem Gitterthor. Der Herzog naht sich „entblößten Hauptes" dem Wagen, „demuthsvoll bittend", daß Se. kaiserlich-königliche Majestät geruhen wolle, ein Frühstück einzunehmen. Ein kurzes „Non!" und der Befehl an den Mameluken Rustan, die Pferde vorhängen zu lassen, ist die Antwort und ohne den Herzog eines Wortes oder auch nur eines Blickes zu würdigen läßt er denselben in peinlichster Verlegenheit am Schlage stehen. Der Herzog hat nicht den Muth, wegzugehen, und so verfließen in lautloser Stille die Minuten, bis die Relaispferde vorgespannt sind und der Gewaltige mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken davonfährt. Einen andern Rheinbundsfürsten sah man eine lange Strecke neben Napoleons Reisewagen herreiten, demüthig den Hut in der Hand. Ein dritter wollte eines Tages in Frankfurt dem Marschall Augereau seine Aufwartung machen, und als er, schnöde abgewiesen, mit einer tiefen Verbeugung gegen den Kammerdiener des brutalen Franzosen sich entfernte, konnte eine hochgesinnte deutsche Frau, welche den Vorgang mit angesehen, sich nicht enthalten, dem Abgehenden die Worte nachzuschleudern, womit der größte aller „Herzenskündiger" den Bodensatz menschlicher Gemeinheit gezeichnet hat, wie nur er es konnte[11]). Und man hat es preiswürdig gefunden, daß das deutsche Volk „seinen Fürsten um solcher Demüthigungen willen, die sie von Napoleon erfuhren und hinnahmen, noch treuer anhing" und diese Schmach seiner Gebieter mit „heißen Thränen beweinte!" In Wahrheit, es war so. Der Sklave betrauerte, daß sein Treiber einen Obertreiber erhalten hatte, und nannte das „deutsche Treue". Denn es ist den Deutschen eigen, ihre Armseligkeiten in schöne Gefühle umzutaufen und ihres politischen Nichts durchbohrendes Gefühl zu einer Tugend zu stempeln, deren Beschmeichelung dann alle die betriebsamen „Macher" in Patriotismus sich angelegen sein lassen, weil sie wissen, daß man damit der urtheilslosen Menge sich empfiehlt . . . .

---

11) Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, II, 83. Spohr, Selbstbiographie, I, 128, 131. Luden, Rückblicke, 201. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, I, 212.

„Der geht von hier und, in der Hand die Mütze,
Hält er die Kammerthür, ein schnöder Kuppler,
Indeß ein Sklav, nicht edler als mein Hund,
Die schönste Tochter ihm entehrend schwächt."

Es war die Zeit der schweren Noth. Ueber den leisen „Dämmerungen für Deutschland" schlugen zuvörderst die schwärzesten Schatten der Nacht immer wieder zusammen. Ein heftigster Schlag für die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde war die mit Steins Entlassung verknüpfte Unterbrechung des Reformwerkes in Preußen. Nur etliche Tage über ein Jahr hatte die Ministerschaft des Mannes gewährt und mehr, weit mehr als der rege gewordene Argwohn Napoleons haben die Kabalen des preußischen Junkerthums seine Entfernung vom Staatsruder verschuldet. Haben doch die Feinde der Reform sich nicht entblödet, die Zuträger und Aufhetzer der mit der höheren und niederen napoleonischen Spionage in Preußen betrauten Franzosen zu machen und an dieser Stelle den Widernapoleonismus des Ministers zu verklagen, welcher das Unverzeihliche begangen, dem Privilegium und Schlendrian an's Herz zu greifen, und sogar — entsetzlich zu sagen! — soweit vorgeschritten, daß er, nach dem Ausbruch des spanischen Kriegs den König zur Erneuerung des Kampfes mit Napoleon aneifernd, den Vorschlag machte, beim Ausmarsch ins Feld den Adel ganz aufzuheben und später nur solche als Edelleute anzuerkennen, die sich im Kampfe ausgezeichnet hätten. Friedrich Wilhelm, dem der Schrecken vom 14. Oktober von 1806 noch immer in den Gliedern lag, war nicht der Mann, gegenüber dem Unwillen des Franzosenkaisers und gegenüber den höfisch-junkerlichen Zettelungen seinen Minister zu halten. Die Beiden paßten ohnehin nicht zusammen und man muß zur Entschuldigung des Königs sagen, daß er weder im Stande war, das hochfliegende Wollen und weitgreifende Wirken Steins zu verstehen, noch auch dessen Persönlichkeit zu ertragen, welche keineswegs eine schmiegsame, verträgliche und liebenswürdige gewesen ist. Friedrich Wilhelm mußte sich durch des Freiherrn barsches und herrisches Auftreten, durch des Ministers barsch-befehlerische Sprache so peinlich berührt und gedrückt fühlen, daß er gewiß ordentlich leichter aufgeathmet hat, als er dem Durchgreifer und Durchfahrer am 24. November von 1808 die wiederholt erbetene Entlassung gewähren und zu seinen lieben Mittelmäßigkeiten zurückkehren konnte. Zu Anfang Dezembers verließ Stein Königsberg. Die Junker jubelten hochauf. Selbst ein York war in der Junkerei so ganz und gar befangen, daß er dem Gestürzten, dem „Plusmacher", den Wuthschrei nachzeterte: „Ein unsinniger Kopf ist zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gifte selbst auflösen[12]." Das war der Dank, welchen

12) Droysen, Leben Yorks, 2. A. I, 190 . . . Aus den Reihen der preußischen Bureaukratie ertönten nach Steins Entlassung und Abgang Stimmen, welche

der große Reformer in Preußen geerntet, wenigstens von Seiten des Unverstands, der Verbissenheit und des altfritzigen Dünkels. Ein noch ehrenvollerer Dank kam ihm, datirt vom 16. Dezember 1808, aus dem Feldlager Napoleons bei Madrid, ein Aechtungsdekret des Eroberers gegen den „nommé Stein, voulant exciter troubles en Allemagne“, der „überall, wo er durch unsere und unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, zur Haft gebracht und dessen Gut im Lahngau mit Beschlag belegt werden soll.“ In Prag, wohin er von Berlin geflüchtet, erhielt er einen Brief Gneisenau's, worin es hieß: „Sobald ich Sie in Sicherheit wußte, freute ich mich über Ihre Proskription. Die Schwachmüthigen sind dadurch niedergedonnert, die Bösartigen freuen sich darüber; allein alle edlen Herzen fühlen sich dadurch näher an Sie angeschlossen. Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres thun können. Sie gehörten bis jetzt dem preußischen Staate an, nun aber gehören Sie der ganzen civilisirten Welt und der Geschichte.“ Im großen Schicksalsjahr 1812 werden wir in St. Petersburg, wohin ein herzlich-dringender Ruf des Czaren ihn geladen (27. März 1812), den Geächteten wiederfinden und jene weltgeschichtliche Wirksamkeit anheben sehen, wodurch er seine Aechtung dem Urheber derselben mit Wucherzinsen heimbezahlt hat.

Sobald er seine energische Hand vom Staatsruder Preußens weggethan, begann das Schiff bedrohlich zu schlenkern und zu schwanken. Um den König her köckeritzte und zastrowte es wieder ganz bedenklich; nur hießen die Köckeritze und Zastrowe jetzt Altenstein und Dohna, die Vormänner des neuen Ministeriums, welches die haugwitz'sche Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik wieder aufnahm, das stein'sche Reformwerk stocken und mehr und mehr wieder überjunkern ließ. Es wäre in dieser Richtung noch heilloser zurückgegangen worden, wenn nicht einzelne höhere Beamte, wie Vincke, Schön und Sack, die stein'schen Ideen in den Provinzen aufrecht gehalten hätten, so gut es eben gehen wollte und oft kümmerlich genug. Echter und frischer Reformgeist waltete nur noch im Unterrichtsministerium, weil diesem Wilhelm von Humboldt vorstand. Aber daß im Ganzen und Großen die alte Lotterei und Schlotterei wieder Raum gewann, ist eine traurige, leicht zu erhärtende Thatsache. Das Junkerthum wurde wieder auf Kosten der übrigen Klassen schamlos

---

bewiesen, daß das von dem Marschall Villeroy zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten gesprochene Wort: „Il faut tenir le pot de chambre aux ministres tant qu'ils sont en place, et le leur verser sur la tête quand ils n'y sont plus“ — nicht allein für Paris, sondern auch für Berlin gesagt war.

begünstigt. „Du glaubst nicht — schrieb i. J. 1809 der im Steuerwesen arbeitende Friedrich von Raumer an einen Freund — wie einseitig und zum Vortheil der Adeligen die Ausschreiben der Kriegssteuern angelegt sind. Wo die Abgaben nach der Kopfzahl ausgeschrieben wurden, mußten die Armen leiden; wo nach der Aussaat, die unfruchtbaren Gegenden. Ohne Rücksicht auf die schweren, im Kriege ohnehin schon verdoppelten Lasten der Bauern gab z. B. der ärmste 4 Groschen zur Lagersteuer, wo der reichste Edelmann nur 1 Thaler bezahlte." Die in den altfritzigen Kanzleistyl eingerosteten Beamten konnten weder den Geist noch die Formen der stein'schen Verwaltung fassen. Während z. B. Raumer i. J. 1810 die „allerhöflichsten Briefe" an einen jüdischen Bankier zu Königsberg richtete, damit derselbe bedeutende Zahlungen für den Staat vorschußweise übernehme, schrieb gleichzeitig ein anderer Beamter an denselben Bankier unter der mittelalterlichen Adresse: „An den Judenknecht N. N." Zusammenfassend lautet das Schreiben des Staatsraths Schön an Stein (vom 1. März 1809): — „Sie wollen ausführlich wissen, wie es unserem Freunde, dem Grafen Meding — (Friedrich Wilhelm der Dritte) — in seinem Privatleben geht. Sie wissen, daß Herr von Groß — (Stein) — sich der Geschäfte des Grafen treu annahm und ihm einen Wirthschaftsplan gestellt hatte. Kaum war dieser Freund von ihm, so wurde dieser Plan durchlöchert. Der Wirthschaftsinspektor — (Dohna) — gerieth gänzlich in die Hände des Rentmeisters — (Altenstein) — und seines Vetters des Posthalters — (Nagler) — in denen er noch bis jetzt liegt. Alle Drei vereinigen sich, um das, was ihnen der Graf nach Groß's Vorschlag stellte, aufzuheben. Dies darf nun freilich nicht öffentlich geschehen, aber von den groß'schen Wirthschaftsplänen ist nicht nur Nichts fortgesetzt, sondern das Wenige, was geschah, trägt Spuren gegen dieselben. Bauern, Knechte und Mägde lachen über die Schwäche des Inspektors und die Wirthschaft geht schlecht [13]." Zuletzt so schlecht, daß Altenstein, gegenüber der ewigen Presserei Napoleons um die Bezahlung der rückständigen Kriegskontribution rathlos, den Vorschlag machte, auch noch Schlesien an den Franzosenkaiser abzutreten. Das war dem Könige denn doch zu viel. Das Ministerium ward entlassen und — nach eingeholter Erlaubniß Napoleons — Hardenberg mit dem Titel eines Staatskanzlers mit der Premierministerschaft betraut (7. Juni 1810). Der also an die Spitze der preußischen Staatsgeschäfte zurückberufene hannover'sche Freiherr kam mit

13) Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel, I, 97, 147. Pertz, Leben Steins, II, 744.

der festen Absicht, das stein'sche Reformwerk der Junkerei zum Trotz wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Er dachte und rieth sogar alles Ernstes, die Umgestaltung des alten Staatswesens mit der Einführung einer Volksvertretung zu krönen; allein zu so kühnen Würfen kam es nicht und Hardenberg, dessen ganze Sorge bald davon in Anspruch genommen wurde, das nur nothdürftig kalfaterte und betakelte preußische Staatsschiff auf der stürmischen See der auswärtigen Politik kümmerlich oben zu halten, mußte sich begnügen, wenigstens die im Sinne der stein'schen Reform gehaltene und am 28. Oktober von 1810 verkündigte Steuergesetzgebung durchgesetzt zu haben.

Denn so stark köckeritzte und zastrowte es, wie gesagt, schon wieder um den König her, daß jeder Vorschritt mit Ach und Krach durchgesetzt werden mußte. Es ist keine Frage, daß die i. J. 1809 gegen den Rath patriotischer Männer von Friedrich Wilhelm und seiner Frau nach St. Petersburg unternommene Reise von schlechter Wirkung war. Der König, durch die Schmeichelworte Alexanders bestimmt, kehrte mit einem nackensteiferen absolutistischen Bewußtsein aus Rußland zurück als er hingegangen. Auch war es dem Czaren gelungen, die Erinnerung an Tilsit zu verwischen und sich wiederum als den getreuesten Freund Preußens darzustellen. Alexander, welcher trotz Alledem den Orient-Kaiserthumstraum damals keineswegs schon völlig ausgeträumt hatte und deßhalb an der Allianz mit Napoleon noch festhielt, hatte mit Erfolg dahin gearbeitet, den König von der Betheiligung am Krieg Oestreichs gegen Frankreich abzuhalten. Ja, die Hofluft war mit Russisch-Byzantinischem geschwängert, als die königliche Familie im Dezember von 1809 nach Berlin zurückgekehrt war. Mit „überaus großer und wahrhaft rührender Theilnahme und wehmüthiger Freude" hatten die Berliner diese Rückkehr begrüßt und die Begeisterung hatte sich gesteigert, als am Abend im Theater die Königin zum schäumenden Aerger des Junkerthums den „Komödianten" Iffland in die königliche Loge rufen ließ, um ihm herzlichen Dank zu sagen für die sinnige zugleich und muthige Weise, womit er ein Jahr zuvor den Franzosen zum Trotz der Geflüchteten Geburtstag auf der Bühne begangen. Aber wie ein Stral kalten Wassers mußte auf diese Begeisterung ein etliche Tage später erscheinendes „Publikandum" wirken, worin des Langen und Breiten von „Hoffähigkeit", „Hofkleidung", Courtagen" und dergleichen großen Dingen mehr wichtigthuend gehandelt war.

Schlimmeres folgte, Schlimmstes: der Tod der Königin, welcher es vor allen Andern gegeben war, den König in leidlichem Verständniß der Zeit zu erhalten. Sie erkrankte, bei ihrem Vater in Mecklenburg zu

Besuch, in Hohen-Zieritz. Der herbeieilende König fand sie schon in sehr gefährlichem Zustand und sagte in der Bitterkeit seiner Angst: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau, stirbt sie gewiß." Der „alte Heim" war aus Berlin geholt worden, der Leidenden ärztlichen Beistand zu leisten. Es war vergeblich. Ein Geschwür in der Lunge und ein Polyp im Herzen führten den Tod der Königin rasch herbei. Der alte Heim hielt ihre Hand in der seinigen, als sie Morgens um 9 Uhr am 19. Juli 1810 verschied. „Herr Jesus, mach' es kurz!" waren ihre letzten Worte gewesen. Am Sterbebette zusammengebrochen, rief Friedrich Wilhelm schluchzend aus: „Bin ich nicht ein sehr unglücklicher Mann?" Gewiß, das war er und er hat seinem und des ganzen Landes Schmerz über den erlittenen Verlust lakonisch-wahren Ausdruck gegeben und das gefühlteste Wort seines Lebens gesprochen, als er wenige Tage nach Luise's Hingang im Garten von Charlottenburg zu seinem Flügeladjutanten Henckel sagte: „Dies ist der härteste Schlag[14])."

Zweites Kapitel.

Saragossa.

Rückwärts nun schreiten wir etliche Jahrmeilen weit, um zwei der trübsten, aber gewaltigsten Zuflüsse des Europa überflutenden Napoleonismus von ihrer Quelle herabzubegleiten... Es war in der Siegestrunkenheit vom Oktober von 1806, als der Eroberer, triumphirend in die preußische Hauptstadt eingezogen, den alten Plan gegen seinen Erzfeind Britannien mit neuer Energie wieder aufnahm. Er war unnahbar,

---

14) Henckel v. Donnersmark, 74, 86. Frau v. Berg bei Adami a. a. O. 382 fg. Keßler, Der alte Heim, 2. A. 361 fg. Fr. v. Raumer, a. a. O. I, 226. Raumer erzählt auch (I, 152) vom alten Heim, welcher bekanntlich eine der originellsten Charakterfiguren jener Zeit gewesen ist, folgende ergötzliche Geschichte. Eines Tages befand sich der alte (vertriebene) Landgraf von Hessen beim Staatskanzler Hardenberg, als Heim nach seiner Gewohnheit eiligst hereintrat. Der Staatskanzler stellte den Landgrafen dem Arzte vor, worauf Heim: „Sind Sie der Landgraf mit dem Zopf? Drehen Sie sich doch einmal herum! Können Sie mir nicht, wie Sie es Andern zugestanden, etliche von Ihren Unterthanen käuflich überlassen, damit ich medizinische Versuche mit ihnen anstelle?" Der Landgraf-Seelenverkäufer war vor Erstaunen ganz dumm und konnte kein Wort hervorbringen.

dieser Feind, und er beherrschte die Meere: zwei Thatsachen, die sich dem Imperator bei Tag und Nacht als zwei scharfe Erinnerungsstacheln ins Bewußtsein bohrten. Wie der Rule-Britannia beikommen? Dadurch, daß man der Wurzel der britischen Macht nachgrub, um dieselbe zu vernichten. Diese Wurzel aber hieß mit einem Doppelnamen Industrie und Handel, im Grunde nur zwei Bezeichnungen für eine und dieselbe Sache. England ist ein Welthandelspolyp, seine Saugfäden an alle Küsten des Kontinents anheftend und von dorther Saft und Kraft seines Daseins ziehend. Wohlan, hauen wir diese Saugfäden ab! Wir werden damit dem Riesenpolypen, obgleich wir ihn anscheinend nur an seinen Extremitäten verwunden, einen Stoß ins Herz versetzen. Denn sperren wir ihm die europäischen Märkte, so heißt das bei der außerordentlichen Entwicklung, welche seine Industrie und sein Handelsbetrieb genommen, eine soziale Revolution in England vorbereiten. Stehen erst seine Fabriken still, faulen erst seine Kauffahrteischiffe in den Häfen, lungern seine Matrosen brotlos, hungern seine Fabrikproletarier hoffnungslos, dann wird Noth, Elend, Verzweiflung und der mit Nothwendigkeit daraus entspringende Veränderungstrieb, ja, sie werden mitsammen das stolze Machtgebäude der englischen Oligarchie unterwühlen und im gelindesten Falle dieselbe zwingen, mittelst eines Friedensschlusses mit Frankreich so einem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. Die Schlußfolgerung aus diesen Prämissen, bei welchen nur das kleine Versehen oder Uebersehen mitunterlief, daß beim gewaltsamen Unterbinden der Handelsadern des Gesellschaftskörpers nicht nur dieses oder jenes bestimmte Glied, sondern alle leiden, — die Schlußfolgerung also hieß „Kontinentalsperre", ein, wie schon bemerkt worden, chimärisches Ungethüm von Haus aus. Methodisch zum „Kontinentalsystem" erzogen, sollte es die erdumgürtende Mitgardschlange der englischen Handels- und Seemacht als obsiegender Drache verschlingen. Aber der ungefüge Drache kam der Schlange nirgends recht bei, dagegen fügte er mit seinen tausendfach gegliederten Krallen, mit seinem gifthauchenden Rachen und seinem ungeheuren Ringelschweife dem armen Kontinent, auf dem sein scheußlicher Leib lastete, unermeßlichen Schaden zu.

England hatte im Aerger über Preußens Gelüste nach dem Besitz von Hannover, im Mai 1806 alle Flüssemündungen und Gestade von der Elbe bis nach Brest in Blokade erklärt. Darauf ging die napoleonische Gegenmine los, das Dekret von Berlin (dat. v. 21. November), kraft dessen über die britischen Inseln der Blokadezustand verhängt, aller Handel und Verkehr, sogar der Briefwechsel mit denselben untersagt, jeder auf dem Kontinent betroffene Engländer als Kriegsgefangener, jede aus

englischen Kolonieen und Fabriken stammende Waare als gute Prise und kein Schiff, welches nach Bekanntmachung dieses Dekrets in irgendeinem britischen Hafen gewesen, als in einem Hafen Frankreichs und seiner Bundesstaaten zulässig erklärt wurde. „Also wollen wir — sagte der Imperator — dem perfiden Albion, welches uns das Meer verschließen will, unsererseits das Land verschließen.“ Diese Versperrung des Festlands ward nun bekanntlich ein Hauptmotiv der napoleonischen Politik und nicht minder ein Hauptmotiv des Schiffbruchs derselben. Denn mittelst des Kontinentalsystems, welches noch dazu allem Aufwand raffinirtester wie brutalster Tyrannei zum Trotz gar nie voll und scharf durchzusetzen war, muthete der große Despot den Völkern mehr zu, als Fleisch und Blut zu ertragen vermag, und reizte Millionen gegen sich auf, die bei einiger Schonung ihrer materiellen Bedürfnisse der Knechtschaft ruhig sich bequemt oder gar in derselben sich behaglich gefühlt hätten. Hier gerieth er mit den natürlichsten Anforderungen an das Leben, mit den — im gemeinen Sinne — menschlichsten Leidenschaften, welche, gerade weil sie die menschlichsten, auch die mächtigsten sind, in einen tödtlichen Zwiespalt und es ist gewiß, nicht der brutale Freiheitsmord, nicht die absolute Unterdrückung alles Selbstständigen, Edeln und Großen im Bereiche der Intelligenz und des Staats, nicht die Hunderttausende, die Millionen und wieder Millionen, welche Napoleon auf seinen Schlachtfeldern verbluten ließ [15]), — nein, das Alles zusammen

15) Das ist nicht etwa eine poetische Hyperbel, sondern prosaische Thatsächlichkeit. Die unbestreitbarste amtliche Quelle, der „Moniteur“ von 1805 bis 1814, gibt die Belege, daß der Napoleonismus nur an französischen Soldaten, also die italischen, polnischen, rheinbündischen u. s. w. gar nicht gerechnet, binnen zehn Jahren (1804—1814) nicht weniger als 2,200,400 verbraucht hat. Im Jahre 1804 war die Armee 640,000 Mann stark. Dazu wurden ausgehoben, nur in Frankreich selbst, i. J. 1805 (September) 80,000 M., i. J. 1806 (November) 80,000 M., i. J. 1807 (April) 80,000 M., i. J. 1808 (Januar und September) 240,000 M., i. J. 1809 (April und Oktober) 76,000 M., i. J. 1810 (Dezember) 160,000 M., i. J. 1811 (Dezember) 120,000 M., i. J. 1812 (März und September) 237,000 M., i. J. 1813 (Januar, April, August, Oktober, November) 1,040,000 M., i. J. 1814 (sog. Departementalgarden, Freiwillige und Aushebung en masse) 250,000 M. Frankreich hat demnach dem Kaiser von dessen Thronbesteigung bis zu dessen erstem Sturz nicht weniger als 2,363,000 Rekruten geliefert. Mit Hinzurechnung des angegebenen Armeebestands von 1804 ergibt das die Summe von 3,003,000 Mann. Davon waren nach der Abdankung von Fontainebleau noch vorhanden (unter den Waffen, als Gefangene, Kranke, Verstümmelte, Genesende) 802,600 M. Verbrauch binnen zehn Jahren folglich 2,200,400 Mann Franzosen. Diese Summe müßte sich furchtbar steigern, wenn die im Dienste Napoleons gefallenen nichtfranzösischen Truppen dazu gerechnet

hat ihn lange nicht so sehr zum „Haß des Menschengeschlechts“ (odium generis humani) gemacht, wie ihn das wahnwitzige Kontinentalsystem mit seinen jammervollen materiellen und moralischen Folgen dazu machte, mit seinen Spionirquälereien, Verräthereien und blutigen Gewaltthaten, mit seiner Verarmung und Entsittlichung ganzer Länderstrecken, mit seiner Vernichtung des redlichen Verkehrs und seiner Ermuthigung des Betrugs, des Schmuggels und aller Niederträchtigkeiten der Gewinnsucht, der Bestechung und Erpressung. Endlich ist hier auch der Punkt, wo das Interesse und folglich die Sympathie der großen und einflußreichen sozialen Partei, welche man vorzugsweise die „respektable“ zu nennen pflegt, vom Napoleonismus sich abwandte. Sie hatte demselben zugejauchzt als dem verwirklichten Prinzip der Ordnung, sie hatte es sich gefallen lassen, daß diese napoleonische Ordnung von Tag zu Tag mehr und mehr die eines Zuchthauses, eines Bagno geworden war. Nun aber hinderte der theure Ordnungsmann sie, Geschäfte zu machen, und das konnte nicht verziehen werden. Jetzt erkannte die Respektabilität in dem Gesellschaftsretter vom 18. Brumaire plötzlich den Tyrannen. Eine große Lehre! Die Respektabilität wird es sich am Ende, obzwar etwas murrend, immer gefallen lassen, daß der Despotismus die Schnüre ihres Geldbeutels mehr oder weniger sanft oder unsanft halte; aber niemals wird und kann sie es ruhig hinnehmen, wenn man ihr verwehren will, den Beutel zu füllen. Ein kluger Despotismus, ein klügerer als der napoleonische war, wird das sehr beachten, und wenn er sich vollends dazu versteht, so zu thun, als wollte er die Respektabilität ein Bißchen mitregieren lassen, so ist er ihrer doppelt sicher. . . .

Vorderhand gedieh das Ungethüm von Kontinentalsystem ganz prächtig und jeder Schlag, welchen Rule-Britannia mit ihrem Dreizack darauf führte, machte es nur gewaltiger an- und aufschwellen. Es war eine eigenthümliche Art von Duell, ausgefochten zwischen John-Bullismus und Napoleonismus. „Schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen Juden!“ Aber der geschlagenere wurde nachgerade doch der kontinentale, weil auf ihn die vom Napoleonismus gegen den insularen geführten Hiebe und Stöße schließlich immer wieder zurückprallten. Ein langes, hitziges und kunstgerechtes Duell im Uebrigen. Erließ England am 7.

---

würden; ins Ungeheuerliche aber, wenn man dem Eroberer überhaupt alle während seiner Kaiserschaft umgekommenen Kriegsleute auf Rechnung setzen wollte. Die bisher gemachten Versuche, diese schreckliche Gesammtrechnung zu stellen, genügen nicht und leider sind mir die Mittel nicht zur Hand, auf sicheren Grundlagen eine zuverlässigere Berechnung zu unternehmen.

Januar 1807 den Befehl an seine Kreuzer, jedes Schiff einer neutralen Nation, welches einen französischen oder unter französischem Einfluß stehenden Hafen anlaufe, zu kapern, so kam aus Warschau der napoleonische Gegenstoß vom 25. Januar, alle englischen Waaren, die in den deutschen Hansestädten vorgefunden würden, wegzunehmen. Englischer Hieb vom 11. November 1807: alle Häfen, von denen Englands Flagge ausgeschlossen ist, sollen streng blokirt, alle Schiffe, welche französische Papiere führen, gekapert werden; nur Fahrzeugen solcher Staaten, die in ihren Häfen die britische Flagge zulassen, soll gestattet sein, Fahrten nach den feindlichen Kolonieen zu unternehmen, um dort Produkte zu holen; jedes Schiff, welches mit den blokirten Häfen verkehren will, muß zuvor in einen britischen Hafen einlaufen und daselbst eine Abgabe von 25 Prozent vom Werth seiner Ladung entrichten. Napoleonischer Gegenhieb aus Mailand vom 19. Dezember: Jedes Schiff, welches gestatte, daß es von einem englischen untersucht werde, oder irgend eine Abgabe an England entrichte, soll für „entnationalisirt“ erklärt und als gute Prise betrachtet werden. Das Duell wurde noch verwickelter, weil sich Uncle Sam Yankee darein mischte, der sich die heillose Störung seines Handels durch das Hin- und Herstoßen, Hinüber- und Herüberhauen der beiden Duellanten schlechterdings nicht gefallen lassen wollte. Man hatte beiderseits Gründe, den bedrohlich Murrenden zu begütigen, und diese Begütigungen hatten zur Folge, daß Uncle Sam unter allerhand humbugischen Formen ein wahrhaft kolossales Schmuggel- und Schleichhandelgeschäft etablirte und sich dabei ganz leidlich befand. Weil nun auch durch Napoleon selbst mittelst seines „Licenzensystems“, d. h. mittelst der Erlaubniß, gegen hohe Bezahlung eines Licenzscheins Kolonialwaaren einzuführen, die um den Kontinent gelegte chinesische Mauer durchbrochen wurde, so trat die chimärische Seite der Natur des Drachen Kontinentalsystem neben der unheilvollen immer deutlicher zu Tage. Aber ein verbissener Napoleonismus hörte darum doch nicht auf, mit neuen Dekreten die Bestie zu ihrer vollen Größe heranzufüttern. Aus Trianon erging am 5. August 1810 ein kaiserlich Dekret, daß alle sich vorfindenden Kolonialwaaren, als aus englischem Handel stammend, einer Kolonialwaarensteuer von 50 Prozent unterworfen sein sollten. Aus Fontainebleau ein weiteres vom 4. Oktober, welches diese Verordnung dem gesammten Festland als ein allgemein gültiges Gesetz aufzulegen suchte, und schließlich aus demselben Orte ein alle vorhergegangenen krönendes vom 19. Oktober 1810, welches die Verbrennung und Vernichtung aller auf dem Kontinent vorhandenen englischen Manufakturwaaren gebot. Der Drache war jetzt richtig ausgewachsen: sein unge-

heuerlicher Rumpf lastete auf Frankreich, Italien, der Schweiz, den Rheinbundländern und Holland; sein unendlicher Schweif, woran Tausende und wieder Tausende von französischen Gränz- und Zollwächtern, Spionen und Schnüfflern aller Grade klebten, ringelte sich seit 1807 über Preußen, Rußland, Dänemark und Portugal, seit 1809 über Spanien und Oestreich, seit 1810 über Schweden hin. Von allen festländischen Völkern hatten nur die Türken noch das Glück, kontinentalsystemlosen Kaffee zu trinken. Nicht unabsichtlich ist gerade diese Kolonialwaare hier genannt. Denn ihre Theurung schuf, das ist unbestreitbar, dem Drachenfütterer Hunderttausende von Feinden und Millionen von Feindinnen. Wo das Pfund Kaffee — und Zucker ebenso — in Folge des Kontinentalsystems $1\frac{1}{2}$, 2, ja mitunter sogar 3 bis 4 Thaler kostete, da verwandelte sich das Wohlgefallen am Napoleonismus in Mißfallen und ward selbst in den veilchenblauen Gemüthern deutscher Hausfrauen die rothe Empfindung rege, die schiller'sche Poesie von der „Gränze, welche Tyrannenmacht hat", sollte von Rechtswegen in Wirklichkeit übersetzt und das „letzte Mittel", von welchem Werner Stauffacher auf dem Rütli zu sprechen sich erdreistet, frisch zur Hand genommen werden.

Aus dem Kontinentalsystem entsprang die Verwickelung der napoleonischen Politik in der pyrenäischen Halbinsel, eine Verwickelung, die freilich rasch einen Umfang und eine Bedeutung gewann, welche die anfängliche handelspolitische Beziehung der Frage ganz zurücktreten und alle denkenden Menschen in derselben eine Lebensfrage des Napoleonismus erkennen ließ. Zuvörderst schien diesen das gewohnte Glück auch über die Pyrenäen begleiten zu wollen. Denn mit Portugal, welches am 12. August 1807 gebieterisch aufgefordert wurde, seine Häfen sofort den Engländern zu verschließen, war leicht fertig zu werden. Als der Prinz-Regent, statt dem brutalen und verderblichen Befehl zu folgen, einen Schutzvertrag mit England schloß, überschritt ein französischer Heerhaufe unter Junots Befehlen die Bidassoa und drang durch Spanien auf Lissabon vor, wo sich der Hof und mit ihm viele Tausende von Besitzenden am 27. November auf der portugiesischen Flotte einschifften und unter dem Schutz und Geleite eines englischen Geschwaders glücklich nach Brasilien entkamen. Am 30. November erreichte Junot die Hauptstadt, aber die portugiesische Flotte war den Franzosen entgangen, wie ihnen vor drei Monaten die dänische entführt worden. Schon am 13. November hatte der Moniteur die Entthronung des Hauses Braganza angekündigt mit den Worten: „Der Fall dieser Dynastie ist ein neuer Beweis, daß Jeder, welcher sich an England anschließt, unausweichlich zu

Grunde geht." Junot, mit seiner kleinen Schar die unkriegerischen Portugiesen — („poor, paltry slaves", wie Byron sie schalt) — leicht im Zaume haltend, verkündigte, daß er Portugal im Namen seines großmächtigen Kaisers regieren und napoleonisch glücklich machen werde. Als einigen Ersatz hiefür mußten die Portugiesen zunächst eine Kriegssteuer von 105 Millionen Francs entrichten und 8000 Mann Rekruten nach Frankreich senden, wo diese Armen fortan in den kaiserlichen Kriegen ihre Arme brauchen mußten, die sie gegen den Eroberer ihres Landes zu brauchen nicht den Muth gehabt hatten. Das Vaterland des Dichters der Lusiaden war also glücklich verschlungen. Daß es verdaut wurde, hinderten die bösen Engländer.

Nicht so rasch und glatt, wie das portugiesische, lief das spanische Verschlingungsgeschäft ab, obgleich auch dieses sich versprechend genug anzulassen schien. Daß die napoleonische Brutalisirung Spaniens, unbefangen angesehen, für dieses Land ein großes Glück war, kann gar keiner Frage unterliegen. Der Riesenpflug Napoleon pflügte wacker den brachliegenden spanischen Acker. Ob er selber von der Bedeutung dieser Umackerung eine Vorstellung hatte, ist gleichgültig; aber der Napoleonismus hatte glücklich herausgerechnet, daß es an der Zeit sei, mit den spanischen Bourbonen ein Ende zu machen, und, in Wahrheit, es war Zeit! Je früher das Angesicht der Erde nicht mehr von dieser scheußlichen Sippschaft besudelt wurde, desto besser. Einen Idioten, wie Karl der Vierte war, eine haar- und zahnlose alte Metze von Königin Maria Luisa sammt ihrem großnasigen Godoy, einen Prinzen Ferdinand von Asturien, welcher, wie seine Mutter im Paroxismus ihres Hasses schrecklich wahr gesagt, auf seinem Hals den „Kopf eines Stiers" und in seiner Brust das „Herz eines Tigers" trug, — diese Bande hinwegzuwischen von der Tafel des Lebens, hieß der Menschheit eine Wohlthat erweisen. Aber die Sache war, daß Napoleon nicht entfernt an die Menschheit dachte, sondern nur an sich, und daß er nicht wie ein kühn ausschreitender Held das spanisch-bourbonische Geschmeiß auf seinem Wege zertrat, sondern dasselbe vielmehr wie ein kleiner Schurke von Taschenspieler eskamotirte. In der That, so ganz klein, so verächtlich gemein wie in jener Komödie der Infamie, die zu Bayonne spielte, ist der große Gaukler kein zweites Mal, weder vorher noch nachher aufgetreten. Selbst ein schwefelfarbener Talleyrand, gewohnt zu Allem zu lächeln, wenn es nur kein „Fehler" war, hat sich von diesem wüsten Amalgam kynischer Ruchlosigkeit und elender Koulissenreißerei mit Ekel abgewandt. Aber Napoleon hatte in seinem spanischen Rechenexempel eine Ziffer vergessen: das spanische Volk. Begreiflich! Er hatte über-

haupt vergessen, daß es noch Völker gäbe, seit es ihm so leicht geworden, mit den Fürsten fertig zu werden. Jetzt sollte er zum ersten Mal erfahren, daß man mit einem Volke nicht so leicht, ja überhaupt nicht fertig wird, mit einem wirklichen und rassenhaften Volke, welches zum Gefühle seiner Nationalität nicht erst künstlich aufgepäppelt, erzogen und angelernt werden muß, mit einem Volke, welches statt Reflektion und Geduld Feuer und Eisen in der Brust trägt und sich „die angebor'ne Farbe der Entschließung nicht von des Gedankens Blässe ankränkeln läßt." Das Denken war allerdings nicht die starke Seite der Spanier. Hätten sie gedacht, so mußt' es ihnen als Wahnwitz erscheinen, in jahrelangem Kampfe Gut und Blut einzusetzen, um sich einen König Ferdinand zurückzuerstreiten, für dessen Verworfenheit die Sprache keinen Ausdruck hat. Aber eben daß sie sich über das Was dann? gar keine Gedanken machten, daß sie nur fühlten, in allen Fibern ihrer Feuerseelen fühlten: Kein fremder Despot soll uns Gesetze auferlegen auf diesem unserem heimischen Boden, welchen unsere Väter den ungläubigen Hunden von Moren abgestritten! gerade dies machte den Kampf der Spanier gegen Napoleon zu einem so elementaren, zu einem so spontan-energischen, zu einem so großartigen Willensakt, welcher dem Eroberer die herausfordernde Fanfare entgegenschmetterte: Und wenn sich alle Kaiser und Könige der Erde dir beugen und unterwerfen, wir, die Söhne des Cid, wir thun es nicht! ... Ah, es hatte etwas zu bedeuten in der Welt, dieses Wort; denn hinter demselben lebte und webte die That. Fichte'sche Reden und „Tugendbünde", obzwar in ihrer Art keineswegs zu verachten, thun es nicht allein und auf dem göthe'schen Wege „ruhiger Bildung" wären wir noch heute nicht über das Paradies hinausgekommen, d. h. wir liefen noch immer auf allen Vieren mit Bären und Affen um die Wette in den Urwäldern herum. Denn nicht mittelst Vernunft und Logik, sondern mittelst Leidenschaften und Fanatismen werden die Massen in Bewegung gebracht. Dieses spanische Volk von 1808, in Allem und Jedem so weit hinter den Kulturvölkern Europas zurückgeblieben, eingemummt in seinen finstern Köhlerglauben, arm und unwissend, hat dennoch alle übrigen beschämt, indem es einer unter das napoleonische Joch feige sich duckenden Welt die große Lehre gab: Eisen bricht die Noth!

Don Emanuel Godoy, Principe de la Paz, Großadmiral von Spanien und Indien, Premierminister und „Durchlauchtige Hoheit", Busenfreund des Königs und Bubljunge der Königin, war ein gehorsamer Lakai und dienstbeflissener Stiefelnlecker Napoleons schon lange gewesen. Als mit dem Frieden von Tilsit des Eroberers Macht dauern-

der als je begründet schien, trieb die Kamarilla, welche sich um Godoy's Todfeind, den Prinzen von Asturien, zusammengethan, diesen zu dem Versuch, den Verhaßten mittelst dessen eigenen Mitteln zu stürzen, d. h. ebenfalls um die Gunst des Franzosenkaisers sich zu bemühen. Napoleon, mit dem Gedanken, die pyrenäische Halbinsel zu verschlingen, schon, wie wir gesehen, während des Krieges von 1807 beschäftigt, betrieb die Ausführung desselben zunächst auf dem Wege schmieriger Zettelungen und trügerischer Vertragsschlüsse mit dem Friedensfürsten, welcher um so sklavischer in die Absichten des Kaisers einging, als er während des preußisch-russischen Krieges einmal Miene gemacht, mit England und Rußland gegen Frankreich zu kabaliren. Die Anträge und Bitten des Kronprinzen Ferdinand, welcher eine Prinzessin aus dem Hause Bonaparte, und wäre es die entfernteste beauharnais'sche Base, demüthigst zur Gemahlin sich erbat, würdigte Napoleon zunächst keiner Antwort, sondern ränkelte mit Godoy weiter und zwar der Art, daß unter allerhand Vorwänden zu Ende von 1807 und zu Anfang von 1808 mehr und mehr französische Streitkräfte über die Pyrenäen vorgeschoben werden und in Spanien Stellung nehmen konnten. Im März des letztgenannten Jahres standen bereits 100,000 Franzosen auf spanischem Boden und hatte der Oberbefehlshaber dieser Macht, Murat, sein Hauptquartier zu Burgos. Godoy, erliegend unter der Last des Hasses der Nation und zu spät vermerkend, daß er nur ein bereits verbrauchtes Werkzeug Napoleons gewesen, faßte jetzt den verzweifelten Entschluß, den spanischen Hof das nachmachen zu lassen, was der portugiesische gethan, und König und Königin von Aranjuez nach Sevilla und von dort nach einer der Kolonieen in Amerika zu führen. Aber es war zu spät. In der Nacht vom 17. auf den 18. März barst das scheußliche Geschwür spanisch-bourbonischen Familienzwistes und höfischer Rottirung in die Palastrevolution von Aranjuez aus, deren Resultat war, daß Karl der Vierte unter der Bedingung, daß sein Sohn Ferdinand das von einer wüthenden Menge bedrohte Leben des Friedensfürsten rettete — Don Großnase lag 24 Stunden lang, „in eine Binsenmatte eingerollt" und Todesangstschweiß schwitzend, in einem Speicher versteckt — dem Thron entsagte und der Prinz von Asturien als Ferdinand der Siebente denselben bestieg. Diese neue Katholische Majestät bewarb sich alsbald unterwürfig um Anerkennung von Seiten des Franzosenkaisers, an welchen zur gleichen Zeit die alte Katholische Majestät, angeeifert von Megäre Maria Luisa, einen Widerruf ihrer Entsagung gelangen ließ. Jetzo schien die spanische Traube zum Pflücken reif. Die Anerkennung Ferdinands wurde verweigert, das offizielle „Journal de l'empire" mußte in

die Welt hinauslügen: „Der Prinz von Asturien besteigt den Thron, bedeckt mit dem Blute seines Vaters“ — und Murat, welcher inzwischen nach Madrid vorgerückt war, sowie die übrigen Agenten in Spanien erhielten Befehl, alle Hebel des Betrugs, der Lockung und Drohung anzusetzen, um die Mitglieder der königlichen Familie nach Bayonne zu schaffen, damit daselbst das schmutzige Schurkenspiel in Szene gehen könne (vom 20. April bis 6. Mai 1808), dessen Finale war, daß die spanischen Bourbons entthront und als Gefangene in Frankreich zurückbehalten wurden; ferner, daß Joseph Bonaparte von seiner Königs-Präfektur in Neapel abberufen und, er mochte wollen oder nicht, zum napoleonischen König von Spanien ernannt ward, während Schwager Murat, der seiltänzerische Held in Federbarett, himmelblauer Tunika, rothen Hosen und gelben Stiefeln, zum Titularkönig von Neapel vorrückte. („Der Mann ein Liebhaber von einem kuriosen Anzug sein,“ meint Friedrich Wilhelm der Dritte von dieser neugebackenen makkaronischen Majestät[16].“

Aber bevor noch das Geschäft also zum Abschluß gekommen, hatte das spanische Volk — die übersehene Ziffer im napoleonischen Kalkul — in seiner Art Protest dagegen erhoben. Der nationale Instinkt hatte hinter all dem napoleonischen Blendwerk von Lug und Trug die Gefahr erschaut, welche die Selbstständigkeit Spaniens bedrohte und trat dieser Gefahr entschlossen entgegen mit der Losung: „Tod den Franzosen!“ Sie ward zuerst laut in Madrid am 2. Mai, wo die Madrilenos den Nationalkampf gegen die Eindringlinge anhoben. Eine junge Kreolin aus Habana hat inmitten der Explosion gestanden und von derselben dieses Bild entworfen: — „Der Tumult griff um sich, Verwirrung verbreitete sich überall und augenblicklich stand Madrid im Feuer. Flintenschüsse, entsetzliches Geschrei, Gebrüll, Geheul, Gefluch und Gejammer drangen gleichzeitig in unsere Ohren. Unter Trommelgewirbel und Schüssegeknall warf sich das Volk, schnaubend vor Rachewuth, blindlings auf die französischen Soldaten, ohne ihre Zahl zu berücksichtigen. Jede Waffe war ihm recht, Messer, Stöcke oder Beile, und mehr als e i n e n Tollkühnen sah ich nur mit einem Dolch bewaffnet mitten in die französischen Kolonnen sich stürzen. Nie werde ich das Schauspiel vergessen, welches die Straße Panaderos darbot. Soldaten drangen mit gefällten Bajonnetten auf Männer, Greise und Kinder ein, welche gerächt wurden von den Unseren, die sich auf die Fremdlinge warfen, rechts und links mit blanker Waffe sie durchbohrend. Zwanzig Schritte weiter

16) Von der Marwitz, I, 327.

erstürmten französische Voltigeurs ein Haus, aus welchem Schüsse gefallen, und ließen die sämmtlichen Bewohner über die Klinge springen. Furchtbares Geheul, Wuthgeschrei, gräßliche Flüche schlugen himmelan. Die beiden sich mischenden Sprachen waren in ihrem Ausdruck so ohr- und herzzerreißend, daß man sie für das Geschrei von Rothwild hätte halten können; sie hatten nichts Menschliches mehr. Plötzlich stürzt sich mir gegenüber ein junges Mädchen, von französischen Soldaten verfolgt, mit der Raschheit und Leichtigkeit einer von der Meute verfolgten Hindin auf den Balkon, schwingt sich über das Geländer, schwebt einen Augenblick in der Luft, fällt dann und zerschellt den schönen Kopf auf dem Straßenpflaster 17)."

Tod den Franzosen und den Franzosenfreunden („Afrancesados")! Das sprang wie raschelndes Feuer von Venta zu Venta, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, bis ganz Spanien in einem Brande stand, welchen Tausende und wieder Tausende von wüthenden Mönchen rastlos schürten und dessen Glut zum verzehrenden Lohen angeblasen wurde durch die gewaltigen Brustlaute der patriotischen Muse Arriaza's: — „Horch, wie des Leuen Töne zum Donner in Kastiliens Regionen, zum Heulen werden für Asturia's Söhne, Rachschrei für die, so in Sevilla wohnen! Valencia ist erschüttert, indeß Moncaya's Boden dröhnt und zittert. Sieh' bis an seine Gränzen das ganze Land von Kriegsglut roth erglänzen! Die Trommeln wirbeln und die Fahnen flattern, die Hörner gellen und die Büchsen knattern. Selbst die im Staube tief begraben lagen, die Waffen schwingt man in den Rachetagen 18)." .... Der arme Joseph Bonaparte, der mit schweren

---

17) Comtesse Merlin, Souvenirs et Mémoires, II, 87—91. Diese Dame wurde während der kurzen Scheinkönigschaft Josephs in Madrid an den ihm beigegebenen General Merlin verheiratet, welcher eines Tages auf die scherzende Frage König Pepe's: „Général Merlin, si un roi faisait la cour à votre femme, que feriez-vous?" die mehr spanische als französische Antwort gab: „Je le tuerais, Sire." (II, 325.)

18) Aus des Juan Bautista de Arriaza „Profecia del Pirinéo", der Marseillaise des spanischen Unabhängigkeitskrieges: —

. . . Oye que el gran rugido
Es ya trueno en los campos de Castilla,
En las Asturias bélico alarido,
Voz de venganza en la imperial Sevilla;
Junto a Valencia es rayo,
Y terremoto horrisono en Moncâyo.
Mira en haces guerreras
La España toda hirviendo hasta sus fines,

Seufzern zu Bayonne die spanische Dornenkrone sich auf's Haupt drücken ließ, würde, so er nur hätte dazu kommen können, Spanien zweifelsohne unendlich viel besser regiert haben als es unter dem vierten Karl und dem siebenten Ferdinand regiert wurde. Aber das spanische Volk wollte nun einmal nicht von ihm regiert sein, und was half es ihm dieser Thatsache gegenüber, daß ihm sein Bruder und Tyrann ein Scheinbild von Verfassung mit auf den Weg gab und daß er von 92 „Notabeln", d. h. von einem kleinen Bruchtheil des Adels und der Bourgeoisie als König anerkannt wurde? Gerade so viel, als es ihm half, daß ihn der Gefangene von Valencay, der elende Ferdinand, mit „Votre Majesté Catholique" anredete und Josephs Orden sich erbat.... Nachdem Napoleon den seufzenden Scheinkönig bis zur Bidassoa begleitet hatte, begann zwischen den beiden Brüdern ein schriftliches Zwiegespräch, welchem wir als einem sehr belehrenden eine Weile zuhören wollen. Joseph (Vittoria, 12. Juli 1808): „Niemand hat bis heute Ew. Majestät die ganze Wahrheit gesagt. Thatsache ist, daß nicht ein einziger Spanier sich für mich ausspricht, ausgenommen die kleine Anzahl von Personen, welche mit mir von Bayonne gekommen sind. Die übrigen, welche sich zu der dortigen Notabelnversammlung eingefunden hatten, haben sich, auf spanischem Boden angelangt, sofort verloren und verborgen, erschreckt durch die einmüthige Stimmung ihrer Landsleute." Napoleon (Bayonne, 14. Juli): „Seid munter und zufrieden, pflegt Eure Gesundheit." Joseph (Madrid, den 21. Juli): „Der hier herrschende Geist ist so schlecht als möglich. Das ist ein Feuer wie das von 1789. Wenn Frankreich in den ersten Jahren seiner Revolution eine Million Bewaffneter aufbrachte, warum sollte Spanien, noch einmüthiger in seiner Wuth und in seinem Haß, nicht eine halbe Million aufbringen? Ich wiederhole, die Leute von der besitzenden Klasse sind nicht mehr für mich als die Lumpe, und ich sage: Ihr seid im Irrthum, Sire; Euer Ruhm wird in Spanien Schiffbruch leiden. Die Nation ist einstimmig gegen uns. Ihr habt 1789 und 1793 gesehen; der Enthusiasmus und die Wuth sind hier nicht geringer." Napoleon (Bordeaux, 31. Juli): „Ich werde in Spanien wohl die Säulen des Herkules, nicht aber die Gränzen meiner Macht finden." Joseph (Burgos, 9. August): „Dieses Volk ist von kräftigerem Gefühl als irgend ein anderes in Europa;

Batir tambores, tremolar banderas,
Estallar bronces, resonar clarines,
Y aun las antiguas lanzas
Salir del polvo à renovar venganzas.

sein Charakter hat eine Beimischung von Afrikanischem. Ew. Majestät kann sich gar keine Vorstellung machen von dem Haß, welcher auf Eurem Namen lastet. Es bedarf 200,000 Franzosen, um Spanien zu erobern, und 100,000 Schaffote, um einen fremden Prinzen, welcher zum spanischen Throne verdammt ist, auf demselben aufrecht zu erhalten. Nein, Sire, man kennt dieses Volk nicht. Jedes Haus ist eine Festung und ein Spanier steht für alle und alle für einen. Auch nach der Eroberung des Landes wird kein einziger Spanier für mich sein." Napoleon (Saint-Cloud, 27. August): „Vor dem Monat Januar werdet Ihr 100,000 Mann haben und in ganz Spanien wird es nicht einen einzigen rebellischen Ort mehr geben [19]."

So täuschte der Eroberer sich selbst, ohne Andere zu täuschen. Er wollte sich's nicht gestehen, daß er etwas Unberechenbares gegen sich heraufbeschworen, daß er in Spanien statt eines Kabinettskriegs einen Volkskrieg zu bestehen haben werde, einen Volkskrieg, der an erbarmungsloser Wildheit den Vendéer-Kämpfen gleichkam, aber an Umfang dieselben weit überflügelte. Die ganze spanische Nation erhob sich in Waffen gegen die Franzosen, denn die „Josefinos" bildeten eine so verschwindend kleine Minderzahl, daß sie gar kein Gewicht in die Wagschale warfen. Die Vereitelung der ersten Belagerung Saragossa's (15. Juni bis 14. August) und die Kapitulation, wozu das dupont'sche Korps bei Baylen genöthigt wurde (22. Juli), gaben der spanischen Sache einen ungeheuern Aufschwung. Saragossa ward das Hoffnungswort aller Napoleonhasser in Europa. Hier wurde wieder einmal der Welt gezeigt, was Menschen vermögen, die das Leben für Nichts achten und alle Güter desselben dem einen großen Gedanken opfern, der sie besitzt. Hier erfuhren die Franzosen, was der palafox'sche Wuthschrei: „Krieg bis auf's Messer!" für eine furchtbare Wirklichkeit sei. Hier waren nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen von echt- und rechtheldischem Metall. „Da es die Franzosen — erzählt der Geschichtschreiber der größten Epoche seines Landes — insbesondere auf die Erstürmung des Thors del Portillo abgesehen hatten, so war das Wüthen des Kampfes dort so, daß zuletzt Niemand die Vertheidiger der äußeren Batterie, welche allesammt gefallen, zu ersetzen wagte. Da that es ein Mädchen aus dem Volk, Agostina Zaragoza geheißen. Zweiundzwanzigjährig und schön von Antlitz und Gestalt, trug sie den Vertheidigern gerade Mundvorrath zu, als jener Posten verlassen war. Die Entmuthigung und Angst der

---

19) Mém. du r. Joseph, IV, 343, 350, 376, 380, 381, 383, 395, 412, 421; V, 40.

Männer wahrnehmend, stürzt das tapfere Mädchen in die Batterie, reißt die noch brennende Lunte dem letzten zu Boden gestreckten Artilleristen aus der Hand, feuert ein Geschütz ab und thut den Schwur, dasselbe nicht wieder zu verlassen, so lange die Belagerung währe und sie lebe. Solche Kühnheit belebt die Muthlosen auf's Neue, sie eilen herbei, die Batterie füllt sich wieder mit Vertheidigern und das Feuer hebt energischer an als zuvor[20])."

Und doch muß es gesagt werden, daß auch Spanien aller Aufopferung und Todesverachtung, aller Wuth und Glut seiner Bevölkerung ungeachtet dem großen Schlachtenlenker in die Länge nicht zu widerstehen vermocht hätte, falls es auf sich allein gestellt geblieben und falls nicht, gerade zu entscheidender Zeit, der günstige Zwischenfall des östreichischen Krieges eingetreten wäre. Nur ein völlig blindes England hätte verkennen können, welch' ein gewaltiger Hebel zum Sturze des Napoleonismus sich jetzo auf der in widerfranzösischen Flammen stehenden pyrenäischen Halbinsel ansetzen ließe. England ist aber, wo es seinem Vortheil gilt, nie blind, sondern sehr scharfäugig, und man brauchte nur den ungeheuren Jubel zu hören, womit die Nachricht von dem spanischen Aufstand in London begrüßt wurde, um vorhersagen zu können, daß die britische Regierung sich diese herrliche Gelegenheit nicht werde entgehen lassen. Sie that das um so weniger, als sie jetzt auch durch die liberale Opposition zum Vorgehen gegen den Napoleonismus in Spanien angeeifert wurde. Der Führer der Whigs, der einzige von der Schar der großen Parlamentsredner, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England aufgestanden, noch Vorhandene, Brinsley Sheridan, gab am 15. Juni von 1808 in einer glänzenden Rede das bezügliche Votum seiner Partei im Unterhaus ab. „Niemals zuvor — sagte er — bot sich Großbritannien eine so glückliche Gelegenheit dar, kühn zur

20) Toreno, Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, parte II, lib. 1. Lord Byron hat, wie mir scheint, die Wirkung dieses einfachen und thatsächlichen Berichts durch romantische Zuthat kaum erhöht (Childe Harold, c. I, st. 56):

Her lover sinks, she sheds no ill-timed tear;
Her chief is slain, she fills his fatal post;
Her fellows flee, she checks their base career;
The foe retires, she heads the sallying host:
Who can appease like her a lover's ghost?
Who can avenge so well a leader's fall?
What maid retrieve when man's flush'd hope is lost?
Who hang so fiercely on the flying Gaul,
Foil'd by a woman's hand, before a batter'd wall?

Rettung der Welt aufzutreten. Wenn bislang Bonaparte's Siegeslaufbahn eine so rasche gewesen, so war der Grund davon dieser, daß er mit Fürsten ohne Würde, mit Ministern ohne Weisheit, mit Völkern ohne Vaterlandsliebe kämpfte. Er sollte erst erfahren, was es heißt, ein Volk zu bestreiten, welches einmüthig gegen ihn ist. Nun ist die Zeit da, kühn für Europas Freiheit in die Schranken zu treten, und wenn unsere Minister wirksam mit den spanischen Patrioten sich verbünden wollen, so sollen sie von mir so aufrichtig unterstützt werden, als wäre der Mann — (Fox) — noch am Leben und am Staatsruder, welcher mir von allen der theuerste gewesen." Die Regierung nahm demnach die Unterstützung der spanischen Insurgenten rüstig zur Hand und sandte außer Geldern, Waffen und Vorräthen aller Art schon im Juli ein britisches Hülfsheer nach Portugal, welches, bestimmt, den Spaniern zum Rückhalt zu dienen, in dem schrecklichen, jahrelang die pyrenäische Halbinsel durchwüthenden Kampf ausgiebig und die Entscheidung vorbereitend besonders von da ab einzugreifen begann, wo der zähe Arthur Wellesley, nachmals als Lord Wellington weltbekannt und mit Fug der „eiserne Herzog" genannt, den obersten Heerbefehl übernahm (April 1809) und gegenüber von Soult, Massena und Mortier seine gleich ruhmvollen Vor- und Rück- und abermals Vorwärtszüge begann.

Im Spätherbst von 1808 war derweil Napoleon selber auf den spanischen Kampfplatz getreten und zwar an der Spitze von 186,700 Mann, ungerechnet zwei sehr starke Korps, welche etwas später Junot und Mortier zur Verstärkung nach Spanien führten. Aber der Schlachtenmeister mußte erfahren, daß seine gewohnte Methode der Kriegsführung auf diesem Boden nicht ausreichte. Er pflegte sonst „mit entscheidenden Schlägen anzufangen und die dadurch erhaltenen Vortheile zu neuen entscheidenden Schlägen zu benützen. Die feindlichen Streitkräfte schlagen, zertrümmern, die Hauptstadt erobern, die Regierung in den letzten Winkel des Reichs hindrängen und dann in der ersten Bestürzung den Frieden gewinnen", — so war bisher der Operationsplan seiner Kriege gewesen und natürlich wollte er denselben auch in Spanien in Anwendung bringen. Aber es half Nichts; denn hier war im Nothfall jede Stadt Hauptstadt und jede Junta Centraljunta, und da und dort und drei- und viermal hinter einander geschlagen, gaben sich die Spanier nie besiegt und hinter dem unwiderstehlich vordringenden Keil der französischen Legionen schlugen die von unzähligen Rinnsalen gespeis'ten Guerillaswogen immer wieder zusammen. Zwar nach Madrid fuhr er durch, der korsische Wetterstral, mit zermalmender Gewalt sich Bahn

schaffend, den Paß von Somosierra mit polnischen Lanzenreitern stürmend. Am 4. Dezember kapitulirte Madrid, die Franzosen zogen ein und von Chamartin aus erließ Napoleon Dekrete, welche die spanische Angelegenheit ordnen sollten. Weder des armen Schattenkönigs Pepe noch der Scheinkonstitution von Bayonne war darin Erwähnung gethan. Denn der Kaiser betrachtete sich jetzt als Herrn von Spanien kraft des Rechtes der Eroberung, und wenn das Dekret, welches die förmliche Einverleibung Spaniens und Portugals in das Empire verfügte, ausblieb, so lag dies nicht an ihm, sondern an dem Verlaufe, welchen die Ereignisse nahmen. Zunächst diesen, daß seine persönliche Kriegführung in Spanien unterbrochen und er zu seinem Unglück vermocht wurde, sich in einen anderweitigen Krieg zu stürzen, bevor er auf der pyrenäischen Halbinsel reinen Tisch gemacht hatte. Er empfing zu Chamartin Botschaften von den drohenden Rüstungen Oestreichs und man merkte ihm die Verlegenheit hierüber leicht an. Er ward unruhig und zerstreut. Einmal kam er, in der Morgenfrühe, nach Madrid herein, um flüchtigen Schrittes die Prachtgemächer des königlichen Palastes zu durchwandern. Nur vor einem Portrait Philipps des Zweiten blieb er lange stehen, wie instinktmäßig durch das Bild eines Königs angezogen, welcher, so verschieden er sonst von ihm war, doch einen ebenso brennenden Hang für schrankenlosen Despotismus besessen hatte wie der korsische Parvenu. Nachdem er dann mit halben Worten das Scheinkönigthum seines Bruders Joseph anerkannt hatte, brach er zur Vernichtung der spanischen Insurgenten und ihrer englischen Bundesgenossen auf, glaubte aber diese Aufgabe seinen Marschällen überlassen zu können und machte in Valladolid Rast. Hier hätte es ihm recht klar werden können, was der spanische Krieg eigentlich zu bedeuten habe. Sogar die französischen Kerntruppen nämlich fanden die Strapazen desselben unerträglich und ein Gerücht, daß Napoleon abreisen und seine Garde in dem verhaßten Lande zurücklassen wollte, beunruhigte dieselbe so, daß die alten „Brummbären“ von Grenadieren laut zu brummen anhoben. Es kam dem Kaiser zu Ohren und am Tage darauf ging er im Schloßhof von Valladolid bei der Parade mit großen Schritten auf den rechten Flügel der Grenadiere zu, packte den Flügelmann beim Kragen, riß ihn zu sich her, schlug ihm das Gewehr aus der Hand, stieß dann den wackern Veteran in das Glied zurück, sprang vor die Fronte und donnerte die Truppe an: „Was soll das Murren, von dem man mir gesprochen? Ah, ihr möchtet zu euren Huren nach Paris zurück? Nichts da! Mit achtzig Jahren noch werd' ich euch in Reih' und Glied halten“ (à quatrevingt ans, je vous tiendrai encore dans les rangs). Aber des Mannes

Hochmuth war schon keiner Warnung mehr zugänglich. Er glaubte — sein Brief aus Valladolid vom 12. Januar 1809 an Joseph zeigt es — daß sich mittelst Füsilliren und Deportiren etlicher Hunderte von „Boute-feux“ in Madrid die Ruhe in Spanien herstellen ließe, und was das Zerwürfniß mit Oestreich betraf, bah, das machte ihm, nachdem er den ersten verstimmenden Eindruck überwunden, wenig Sorgen. Wenigstens sprach er mit übermüthigster Verachtung davon. „Der wiener Hof — schrieb er am 15. Januar seinem Bruder — führt sich sehr schlecht auf. Er soll es bereuen. Meine bloße Anwesenheit in Paris wird genügen, Oestreich in sein Nichts zurückzuwerfen [21].“

Drittes Kapitel.

Aspern.

Zur Zeit, wo der Franzosenkaiser, inmitten einer Nimbuswolke von Königen, Herzogen, Fürsten und Prinzen thronend, seine Macht zu Erfurt schaustellte, einen Tag nach jenem, wo der Uebermüthige seinen deutschen Satrapen, zur Verhöhnung der Nation, auf dem Schlachtfelde von Jena eine Hasenhetze zum Besten gab, hatte in einem Geheimzimmer der wiener Staatskanzlei eine wichtige Verhandlung statt zwischen dem öſtreichischen Premier, Grafen Stadion, und dem vormaligen kurhannoverschen Gesandten am Kaiserhofe, dem Grafen Hardenberg, welcher als „Privatmann“ in Wien zurückgeblieben war und sich so harmlos zu geben wußte, daß den Argusaugen der napoleonischen Späherei die rege Thätigkeit entging, welche er als ein Hauptmittler zwischen den festländischen Napoleonsfeinden und den britischen entwickelte, — eine Thätigkeit, in deren Kette Graf Münster, Freiherr vom Stein, General Nugent, Oberst Gneisenau, General Wallmoden, die Brüder Winzingerode, Graf Waldstein-Dux und der Korse Pozzo di Borgo als Hauptglieder sich einringten. Stadion, gewiß, daß Hardenberg Mittel und Wege finden würde, seine Eröffnungen und Wünsche an das britische Kabinett gelangen zu lassen, sprach an diesem achten Oktobertag von 1808 gegen

---

21) Parlam. Debat. angef. bei Alison, l. c. chapt. 47. Mém. du roi Joseph, V, 182, 208, 341, 347. General Karl v. Clausewitz, Hinterlass. Werke über Krieg und Kriegführung, 2. A. VII, 206—7. Toreno, p. II, l. 2. Matth. Dumas, Souvenirs, III, 339.

den Hannoveraner aus, daß ein neuer Krieg Oestreichs mit Napoleon unvermeidlich und nahe bevorstehend sei. Oestreich habe den preßburger Frieden nie als etwas Anderes denn als einen Waffenstillstand angesehen, habe niemals der Hoffnung und dem Wunsche entsagt, für so viele erfahrene Demüthigungen und Einbußen Vergeltung und Ersatz zu suchen. Der Kaiser Franz, wenn auch noch so wenig den Zeitverhältnissen gewachsen, sei doch schon durch seinen unbeugsamen autokratischen Stolz und durch die Traditionen seines Hauses angeeifert, diese Hoffnung und diesen Wunsch zu theilen oder wenigstens gewähren zu lassen. Vollends jetzt, wo die französisch-russische Allianz eine wie für ganz Europa so auch und in erster Linie für Oestreich äußerst bedrohliche Gestalt angenommen habe. In Erfurt würden zwischen Napoleon und dem Czaren europäische Theilungsplane verabredet, welchen Oestreich nicht unthätig zusehen dürfe, ohne seine Existenz auf's Spiel zu setzen. Oestreich müsse einen Schlag thun und sei dazu entschlossen, so sehr, daß der Kaiser Franz die Ueberzeugung habe, es müsse ein „Internecionskrieg“ werden. (Der Kaiser ließ sich zu jener Zeit sogar zu der Aeußerung herbei: „Schauen's, d'Völker sind halter jetzund auch Was.“) Die Stunde sei nicht ungünstig. Rußland sei wegen Finnlands mit Schweden, wegen der Donauprovinzen mit der Türkei verwickelt und Napoleon habe sich in ein unberechenbares Abenteuer, in das spanische, gestürzt. Der günstige Augenblick dürfe nicht verpaßt werden und Oestreich sei gerüstet, den Kampf zu bestehen. Es verfüge, die Landwehren und ungarische Insurrektion ungerechnet, über eine thatsächliche Streitmacht von 400,000 Mann Linientruppen. Der Erzherzog Karl würde den Heerbefehl übernehmen. Geist und Stimmung von Heer und Volk sei vortrefflich. Die seit 1805 eingeleiteten Reformen äußerten überall ihre wohlthätigen Wirkungen. Man gehe nicht mehr mit willenlosen Massen in den Kampf. Vaterländische Gesinnung sei erwacht und beseele die Bevölkerungen und Soldaten Oestreichs. Aber es müsse sich nach Bundesgenossen umsehen und vermöge solche zunächst nur in der Türkei und England zu erblicken. Die Pforte müsse in jeder Weise in und zu ihrem Widerstande gegen Rußland bestärkt und gestärkt werden, um diese Macht zu beschäftigen. England aber müsse, so ihm daran gelegen, dem Napoleonismus auf dem Festland endlich eine Schranke gesetzt zu sehen, Oestreich mit dem versehen, was es am dringendsten nöthig habe, mit Geld. Es bedürfe einer jährlichen Subsidie von 5 Millionen Pfund und überdies sofort eines Zuschusses von 2 Millionen, theils um seine Rüstungen zu vollenden, noch mehr aber, um das östreichische Papiergeld aufrecht zu er-

halten, welches sonst beim Ausbruch des Kriegs zu gänzlicher Entwerthung herabsinken würde[22]).

Stadions Vorschläge gelangten zeitig genug nach England, wo Graf Münster, vom Standpunkt eines deutschen, nein, eines hannover'schen Junkers aus, aber mit unnachgiebiger Beharrlichkeit und ausgiebiger Emsigkeit den Napoleonismus bestreitend, Alles aufbot, das englische Kabinett zu raschem und nachdrücklichem Handeln zu bestimmen, zu ausreichender Geldhülfeleistung an Oestreich, zu energischer Anhandnahme der Betreibungen in Norddeutschland, welche die Organisation eines Volkskriegs gegen die Franzosen zum Ziele hatten, zur Veranstaltung von Landungen an den Weser- und Elbemündungen. Allein es erwies sich auch jetzt wieder, daß England dermalen keinen Pitt den Aelteren, nicht einmal einen Pitt den Jüngeren besaß. Das Ministerium, in sich uneinig, folgte mehr den Hemmungen Castlereagh's als den Antrieben Cannings. Alles wurde verschleppt und verlangsamt, nirgends rechtzeitig und entscheidend eingegriffen, die Geldhülfe an Oestreich so klassisch gemächlich geleistet, daß die ersten Sendungen der britischen Subsidien in Hamburg und Fiume gerade zur rechten Zeit anlangten, um damit die ersten Raten der vom siegreichen Feinde auferlegten Kriegssteuer zu decken. Wie keinen rechten leitenden Minister, hatte England seit Nelsons Tod auch keinen Admiral ersten Ranges mehr und nur einen einzigen großen General, Wellington, der aber auf der pyrenäischen Halbinsel unentbehrlich. So spielte denn Britannien in dem bevorstehenden Krieg von 1809 eine keineswegs glänzende Rolle. Die höchste Kraftanstrengung, zu welcher es sich erhob, die ungeheuer kostspielige Expedition nach Walcheren, nahm, schlecht angelegt und schlecht geleitet, einen ganz kläglichen Ausgang (August 1809). Castlereagh triumphirte, weil er sie widerrathen. Darüber kam es zwischen ihm und seinem Kollegen Canning zu einem Pistolenduell im Hydepark, worauf der Letztere aus dem Ministerium schied. Von jetzt an war Castlereagh der Leiter der auswärtigen Politik Britanniens und er hat dieselbe, wie bekannt, im strikt britisch-oligarchisch-widernapoleonischen Sinne geleitet.

Der östreichische Minister verkannte nicht, daß es von äußerster Wichtigkeit, Preußen für ein Kriegsbündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind zu gewinnen, und die deutschen Patrioten hüben und drüben wünschten und erwarteten dieses Bündniß sehnsüchtig. Sie beschränkten sich auch keineswegs auf Wünsche und Erwartungen, sondern strengten,

22) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I, 54 fg.

sowie der Ausbruch des Krieges zwischen Oestreich und Frankreich in bestimmter Aussicht stand, Alles an, um in Nord- und Mitteldeutschland einen Volkskrieg vorzubereiten, wozu der spanische Ausbruch Anregung und Vorbild gegeben. Alle hierauf gerichteten Strebungen und Pläne, aus denen dann nur vereinzelte und mißglückte Schilderhebungen hervorgegangen sind — das husarische Unternehmen Schills, der Aufstandsversuch Dörnbergs in Hessen, der heldische Zug des Herzogs Wilhelm von Braunschweig[23]) — hätten der vollen, bis zur Verzweiflung entschlossenen Mitwirkung Preußens bedurft und diese war nicht zu erlangen. Auch wenn sich Friedrich Wilhelm zu dieser Zeit von dem Jena-Auerstädtschrecken schon erholt gehabt hätte, was nicht der Fall war, würde er sich dennoch zu dem immerhin gewagten Versuch, das napoleonische Joch in Gemeinschaft mit Oestreich zu brechen, nicht verstanden haben. Denn des Königs Augen und Ohren waren nicht nach Wien, sondern vielmehr nach St. Petersburg gerichtet und von dorther war die Losung „Zuwarten!“ gekommen. Möglich, daß die kalt rechnende Politik des Czaren, welcher den Napoleonismus dermalen noch nicht zum Schütteln reif glaubte, richtiger gewesen ist als die heißen Wünsche der deutschen Patrioten. Möglich aber auch, daß der czarischen Politik unendlich viel daran gelegen sein mochte, einen gemeinsamen nationalen Aufschwung Oestreichs und Preußens zu verhindern. Jedenfalls hatte Gentz recht, wenn er um jene Zeit schrieb: „Wenn Preußen und Oestreich nicht Eins sind, wird kein Segen aus dem Kampfe sprießen. Es liegt Etwas von finsterem Geschick darin, daß diese beiden deutschen Mächte, nachdem sie so viele Erfahrungen bitterster Art gemacht, nie e i n e n deutschen Gedanken mitsammen fassen und ausführen können.“ Stadion in Wien und die Vaterlandsfreunde in Preußen konnten sich vorderhand nur etwa der Hoffnung trösten, daß der Erfolg, der Herrgott der Schwachen und Schwankenden, Preußen zum Mithandeln bestimmen würde.

---

23) In Betreff dieser drei Episoden des Krieges von 1809 verweise ich insbesondere auf die Aktenstücke bei Hormayr, Lebensbilder, Urkundenb. I, 28 fg. und auf Bärsch: Ferdinand von Schills Zug und Tod (1860, der Verfasser war ein Kampfgenosse Schills); auf Dörnbergs hinterlassenen Aufsatz über den Aufstand in Hessen (gedruckt bei Bülau, Geheime Geschichten, V, 409 fg. Dörnberg sagt ausdrücklich, es sei die „Grundidee“ aller patriotischen Verbindungen gewesen, „bei einem wieder ausbrechenden Kriege Frankreichs mit Oestreich einen Aufstand im nördlichen Deutschland gleichzeitig ausbrechen zu lassen und denselben, soviel wie möglich, militärisch zu organisiren“); endlich auf die Schrift „Das schwarze Korps der Rache; zur Erinnerung an Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig und seinen Zug von den Gränzen Böhmens nach Elsfleth“ (mit Aktenstücken, 1859).

Dem Napoleon, mochte er noch so truthähnisch-hochmüthig kollern, kam Oestreichs Kriegslust und Kriegsrüstung höchst ungelegen. Er hatte, obgleich dem wiener Hof mißtrauend, darauf gerechnet, daß er ohne Störung von dorther das spanische Abenteuer zu Ende bringen könnte. Er hatte sogar explodirend verlauten lassen, daß ihm ein Bruch mit Oestreich dermalen sehr quer käme. Im Vorsommer von 1808 ging in den Vorzimmern der Tuilerien ein Gezischel und Gekicher um, mit welchem raschen und glänzenden Erfolg der neubestallte östreichische Botschafter, ein nachmals doppelt gefürsteter Graf Klemens von Metternich, der aus einer Großherzogin von Berg zu einer Königin von Neapel sich entpuppenden Madame Murat, Karolina Bonaparte, den Hof zu machen verstanden habe, und so schnob denn der Kaiser bei einer großen Cour im Vorbeigehen seine Schwester an: „Tändle mit diesem Schwachkopf! Ich brauch' ihn gegenwärtig“ (amusez ce niais là! Nous en avons besoin à présent). Der „Schwachkopf“ sollte ihm eben Oestreich bei guter Laune halten helfen. Vielleicht war es bei derselben Cour, daß der grobschlächtige Lannes, welcher mit seinem zum Kaiser avancirten Kriegskameraden noch immer im dutzbrüderlichen Styl zu verkehren sich herausnahm, hinter Napoleon stand, während dieser mit Talleyrand und Metternich sprach, und als die Beiden sich entfernt hatten, in ein wieherndes Gelächter ausbrach. „Nun, was soll's?“ fragte der Kaiser unwirsch. Worauf Lannes: „Oh, über Karolina's Geschmack! Ueber die Hundedemuth und Nichtigkeit dieses Menschen! Ich hätte ihm während des Gesprächs mit dir einen Fußtritt geben können und du würdest vorne nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes wahrgenommen haben.“ Aber Kaiser und Marschall täuschten sich gründlich hinsichtlich Metternichs. Allerdings ist dieser, so man den höchsten Maßstab an ihn legt, sei es an den Menschen oder an den Staatsmann, nur „lackirter Staub“ gewesen. Allein höchste Maßstäbe sind überhaupt nur selten in Anwendung zu bringen und jedenfalls war Metternich, welcher, nachdem er auf seinem Gesandtschaftsposten in Dresden in den Armen verbuhlter Weiber hohen und höchsten Ranges die Hochschule der Unterrockspolitik mit Erfolg absolvirt hatte, zu dieser Zeit seine geschichtliche Laufbahn betrat, kein „Schwachkopf“. Er bewies das schon durch seine Führung des östreichischen Botschafteramts zu Paris, eine Führung, welche dem Schlachtenmeister mitunter geradezu bange machte, und zwar besonders deßhalb, weil Metternich mit Talleyrand und Fouché, deren feine Nasen schon jetzt Etwas wie Leichengeruch des Napoleonismus witterten, sehr viel und vertraut verkehrte. Eine solche Zukunftswitterung wie die beiden siebenundsiebzigmal destillirten Großmeister der höheren Schurkerei hatte freilich Metter-

nich keineswegs. Aber was er aus seinem Liebchen Karolina herauständelte und was ihm Talleyrand und Fouché mittheilten, war doch hinreichend, ihn nach Wien wiederholt mit Betonung melden zu lassen, es sei jetzt ein höchst günstiger Zeitpunkt, dem Franzosenkaiser den Krieg zu machen.

Napoleon hatte hievon Wind bekommen und mit Wuth bis zum Bersten vollgeladen langte er „à franc étrier“ am 14. August 1808 aus Spanien in Paris an. Folgenden Tages, als am Napoleonstage, war große Audienz und da ging der erste Schuß los mit Blitz und Donner und Wolkenbruch. Der erste Anprall des Gewitters fiel auf den armen Marchese Gallo, vormals Diplomat Ferdinands des Vierten, jetzo in Diensten des bonaparte'schen Titularkönigs von Neapel. „Ihr seid es, der mich verleitete, Oestreich in Leoben Waffenstillstand, in Passeriano den Frieden zu schenken. Eure gewesene Königin Karolina — (sie sitzt dermalen leider ungreifbar und unerschießbar in Palermo) — ist nicht nur die erste Messalina des Jahrhunderts, sondern auch eine Tribade!“ Dies der erste Krach, ein Eberzahnhieb im Vorbeigehen so zu sagen. Und nun schoß der tobende Cäsar, die Augen funkelnd, die Lippen gekniffen, die Hände heftig auf- und zuklappend, auf den östreichischen Gesandten los, machte eine Gebärde, als wollt' er denselben an der Brust packen, und fistulirte: „Was will denn Ihr Kaiser?“ — „Er will, Sire, daß Sie seinen Gesandten respektiren.“ Wenn Metternich, wie überliefert ist, wirklich „mit gelassener Festigkeit“ diese Antwort gegeben hat, während rings im Audienzsal Alles erbleichte, zitterte und bebte, so ist dies unbedingt der größte Augenblick seines Lebens gewesen. Der wüthende Empereur wurde doch etwas stutzig und schwieg eine Sekunde lang. Dann legte er die Hände auf den Rücken und wüthete abermals: „Nun ja, es ist wahr, meine Armeen haben jenseits der Pyrenäen einigen Verlust erlitten. Aber noch bevor das Jahr zu Ende, soll kein einziges Dorf in Spanien und Portugal mehr rebellisch, soll der infame englische Leopard, wo immer sein Tritt das Festland besudelt, ins Meer gestürzt sein, sollen meine Adler auf den Mauern von Kadix und Lissabon aufgepflanzt werden. Drei Konskriptionen ruf' ich auf einmal unter die Waffen; nicht allein, um mit Spanien rasch ein Ende zu machen, sondern auch um Oestreich Schach zu bieten. Nöthigen Falls bin ich der Mann, beide zugleich zu besiegen. Oestreich mag sich in Acht nehmen! Jeder meiner Kontinentalkriege hat meine Macht nur vermehrt. Will das wiener Kabinett, aufgestachelt vom Reichsadel und seiner eigenen Aristokratie, vergessen, wie ich an jenem Beiwachtfeuer in Mähren den Kaiser Franz großmüthig zu Gnaden angenommen und den

großpralerischen Russen erlaubt habe, in Frieden heimzugehen, so soll das Haus Lothringen, dessen Glieder allzeit übermüthige Vasallen der Krone Frankreich gewesen, bald zu regieren aufgehört haben[24]).“

Die kannten den Kaiser Franz schlecht, welche glauben konnten, er würde jemals eine solche Herausforderung vergessen oder verzeihen, und er hat sie auch nie verziehen, selbst dann nicht, als er seine Tochter in das Bett des „korsischen Aventurier“ schickte, ja dann gerade erst gar nicht. Aber in keiner Weise ein Mann der Initiative, ließ er die Sache sich hinschleppen, um so mehr, da die Rüstungen Oestreichs noch lange nicht vollendet waren. Auch Napoleon konnte sich diesmal nicht zu so blitzschnellen Schlägen aufraffen, wie er in den Kriegen von 1805 und 1806 gethan. Das rührte daher, weil bei dem ungeheuren Menschenverbrauch in Spanien der Stoff zur Heerbildung in Frankreich zu mangeln begann. Schon mußte man die Reihen mit Rekruten von achtzehn Jahren füllen, um möglichst rasch 100,000 Mann rheinüber nach Süddeutschland senden zu können. Aber wozu wäre der Rheinbund da gewesen als Kanonenfutter in Hülle und Fülle zu liefern? Die nöthigen Befehle ergingen aus Paris und er lieferte es. Wenn man übrigens Napoleon glauben darf, so hat er, „wie ein geschickter General soll,“ im Kriege von 1809 seine Stärke an Truppen stets höher angegeben als sie war; denn „im Kriege ist Alles erlaubt“ (à la guerre tout est moral). Nach der Schlacht von Wagram schrieb er, es sei „sein beständiges Studium“, seine Truppenzahl in den Augen des Feindes zu vergrößern. Weit entfernt, zu gestehen, daß er bei Wagram nur 100,000 Mann gehabt, thue er Alles, um glauben zu machen, es seien 220,000 Mann gewesen; denn „man muß sowohl dem Feinde als den eigenen Leuten stets vorspiegeln, man sei jenem an Zahl überlegen, weil nun einmal die Menschen das Vorurtheil haben, daß die Minderzahl von der Mehrzahl geschlagen werden müsse[25]).“

Sein höchstes menschliches sowohl als nationales Interesse erhielt das Kriegsdrama von 1809 durch jenen seiner Akte, welcher „das tiroler Bauernspiel“ heißt. Denn, in Wahrheit, der Aufstand der Tiroler ist weitaus das Beste gewesen, was bis zum Jahre 1813 von Deutschen gegen den Napoleonismus gethan worden. Auch hier in Tirol trat, wie

---

24) Hormayr, Kaiser Franz und Metternich, 55, 57. Nostitz, Leben und Briefwechsel, 180. Mailath, Geschichte d. östreich. Kaiserstaats, V, 287. Hormayr, Franz und Metternich, 58. Den weiteren Verlauf der Eruption s. bei Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich, I, 61 fg.

25) Napoleon an seinen damaligen Kriegsminister Clarke (Schönbrunn, 10. Okt. 1809). Mém. du r. Joseph, VII, 39, 41.

in Spanien, eine elementare Volksnatur gegen die Berechnungen des napoleonischen Weltdespotismus in die Schranken und, Alles zusammengehalten, darf der tirolische Heldenkampf fürwahr noch glorreicher genannt werden als der spanische. Nicht allein deßhalb, weil ein so kleines, an Anzahl und Mitteln den Spaniern so weit nachstehendes und zuletzt ganz nur auf sich selbst gestelltes Volk dem Gebieter Europas die Spitze zu bieten wagte, sondern auch und noch vielmehr deßhalb, weil der Heroismus der Tiroler nie zu spanischem Kanibalismus ward. Es gibt in der Kriegsgeschichte schlechterdings kein zweites Beispiel von der Gutmüthigkeit und Milde, womit i. J. 1809 die Tiroler im Ganzen ihre besiegten Gegner behandelten, und es geht durch dieses ganze heldische Bauernspiel ein wahrhaft herzbewegend idyllischer Zug . . . Ein Bergvolk voll strotzender Gesundheit und Kraft, hingen sie ihrem schönen, wenn auch armen Heimatland mit Innigkeit und den althergebrachten bürgerlichen und kirchlichen Satzungen und Ordnungen des Lebens mit Zähigkeit an, wie Bergvölker zu thun pflegen. In engen und engsten Anschauungen und Vorstellungen empfangen, geboren und erzogen, waren die Tiroler den zeitbewegenden Ideen schlechthin unzugänglich geblieben. Die höchsten Gedanken, zu welchen ihre ganz dürftige Schulbildung sie emporhob, waren die Kirche mit ihren Vorschriften und Ceremonieen, eine Art gemüthlichen Fetischismus, dann die alte landständische Verfassung und endlich der „Koaser", welcher dem tirolischen Bauer ein um so erhabeneres Wesen, als eine dunkle, aber nur um so heiliger gehaltene Erinnerung in seiner Vorstellung den östreichischen Kaiser noch immer mit dem Reichs-Oberhaupt deutscher Nation verband. Der kaiserliche Doppeladler war für ihn ein Symbol, welches an Heiligkeit nur der Monstranz wich und selbst dieser nicht um viel. Ein solches Volk, welchem die moderne Kultur mit ihrer Verfeinerung, die so häufig zugleich auch eine Verfeigung ist, noch nicht den natürwüchsigen Stolz und Trotz auf seine Manneskraft geraubt, ein Volk, dem das wärmste Vaterlandsgefühl, das elementarste Tirolerthum in jedem seine Adern durchrollenden Blutstropfen pulsirte, das mußte sich in innerster Seele verwundet fühlen, als es sich kraft des preßburger Friedensvertrags wie ein willenloses Beutestück dem napoleonischen Königreich Baiern zugeworfen sah und Großvezier Montgelas die rheinbündische Paschawirthschaft auch in den Thälern Tirols in Betrieb setzte. Es gab im Lande unendlich Vieles umzuwandeln und zu bessern, keine Frage; aber die Art, wie man das von München aus angriff, mußte die Tiroler bis zur Wuth erbittern. Am 1. Februar 1806 sagte der gemüthliche Max Joseph zu München einer Deputation der tirolischen Stände: „Liebe, brave Tiroler,

kein Jota an eurer Verfassung soll geändert werden[26]." Es war ein Königswort. Schon ein Jahr später verschwand die tirolische Verfassung in dem trüben Strom der montgelas'schen Bureaukratie, welcher sich über das Land ergoß, die Konskription und andere zahllose Plackereien und Quälereien mit sich brachte, außerdem aber schon durch die brutale, nicht selten mit Frivolität widerlich verquickte Manier, womit die Geistlichkeit und die kirchlichen Dinge durch den Abschaum bairischer Schreibersknechte behandelt und mißhandelt wurden, die Gefühle der Tiroler bitterlich verletzte. Die tirolische Frommheit mußte sich entsetzen, wenn ein Jude mit einer Monstranz, die er bei Versteigerung der Kirchengeräthschaften eines aufgehobenen Klosters erschachert hatte, über die Straße ging und begegnenden Bekannten spaßhaft damit den Segen ertheilte, oder wenn einer Jüdin mit Grund nachgesagt wurde, sie bediene sich eines erhandelten Altargefäßes in ihrer Schlafkammer zu unnennbarem Gebrauch. Endlich muthete man den Tirolern sogar zu, des hochgeliebten Namens ihres Landes sich zu entwöhnen; Tirol sollte fortan Südbaiern heißen[27]).

Die Verstimmung des Volkes wurde zur gährenden Unzufriedenheit, diese zur wühlenden Sehnsucht nach einer Aenderung der Dinge, diese zum Entschluß, bei erster Gelegenheit die Abwerfung der bairischen Zwangsherrschaft zu versuchen. Es bildete sich unter den Tirolern ein Bund ohne Zeichen und Losung, ein echter und rechter, weil wortkarger Bauernbund gegen die bairischen und französischen Eindringlinge, ein Bund, dessen Hauptagenten die Wirthe waren, ein Bund, aus dessen verschwiegenem Dunkel, als die Zeit des Handelns gekommen, die Namen der Wirthe, Bauern und Studenten Hofer, Speckbacher, Schenk, Meyer, Straub, Sieberer, Aschbacher, Wintersteller, Thalguter, Wörndle, Tschöll, Eisenstecken, Lener, Kemenater, Ennemoser, Wallner, des roth-

---

26) Rapp, Tirol im Jahre 1809, S. 23. Dieses durchweg nach urkundlichem Material höchst fleißig gearbeitete Buch ist entschieden eine reichhaltigere und lauterere Quelle für die Geschichte Tirols im bezeichneten großen Jahr als Hormayr's Geschichte des Andreas Hofer, worin der Verfasser den Geschichtsschreiber nur allzuhäufig hinter dem ehemaligen kaiserlichen Intendanten in Tirol verschwinden läßt, der es nicht verwinden konnte, daß er sich mit den bäurischen Häuptlingen nicht recht zu stellen vermocht hatte. Selbstverständlich soll übrigens damit Hormayr's bedeutendes Verdienst um die Insurrektion von Tirol keineswegs geschmälert werden.

27) Rapp, 34, 141. In der „Einleitung" zu seinem Buch hat der Verfasser die Gründe des tirolischen Aufstands umsichtig zusammengestellt, jedoch hätte auch das Gute, was in den Tendenzen der bairischen Regierung lag, mehr betont werden sollen.

bärtigen Kapuziners Haspinger, des Hauptmanns Anton von Gasteiger, des wackeren Doktor Schneider in Vorarlberg auftauchten. Nicht zu vergessen auch den Namen der Freifrau von Sternbach, welche, von bürgerlicher Geburt, für Tirol viel gethan und gelitten und französischen Offizieren, welche sie mit dem Tod am Galgen bedrohten, das klassisch-tirolische Wort gesagt hat: „Nun wohl, wenn ich gehenkt werden soll, so henkt mich so, daß mein Gesicht Oestreich und mein Hintertheil Frankreich zugekehrt ist.“ Die vortretendste Rolle im tirolischen Bauernspiel fiel, ohne daß er sie gesucht hätte, dem zweiundvierzigjährigen Andreas Hofer zu, Bauer und Kronwirth am Sand im Passeierthal. Nicht etwa, weil er seine bäurischen Mithäuptlinge an Intelligenz und Thatkraft überragt hätte — er stand im Gegentheil an Beidem mehreren derselben bedeutend nach, insbesondere dem „Mann von Rinn“, dem Sepp Speckbacher — sondern vielmehr, weil er in Gestalt, Sinnesweise und Gebaren das wahre Ideal eines Tirolers war. Ein Mann, der breitschulterig, prall und drall, rundgesichtig und rothbackig, aus hellen braunen Augen höchst gutmüthig blickend, an sechs Fuß hoch in seinen Schuhen stand, am Hals ein kleines Kruzifix und einen silbernen Sankt Georg tragend, die Wellen eines prächtigen schwarzen Vollbarts — il Barbone hießen ihn darum die Welschen — über das grüne Lodenwamms bis zum schwarzen Leibgurt hinabfließen lassend, auf dem Kopf einen großen breitkrämpigen schwarzen Hut mit schwarzer Feder. Langsam und bedächtig schritt er aus, sprach mit weicher Stimme, handhabte Stutzen, Rosenkranz und Flasche gleich gern, liebte einen Scherz mit Weibern, aber in aller Unschuld, war naiv-fromm und köhlergläubig ganz und gar, von strengen Sitten und ohne Falsch durch und durch, leicht zu herzlichem Lachen und eben so leicht zu herzlichem Weinen angeregt: — Summa: ein großes Kind; aber ein Kind, das aushielt, wo Männer von gutem Metall wichen, und, nachdem Alles verloren, noch Kraft genug hatte, zu sterben wie ein Held.

Oestreich bot dem tirolischen Bauernbund einen Rückhalt, der freilich nur Vieles versprach und Nichts hielt. Ist ja dieses gerade das Große an unserm Bauernspiel gewesen, daß die Tiroler Alles allein thaten, während die Generale, welche Oestreich zu ihrer Unterstützung sandte, die Jellachich, Chasteler, Fenner, Buol-Schauenstein, Marschall und Lebzeltern Nichts thaten als mit dem Hochmuth souverainer Kamascheneselei auf die „dummen Bauern“ herabsehen und sich, wo immer Gelegenheit dazu war, kläglich blamiren. Der wiener Hof hatte seine Verbindungen mit Tirol nie ganz aufgegeben. Jetzt wurden die Fäden derselben emsig angezogen und vermehrt. Sie liefen in der Hand des

tirolischen Freiherrn Joseph von Hormayr zusammen, der beim Grafen Stadion und beim Erzherzog Johann einen großen Stand hatte. Er sollte die oberste Leitung des Aufstands haben und er hatte sie eine Weile wirklich; aber auch er wußte seinen bäuerischen Landsleuten gegenüber nicht den rechten Ton zu treffen. Was den genannten Erzherzog angeht, so hat derselbe, wie Jedermann weiß, all sein Lebenlang mit dem Volke schöngethan, vorab mit dem tirolischen. Er ließ sich gern den „Mann des Gebirges" nennen und war gegen die Tiroler ganz außerordentlich freigebig mit Versprechungen. Ueber das Halten derselben muß man sich in den tirolischen Thälern eigene Gedanken gemacht haben, denn der Erzherzog führte später dort das Epitheton ornans „der Lugenhans"... Im Winter von 1808 auf 1809 erhielt der Plan einer Schilderhebung in Tirol zu Wien feste Gestalt. Der Sandwirth Hofer machte sich, im Geheimen gerufen, am 16. Januar mit zwei Gefährten dahin auf den Weg, um die letzten Verhaltungsvorschriften zu empfangen. Um den Argwohn des französischen Botschafters Andreossy und des bairischen Gesandten Rechberg nicht zu frühe zu wecken, wurden die Tiroler beim Anton Steger, Büchsenspanner des Erzherzogs Johann, versteckt und hatten nur nächtlicher Weile ihre Zusammenkünfte mit Hormayr. Aber das große Kind Barbone wußte sich in diese Heimlichthuerei nicht zu schicken. Wird da eines Abends Hormayr eilig zum Minister Stadion gerufen, welchen er in großer Entrüstung, heftig Tabak schnupfend und fast stotternd vor Aufregung trifft. „Saubere Geschichten! Sie halten nicht Ihr Wort! Ihre Tiroler sollten ja versteckt bleiben, um mir nicht den Andreossy und den Rechberg auf den Hals zu hetzen; statt dessen laufen sie überall herum." — „Excellenz, das ist nicht wahr. Kein Tiroler bricht sein Wort." — „Wie können Sie das sagen? Ihr Bartmann oder Buschmann oder Sandwirth sitzt drüben im Kärnthnerthortheater und zieht Aller Augen auf sich." Rennt der Hormayr wie besessen aus der Staatskanzlei und über den Josephsplatz ins Kärnthnerthortheater und sieht richtig zu seinem großen Schrecken den Sandwirth mit Bart, Kruzifix, Sankt Georg und Allem im Parterre sitzen. Der Freiherr läßt „dem ungarischen Viehhändler mit dem langen Bart" durch den Thürsteher hineinsagen, der „Landsmann mit dem Wein und den Pferden sei angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen." Barbone vernimmt kopfschüttelnd die seltsame Botschaft und kommt zögernd und langsam heraus. Hormayr zerrt ihn heftig auf die Straße. „Aber, Anderl, die Tiroler halten sonst Wort und du hast mir in die Hand versprochen, dich sorgfältig verborgen zu halten, und jetzt läufst du in deinem Aufzug und mit deinem bärtigen Rüssel daher, um die Opern-

triller zu hören und zu sehen, wie die Balletänzerinnen die Beine strecken." — „Ich hab' Nix versprochen als mich niemals nicht bei Tage wo sehen zu lassen; doch jetzt ist es ja schon zwischen 4 und 5 Uhr stockrabenfinster." — „Aber Anderl, die Leute sollten dich auch bei Nacht nicht sehen." — „So, so? Ja, ja; aber wo ist denn der Landsmann mit den Pferden und mit dem Wein?" — „Herrgott, das war ja nur 'ne Finte, um dich möglichst schnell aus dem Theater herauszukriegen." — „So, so? Aber jetzt kann ich doch wieder hineingehen und mich auf meinen Platz setzen; denn ich hab' für das ganze Stück bezahlt, hab' jetzt schon Viel davon versäumt, und wenn ich jetzt fortgehen thu', so werden's mir bei der Kass' keinen Heller mehr von meinem Geld herausgeben wollen [28])."

Am 18. Februar von 1809 wurde Friedrich Gentz von Stadion aus Prag nach Wien gerufen, um das östreichische Kriegsmanifest auszuarbeiten. Der Krieg war also entschieden. Am 30. März war das Manifest vollendet und am 15. April ging es in die Welt. Ein stylistisches Meisterstück, legte es die Motive Oestreichs zur Waffenerhebung klar und scharf dar, betonend, daß es gelte, im Interesse Europas und namentlich Deutschlands gegen den allverschlingenden Napoleonismus damm- und schrankensetzend aufzutreten. Wärmer noch hatte schon am 6. April der Erzherzog Generalissimus in einer Ansprache an das Heer sich ausgelassen, indem er demselben zurief: „Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet; eure Siege werden ihre Fesseln lösen und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung." Konnte man hoffen, diese Sprache durch Thaten zu bewahrheiten? Es schien so. Obzwar noch nicht so gerüstet, wie es zu sein sich vorgenommen, trat Oestreich mit einer Streitmacht auf den Plan, welche Anfangs der des Gegners an Zahl sowohl als an Güte des Materials überlegen war. In Wahrheit, niemals haben bessere Soldaten die Muskete geschultert als die gewesen sind, welche im J. 1809 unter den schwarzgelben Fahnen ins Feld zogen. Der unverwerflichste Zeuge bestätige das. Als Schwager Murat den Napoleon leise zu tadeln wagte, daß dieser nach Wagram Oestreich einen zu milden Frieden auferlegt habe, fuhr der große Schlachtenmeister den Tadler an: „Schweigt und redet nicht als Blinder von der Farbe! Ihr habt die Oestreicher von Aspern nicht gesehen, also habt Ihr gar Nichts gesehen." Und zum General Jomini sagte er: „Von allen meinen Gegnern waren

28) Hormayr, Gesch. Andreas Hofer's, 2. A. I, 200 fg. Rapp a. a. O. 572, 576 fg. Hormayr, Lebensbilder, 2. A. Urkdb. I, 455 fg.

die Oestreicher bei Aspern und Wagram weitaus die achtungswerthesten[29])." Die Hauptarmee unter des Erzherzogs Karl unmittelbarem Befehl zog zu Anfang des März ihre Massen in Böhmen und im Donauthal zusammen. Sie sollte eine Stärke von nahezu 200,000 Mann erhalten und hatte beim Beginn des Feldzugs eine thatsächliche von 145,000 bis 150,000, war also vor dem April, wo erst bedeutendere Massen von Franzosen über den Rhein kamen, dem Feinde überlegen, der bis dahin in Südwestdeutschland nicht mehr als 75 bis 80,000 Mann musterte. In Galizien stellte Oestreich behufs eines auf das Herzogthum Warschau zu richtenden Angriffs unter dem Erzherzog Ferdinand 33,000 Mann auf. Eine dritte Armee, etliche 50 bis 60,000 Mann stark und als „Heer von Inner-Oestreich" dem Befehl des Erzherzogs Johann unterstellt, sollte durch Steiermark und Kärnthen gegen Italien vordringen und zugleich dem Aufstand der Tiroler strategischen Nachdruck geben. Der Kriegsplan war von vornherein ein zu weit ausgreifender und darum die Kräfte verzettelnder. Man hätte mit ganzer Kraft in Deutschland operiren müssen, wo unbedingt die Entscheidung lag. Statt dessen ließ man sich, wie i. J. 1805 geschehen war, wieder durch die Rücksicht auf Italien bestimmen, nicht bei rechter Zeit aus Böhmen mit voller Macht und Energie in das südwestliche Deutschland vorzubrechen, um die daselbst stehenden unzulänglichen feindlichen Streitkräfte unter Davout und Oudinot vor Ankunft Napoleons zu erdrücken und durch diesen großen Schlag den in Mittel- und Norddeutschland glostenden Volkskriegsbrand zur hellen Flamme anzufachen, was eben, wie Stimmungen und Verhältnisse lagen, nur durch einen großen am Main, Neckar oder Rhein erzielten Erfolg möglich war, nicht mehr aber dann, wann die Oestreicher bis nach Wien zurückgedrängt waren und die Fürsten und Völker des Rheinbunds, wie die Lenker Preußens, von der Ueberlegenheit Napoleons sich auf's Neue überzeugt hatten[30]). War der östreichische Generalissimus, welcher diesmal wirklich ein solcher

---

29) Tagebücher von Friedrich v. Gentz, herausgeg. v. Varnhagen v. Ense (1861), S. 66 fg. Weitaus der wichtigste Abschnitt dieses Buchs ist das französisch geführte „Journal politique" (S. 78—216), welches Gentz in den Monaten Juni bis Oktober 1809 niedergeschrieben hat. Eine geradezu unschätzbare Quelle für die Geschichte jener Zeit; denn Gentz, welcher dem östreichischen Hof nach Ungarn gefolgt war, saß in jenen verhängnißvollen Monaten so recht an der Quelle, mit den Wissenden und Handelnden tagtäglich in vertrautem Verkehr. Hormayr, Lebensbilder, I, 73. Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 233.

30) Den Beweis für die Verspätung der östreichischen Angriffsbewegung in Deutschland durch die Rücksichtsnahme auf die möglichen Erfolge des Erzherzogs

heißen durfte, denn Stadion hatte alle Nerven angestrengt, der Eifersucht des Kaisers Franz die unbedingtesten Vollmachten für seinen Bruder zu entreißen, — war der Erzherzog Karl der Mann, mit dieser napoleonischen Ueberlegenheit es aufzunehmen? Die Geschichte sagt: Nein! Es war in dem Erzherzog unzweifelhaft etwas von dem Zeug zu einem großen Feldherrn, aber lange nicht alles. Er ist in hohem Grade das gewesen, was man einen guten „Bataillengeneral“ nennt, aber niemals ein Heerführer ersten Ranges. Er wußte daher zur Noth eine Schlacht zu gewinnen; aber er verstand es nicht, den Sieg zu einem vollständigen zu machen, und noch weniger, zu einem fruchtbaren. Alle seine Erfolge waren, bei Licht betrachtet, erfolglos; denn mit dem Ergreifen und Vortragen einer Fahne und Dergleichen entscheidet man vielleicht wohl ein Treffen, aber keinen Krieg.

In solchem Styl, dessen Mängel er diesmal nicht damit entschuldigen konnte, daß er nicht freie Hand hätte, war, als er seinen Feldzug am 9. April begonnen hatte, des Erzherzogs Heerführung von Anfang an. Es schien, als gälte es, der Welt zu zeigen, daß man nur verstände, sich schlagen zu lassen. Trotz des schleppenden Vormarsches der Oestreicher an den Inn und an die obere Donau wären die napoleonischen Marschälle auch jetzt noch nicht im Stande gewesen, einen koncentrirten Gewaltstoß auszuhalten; aber in dem erzherzoglichen Hauptquartier zu Regensburg herrschte völlige Kopf- und Planlosigkeit. Als einer der besten Generale, Radetzky, bestimmt, in späterer Zeit ein Retter Oestreichs zu werden, besorgnißvoll herbeieilte und auf den Generalquartiermeister Prohaska mit der Frage eindrang: „Um's Himmelswillen, was ist denn unser Plan?“ ward ihm von Seiten des Gefragten die Antwort: „Plan? Plan? Ich weiß nicht, was Sie wollen. Mit 148,000 Mann gegen 75,000 geht man gerade auf den Feind los und schlägt ihn.“ Ganz wie Rüchel bei Jena. Man tappte hinsichtlich der damaligen Stärke und der Stellungen des Feindes völlig im Dunkel herum, tastete unsicher dahin und dorthin und zersplitterte Zeit und Truppen, während Napoleon, am 13. April aus Paris abgerannt, schon am 16. von Ludwigsburg aus seine Befehle fliegen ließ, um die Fehler seiner Marschälle rasch zu verbessern und seine Heermaschine in Gang zu bringen! „Activité! Activité! Vitesse! Die Augenblicke sind kostbar, Alles hängt von Stunden ab.“ Und jetzt zeigte es sich wieder recht deutlich, wie wahr das Wort, daß „unter Napoleons Augen seine

---

Johann in Italien lieferte der Freiherr v. Wessenberg in seinem „Kommentar zu Marmont von einem Zeitgenossen“ (1857).

eigenen Generale sich vergrößerten und die Gegner sich verkleinerten." Und Wahrheit auch war es, wie im italischen Feldzug von 1800, wenn er am 17. April zu Donauwörth zu seinen Soldaten sagte: „Da bin ich wie der Blitz" (j'arrive avec la rapidité de l'éclair). Der Erzherzog bewährte in diesen Tagen seinen Feldherrnruf in keiner Weise. Ohne auch nur einen energischen Versuch zu machen, seine Heerhaufen zu einem tüchtigen Schlage zusammenzufassen, ließ er die verzettelten vom 19. bis zum 23. April bei Tann, Abensberg, Rohr, Landshut, Eckmühl und Regensburg nach einander schlagen, um, nachdem er, ohne daß es zu einer Hauptschlacht gekommen, binnen fünf Tagen 55,000 Mann eingebüßt, mit den ihm noch bleibenden 78 bis 80,000 Mann gen Böhmen zurückzuweichen. Folgte dann das traurige Nachspiel zu diesem traurigen ersten Kriegakt, jener abgeschmackt-bettelhafte Brief, welchen der Erzherzog auf seinem Rückzug aus Neumarkt an den Sieger schickte: — „Sire! Ew. Majestät haben mir Ihre Ankunft mittelst Kanonendonner angekündigt, ohne mir Zeit zu lassen, Sie zu komplimentiren. Kaum unterrichtet von Ihrer Gegenwart, konnte ich diese durch den Schaden ahnen, den Sie mir zugefügt haben. Ich fühle mich geschmeichelt, Sire, mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen. Ich wäre glücklich, wenn das Schicksal mich erlesen hätte, meinem Vaterlande die Wohlthaten eines dauerhaften Friedens zu versichern. Welche immer die Glücksereignisse des Krieges oder die Annäherung des Friedens sein mögen, bitte ich Ew. Majestät zu glauben, daß mein Ehrgeiz mich Ihnen immer entgegenführt und daß ich mich gleichmäßig geehrt halte, mit dem Degen oder dem Oelzweig in der Hand Ew. Majestät zu begegnen." Ganz wie der Brief, welchen Friedrich Wilhelm der Dritte nach dem Tag von Auerstädt-Jena an Napoleon sandte. Solchen Bezeigungen gegenüber war denn doch der große Zwingherr völlig in seinem Recht, wenn er, auf dem Marsch nach Wien begriffen, zu Linz am 1. Mai an Davout schrieb: „Ich werde diesen Brief gelegentlich beantworten. So ist dies Volk! Im Mißgeschick ebenso niederträchtig, wie beim leisesten Glücksschein übermüthig und anmaßend" (ces gens là sont aussi vils dans l'adversité, qu'arrogans et hauts à la moindre lueur de prosperité[31]).

Des Erzherzogs Verehrer behaupten, an den in Baiern erlittenen

---

31) Hormayr, Lebensbilder, Urkdb. I, 450. Pélet, Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, II, 407 seq. III, 431. Graf v. Bismark, Aufzeichnungen, 173. Geschichte der Kriege in Europa, VIII, 62. Hormayr, Franz und Metternich, 126.

schweren Mißgeschicken — welche auch den Erzherzog Johann, der Anfangs am Tagliamento glücklich gegen den Vicekönig von Italien gestritten (bei Sacile, den 16. April), bestimmten, mit dem Heer von Inner-Oestreich durch Kärnthen und Steiermark nach Ungarn zurückzuweichen — sei der unselige Umstand schuld, daß Geist und Thatkraft des Feldherrn gerade in jenen Apriltagen durch epileptische Anfälle gelähmt gewesen [32]). Er faßte den Entschluß, auf seinem Rückzug innezuhalten, Kehrt zu machen, über Linz den aufgestandenen Tirolern und der Armee des Erzherzogs Johann die Hand zu reichen und so mit gesammter Macht den nach Wien vordringenden Feind vom Rücken her zu umwickeln. Ein trefflicher Plan, wäre er nur ausgeführt worden. Er ward es nicht, weil die Ausführung gleich von vornherein so lahmte, daß man nicht einmal des Uebergangspunktes Linz sich zu versichern vermochte. Am 13. Mai übergab der in Wien kommandirende Erzherzog Maximilian die Hauptstadt den Franzosen und Napoleon nahm Quartier in Schönbrunn. Drei Tage später erreichte der Erzherzog Karl mit seinem Heer das am linken Donauufer Wien gegenüber hingedehnte Marchfeld, wo er Stellung nahm, mit dem Rücken an das ansteigende Gelände des Bisambergs gelehnt. Hier auf diesem Boden wurde die zweitägige furchtbare Schlacht von Aspern und Eßling am 21. und 22. Mai ausgefochten, so genannt nach den beiden Dörfern, um deren Besitz der wüthende Kampfwirbelsturm als um seine Angelpunkte sich drehte, — ausgefochten mit ziemlich gleichen Kräften, wennschon die Franzosen in gewohnter Weise fanfaroniren, ihr Feind sei 90,000 Mann, sie aber nur 60,000 Mann stark gewesen. Die Wahrheit ist, daß die Oestreicher am ersten Schlachttage den Franzosen um etwa 15,000 Mann überlegen, am zweiten Tage dagegen, nachdem Napoleon Verstärkungen herangezogen, die beiderseitigen Streitkräfte nicht nur gleich waren, sondern so, daß die Ueberzahl, obzwar keine bedeutende, bei den Franzosen . . . Etwas unterhalb Wiens liegt im Donaustrom die große bewaldete Insel Lobau. Nach dieser ließ Napoleon von Kaiserebersdorf aus eine Brücke legen und von der Lobau aus eine zweite an's Marchfeldufer hinüber. Erzherzog Karl ließ das ungestört geschehen, weil er im Marchfeld schlagen wollte. Am 20. Mai begannen die Franzosen hinüberzugehen. Am 21. geschah das Vorrücken der Oestreicher gegen die Donau und hob das blutige Ringen an, ward

32) Ich habe hiefür schlechterdings keinen Beweis auffinden können, ausgenommen die Erwähnung der Sache bei Hormayr, Franz und Metternich, 125. Allerdings erweis't sich Hormayr als über die Ereignisse von 1809 fast durchweg vorzüglich unterrichtet.

durch die sinkende Nacht unterbrochen und am nächsten Morgen mit neuer Kraft und Wuth wieder aufgenommen. Es war der große Ehrentag der östreichischen Kriegsgeschichte. Um Mittag war die Sache entschieden: zum ersten Mal wich Napoleon besiegt aus offener Feldschlacht, nahezu 12,000 Todte und an 30,000 Verwundete — der Bulletinismus log, wie gewohnt, von 1100 Todten und 3000 Verwundeten — hinter sich zurücklassend, während die Oestreicher gegen 20,000 Gefallene und Verwundete zählten. Der Schlachtenmeister, den man im Gewühle selber gefallen glaubte, übertrug die Leitung und Deckung des Rückzugs nach der Insel Lobau dem Massena, dessen Heroismus das weichende Heer vor Vernichtung bewahrte. Er selber eilte von der Lobau weg in einem Fischernachen nach dem Schlosse Kaiserebersdorf, wo er alsbald in einen sechsunddreißigstündigen todähnlichen Schlaf verfiel. Die Lage der geschlagenen Franzosen auf der Lobau war geradezu eine verzweifelte. Einer ihrer besten Marschälle hat dies offen zugestanden und geurtheilt, daß, wenn die Oestreicher in den ersten Tagen nach der Schlacht den Uebergang auf die Lobau erzwungen hätten, was sie konnten, und wenn zugleich die Bevölkerung von Wien gegen die Franzosen aufgestanden wäre, wozu sie sehr gestimmt war, die gesammten auf der Insel befindlichen französischen Heerestrümmer, denen es gänzlich an Proviant und Munition fehlte, vernichtet oder gefangen worden wären. Aber der Erzherzog Karl vermochte sich zur Höhe des Gedankens, den Napoleon zu vernichten, gar nicht zu erheben. Der so blutig erkaufte Sieg blieb unbenützt und fruchtlos. Noch mehr, der Erzherzog soll nur mit Mühe überzeugt worden sein, daß er den Napoleon wirklich besiegt habe. Schon habe er, durch Massena's Standhaftigkeit entmuthigt, die Befehle zum Rückzug seiner Armee nach dem Bisamberge geben wollen, als der „erste Soldat von Aspern", der tapfere Reitergeneral Johannes von Lichtenstein, wüthend herbeisprengte und, seinen durchlöcherten Hut in die Augen drückend, schrie: „Was? Retiriren? Warum nicht gar? Die Schlacht ist ja gewonnen! Die Franzosen räumen ja das Schlachtfeld und gehen nach der Lobau hinüber[33]."

Wenn er aber auch unvollendet und unbenützt blieb, der Sieg bei Aspern, soviel ist gewiß, daß nach diesem Schlag, nach diesem Beweis von der Besiegbarkeit des bis dahin Unbesieglichen ganz Deutschland in hellen Aufstandsflammen auflodern mußte, falls die Deutschen Spanier

---

33) Geschichte der Kriege, VIII, 111. Marmont, Mém. III, 218. Hormayr, Franz und Metternich, 127, (nach dem Zeugniß des Fürsten Johannes von Lichtenstein und des Generals Radetzky).

gewesen wären. Aber sie waren keine Spanier. Sie ließen, wie das Unternehmen Dörnbergs und Schills, so auch das noch heldischere des Herzogs von Braunschweig ohne Unterstützung zu Grunde gehen oder, wo sie etwa eine leisteten, war es höchstens eine passive. Die Massen blieben stumpf und dumpf. Wie den Erzherzog Karl, so schien der Klapperschlangenblick von Napoleons Genie das gesammte deutsche Volk zu beherrschen und zu lähmen. Ein deutscher Arriaza, Heinrich von Kleist, der genialste und bravste der Romantiker, schleuderte einen „Ruf Germania's an ihre Kinder" in das Land, den wildherrlichsten Zornschrei, welcher jemals einer deutschen Dichterbrust entquollen [34]. Vergebens; er fand keinen Widerhall in der Menge. Alles hing freilich in erster und letzter Linie von Preußen ab und Preußens König war ein ewiger Infinitiv. Vor der Schlacht von Aspern hatte er Miene gemacht, gemeinsam mit Oestreich die Waffen gegen Napoleon zu erheben. Am 15. Mai hatte er zu Königsberg dem Prinzen von Oranien geradezu erklärt, er sei entschlossen, dies zu thun. Nach der Schlacht von Aspern wurde auf diese Meldung von Seiten des Prinzen hin der Oberst von Steigentesch aus dem östreichischen Hauptquartier nach Königsberg gesandt. Er brachte einen Brief von Kaiser Franz, worin dieser den König erinnerte, wie derselbe gegen Oranien geäußert, es sei seine Ueberzeugung, daß nur „eine vollständige und energische Vereinigung der Kräfte und Anstrengungen Preußens und Oestreichs für die beiden Staaten eine Bürgschaft gegen das napoleonische Eroberungs- und Raubsystem biete," und auf ein beschleunigtes Bündniß drang. Schon dieses Drängen — der Erzherzog Karl hatte zu dem Boten sogar gesagt: „Gehen Sie nur dem König keck zu Leibe, und wenn er sich nicht entschließen will, so kompromittiren Sie ihn!" — mußte dem Friedrich Wilhelm, so wie er nun einmal war, sehr unbehaglich machen. Er sagte zu Steigentesch: „Trotz der Besorgniß, die ich haben könnte, von Oestreich unter Umständen preisgegeben zu werden, bin ich doch entschlossen, mich eines Tages mit Ihrem Hofe zu verbinden. Aber es ist noch nicht Zeit. Thun Sie noch einen Schlag und wir sind vereint." Vergebens bestürmten die Königin, Graf Golz, Scharnhorst, Blücher, sogar Beyme den König, jetzt den Schild zu erheben. Scharnhorst überreichte eine Denkschrift, worin er sagte: „Ich will nicht entehrt in das Grab steigen. Das würde ich aber, so ich Ew. Majestät nicht riethe, den gegenwärtigen

34) Das zornlohende Gedicht (H. v. Kleists Gesammelte Schriften, 1826, III, 338), ist von wahrhaft historischer Bedeutung, weil es den ganzen Grimm, der in den besten der deutschen Patrioten kochte, energisch ausprägt.

Augenblick zu benützen, um gegen Napoleon loszuschlagen.“ Er suchte dem König zu beweisen, daß man im Stande sei, ein Heer von 120,000 Mann aufzustellen, was auch wohl möglich gewesen wäre[35]). Blücher verging in Stargard vor Ungeduld. Er hatte ganz bestimmt gehofft, es werde losgehen; er hatte Alles vorbereitet, mit den von ihm befehligten Truppen sofort ins Feld rücken zu können, und Tag für Tag, Stunde für Stunde harrte er des heiß ersehnten Signals. Kaum hatte er die frohe Botschaft vom Aspernsieg der Oestreicher erhalten, schickte er einen Eilboten an den König mit einem Briefe, worin er die Gunst der Umstände darlegte und flehentlich bat, das Zeichen zum Kriege zu geben. „Welchen Dank — rief er dem unentschlossenen Monarchen zu — welchen Dank wird Ihnen die ganze deutsche Nation zollen, wenn sie sieht, daß Sie entschlossen sind, sie von ihrem unerträglichen Joche zu befreien“... und zum Schlusse sagte er: „Findet mein Vorschlag nicht den allerhöchsten Beifall, nun so habe ich mein Herz erleichtert und meinen Abscheu, fremde Fesseln zu tragen, dargethan; ich bin frei geboren und muß auch so sterben.“ Es half Nichts. Der feurige Alte wurde nun ganz wild und trug sich, wie dies auch Gneisenau that, mit dem Gedanken, den preußischen Dienst zu verlassen und unter britischen Fahnen gegen Napoleon zu fechten. Die russisch oder französisch Gesinnten am berliner Hofe, die Feinde Steins, Scharnhorsts und Gneisenau's, die Kalkreuth, Köckeritz, Zastrow, Lottum und sogar York, suchten und wußten dem Könige auch gegen Blücher Mißtrauen einzuflößen. Es wurde, um gegen Scharnhorst, Gneisenau und Blücher zu känkeln, ein ungreifbares Geraune und Gemunkel benützt, des Inhalts, die deutschpatriotischen Heißsporne Preußens sännen, des ewigen Infinitivs von König satt, auf eine Palastrevolution, welche den Prinzen Wilhelm, Bruder Friedrich Wilhelms, auf den Thron erheben sollte. Daß so Etwas geraunt und gemunkelt worden sein muß, ist wohl nicht zu bezweifeln[36]), daß aber

35) Gentz, Journal politique a. a. O. 131. Correspondance inédite de Napoléon, VII, 408. Daselbst, pag. 395 seq. findet sich auch die Hauptquelle über die Sendung des Obersts Steigentesch und dessen Erfahrungen in Königsberg, nämlich die Depesche des westphälischen Gesandten in Berlin, Baron v. Linden, an den Grafen von Fürstenstein in Kassel. Clausewitz, Hinterlass. Werke, 2. A. VII, 220 fg.

36) Bärsch, Beiträge zur Geschichte des Tugendbundes, 33 fg. Es scheint, daß man in Wien sondirt hatte, wie eine im angedeuteten Sinne ins Werk zu setzende preußische Palastrevolution von dem östreichischen Hof angesehen würde. Baron v. Linden a. a. O. p. 404: — „Mais la sotte religion de l'empereur repousse encore (ce moyen infaillible), qui ne veut point détrôner un souverain légitime.“

die preußischen Patrioten nicht die Leute waren, mit der russischen Magna Charta ernstlich zu handiren, versteht sich von selbst. Was Blücher betrifft, so ließ er sich am 6. Juli 1809 aus Stargard im höchsten Unmuth brieflich gegen Gneisenau vernehmen, aber so, daß man deutlich das deutschpatriotische Herz erkennt, welches dieser preußische General in der Brust trug: — „Ich will nicht meine Zeit in Untätigkeit verträumen, während andre brave deutsche Männer vor die Befreiung ihres deutschen Vaterlandes kempfen. Nimmt der König nicht keine Partie, tuhn wir keine Schritte zur Zerbrechung unserer Fesseln, nun so trage sie wer da will — ich nicht — — ich habe den Staat alles geoffert und verlasse ihm wie man uß der Welt scheidet, das heißt ahrm nakend und blos, aber mein muth ist unbegrenzt; wohin ich gehe wird ein beruhigendes Bewußtsein und eine Menge redliger mich begleiten. Grüßen Sie Scharnhorst und treibt vor mit die guhte Sache[37]).“

Der östreichische Sendling Steigentesch stand am preußischen Hofe auf glühenden Kohlen. „Sie werden hier Nichts ausrichten — sagte der Prinz Wilhelm zu ihm. Die Unentschlossenheit des Königs wird ihn zum zweiten Mal zu Grunde richten.“ Eines Tages aber ließ die Unbehülflichkeit Friedrich Wilhelms den wirklichen Grund seines Nichteingehens auf die östreichischen Vorschläge sich entwischen. „Ach — sagte er zu dem ihn drängenden Steigentesch — Sie wissen nicht, was ich in Petersburg versprochen habe.“ Zuzuwarten nämlich, stillzusitzen, nicht mit Oestreich gemeinsam für Deutschland in die Schranken zu treten. Aber dieser Grund war nicht der einzige und auch nicht der wichtigste. Die Wahrheit ist, Friedrich Wilhelm hatte Argwohn gegen Oestreich gefaßt, welches er mit den ihm tief verhaßten Betreibungen der deutschen Patrioten einverstanden wähnte. Der Aufstandsversuch Dörnbergs, das Losbrechen Schills hatten ihm höchlich mißfallen. Als seine Einwilligung nachgesucht wurde, die Stelle in Stralsund, wo Schill seinen braven Reitertod gefunden, mit einem einfachen Stein bezeichnen zu dürfen, brummte er barsch: „Nicht passend sein, der Insubordination Ehrendenkmale zu errichten.“ Den nach Art von Mittelmäßigkeiten auf seine Gewalt ungemein Eifersüchtigen überkam und übernahm die Angst des Absolutismus vor allen volksthümlichen Regungen, vor allem selbstständigen Denken und Handeln von Personen und Völkern. Möglich auch, daß ihm von der angeblich geplanten preußischen Thronveränderung Etwas zu Ohren gekommen und daß er in seiner Beschränktheit diesen Plan ohne Weiteres mit den Wünschen und Strebungen der deutschen

37) Pertz, Leben Gneisenau's, I, 501 fg., 516, 517.

Patriotenpartei zusammenwarf. Die Mahnungen Oestreichs schienen dem Befangenen eigentlich von den geheimen patriotischen Verbindungen auszugehen, von deren Umfang und Wirksamkeit er sich ganz übertriebene Vorstellungen machte[38]). In seinen Aengsten, in seinem Zorn wollte er von den Zusagen, die er dem Prinzen von Oranien gemacht, Nichts mehr wissen und so kam es, daß Preußen i. J. 1809 das that, was der Sinnesart seines Königs am angemessensten war: — Nichts.

Viertes Kapitel.

Innsbruck.

Bevor die ersten Entscheidungen an der obern Donau gefallen, war der erste Akt des tirolischen Bauernspiels glücklich in Szene gegangen, nachdem das Geheimniß der großen Verschwörung, welche Tausende von Mitwissern zählte, bis zum letzten Augenblick mit beispielloser Treue bewahrt worden. Die Umstände waren günstig; denn Baiern hatte, obgleich es von seinen einsichtigeren Offizieren und Beamten in Tirol Warnungen empfangen, nicht mehr als 4400 Mann Truppen dahin zu schicken vermocht, welche geringe Macht noch dazu von Kufstein bis Brixen verzettelt war. In den ersten Tagen des April warf der Freiherr von Hormayr vom Hauptquartier des Erzherzogs Johann zu Gratz aus die letzten Anordnungen und Befehle nach Tirol herein. Der Einmarsch des Generals Chasteler mit etwa 7000 Mann ins Pusterthal sollte das Zeichen zum Losbruch geben. Am Morgen des 9. April setzten sich die Oestreicher von Villach aus in Bewegung und sofort flammten die „Kreidefeuer“ auf den Bergen, schwammen die Signale, Mehl, Blut, Bretter mit kleinen Fähnlein, auf Bächen und Flüssen, erhoben sich die Pusterer unter Führung des Peter Kemenater und führte der Sandwirth seine Passeirer über den Jaufen gen Sterzing. Hier ward der erstere größere Erfolg erzielt. Die bairische Besatzung stellte sich am Morgen des 11. April auf dem sterzinger Moos den Bauern entgegen und begrüßte sie mit Kartätschenfeuer. Dem setzte der Bartmann vom Sand ein echt bäurisches Kriegsmittel entgegen. Er ließ beladene Heuwagen

38) General v. Reiche, Memoiren, I, 210. Gentz, Journal politique a. a. O. 133.

bringen und gegen die Stellung der Baiern vorfahren. Zwei kühne junge Mädchen, Anna Zorn und Maria Pichler, leiteten die Gespanne, hinter welchen hervor treffliche Schützen nach und nach die Kanoniere wegschossen und so das Geschütz zum Schweigen brachten. Die Baiern wehrten sich wacker, aber um Mittag waren sie gezwungen, vor dem mörderischen Stutzenfeuer der Bauern die Waffen zu strecken und sich gefangen zu geben.

Am Abend desselben Tages trafen zwei bairische Bataillone und eine Schwadron Dragoner, befehligt vom Oberst Wrede, und eine starke französische Kolonne in Sterzing ein. Die letztere war, vom General Bisson geführt, auf dem Marsche von Südtirol nach Baiern, wo sie sich mit der großen napoleonischen Armee vereinigen sollte. Am 12. April brachen die vereinigten Scharen Wrede's und Bissons gegen den Brennerpaß auf. Der Aufstand verfolgte sie Schritt für Schritt, und während sie im Rücken und auf beiden Flanken von den Insurgenten scharf belästigt wurden, gingen sie einer noch größeren Gefahr entgegen; denn am 10. hatten nach erhaltener Losung („Es ist Zeit!“) auch die Innthaler sich erhoben und zunächst unter Speckbachers und Straubs Führung das Städtchen Hall genommen. Das ganze Land ward lebendig, von allen Berghalden herab, aus allen Thälern hervor strömten und brachen die bäurischen Krieger, welche mit dem scharfen Instinkt von Bergbewohnern die Natur ihrer Heimat zu ihrer hülfreichsten Mitstreiterin zu machen verstanden. Schon am 12. April war Innsbruck von den Bauern umringt und berennt. Sie standen, ohne irgendwelche Oberleitung, in drei großen Haufen um die Stadt her: der erste auf dem Berg Isel von der Gallwiese bis an die Sill, der zweite auf den Anhöhen über der Sillbrücke bis gegen Egerdach, der dritte auf den Halden von Kranewitten und Hötting am linken Innufer. In der Hauptstadt führte dem Namen nach der untüchtige bairische General Kinkel, thatsächlich aber der tüchtige Oberst Ditfurth den Befehl, welcher der Mann war, selbst gegen eine Uebermacht glücklich zu streiten. Er that auch, als am Frühmorgen des genannten Tages die Bauern von ihren angegebenen Stellungen aus kühn den Sturm auf Innsbruck unternahmen, rühmlichst seine Pflicht; aber eine Stutzenkugel warf ihn tödtlich verwundet nieder. Damit war der Widerstand der Baiern in Innsbruck zu Ende. Um 10 Uhr Vormittags rückten die siegreichen Bauern in die Stadt, den Rest der bairischen Truppen entwaffnend und gefangen setzend.

Ein wundersamer Triumph und auch ein höchst gutmüthiger, geradezu idyllischer, abgerechnet etliche auf Aufhetzung des städtischen Janhagels von den Bauern an Juden, welche mit Kelchen und Monstranzen

unehrerbietig handirt hatten, ausgetheilte Püffe, sowie auch die Bedrohung der Familie des unglücklichen Ditfurth [39]. Die bäuerischen Sieger strömten vor Allem in die verschiedenen Kirchen, um inbrünstige Dankgebete darzubringen, und überließen sich dann ihrer harmlosen Freude. Hier jodelte einer in der Ueberwallung seines Herzens: „'s kommt mir vor, die Sonne scheine jetzt Tag und Nacht!" Dort kniete ein Anderer vor dem kolossalen östreichischen Doppeladler nieder, den man im Oratorium des Damenstifts vorgefunden, in Prozession durch die Stadt getragen und am Posthaus aufgestellt hatte, und rief mit ausgebreiteten Armen und die Augen voll Thränen: „O, du lieber, schwarzer, sakrischer Schwanz, hab' ich mir's doch gedacht, die Flügel würden dir wieder wachsen!" Wenn man erwägt, wie verhaßt die meisten der bairischen Beamten sich gemacht hatten, so erscheint die Gutmüthigkeit der Erstürmer von Innsbruck ganz erstaunlich und höchst ehrenhaft. Es war sogar ein Stück Humor mit dabei. In der Wohnung des Grafen Arko, bairischen General-Kreiskommissärs, herrschte große Furcht, die sich zum Entsetzen steigerte, als eine Bande junger Bursche, von Sieg und Jubel und Wein erhitzt, die Treppen heraufstürmte. Was richteten sie für Unheil an? Kein anderes, als daß sie

---

39) Ein Bauernhaufe war in das Haus eingebrochen, wo der tödtlich verwundete Ditfurth gewohnt hatte. Der Sohn desselben erzählt („Aus dem Leben des Obersten Karl Freiherrn v. Ditfurth", 1864): — „Mit Kolbenstößen die Thüre zertrümmernd, dringt die racheschnaubende Rotte in das Gemach, wo meine Mutter, mich, ihren dreijährigen Sohn auf dem Arme haltend, angstvoll ihnen entgegentritt. „Kniee nieder, Weib, ruft ihr einer der Wüthenden zu — mach' Reu und Leid; denn alleweil mußt du sterben!" — „Weißt du was, ruft ein Anderer aus, den Buben wollen wir dem Weib erst wegreißen, ehe wir es erschießen!" — „Was, entgegnete ein Dritter, der Bub' muß zuerst sterben! Lieber geb' ich das Weib frei als den Buben. Der Stamm muß ausgerottet werden!" S. 100. Es blieb jedoch bei diesen brutalen Drohungen, denn Mutter und Kind wurden durch die entschlossene Dazwischenkunft eines nüchternen Tirolers gerettet und zunächst bei einer Pächterfamilie in Selrain geborgen. Hier hatte freilich Frau Ditfurth Gelegenheit, einen erschreckenden Blick in den grauenhaften Abgrund tirolischer „Religiosität" zu thun. „Bald nämlich gewahrte sie, daß die Pächterfamilie von einem an Wahnsinn streifenden politischen und religiösen Fanatismus beseelt sei. Nicht genug der täglich mehrmals angestellten Gebetübungen, mit denen die haarsträubendsten Verfluchungen der Baiern sich verbanden, die Pächterin vertraute ihr auch, sie befände sich guter Hoffnung und die ihr im Traum erschienene heilige Jungfrau habe ihr verkündet, daß das Kind, welches sie unter dem Herzen trage, gegen alle Gefahren gefeit sein und mit Umgehung des Fegfeuers sogleich ins Paradies eingehen werde, wenn sie ihr (der h. Jungfrau) ein bairisches Kind zum Opfer schlachten würde. Sie wollte gern alle ihre Ersparnisse hingeben, um eines bairischen Kindes habhaft zu werden." S. 116.

in aller Manier baten, mit den hübschen Töchtern des Hauses einen Schleifer oder Hopser tanzen zu dürfen, was, da ein Klavier vorhanden, zu beiderseitiger Befriedigung und Freude geschah, worauf die Sieger in Lederhosen und Lodenwämmsern dankend abzogen. Der folgende Tag brachte einen noch glänzenderen Erfolg. Unkundig der Vorfälle in Innsbruck, senkte sich die bisson=wrede'sche Kolonne, zusammen an oder über 4000 Mann stark, erschöpft und hart mitgenommen durch die Treibjagd der Passeirer in ihrem Rücken, vom Iselberg ins Innthal herab. Hier wurde diese ganze Streitmacht von den Bauernharsten, deren Bewegungen insbesondere Speckbacher und Straub leiteten, umzingelt und bei Wiltau zur Waffenstreckung gezwungen. Zwei Tage darauf rückte General Chasteler in das befreite Innsbruck ein. Er kam, nachdem die Bauern Alles allein gethan hatten, und so kamen er und die übrigen östreichischen Generale und Obersten im ganzen tirolischen Kriege überall entweder zu spät oder aber sie gingen zu früh. Sie mochten sich ja, wie sie kamaschenknöpfig sagten, nicht in den „Bauern=Rummel" mischen. Binnen vier Tagen hatten die Tiroler zwei Generale, Kinkel und Bisson, 17 Stabsoffiziere, 113 Offiziere, 3500 bairische und 2050 französische Soldaten zu Gefangenen gemacht, 7 Geschütze, 800 Pferde und eine beträchtliche Kriegskasse erbeutet. Tirol war frei, hatte sich selbst befreit. Der Freiherr von Hormayr stellte als kaiserlicher Intendant die alte Verwaltung wieder her, was so zu sagen im Handumdrehen geschehen war. Der Kaiser Franz aber schrieb aus Schärding (18. April) an seine „lieben" und „getreuen" Tiroler: „Ich bin durchdrungen von euren Anstrengungen. Ich zähle auf euch und ihr könnt auf mich zählen." Dann aus Wolkersdorf (26. Mai): „Ihr habt mein heiliges Wort, daß ich euch nie verlassen, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, um die noch drohenden Gefahren von euch abzuwenden. Nie werde ich dieser feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk sein." Endlich abermals aus Wolkersdorf (29. Mai): „Im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache, erkläre ich hiermit meiner treuen Grafschaft Tirol, mit Einschluß des Vorarlbergs, daß sie nie mehr von dem Körper des östreichischen Kaiserstaats soll getrennt werden und daß ich keinen Frieden unterzeichnen werde als einen solchen, der dieses Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft[40])." Es war ein Kaiserwort, das beim wiener Friedensschluß gehalten wurde. Wie, weiß die Welt.

---

40) Rapp a. a. O. 87, 113, 119, 120, 140. Mayr, der Mann von Rinn, 49. Die Angabe Hormayrs (Andr. Hofer, 2. A. I, 210), daß bei Wiltau 8000 Franzosen und Baiern die Waffen gestreckt, ist zu hoch gegriffen. Bei der Unter=

Niemals ward einer bejochten Nation ein herrlicheres Beispiel gegeben als die Bauern Tirols den Deutschen gaben; aber es verfing nicht. Denn die Nation als Ganzes war so herunter, daß sie gar nicht zu fassen vermochte, wie man Etwas thun könnte, was nicht von Oben herab befohlen würde. Wohl pries da und dort ein fühlender Sänger die Tiroler in Liedern, wohl knirschten in Preußen ein Blücher und Manche, Viele, sehr Viele mit ihm, daß sie nicht thun sollten wie die heldischen Bauern im Lodenwamms, wohl ging die Röthe brennender Scham über Männer- und Frauenstirnen, daß solcher Muth und solche Treue hülflos und verlassen bleiben sollten. Aber bei Alledem blieben die Tiroler hülflos und verlassen, selbst von Oestreich, während in den rheinländischen Paschaliks die Deutschheit so mit der Wurzel ausgerottet schien, daß man die Tiroler daselbst nur für verbrecherische Rebellen gegen den großen Obertreiber ansah, welcher wuthsprühend befahl, die „Brigands" zu Paaren zu treiben und am 15. Mai verordnete, daß „alle Tiroler, die bewaffnet gefangen würden, erschossen und aufgehängt werden sollten und daß, wo immer in einem Dorf, in einem Kreis oder in einem Landgericht ein französischer oder bairischer Soldat todt gefunden würde, dasselbe Dorf, derselbe Kreis oder dasselbe Gericht binnen 24 Stunden verbrannt und sämmtliche angesehene Einwohner, auch so sie ohne Waffen betroffen würden, sofort dem Strang verfallen müßten." Keine leere Drohung fürwahr; denn die Baiern, welche in zwei starken, von Deroy und Wrede unter dem Oberkommando des französischen Marschalls Lefebvre befehligten Divisionen um die Mitte des Maimonds zum Angriff auf Tirol verschritten, waren entschlossen, die Willensmeinung Napoleons des „Großen" zu vollstrecken. Sie trugen auf den Spitzen ihrer Bajonnette alle Gräuel einer barbarischen Kriegsführung in die Thäler Tirols. Raub, Mord, Brand, Kirchenschändung und Nothzucht begleiteten die Schritte dieser Scharen. Mongolisches ward verübt: Kinder wurden an der Seite der Mütter niedergemacht, schwangeren Frauen die Leiber aufgeschlitzt. Schon nach dem zweiten Tagmarsch mußte General Wrede seinen Soldaten vorwerfen, daß sie abscheulichste „Grausamkeiten, Mordthaten, Plünderungen und Mordbrennereien" verübten. Freilich wär' es ihm besser angestanden, als Befehliger dreinzufahren, statt „mit Thränen in den Augen" einer bestialischen Soldateska von „Menschlichkeit" vorzufaseln. Nachdem die kleine östreichi-

---

handlung mit Bisson über die Kapitulation spielte bekanntlich der Tabaksagent Teimer die erste Rolle, weil er zufällig im Besitz einer östreichischen Majorsuniform war. Hormayr, Lebensbilder, Urkdb. I, 433, 435, 436.

sche Truppenmacht unter der Führung Chastelers, welcher das Bißchen Kopf, was er früher besessen, gänzlich verloren, seit ihn Napoleon als „Chef des brigands“ geächtet hatte, bei Wörgl umgerannt und zersprengt worden, drangen die Baiern auf Innsbruck vor, nachdem sie die Gräuelhochzeit von Schwaz gefeiert. Es mag dahin gestellt sein, ob der General Wrede während dieses Gräßlichen wirklich „im sogenannten Schnapperwirthshause des obern Dorfes schwelgte.“ Aber wie es in Schwaz hergegangen, verriethen schon die Worte im bairischen Bulletin: „Die Blut- und Mordszenen in dieser Stadt waren schrecklich, die Wuth der Soldaten ohne Gränzen.“ In Wahrheit, Alles, was in den verwildertsten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs die Kriegsfurie Scheußliches ausgesonnen, ward an diesem 15. Mai von 1809 in Schwaz verübt. An 40 Personen wurden ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, Krüppel und Kranke darunter, grausam zu Tode gemartert, über 100 Frauen und Mädchen in Gegenwart ihrer Gatten und Eltern viehisch vergewaltigt, auf offener Gasse entkleidet, von einem Berauschten und Wüthenden dem anderen zugeschleudert und, so sie nicht unter der Schändungsqual starben, nackt von dannen gejagt. Schließlich ging der geplünderte Flecken, der blühendste Tirols, in Rauch und Flammen auf unter den Jubelrufen und Musikfanfaren der Baiern. Nach gerichtlicher Schätzung belief sich der erlittene Schaden der Marktgemeinde Schwaz auf 1,618,051 Gulden, eine für ein so armes Land ungeheure Einbuße [41]). So wütheten, Schergen des Napoleonismus, Deutsche gegen Deutsche und wohl ist es zu begreifen und zu verzeihen, daß, als nachmals im Dienste des vergötterten Zwingherrn 30,000 Baiern in den Steppen und auf den Schneefeldern Rußlands elendiglich zu Grunde gingen, in Tirol das Wort umlief: „Das ist für Schwaz!“

Zur Mittagszeit am 19. Mai rückten die Divisionen Deroy und Wrede in Innsbruck ein. Abends kam der Marschall Lefebvre. Das Bauernspiel schien zu Ende. Und doch kam jetzt erst der zweite Akt, die prächtige Peripetie. Die Tiroler überließen sich nicht „feiger Gedanken ängstlichem Schwanken“, wie alle die Klüglinge „draußen im Reich“. Es kümmerte sie auch wenig, daß der kopflose Chasteler aus dem Lande wich, nur 3000 seiner Soldaten zurücklassend, und daß auch einen feurigen Freiherrn von Hormayr ein unverkennliches „Schlottern“ anwandelte. Der Sandwirth trat jetzt, wo die Herren Generale und Intendanten das Feld räumten oder zu räumen sich anschickten, so recht auf den Plan, der „Andere Hofer, ober Kommendant in Diroll“, wie er

41) Rapp, 217, 268, 269, 278, 279, 280.

sich von nun an schrieb. Er hatte auf die Hiobsposten von Wörgl, Schwaz und Innsbruck hin südlich vom Brenner die Schützenklane von Passeier, von Meran, vom Vintschgau und von der Eisack gesammelt und rückte mit ihnen gegen den Brennerpaß, auf dessen Höhe er etliche schwache Bataillone östreichischer Truppen vorfand und an sich zog. In der Stärke von ungefähr 6000 Mann ging er über den Brenner vor gegen Innsbruck und am 25. Mai that er vom Berg Isel aus, dieser Hauptszene des tirolischen Bauernspiels, den Angriff auf die Baiern unter Deroy. Einer der bravsten Kämpfer dieses Tages hat uns das Wesen des Sandwirths als Heerführer köstlich gezeichnet. „Nach kurzer Frist ging's am 25. Mai mit ganzer Macht vorwärts. Gleich am nördlichen Ende des Marktfleckens Matrei theilen sich die Straßen, von denen die eine links über den Schönberg nach Innsbruck, die andere rechts über die Ellbögen nach Hall führt. Dort auf dem Scheidepunkt stand nun Hofer in eigener Person, umgeben von seinem lodenen Generalstab, und wies jede der vorüberziehenden Heeresabtheilungen an, entweder die eine oder die andere Straße zu ziehen, d. h. ob sie zum linken oder zum rechten Flügel unserer Aufstellung zu gehören habe. Beide Hände in seinen Ledergurt gesteckt, erhob er nur bald den einen bald den andern Fuß und begleitete mit dieser Gebärde jeden seiner Befehle. „Des geht da außen!" sagte er zu mir, als ich mit meiner Kompagnie an ihm vorübergezogen kam, und wies mir mit seinem emporgehobenen rechten Fuß die ellbögner Straße an. „Also werde ich die Avantgarde bilden?" fragte ich. „Des seid halt die Ersten," entgegnete der Sandwirth. „Und was hab' ich zu thun? Worauf ist eigentlich unser Operationsplan gegründet?" frug ich weiter. „Wenn Des die Baiern trefft, so schlagt darauf los und werft sie über den Berg hinab!" lautete kurz und inhaltsschwer der Bescheid, der alle weiteren Bedenken zu Boden schlug. Ein Mann ohne Umschweife und Umstände, der General Barbone. „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!" sagte ein frommer Cromwell bei Worcester zu seinen Eisenseiten. „Vertraut auf Gott und wöhrt's enk standhaft!" sagte ein frommer Hofer auf dem Isel und anderwärts zu seinen Tirolern [42]). Der Kampf vom 25. Mai blieb unentschieden, aber am 29. ward entscheidend gefochten nach einem vom östreichischen Oberstleutnant Ertl entworfenen Angriffsplan. Hofer hatte die Leitung auf dem Isel, Speckbacher und Straub bei Hall und Volders. Um Mit-

42) Aufzeichnung von Anton v. Gasteiger. Zur Erinnerung an A. v. G. Die „Zeit" f. 1861, Beilage zu Nr. 87. Hormayr, Gesch. Andr. Hofers, I, 205. Anmerkg.

tag war die bairische Streitmacht, über 7000 Mann stark, in die Thalniederung von Innsbruck zurückgedrängt, räumte dann die Stadt und mußte einen mühsamen Rückzug gen Kufstein suchen. Tirol hatte zum zweiten Mal kühn und glücklich sich befreit. . . .

Derweil gingen anderwärts, auf dem großen Kriegstheater an der Donau, die Dinge ihren Gang. Einen langsamen zunächst, einen bedeutend langsameren als der Napoleonismus bislang zu gehen gewohnt gewesen. Aspern war für den Schlachtenmeister doch ein wuchtiger Nackenschlag gewesen. Er lag, während der Erzherzog Karl auf dem Marchfelde drüben festgewurzelt stand, auf der Lobau, seinem zerschlagenen und zerrissenen Heerkörper die Glieder wieder einrenkend und die Wunden ausheilend. Uebrigens sehr schlechter Laune, auch körperlich herabgestimmt, schlafsüchtig, melancholisch zu Stunden, zwischenhinein gewohnter Maßen explosivisch. Der am 31. Mai erfolgte Tod des bei Aspern verwundeten Marschalls Lannes konnte doch auch nicht verfehlen, den Rest von menschlichem Gefühl in dem Eroberer aufzurühren. Der General Dumas war damals gerade im Lager angelangt. Bei Tagesanbruch vernahm er schnelles Galoppiren, eilte hinaus und erblickte den Kaiser, welcher mit Savary geritten kam. Als er den General Frère auf der Thürschwelle erblickte und aus dessen Gebärden entnahm, daß der Marschall so eben verschieden sei, hielt er sein Pferd rasch an, ließ die Zügel fallen, hob die Hände gen Himmel und sagte: „So endigt also Alles (voilà donc comme tout finit)!“ Dann wandte er sein Roß und eilte spornstreichs von dannen. Etliche Tage später ging er mit Dumas auf dem Uferrasen der Donau hin und her, nach seiner Gewohnheit abgerissene Fragen an den General richtend. Plötzlich blieb er stehen, legte die Hände auf den Rücken und sagte: „General Dumas, Sie gehörten zu jenen Dummköpfen, welche an die Freiheit glaubten?“ — „Ja, Sire, ich gehörte und gehöre noch zu denselben.“ — „Und Sie haben wie die Andern aus Ehrgeiz an der Revolution mitgearbeitet?“ — „Nein, Sire, und ich hätte sehr schlecht gerechnet; denn ich stehe heute noch gerade auf demselben Punkte, wo ich i. J. 1790 stand.“ — „Sie haben sich Ihre Beweggründe nicht gehörig klar gemacht. Dieselben können von denen der Andern nicht verschieden sein. Das persönliche Interesse ist immer im Spiel. Da sehen Sie einmal den Massena. Er hat genug Ruhm und Ehrenstellen erworben und doch ist er nicht zufrieden; er möchte Prinz sein wie Murat und Bernadotte. Er wird sich morgen tödten lassen, um Prinz zu werden. Das ist die Triebfeder der Franzosen; die Nation ist ganz wesentlich ehrsüchtig und eroberungsgierig.“

Sie ging also um in den Tagesgedanken und in den nächtlichen Träumen des Despoten, die Erschlagene vom 18. Brumaire? Er ahnte, er wußte, wußte mit geheimem Schrecken, daß sie nicht wirklich todt und ab sei, und vergebens suchte er sich selbst und Andern einzubilden, daß nur „Dummköpfe“ an ihr Dasein glaubten. Die Wuth, die Besorgniß, in welche ihn der spanische Ausbruch, die Schilderhebungen Dörnbergs und Schills, die Heldenfahrt des Braunschweigers, die späteren Aufstandsversuche des alten Emmerich gegen den Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme und der mergentheimer Bauern gegen den „dicken Frieder“, vor Allem die glorreiche Selbstbefreiung Tirols versetzten, sie bezeugten sattsam, daß er wußte, die, welche er zu Tode gemaßregelt und zertreten wähnte, lebe, lebe ihm und allen Tyrannen des Erdkreises zum Trotz und niemals fehle es der Himmlischen an Streitern und Blutzeugen. Ihm schwante, daß sie eines Tages doch die rächenden Arme der Völker gegen ihn bewaffnen würde, und darum lästerte er die Ungreifbare, welche ihm immer wieder ins Ohr raunte: Ich bin da und mir zur Seite ist meine Schwester, die Nemesis!

Und hörte er damals auf der Lobau vielleicht noch ein anderes Geraune? Ein Geraune von einer näher lauernden Gefahr? Wußte er, daß nach dem Schlachttag von Aspern während seines langen Schlafes zu Kaiserebersdorf eine Anzahl seiner Generale zusammengetreten war, um zu berathen, was denn im Falle seines Todes oder seiner Gefangenschaft zu thun wäre? Man wagte also zu denken, daß die Welt auch ohne ihn existiren könnte, müßte? Ja, man wagte das. Es ist ein sehr denkwürdiges Zusammentreffen, daß, während in Preußen verzweifelnde Patrioten sich mit dem Gedanken trugen, den König-Infinitiv durch einen König-Definitiv zu ersetzen, zur selben Zeit in der östreichischen Armee — ein Mann wie Radetzky hat es bezeugt — die Idee Platz griff, nicht nur den unfähigen Kaiser Franz, sondern die ganze Dynastie zu entthronen, und zugleich auch im französischen Heer unter dem Eindruck des Schlages von Aspern und des Elends, welches die Heerestrümmer anfänglich auf der Lobau auszustehen hatten, eine sehr drohende widernapoleonische Stimmung sich verbreitete. Es steht stark zu vermuthen, ist aber beweiskräftig nicht festzustellen, daß der soldatische Geheimbund der „Philadelphen“, welcher zu Führern den General Malet und den Oberst Oudet und zu Mitwissern Männer wie den General Foy hatte und in welchem die Traditionen der Republik sich fortpflanzten, — daß dieser Geheimbund damals sehr thätig war. Möglicherweise ist er zur Führung eines Streiches gegen Napoleon nur deßhalb nicht vorgeschritten, weil der Sieg von Wagram dazwischen trat oder weil Oudet,

der ein Mann von hoher Bedeutung gewesen sein muß, in dieser Schlacht fiel. In die Zeit der wochenlangen Beiwacht auf der Lobau fielen auch gewisse unheimliche Zettelungen Bernadotte's mit dem diabolischen Fouché, deren Einzelnheiten sich ebenfalls nicht unwidersprechlich erweisen lassen. Der Diabolische soll nach der Niederlage bei Aspern den geheimen Gegnern Napoleons in der Armee aus Paris die Botschaft zugefertigt haben: „Wir können hier nicht den Anfang machen. Wenn ihr auch nur zwölf entschlossene Männer habt, so erdrosselt ihn in seinem Bette, werft ihn in einem Sack in die Donau und damit ist Alles gut[43].“ Er wurde nicht erdrosselt, nicht in der Donau gesäckt: seine Zeit war noch nicht um. Aber der Zauber seines Namens, seiner Unbesiegbarkeit und seiner Macht war im Schwinden und da und dort sah ein zukunftschauendes Auge schon den Anfang vom Ende.

Fünftes Kapitel.

Wagram.

Erzherzog Karl, Niemand bezweifelt es, war ein so tapferer Mann als nur jemals einer den Degen umgeschnallt hat. Ebenso gewiß ist, daß er ein theoretisch hochgebildeter, ja gelehrter Kriegsmann gewesen. Aber ihm fehlte gerade das, was die großen Siege des Geistes und des Schwertes erficht, die Ursprünglichkeit des Willens, der selbstständige Entschluß, die Spontaneität, die Initiative. „Es gibt keine Freiheit, keine Selbstständigkeit in unserem ganzen Verfahren,“ urtheilte ein öst=

---

43) Matth. Dumas, Souvenirs, III, 358, 362. Hormayr, Lebensbilder, I, 71. Gentz, Journal politique a. a. O. 191: „J'ai eu de longues conversations avec Radetzky, qui m'a entretenu de tout ce qu'il y a de défectueux dans l'administration militaire. Il m'a parlé aussi — et d'une manière qui m'a étonné de la part d'un homme aussi calme et aussi réglé — des ideés qui commencent à circuler dans l'armée sur l'incapacité de l'empereur, et sur l'avantage qui pourrait résulter d'un changement total de dynastie.“ Hormayr, Franz und Metternich, 159. Was den Geheimbund der „Philadelphes“ angeht, so ist an seiner Existenz wohl nicht zu zweifeln. Ausführlichsten Bericht darüber hat Charles Nodier erstattet in seinen „Souvenirs de la révolution et de l'empire“, 6. édit. (Paris, 1858), II, 142 bis 253. Nodier, abgesehen davon, daß er ein ehrlicher Mann und ein Mitlebender war, kann das von ihm Berichtete unmöglich nur so aus der Luft gegriffen haben. Eine starke Gewährschaft für seine Angaben liegt übrigens in der Verschwörung des Generals Malet i. J. 1812.

reichischer General über den Feldzug von 1809 und derselbe Urtheiler sagte am 2. Juli, während der Erzherzog noch immer unthätig und wie angenagelt im Marchfeld stand, zu Gentz: „Unser Generalissimus ist ganz und gar wie ein Hahn, welchen man auf einen Tisch legt und von dessen Schnabel aus man mit Kreide eine Linie zieht. Der Hahn wähnt sich an diese Linie angebunden, er glaubt den Schnabel nicht regen und bewegen zu können. So ein fataler Kreidestrich ist für den Erzherzog die Lobau." Karl beschränkte sich darauf, in seiner Stellung bei Wagram sich in die Verfassung zu setzen, eine abermalige Schlacht im Marchfeld annehmen zu können; allein an energischer Vorsorge zu diesem Zwecke seinem Gegner weit nachstehend brachte er seine Streitmacht im Ganzen nur auf 153,159 Mann (171 1/3 Bataillone Fußvolk: 137,622 M.; 154 Schwadronen Reiterei: 15,432 M.) mit 452 Geschützen, wogegen Napoleon auf der Lobau und am rechten Donauufer während der ihm gegönnten sechswöchigen Waffenrast mehr als 180,000 Mann und mehr als 600 Geschütze zum Entscheidungskampf gesammelt hatte.

Am 30. Juni begann er seine Bewegungen, um von der Lobau aus seine Harste auf das Marchfeld hinüberzuwerfen, und der Erzherzog, hoffend, dem Gegner ein zweites Aspern zu bereiten, setzte dem Uebergang des Feindes auf das linke Donauufer durchaus keinen nachhaltigen Widerstand entgegen. Man möchte fast glauben, dem östreichischen Feldherrn habe die Strategie des Mittelalters vorgeschwebt, wo sich die Heerführer dann und wann mit ihren beiderseitigen Streitkräften an einen bestimmten Ort und auf einen bestimmten Tag wie zu einem Duell bestellten: so passiv wartete er des zweiten Erscheinens Napoleons im Marchfeld. Erst dann, als am Vormittag des 5. Juli immer gewaltigere Franzosenmassen auf dem linken Ufer sich entwickelten und Anstalten machten, zum Angriff auf die östreichische Stellung bei Wagram vorzugehen, rührte sich der Erzherzog ernstlicher und sandte auch seinem bei Preßburg stehenden Bruder Johann den Befehl, mit der Armee von Inneröstreich über Marchegg nach dem Marchfeld zu eilen, um dem Feind in die rechte Flanke zu fallen. Noch an demselben Tag begann bei schon zur Rüste gehender Hochsommersonne das siebenhunderttausendarmige Riesenduell von Deutsch-Wagram, wie es nach dem Orte heißt, wo beim Beginn desselben das östreichische Hauptquartier aufgeschlagen war [44]).

44) Gentz, Journ. pol. a. a. O. 92. Kausler und Wörl, die Kriege u. s. w. 455 fg. Wir besitzen bekanntlich eine klassisch-künstlerische Beschreibung der Schlacht von Varnhagen v. Ense, der mit dabei war (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, II, 179—251), — ohne Zweifel eines der anschaulichst gezeichneten und sauberst gemalten Schlachtstücke der europäischen Literatur.

Eine Art Vorspiel zu Leipzig, dieses Wagram, wirklich eine Art von Völkerschlacht: hüben Franzosen, Deutsche aus den rheinbündischen Paschaliks, Italiäner, Dalmatiner und Portugiesen; drüben Deutsche, Slaven, Magyaren, Wallonen, mit eingesprengten Welschen aus Italien und sogar aus Frankreich (Emigranten). Auch Engländer und Russen waren da, wenigstens als Zuschauer, jene bei den Oestreichern, diese bei den Franzosen. Einer dieser Gäste, ein Deutsch-Russe aus Livland, sah den Schlachtenmeister in's Marchfeld reiten. „Wir waren glücklich hinübergekommen und mein Auge forschte nach ihm, der die Seele des Ganzen war. Da kam er, ernst, schweigend, aber heiter. Die Ergebnisse, die er um sich sah, mußten ihn zufriedenstellen: der Uebergang war glücklich bewerkstelligt, in dem ungeheuren Gewühl die größte Ordnung, zahllose Massen wie an einem Faden von seinem Willen geleitet. Es war wunderbar, dieses stille Gesicht inmitten der vielen bewegten zu schauen. Ein inkarnirter, fester Gedanke. Als er zu reden begann und gestikulirte und dabei sein Antlitz fast dasselbe unbewegte blieb, erschien er mir als ein entschlossener, von der Lust des Spiels unwiderstehlich ergriffener Spieler, der sich zur Zeit in Besitz unerschöpflicher Geldmittel sieht und meint: Der allerletzte Satz ist doch mein und damit der Gewinn."

Die ersten Gänge am Abend und in der Nacht vom 5. Juli blieben unentschieden oder fielen sogar zum Nachtheil Napoleons aus. Früh am Morgen des 6. Juli entbrannte der Kampf mit voller Wuth auf der ganzen Schlachtlinie. Die Oestreicher schlugen sich heldisch, über alles Lob erhaben. Aber im Vorschritt des mörderisch-hartnäckigen Spiels machten sich die Folgen der Fehler oder vielmehr des einen großen Fehlers des Erzherzogs mehr und mehr fühlbar. Seine Sucht der „weiten Umgehungen", mittelst welcher Napoleon auf beiden Seiten umfaßt werden sollte, hatte ihn verleitet, seine Streitmacht übermäßig auszudehnen, was um so tadelnswerther, da er mit einer bedeutenden Uebermacht zu thun hatte. So blieb ihm keine Reserve und seine weitgestreckten Linien kamen in Gefahr, vom Feinde durchbrochen zu werden, welcher seinen Gewalthaufen dicht um Raschdorf zusammengezogen hatte, um denselben von da auf den entscheidenden Punkt werfen zu können. Trotzdem flogen die Wagschalen von Sieg und Niederlage bis um Mittag so unentschieden auf und ab, daß gerade jetzt ein Augenblick eintrat, wo, nach furchtbar blutiger Vereitelung des französischen Versuchs, das östreichische Centrum zu durchbrechen, der Verlust der Schlacht für Napoleon vielleicht nur dadurch verhindert wurde, daß auf östreichischer Seite nicht schnell genug etliche Reiterregimenter bei der Hand waren, um auf den für eine Weile entsetzlich verwirrten Knäuel der Feinde losgelassen zu werden. Allein

dieser günstige Moment verstrich unbenutzt und der Erzherzog Johann kam ebenfalls nicht. Zwar hatte Napoleon gegen dessen Eingreifen in die Schlacht Vorbereitungen getroffen, jedoch keine genügenden, und die Sachlage war so, daß sein rechtzeitiges Eintreffen bei Markt-Neusiedel von höchster Bedeutung sein mußte. Aber er kam nicht und der Erzherzog Karl hat bekanntlich diesem Nichtkommen den Verlust der Schlacht schuldgegeben. Der Erzherzog Johann wollte seinerseits natürlich diese Schuld nicht auf sich sitzen lassen und behauptete, der Generalissimus habe ihm den Marschbefehl zu spät zugefertigt. War dem so? Nein. Der Prinz von Reuß bezeugt: „Morgens 8 Uhr am 6. Juli übergab ich zu Marchegg dem Erzherzog Johann den Befehl des Erzherzogs Karl, seinen Marsch zu beschleunigen und an der Schlacht theilzunehmen. Der Erzherzog Johann schien diesen Befehl mit Begeisterung zu empfangen" — (er hat sein Lebenlang erforderlichen Falls den Begeisterten gut zu spielen verstanden) — „nachdem er sich aber mit seinen Generalen berathen" — (wozu denn in solcher Lage erst noch eine Berathung?) — „befahl er, die Truppen sollten Rast machen und abkochen. Als er sich dann endlich gegen Siebenbrunn zu wieder in Marsch setzte, war es zu spät."

Mittag war vorüber. Noch hielt das östreichische Centrum bei Aderklaa dem wiederholten Ansturm der Franzosen Stand und war der rechte Flügel sogar gegen Aspern und Eßling zu noch im Vordringen. Aber der linke war geworfen, und da das gerade hier dringend nothwendige und erwartete Eingreifen des Erzherzogs Johann nicht erfolgte, so war von dieser Seite her eine unheilvolle Ueberflügelung zu befürchten. Dies zu vermeiden, brach Erzherzog Karl die Schlacht ab und befahl den Rückzug auf der znaymer Straße, welcher Rückzug in so fester Ordnung erfolgte, daß Napoleon der Haltung des abziehenden Feindes seine Bewunderung nicht versagte. Es war ein merkwürdiges Vorkommniß, daß die das Schlachtfeld Räumenden mehr Trophäen mit sich fortnahmen als die dasselbe Behauptenden zurückbehielten. Die Oestreicher nämlich hatten nur 1 Fahne eingebüßt und 9 Kanonen, die Franzosen dagegen 11 Geschütze und 12 Adler. Jedes der beiden Heere hatte dem andern gegen 7000 Gefangene abgenommen. Der französische Verlust an Todten und Verwundeten betrug 14,000 Mann, während der östreichische sich auf 20,000 Mann stellte. Ein Urtheilsfähiger, der General Bubna, äußerte gegen Gentz über die Schlacht: „Wenn der Erzherzog Alles an Alles hätte setzen wollen, so hätte er den Sieg gewinnen können und sogar einen vollständigen und entscheidenden Sieg. Aber falls es schief gegangen, so war die Armee vernichtet und die Monarchie zum

Teufel. Einmal entschieden, kein so verwegenes Spiel zu spielen, mußte er den Kampf gerade in dem Augenblick abbrechen, wo er es that." Zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, als der Rückzug der Oestreicher ein allgemeiner geworden, hielt Napoleon inmitten seiner Fußgarde, fertigte Kuriere mit der Siegesbotschaft ab und befahl, sein Zelt aufzuschlagen. Noch bevor man damit zu Stande gekommen, stieg er vom Pferde, sein Mameluk breitete einen kleinen Teppich auf dem Grase aus und der ermüdete Imperator legte sich darauf nieder, sofort einschlafend. Um ihn vor den brennenden Sonnenstralen zu schützen, ward eine Pyramide von Trommeln aufgethürmt und seine Grenadiere bildeten ein Viereck, um den Schlafenden vor dem Zertretenwerden zu schützen. Generale, Minister und Offiziere aller Grade lagerten sich umher, alle das tiefste Schweigen beobachtend, bis Davout angeritten kam, verkündend, die Schlacht sei gewonnen. Sie ward jedoch zur wirklich gewonnenen erst durch ihre Folgen, sie ward es erst, als, nachdem am 10. und 11. Juli bei Znaym noch einmal heftig und unentschieden gekämpft worden, der Erzherzog Karl die von seinen besten Generalen getheilte Ueberzeugung gewann, daß man eilen müsse, Frieden zu schließen. Er sandte, noch während des Treffens bei Znaym, den Fürsten Johannes von Lichtenstein zum Franzosenkaiser und ließ einen Waffenstillstand vorschlagen, welcher noch am Abend des 11. Juli zu Znaym vereinbart wurde und über ein Drittel der östreichischen Monarchie in den Händen Napoleons ließ. Der Erzherzog that dies ganz auf eigene Hand, so daß ihm Kaiser Franz, der keineswegs schon zum Frieden geneigt war, verwundert und vorwurfsvoll aus Komorn schrieb: „So ist es denn wahr, daß Sie den Waffenstillstand unterzeichnet haben[45])?" Gekränkt, legte der Erzherzog

---

45) General von Löwenstern, Denkwürdigkeiten eines Livländers, I, 120, 127 fg. Gentz, Journal pol. a. a. O. 129, 197, 198. Varnhagen a. a. O. II, 248. Ein sehr wichtiges Zeugniß für die Ansicht, daß der Verlust der Schlacht von Wagram dem Nichterscheinen der Armee des Erzherzogs Johann, d. h. der Dummheit und Lässigkeit oder, was wahrscheinlicher, dem Uebelwollen dieses Prinzen beizumessen sei, hat der Markgraf Wilhelm von Baden abgegeben in seinen hinterlassenen „Denkwürdigkeiten", veröffentlicht durch den General Röder von Diersburg (1864). Der Markgraf, welcher als einer der Adjutanten des Marschalls Massena die Schlacht mitgemacht hat, erzählt (S. 25): — „Nichts vermochte die Fortschritte des östreichischen rechten Flügels aufzuhalten. Gezwungen, den Oestreichern Aspern zu überlassen, wurde die Division Boudet zuletzt mit Verlust von 8 Geschützen über Eßling bis in den Brückenkopf der Lobau zurückgeworfen. In diesem Augenblicke schickte mich der Marschall zum Kaiser, um ihm von der kritischen Lage des 4. Korps Meldung zu machen. Ich traf ihn mitten im heftigsten Kanonenfeuer bei der Division Lamarque vom Korps Macdonald. Nachdem ich ihm meine Meldung erstattet, frug er Berthier, wie viel

den Heerbefehl nieder: seine Feldherrnrolle war ausgespielt für immer. Trotzdem daß durch seinen Rücktritt die bedenklichste Zerrüttung im östreichischen Heerwesen einriß, während Napoleon außerordentliche und erfolgreiche Anstrengungen machte, die furchtbaren Lücken in seiner Armee wieder auszufüllen, hielt Kaiser Franz, im Schloß Totis in Ungarn beim Fürsten Esterhazy zu Gast, noch eine gute Weile mit Zähigkeit an seiner Abneigung gegen den Frieden fest. Erst am 17. August begannen zu Ungarisch-Altenburg zwischen Metternich und Champagny die Friedensunterhandlungen, welche aber gar nicht vom Flecke wollten. Und es gab nicht nur am östreichischen Hoflager, sondern auch anderwärts Leute, welche nicht gewillt waren, die Waffen niederzulegen. So der tapfere Braunschweiger, welcher jetzt, von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mit seiner schwarzen Schar von den Gränzen Böhmens bis zur Nordsee sich durchschlug und zu Elsfleth von englischen Schiffen aufgenommen wurde (7. August). So auch das Volk von Tirol, wo der dritte Akt des glorreichen Bauernspiels inzwischen begonnen hatte.

Von Seiten des wiener Hofs geschah zur Unterstützung der Tiroler, nachdem sie sich zum zweiten Mal selber befreit hatten, Nichts, rein Nichts. Der Kaiser Franz hatte selbstverständlich aller seiner großartigen, dem treuen Bergvolke gegebenen Versprechen völlig vergessen und ebenso sein „lieber Herr Bruder" — die lieben Herren Brüder liebten sich bekanntlich wie Isegrim und Reineke — der Erzherzog Johann. Ein Klügling wäre daher vollauf berechtigt gewesen zu sagen: Es ist der Gipfel der Thorheit, für eine solche Dynastie sich zu schlagen; für Leute wie dieser Franz und dieser Johann Leib und Leben zu wagen — und ein Nützlichkeitsmann hätte Recht gehabt, den ganzen tirolischen „Bauern-Rummel" als unpraktisch und schädlich zu verurtheilen. Aber die Tiroler waren keine Klüglinge, keine Utilitarier, sondern nur ein naturwüchsiges Volk, welches lange nicht „gebildet" genug war, um zu begreifen, daß es klug und praktisch, vor dem Erfolg und der Macht knechtisch-feig sich zu ducken, — ein naturwüchsiges Volk, welches, ohne je eine Zeile von Schillers Tell gesehen zu haben, sich's in den harten Kopf gesetzt hatte, der Welt zu zeigen, daß noch immer so ein Befreiungsdrama thatsächlich über die Bretter der Weltgeschichtsbühne gehen könne . . . . Die

Uhr es sei. „Zwölf Uhr, Sire." Worauf der Kaiser an mich die Worte richtete: „Allez dire au maréchal, que la bataille est gagnée, parceque l'archiduc Jean n'a pas encore paru." Dies ist buchstäblich, was der Kaiser zu mir sagte, und ganz irrig, wenn ihm Pelet (IV, 221) die Worte in den Mund legt: „Courez dire à Masséna qu'il attaque et que la bataille est gagnée sur tous les points."

Tiroler waren, wohl nicht unabsichtlich, mit der falschen Nachricht getäuscht worden, bei Wagram hätten die Oestreicher gesiegt. Erst in den letzten Tagen des Juli kam die Botschaft vom znaymer Waffenstillstand, worauf die wenigen östreichischen Truppen, welche noch im Lande gestanden, dasselbe verließen, durch das Pusterthal abmarschirend, während sich unter dem Oberbefehl des Marschalls Lefebvre vom Norden, Nordosten, Nordwesten und Süden her an 50,000 Mann Baiern, Rheinbündler, Franzosen und Italiäner gegen Tirol und Vorarlberg in Bewegung setzten. Schon am 30. Juli war Lefebvre ohne Widerstand gefunden zu haben in Innsbruck eingerückt, Allen, welche die Waffen abliefern und sich bis zum 10. August unterwürfig stellen würden, eine Amnestie verheißend, welche freilich durch die Bekanntmachungen der bairischen Civilkommissäre, daß alle Bewohner Tirols für den Schaden, welchen der Aufruhr angerichtet, haftbar sein sollten, ganz illusorisch gemacht wurde. Aber das arme Land schien Alles über sich ergehen lassen zu müssen und zu wollen. Nirgends zeigte sich Gegenwehr und die feindlichen Kolonnen schoben sich unbehindert über den Brenner vor. Selbst kühnsten Kämpfern war der Muth entwichen: sogar der Speckbacher war im Begriffe, im Geleite der abziehenden Oestreicher unter General Buol das Land zu verlassen.

Einer jedoch hielt aus und machte auch Andere wieder aushalten, der Sandwirth. Er hatte sich von seinem Haus im Passeierthal über den Jaufen in ein geheimes Versteck geflüchtet, als der Feind über den Brenner gen Sterzing gerückt kam. Dann begab er sich nach Lienz, um über den Stand der Dinge Gewißheit zu erlangen. Auf dem Rückweg begegnete sein Wägelchen bei St. Nepomuk zwischen Unterwinkel und Brunecken einem Leiterwagen, worauf unter östreichischen Offizieren, welche zum abziehenden Korps Buols gehörten, ein Lodenwammsmann saß. Im Vorbeifahren erkannte der Sandwirth den Speckbacher. „Seppel — schrie er — was? Auch du willst mich im Stich lassen? Geh' nit mit ihnen, sie führen dich der Schande zu!“ Wie das der Mann von Rinn hört, greift er nach seinem Stutzen, schwingt sich, ohne ein Wort zu sagen, vom Wagen, rennt barhäuptig dem Hofer nach und kehrt mit ihm heimwärts, um noch einmal loszuschlagen. Denn, wirklich und wahrhaftig, noch einmal wollten diese heldischen Bauern losbrechen und schon am 4. August erging aus einer vergletscherten Felsschlucht an der Ostgränze des Passeierthals des durch Lefebvre geächteten Sandwirths abermaliger Waffenruf, der also anhob: „Herzallerliebste Tiroler, absonderlich aufrichtige Passeirer! Wegen Gott, Religion und Vaterland wollen wir streiten —“ und unterfertigt war: „Euer treues Herz,

Andere Hofer, Oberkommendant von Passeir, dermal wo ich bin[46]." Der Ruf zündete. Die bäurischen Häuptlinge sammelten wieder ihre Klane und abermals begann von allen Berghalden herab und aus allen Schluchten und Thälern hervor das Geknall und Halloh der großen tirolischen Jagd. Großpralerisch schalt der französische Marschall am 6. August zu Sterzing auf „das dumme Bauernvolk, welches seiner Macht widerstehen wolle." Am 11. August war er wieder in Innsbruck zurück, aber nicht als Sieger, sondern als abgehetzter Flüchtling, von allen Seiten her Botschaften empfangend, daß, wie er selbst, so auch seine Generale und Obersten allenthalben von dem „dummen Bauernvolk" vollständig geschlagen worden seien. „Verflucht dieses Land!" rief er aus. „Nicht einmal in Spanien hab' ich so Etwas gefunden!" Am 13. August unternahmen die Tiroler, im Centrum geführt von Hofer, auf den beiden Flügeln von Speckbacher und Haspinger, von ihrem glorreichen Berg Isel herab den entscheidenden Angriff auf den Feind im Innthal. Er gelang. Am folgenden Tag begann Lefebvre den Rückzug und acht Tage später war Tirol der Feinde wiederum gänzlich los und ledig und zum dritten Mal frei. Am 15. August zog der Sandwirth in Innsbruck ein und begann von der dortigen Hofburg aus sein Heimatland als „ober Kommendant von Diroll" zu regieren. Ein eigenthümlich Stück von Regiment, unter dessen Akten sich manches Absonderliche findet. So das hofer'sche Edikt vom 25. August 1809: — „Viele meiner guten Waffenbrüder und Landesvertheidiger haben sich geärgert, daß die Frauenzimmer von allerhand Gattungen ihre Brust und Armfleisch zu wenig oder mit durchsichtigen Hadern bedecken und also zu sündhaften Reizungen Anlaß geben, welches Gott und jedem christlich Denkenden mißfallen muß. Man hofft, daß sie sich zur Hintanhaltung der Strafe Gottes bessern, widrigenfalls aber sich selbst zuschreiben werden, wenn sie auf eine unliebige Art mit Dreck bedecket werden." Doch es ist wohlbezeugt, daß, so lange der 'gute Anderl das Oberkommando in Tirol führte, überall Einigkeit, Ruhe, Ordnung und Sicherheit geherrscht hat. Und wie urgemüthlich ging es dazumal in der innsbrucker Hofburg her! Passeirer Schützen saßen Schildwacht auf den Treppen und in den Korridoren. In seinem Audienzzimmer arbeitete der Sandwirth hemdärmelig mit seinen Schreibern, während Bauern mit hun-

46) Rapp, 488, 494, 493. Mayr, der Mann von Rinn, 143. Hormayr hat den Zusatz zu Hofers Unterschrift „dermal wo ich bin" umgedichtet in „dermal unwissend wo", ein Zug, der wie so viele andere die mühsam verhaltene Feindseligkeit gegen Hofer charakterisirt, welche in Allem anklingt, was Hormayr über den tirolischen Aufstand veröffentlicht hat.

derterlei Anliegen fortwährend unangemeldet kamen und gingen. Die Lebensweise war tirolisch-bäurisch: man sang, pfiff, rauchte, trank, putzte die Lichter mit den Fingern, und bevor der Oberkommandant sich Abends zur Ruhe begab, wurde ein kirchliches oder auch ein kriegerisches Lied gesungen, wobei er den Vorsänger machte. Und wie beispiellos billig that der Anderl seine Regentenschuldigkeit! Seinen Wein ließ er sich von Hause kommen und im Uebrigen verursachte seine gesammte Beköstigung dem Lande einen täglichen Aufwand von 45 Kreuzern [47]).

Inzwischen redeten zu Ungarisch-Altenburg Metternich und Champagny noch immer über den Frieden hin und her, ohne zu einem Ziele zu kommen. Anfänglich hatte Napoleon seine Bedingungen so hoch gespannt, daß er von Oestreich Länderabtretungen mit gegen 8 oder gar 9 Millionen Bewohnern forderte. Dann war er auf die Hälfte heruntergegangen; denn es mußte ihm daran liegen, den Friedensschluß zu beschleunigen. Kaiser Franz seinerseits zauderte. In seiner nächsten Umgebung war die kriegerisch gesinnte Partei noch immer obenauf, voran die Kaiserin Beatrice, welche ihrem Gemahl zusprach: „Lieber Alles zu leiden, als sich durch demüthigende Bedingungen zu retten.“ Allein da die urtheilsfähigsten östreichischen Generale erklärten, noch eine Schlacht verlieren hieße Oestreich verlieren, mußte man sich zu Totis schon dazu verstehen, die Friedensverhandlungen ernstlicher anzufassen. Kaiser Franz ließ daher Metternich und Champagny in Altenburg mitsammen plaudern und sandte seinen Generaladjutanten Bubna Behufs einer unmittelbaren Unterhandlung mit Napoleon nach Schönbrunn. Diese Sendung wiederholte sich und man kam einander allmälig näher. Der Franzosenkaiser scheint an der Persönlichkeit des östreichischen Unterhändlers Gefallen gefunden zu haben; denn er ließ sich dem General gegenüber in einer Weise gehen, wie zu thun es zu dieser Zeit sonst nicht eben mehr seine Sache war. Hier etliche dieser von der Hand eines Wissenden aus Bubna's Mund uns überlieferten napoleonischen Auslassungen: — „Oestreich wird nach Frankreich immer die bedeutendste Festlandsmacht bleiben. Ihr seid teufelmäßig stark. Im Bündniß mit Rußland, glaubte ich keinen ernstlichen Kontinentalkrieg bestehen zu müssen, und gar einen solchen Krieg! ... Frankreich ist heute, was es längst gewesen sein würde, falls die Bourbons zu regieren verstanden hätten. Es wird aber nicht immer das sein, was es jetzt ist. Noch zehn oder fünfzehn Jahre, ich werde krepiren (je creverai) und ihr werdet von Neuem thun können, was euch beliebt. ... Ich habe Ursache, mit dem Kaiser von Rußland

47) Hormayr, Gesch. Andr. Hofers, 2. A.-I, 203. Rapp, 547, 580, 581.

zufrieden zu sein. Er hat dem Geschrei der Nation und der Armee zum Trotz fest an mir gehalten und er hat gutgethan; das Volk kann man nie zufriedenstellen. . . Was mir meine Ueberlegenheit über euch gab, war, daß ich unausgesetzt in angreifender Bewegung blieb, wodurch ich eure Bewegungen von den meinigen abhängig machte. Ich entwerfe nie einen Schlachtplan zum Voraus, nicht einmal am Vorabend einer Schlacht, sondern immer erst in dem Augenblick, wo ich die Stellung des Feindes sehe und seine Absichten errathe. . . Eure Armee wäre so gut wie die meinige, wenn ich sie kommandirte; jedes andere Heer, welches sich mit dem eurigen messen wollte, das preußische, das russische, würde geschlagen werden. . . Ich werde vielleicht einen Zug nach Indien unternehmen. Ich nenne Indien, um Etwas zu nennen. Aber ich seh' es vorher, nachdem wir Frieden geschlossen haben werden, wird es nicht lange anstehen, bis ihr meine Plane abermals durchkreuzt. Ich will annehmen, dieser Friede werde etwa 6 Jahre währen, aber dann werdet ihr neue Händel mit mir suchen. . . Warum über den Verlust etlicher Länderfetzen einen solchen Jammer aufschlagen? Ihr werdet sie doch eines Tages wieder zurückerhalten. So, wie es jetzt ist, kann es bleiben, so lange ich lebe. Frankreich kann diesseits des Rheins keinen Krieg führen. Ich hab' es gekonnt, aber mit mir wird das und Alles aus und vorbei sein!" Der Augenblick, wo der große Schlachtenmeister dieses merkwürdige Wort sprach, ist ohne Frage der letzte großartig lichte gewesen, bevor das Delirium des „Furor Caesaris" mit voller Macht über ihn kam. Was die Bedingungen betraf, unter welchen er Oestreich den Frieden gewähren wollte, so betonte er besonders eine, die illyrische: — „Illyrien muß ich besitzen, um, falls Oestreich mit der Pforte bräche, es ganz in der Hand zu haben und Rußland den Daumen auf's Auge drücken zu können. England aber mag wie ein Meerungeheuer aus der wüsten See zuschauen, wie ich eine neue Welt zurechtmache."

Kaiser Franz jedoch gab noch nicht nach. Dieses Monarchen Seele war aus hagebuchenem Holze geschnitzt: trocken, unelastisch, schwunglos, aber zähe, sehr zähe. Da trieb Napoleon in diese hölzerne Zähigkeit einen Keil, der sie spaltete. Er hatte schon früher den Gedanken hingeworfen, er sei bereit, Oestreich in seinem Länderbesitz ganz unangetastet zu lassen, falls Kaiser Franz zu Gunsten des Erzherzogs Ferdinand, seines Bruders, der Krone entsagte. Jetzt gab er dem General Bubna den Auftrag, diesen Antrag förmlich dem Kaiser zu machen. Das half. Franz hätte die Krone Oestreichs lieber zu Müll zerschlagen als auf dem Haupte eines seiner Brüder im Vollglanz gesehen. Aber auch dem Napoleon ward in diesen

Tagen ein sehr merkbarer „Drucker" aufgesetzt. Es war am 12. Oktober, als der Kaiser im schönbrunner Schloßhof bei der Parade seiner Garden erschien, wie er täglich zu thun pflegte. Da drängt sich ein junger Mann wiederholt in die Nähe des Gewaltigen, vorgebend, er wolle demselben eine Bittschrift überreichen. Die zudringliche Beharrlichkeit fällt auf, der junge Mann wird auf Veranlassung des Generals Rapp, eines der vertrauten Adjutanten Napoleons, festgenommen, untersucht, im Besitz eines langen Messers gefunden, befragt und erklärt ruhig, er habe beabsichtigt, den Kaiser zu ermorden, um sein Vaterland von napoleonischer Tyrannei zu befreien. Napoleon läßt den Attentäter, den achtzehnjährigen Predigerssohn Friedrich Staps aus Naumburg vor sich bringen und erstaunt, daß ein so mädchenhaft sanft und weich aussehender Jüngling in seiner jungen Seele einen so verzweifelten Entschluß ausgebrütet habe. „Was wollten Sie mit Ihrem Messer?" — „Sie tödten." — „Sie sind ein Verrückter oder ein Illuminat." — „Ich bin nicht verrückt und weiß gar nicht, was ein Illuminat ist." — „Corvisart, fühlen Sie doch diesem jungen Fanatiker den Puls." Der Leibarzt gehorcht und erklärt, daß der Pulsschlag ganz regelmäßig, ohne die geringste Abweichung. „Warum wollten Sie mich tödten?" — „Weil Sie das Unglück meines deutschen Vaterlandes." — „Sie sind ein exaltirter Kopf. Ich will Ihnen verzeihen." — „Ich will keine Verzeihung." — „Aber wenn ich Ihnen dennoch das Leben schenkte?" — „Da thäten Sie unrecht; denn ich würde abermals versuchen, Sie zu tödten." Und mit derselben eisernen Entschlossenheit ging der arme Junge, ruhig und fest erklärend, daß seine Absicht sein alleiniges Eigenthum sei und daß er keinen Mitwisser habe, in den Tod, als er, einer Militärkommission zu rascher Verurtheilung übergeben, am folgenden Morgen beim Tagesgrauen in einem Winkel des schönbrunner Parkes erschossen ward.

Also auch in dem Volke der Geduld gährte und kochte es, wie es sonst nur in südländisch-heißen Köpfen zu gähren und zu kochen pflegt? So furchtbar wuchtete des Weltdespoten Joch auf den Menschen, daß die Verzweiflung so weichen und reinen Jünglingen, wie Friedrich Staps einer war, den Mordstahl in die Hand drückte? Denn der Attentäter vom 12. Oktober blieb nicht allein. Im Februar von 1811 machte sich der neunzehnjährige Ernst von der Sahla aus seiner sächsischen Heimat nach Paris auf, um Napoleon zu ermorden. Verhaftet, gestand er dem damaligen Chef der kaiserlichen Polizei, dem Savary-Rovigo, „avec la candeur d'une âme qui n'était point encore souillée" seine Absicht. Auf Napoleons Befehl ward er, „pour éviter d'éclat", in Vincennes, dann

in Saumur eingesperrt und 1814 nach dem Einmarsch der Verbündeten befreit. Aber er war von seinem Gedanken förmlich besessen. Denn nach der Aechtung des aus Elba zurückgekehrten Napoleon durch den wiener Kongreß eilte von der Sahla abermals nach Paris, um die Acht zu vollstrecken und zwar mittelst Knallsilbers. Am 6. Juni 1815 dem Kaiser an der Pforte zum Sitzungssal des gesetzgebenden Körpers auflauernd, glitt er auf den Stufen aus, fiel und wurde durch die Explosion des Knallsilbers, das er bei sich trug, schrecklich zugerichtet. Im Gefängniß La Force nothdürftig geheilt, kam er nach dem zweiten Einzug der Verbündeten in Paris wieder los; aber überdrüssig eines Lebens, dessen Zweck er verfehlt wähnte, stürzte er sich in die Seine und starb, zu spät herausgezogen, in der Charité[48]).

Der Pastorssohn aus Naumburg mit seinem langen Messer und seinem heldischen Todestrotz machte den Eroberer und Unterdrücker damals zu Schönbrunn sehr nachdenklich. Ueberhaupt war Etwas in der Luft, was früher nicht in der Luft des geduldigen Deutschlands gewesen war. Wie verschieden dieser ganze Krieg von 1809 von denen der Jahre 1805 und 1806! Die Aufstandsversuche in Hessen und Franken, die Züge Schills und Braunschweigs, die dreimal siegreiche Erhebung der Tiroler, endlich dieser achtzehnjährige Knabe mit seinem unerschütterlichen Mordentschluß, — ah, das Alles gab dem Napoleon Gründe genug, besorgnißvoll zu Champagny zu sagen: „Wenn nicht Friede wird, werden wir von tausend Vendéen umringt sein. Es ist Zeit, ein Ende zu machen." Ja, man mußte ein Ende machen, um so mehr, da dem Imperator der mit Flüchen gemischte Zuruf, womit seine Soldaten im Gewühle des Rückzugs von der Aspern-Walstatt nach der Lobau sich an ihm vorbeigedrängt hatten, der Zuruf: „Eh bien, petit caporal, êtes-vous foutu à présent?" unangenehm in den Ohren nachklang, als eine Warnung, daß auch die Franzosen kriegssatt werden könnten. Er gab also um Etwas nach, Kaiser Franz aber um Vieles und so ward am 14. Oktober der Friede zu Wien geschlossen. Oestreich büßte durch denselben etwa 2000 Geviertmeilen Landbesitz mit mehr als 3 Millionen Bewohnern ein: es trat ab an den Rheinbund das Innviertel und die Hälfte des Hausruckviertels, ferner Salzburg und Berchtesgaden; an das Königreich Italien Görz, Triest, Krain, ein Stück von Kärnthen und alles

48) Gentz, Journ. pol. 150, 151, 153, 166. 205, 206. Hormayr, Lebensbilder III, 494. Duc de Rovigo, Mém. IV, 219. Matth. Dumas, Souvenirs, III, 383. Raumers Histor. Taschenbuch f. 1860, S. 377 fg. Rovigo, Mém. V, 99 seq.

Land am rechten Ufer der Save vom Austritt dieses Flusses aus Krain an bis nach Bosnien hinab; an das Herzogthum Warschau West- und Neu-Galizien; an Rußland einen altgalizischen Bezirk von 400,000 Bewohnern. In geheimen Artikeln wurden überdies Oestreich noch verschiedene mehr oder weniger schwere Bedingungen auferlegt: so die zwei, daß es den Bestand seines Heeres auf 150,000 Mann verringere und eine Kriegssteuer von 55 Millionen Francs entrichte. Endlich anerkannte Oestreich das Schalten und Walten des Napoleonismus in der apenninischen und pyrenäischen Halbinsel, versprach, allen Verkehr mit England abzubrechen, und gab den Tirolern ausreichende Gelegenheit, über den Werth feierlich gegebener Kaiser-Franz-Worte nachzudenken. Schon am 26. September hatte Stadion seine Entlassung genommen und an dessen Stelle als leitender Minister trat ungeachtet seines neulichen Fiasko's in Altenburg Graf Metternich.

Die Botschaft vom wiener Friedensschluß wirkte in Preußen tief und schmerzlich. Keine Rede mehr davon, daß jetzt noch, wie vier Jahre zuvor geschehen war, die Blauröcke sich darüber gefreut hätten, daß die Weißröcke tüchtig geklopft worden. Der deutsch-nationale Gedanke begann die unseligen Scheidewände, welche die Kabinettspolitik aufgerichtet hatte, zu durchbrechen. In allen preußischen Männerseelen regte sich grimmer Zorn über den ewig unschlüssigen König, der es versäumt hatte, die günstige Gelegenheit zu erfassen, um in Gemeinschaft mit Oestreich dem Napoleonismus einen Krieg auf Leben und Tod zu machen. Die Muthigsten gingen noch weiter. Sie wollten, daß man auch jetzt noch, um den völligen Untergang Preußens, welchen sie kommen sahen, abzuwenden, Alles an Alles setzen sollte. Am 8. Oktober 1809, sechs Tage vor der Unterzeichnung des wiener Friedens, schrieb Blücher aus Stargard also an Friedrich Wilhelm den Dritten: — „Allergnädigster König! Mit dem innigsten Schmerz muß ich Ew. Majestät die erhaltene Nachricht von dem Abschluß des für Oestreich höchst nachtheiligen Friedens melden. Das Unglück, welches uns bevorsteht, ist schrecklich, da Napoleon sich bestimmt geäußert haben soll, die rückständige Kontribution selbst beitreiben zu wollen. Noch vor wenigen Monaten konnte Ew. Majestät der allgemeinen Sache aller Völker durch einen kühnen Entschluß den Ausschlag geben. Höchst schmerzhaft ist es mir, daß Sie, allergnädigster Herr, meine dringende ehrerbietige Bitte verwarfen, die ich aus wahrer, unbegränzter Anhänglichkeit wagte.“ — (Loszuschlagen nämlich.) — „Die Wiederbesetzung des größten Theils von Ew. Majestät Staaten durch die Franzosen ist nicht zu bezweifeln. Wir werden das Schicksal der Hessen haben und durch einen Federstrich Napoleons fallen. Wir

haben also nichts zu verlieren, denn ein ehrenvoller Tod ist besser als ein vor der Welt gebrandmarktes Leben. Ew. Majestät können noch Sich, die königliche Familie und das Land retten, wenn Sie uns die Waffen in die Hand geben. Mit weit geringern Mitteln widerstand einst Friedrich der Große der Unterjochung; denn Ew. Majestät können auf eine Armee von 60,000 Mann, auf noch einmal soviel theils exercirte theils waffenfähige Mannschaft und auf das ganze Land rechnen, welches gewiß lieber für seinen König fechten und sich auf seines Königs Stimme aufopfern als ein fremdes Joch tragen wird. Ganz Deutschland, dessen Freiheit am letzten Faden von Ew. Majestät gehalten wird, kann und wird mit uns gemeinschaftliche Sache machen. Was könnten, was wollten wir nicht thun, wenn unser König nur sich unserer annehmen, nur mit uns kämpfen und lieber den Tod als Schmach mit uns theilen wollte! Ich, der ich nur meinem König bis in den Tod getreu bleibe, verbürge mich, daß es gut gehen muß, wenn man nur die rechten Mittel ergreift. Haben Ew. Majestät die einzige Gnade, meine fußfällige Bitte zu hören und sie so zu nehmen, wie ich sie, freimüthig als ein deutscher Mann, Ihnen zu Füßen lege. Haben Ew. Majestät die Gnade, mir die Gewährung schleunig durch den Ueberbringer wissen zu lassen. Sehr gut, sehr leicht können wir einen imponirenden Schritt durch die Wegnahme von Stettin thun. Wenn wir aber warten, so wird sich die dortige Garnison verstärken. Jetzt ist sie mit den Kranken 1900 Mann stark und ohne Kavallerie, größtentheils deutsche Truppen. Auf jeden Fall bitte ich Ew. Majestät um genaue Verhaltungsbefehle, wie ich mich benehmen soll, was aus den Truppen in der Mark werden wird und wohin ich sie schicke, wenn der Feind Berlin wieder besetzt und jene Truppen in mein Gouvernement kommen. Alle diese Fälle, welche ich bestimmt vorauszusehen glaube, dürfen nicht unerwartet kommen, wenn ich nicht gegen die höchste Intention Ew. Majestät handeln soll. Kein falscher Ehrgeiz, keine verkehrte Ansicht, nicht die Ahnung der Möglichkeit, meinen König und Herrn durch verderbliche Rathschläge in den Abgrund zu stürzen, wie so viele leidige Rathgeber der Könige, die den natürlichen Muth meines gränzenlos geliebten Monarchen durch Kleinmüthigkeit und verkehrte Liebe, das Land zu schonen, irre zu leiten suchen, sondern der innigste, alleinzige Wunsch, das königliche Haus auf dem Thron erhalten und unser armes Land nicht unter die Füße getreten zu sehen, leiten mich bei meiner allerunterthänigsten Bitte. Die bisherigen Begebenheiten, der aus sicherer Quelle erfahrene Entschluß Napoleons und die Ueberzeugung, daß dieser Kaiser Ew. Majestät Staaten gebraucht, um Westphalen fest zu stellen, daß er Ihnen, allergnädigster Herr, weder die rückständige

Kontribution noch so manches Andere erlassen wird und endlich in jedem Falle einen Vorwand gefunden haben würde, — diese Ueberzeugung zwingt mich, Ew. Majestät diese Vorstellungen zu Füßen zu legen. Geruhen Sie, mir nur einen Stral von Hoffnung, aber einer ehrenvollen, uns nicht täuschenden Hoffnung zu geben, so werde ich mich beruhigen. Warum sollten wir uns denn geringer als die Spanier und Tiroler achten? Wir haben größere Hülfsmittel als sie. Wenn wir unsern Herd zu vertheidigen wissen, so werden wir es werth sein, fortzudauern. Unwerth der Fortdauer, werden wir untergehen."

Gewiß ist diese beredte Beschwörung, welche selbstverständlich völlig wirkungslos blieb, ein schönes Ehrenzeugniß für Blücher, welcher an demselben Oktobertag an seinen Freund, den Grafen Götzen schrieb: — „Mein Rath ist zu den waffen, unsere und die gantze deuttsche Nation auf zu rufen, den Vaterländischen Boden zu verteidigen, die waffen nicht ehender nieder zu legen, bis ein volck das uns unterjochen wolle vom dißseitigen Rein Ufer vertrieben sey, ieder deüttsche, der mit den waffen wider uns getroffen werde, habe den tohd verwürkt, ich weiß nicht warum wihr uns nicht den Tibrollern und Spaniern gleich achten wollen; wie mir diese meine frey müttigen auforderungen aufgenommen werden, muß ich erwahrten, und ob der König nicht endlich aus seinem Schlummer erwachen wird und seine Sicherheitskrähmer, die ihm wie fauble Tihre umgeben zum Teuffel jagen wird; ich unterlasse nichts, um den König zu bewegen, sich mit seiner Armee und seinem volck zu vereinigen, ein Ehrenvoller tod der Schlawerey vor zu ziehen [49]." Aber es muß gesagt werden, der Soldat, welcher das Signal zu einem höchsten Wagniß immer von einer Seite her verlangte und erwartete, von woher — er mußte das wissen — ein solches Signal schlechterdings nicht zu erwarten war. er verliert sicherlich durch die Vergleichung mit dem schlichten Alpenbauer aus Passeier, welcher das höchste Wagniß frischweg gewagt hatte, ohne lange zu fragen und zu fackeln, und auch jetzt noch Herd und Heimatland gegen den ganzen Napoleonismus zu halten sich unterstand. Freilich, er kannte die Größe seines Unternehmens nicht, er hatte nicht den entferntesten Begriff von dem ungeheuren Mißverhältniß der Kräfte Tirols zu denen des Franzosenkaisers und noch weniger war er im Stande, das ruchlos-tückische Spiel zu begreifen, welches man von Wien oder vielmehr von Totis aus mit der rührenden Treue der Tiroler trieb, indem man sie durch tröstliche Zusicherungen, überbracht von dem „Landeskommissär"

49) Blücher-Papiere (G. St. A.). Blücher-Papiere (Mitthlg. von Fr. v. E. zu R.).

Roschmann, zum Ausharren stachelte, noch zu der Zeit, wo man sich zur Annahme der napoleonischen Friedensbedingungen bereits entschlossen hatte. Und war es denn endlich der tapferen tirolischen Bauerschaft nicht erlaubt, nachdem sie dreimal gesiegt, an einen vierten Sieg zu glauben? Allerdings hatte sie diesen Glauben schwer zu büßen. Am schwersten der Sandwirth, welcher sich in dem Wirrsal, das mit der vierten französisch-bairischen Invasion über Tirol hereinbrach, nicht mehr zurechtzufinden vermochte. Zur schlimmen Stunde ließ der treue Mann, welcher all das Gerede vom wiener Frieden für Spiegelfechterei hielt, weil er wähnte, es sei unmöglich, daß ein Kaiserwort Lug und Trug sei, sich verleiten, noch einen letzten Waffenerhebungsversuch zu machen, als schon Alles aus und vorbei war. Dann mußte der Geächtete das Bittere erleben, daß ihn, der zur ewigen Schneewildniß hinauf geflüchtet, ein Passeirer an die Franzosen verrieth, Joseph Raffl. Nach Meran und von da nach Mantua hinunter geschleppt, ward er daselbst am 19. Februar 1810 vor ein Kriegsgericht gestellt und am folgenden Tag erschossen. Wie ein christlicher Held sei er zum Tode gegangen und wie ein muthvoller Märtyrer gestorben, hat sein Beichtvater bezeugt („un uomo, ch'è andato alla morte come un eroe cristiano, e l'ha sostenuta come martire intrepido"). Eine Stunde vor seinem Tode hatte er noch an einen Freund geschrieben und den Brief mit den Worten beschlossen: „Ade, mein schnöde Welt, so leicht kombt mir das sterben, daß mir nit die Augen naß werden. Um 9 Uhr Reiß ich mit der Hülf aller Heiligen zu Gott." In die Mündungen der Gewehrläufe blickend, hat er, bevor er Feuer kommandirte, noch „Hoch der Kaiser Franz!" gerufen. So viel Treue ward an ein Steinherz verschwendet, das es nicht über sich gewinnen konnte, ein fürbittend Wort für den armen Andreas zu sprechen.

Ob das Wort wirksam gewesen wäre, ist zweifelhaft; daß es nicht gesprochen wurde, ist gewiß. Selbst einem Gentz kam der steinerne Kaltsinn empörend vor, womit die Tiroler preisgegeben wurden. Und zu Gunsten Hofers hätte ja Kaiser Franz zum Napoleon als Schwiegervater zum Schwiegersohn sprechen können; denn als der Sandwirth gefangen ward, ist ja das Geschäft, kraft dessen die „Tochter der Cäsaren" in das Bett des „korsischen Parvenu" geliefert wurde, bereits abgeschlossen gewesen. Die Gefahr der Ehescheidung hatte lange über der anmuthigen Josephine geschwebt und hatte sich tiefer herabgesenkt, nachdem der älteste Sohn ihrer Tochter Hortense gestorben, welchem der Imperator sehr zugethan gewesen war und den er wahrscheinlich zu seinem Thronfolger gekürt hätte. Nun verlangte er nach einem unmittelbaren Erben, und da ihm Josephine diesen nicht geben konnte, mußte sie sich, ob es ihr auch das Herz

brach, im Dezember von 1809 der Ehescheidung unterziehen. Nach einer neuen Imperatrice hatte man schon vorher ausgesehen und zunächst in St. Petersburg angeklopft, ob die Hand der Großfürstin Anna, einer fünfzehnjährigen Schwester des Czaren, erhältlich. Von dorther war nicht gerade ein Korb eingelaufen, aber doch, in feinste Phrasenbaumwolle eingewickelt, ein Ding, welches einem Korbe so ähnlich sah wie ein Ei dem andern. Inzwischen hatte Graf Narbonne, der als Brautspäher nach Wien gegangen, von dort berichtet, die Erzherzogin Marie Luise, Tochter des Kaisers Franz, sei ein begehrenswerther Gegenstand. Der östreichische Gesandte in Paris, Fürst Karl von Schwarzenberg, wies die ersten auf diesen Gegenstand zielenden Eröffnungen nicht zurück und in Wien bewies Metternich seinem Gebieter, daß Knüpfung eines Familienbandes mit Napoleon gleichbedeutend mit Sprengung der bedrohlichen französisch-russischen Allianz und daß Oestreich dermalen darauf angewiesen sei, den Schlachtenmeister in möglichst guter Laune zu erhalten, maßen schon die gräuliche Finanznoth des Staats den Gedanken einer abermaligen Bekämpfung desselben gar nicht aufkommen lasse.

Also sagte Franz sein trockenes Ja, worauf zu Anfang Februars 1810 das Heiratsgeschäft zum Abschluß kam. Am 5. März wurde die Erzherzogin Marie Luise mit ihrem Oheim Karl als dem Stellvertreter Napoleons zu Wien getraut. Etliche Tage darauf reis'te die neue Kaiserin nach Paris ab und stachelzüngige wiener Spottvögel zwitscherten ihr den Segen nach: „Jetzt ist er hin! Jetzt haben wir ihn doch drangekriegt! Jetzt haben wir ihm das östreichische Unglück und die östreichische Dummheit vaccinirt." Napoleon, obzwar seine Heirat Etwas wie ein dumpfes Echo des zur Revolutionszeit laut gewesenen Haß- und Drohrufs „L'Autrichienne!" in Paris wachgerufen, war weit entfernt, sich um düstere Warnungen und Weissagungen zu kümmern. Mit der Ungeduld eines verliebten Bräutigams eilte er seiner Braut entgegen, faßte dieselbe, aller Kleiderordnung und Etikette zuwider, in Courcelles ab, entführte sie nach Compiegne und feierte daselbst seine Hochzeitsnacht mit ihr. Am Morgen sodann ließ er den Grafen Clary, welcher die Erzherzogin nach Frankreich geleitet hatte, vor das Bett rufen, in welchem er mit seiner Neuvermählten lag, und sagte zu dem Verblüfften: „Allez à Vienne et dites ce que vous avez vu!" Beim Lever ging er händereibend im Zimmer auf und ab, zupfte den General Rapp am Ohrläppchen und sagte: „Heiraten Sie eine Deutsche! Die sind frisch wie Rosen."

Marie Luise — ihr Herr Gemahl nannte sie zärtlich, wenn auch nicht ganz unzweideutig „L'innocence", ein Sobriquet, welches später bekanntlich zur Satire wurde — Marie Luise erfüllte schon nach Jahres-

frist die Sehnsucht des Weltreichträumers nach einem Sohn und Erben. Am 20. März 1811 gebar sie den „König von Rom", an dessen goldener Wiege die Schmeichelei ihre infamsten Kniebeugungen verrichtete und der doch nur bestimmt war, nach einem unglücklichen Leben jung an Jahren und alt an Schmerzen zu Schönbrunn in demselben Zimmer zu sterben, wo sein Vater den wiener Frieden diktirt hatte. Eitelkeit der Eitelkeiten! Aber wenn zu Paris die Versammlung von Lakaien, genannt Senat, durch den Mund ihres Präsidenten den Neugeborenen speichelleckte: — „Ein neues Gestirn ist am Himmel Frankreichs aufgegangen und sein erster Stral hat das Dunkel der Zukunft vollständig zerstreut" — so fand das doch nicht unbedingten Glauben in der Welt. In einem londoner Salon begegneten sich Stratford Canning und Pozzo di Borgo. „Sehen Sie, sagte Jener, das Schicksal ist mächtiger als unsere Politik! Die kaiserliche Dynastie ist jetzt befestigt." Worauf Pozzo, der in russischen Diensten stehende Landsmann und Todfeind Napoleons: „Warten Sie nur das Ende ab. Napoleon ist ein Riese, der im Urwald die hohen Eichen niederbeugt. Aber eines Tages werden die Baumgeister ihre schmählichen Fesseln sprengen, werden die Eichen emporrauschen und den Riesen zerschmettern." In einen wiener Salon stürmte, von Paris kommend, der Eilbote und hielt Champagny's Billet empor: „Eh bien, le roi de Rome est arrivé!" Und ein großer Herr rief aus: „Ist das nicht Gottes Finger? Sogar den Sohn, den er gewünscht, er hat ihn auf's erste Mal, der außerordentliche Mann! Worauf doch werden die Tollhäusler und Unruhestifter jetzt noch ihre Hoffnungen gründen?" Aber ein „derber Gesell" gab frischweg zur Antwort: „Oho! „In zehn Jahren haben wir diesen König von Rom doch hier in Wien, als Bettelstudenten[50])!"

---

50) Rapp, 795, 802, 803. Gentz, Journ. pol. 212. Smitt, Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812, S. 156 fg. Henckel v. Donnersmark, Erinnerungen a. m. Leben, 83. Constant, Mémoires, IV, 235. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten, 4. Hormayr, Lebensbilder, I, 81. Der „derbe Gesell" war ohne Zweifel Hormayr selbst.

Achtes Buch.

Sonnenwende.

Erstes Kapitel.

Kaiserwahnsinn.

Er saß auf einem Baumstamm, vorgebeugt, mit zusammengezogenen Brauen starr vor sich hinsehend, mit dem Stock heftig in der Erde stochernd und wühlend. Seitab im Forste von Fontainebleau lärmte die Jagd, welchem Vergnügen der große Nimrod, der Könige zu hetzen und Völker zu jagen gewohnt war, keinen Geschmack abzugewinnen vermochte. Sein Gefolge wagte sich nicht zu rühren, ja kaum zu athmen; denn zu dieser Zeit, im Jahre 1810, dunkelte schon, flüchtige Augenblicke ausgenommen, stets eine Zornwolke auf der Empereurstirne, blitz- und donnerschwanger und allfort bereit, Unheil und Verderben aus ihrem Schooße zu schütten. Nur noch dann und wann erinnerte des Gewaltigen Gebaren und Sprache an den Menschen Bonaparte von ehemals; sonst zeigte er der Welt bloß den grollenden Gebieter Napoleon, der sklavisch-unterwürfiges Bezeigen als einen seiner Allmacht gebührenden Tribut forderte.

In Wahrheit, er schien sich den ewig wuthschnaubenden alten Semitengott Moloch-Schaddai zum Vorbilde genommen zu haben, wie denn auch in den Schulen des Empire ein Katechismus gelehrt wurde, worin es ausdrücklich hieß, daß Gott Napoleon den Großen „zu seinem Bilde auf Erden bestellt habe," weshalb folgerichtig Alle, die „gegen unsern Kaiser treulos handeln, der ewigen Verdammniß schuldig und

verfallen sind[1]).“ Mit „Furcht und Zittern“ ward der weiland Souslieutenant verehrt, ganz wie der alte Adonai-Schaddai. Seine großen Audienzen, während deren Dauer „eine Todtenstille herrschte,“ gaben Großwürdenträgern, Gesandten, Prinzen, Königen, Männern der Wissenschaft wie Männern des Kriegs ein Gefühl, als befänden sie sich unter einer Luftpumpe. Sein Kommen beklemmte den Athem, sein Gehen erlös'te vom Alp. Ein feiner Beobachter hat im Jahre 1810 den Kaiser im Audienzsal in den Tuilerien so gesehen: in einfacher Uniform, den kleinen Hut unter dem Arm, schwerfälligen Ganges, in einer Haltung, welche „den Widerstreit eines Willens ausdrückte, der Etwas erreichen möchte, und zugleich eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden sollte. Daher Nachlässigkeit und Absicht abwechselnd in ihm hervortraten und nur in Unruhe und Mißbehagen zusammenflossen. Seine Augen waren dunkel umwölkt, auf den Boden geheftet und streiften nur ruckweise und scharf über die Anwesenden hin. Wenn er lächelte, so lächelte bloß der Mund mit einem Theile der Backen, unbeweglich finster blieben Stirn und Augen. Zwang er auch diese, so bekam sein Gesicht einen noch verzerrteren Ausdruck. Diese Verbindung von Lächeln und Ernst hatte etwas furchtbar Abschreckendes. Er sprach kurz, hastig, hingeworfen, die gleichgültigsten Sachen mit einer leidenschaftlichen Schnelle; ja, wenn er gütig sein wollte, klang es immer noch, als sei er zornig[2])“ . . .

Mochten seine Gäste im Forste von Fontainebleau Hasen und Fasanen schießen, er saß abseits, mit dem Stock in der Erde wühlend, und spann weiter den Weltreichstraum, der ihm keine Ruhe ließ bei Tag und bei Nacht. Er hatte kurz zuvor nur so „hingeworfen“ davon gesprochen, daß er in Paris einen „allgemeinen Gerichtshof für Europa und ebenso ein allgemeines Archiv“ errichten werde, sobald, was zum „ewigen Frieden“ noch fehle, Rußland „in die Gränzen einer asiatischen Macht“ zurückgedrängt sein würde. Aber Europa — bah, wer wird mit Europa

1) Der in Rede stehende Katechismus war auch in den deutschen Gebieten des Empire eingeführt. Eine deutsche Ausgabe wurde 1809 zu Trier gedruckt. Vgl. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, II, 26.

2) Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, II, 300 fg. Vgl. die ebenfalls ins Jahr 1810 fallende Audienz, welche Henckel v. Donnersmark mitgemacht und geschildert hat (Erinnerungen, 81 fg.). Wenn man ein recht widerwärtiges Beispiel haben will, wie Napoleon die Gelehrten behandelte, d. h. mißhandelte, so muß man den brutalen Auftritt lesen, welcher stattfand, als der junge Arago, zum Mitglied der Akademie ernannt, dem Brauche gemäß von seinen Kollegen dem Kaiser vorgestellt wurde. Franz Arago's sämmtl. Werke, deutsche Ausg. v. Hankel, I, 72 fg.

sich begnügen, wenn man ein Napoleon ist? Er wühlt und wühlt mit seinem Stock, als wollt' er die Erdkugel damit spießen, sinnt und träumt und plötzlich wirft er den Kopf auf, blitzt mit seinen Augen rasch über das ehrfurchtsvoll schweigende Gefolge hin und sagt (ungewiß, ob zu sich selbst oder zu dem nahe bei ihm stehenden bairischen General Wrede): „Noch drei Jahre und ich bin der Herr der Welt [3])!"

Die fixe Idee der Weltherrschaft trat also in frecher Nacktheit hervor: der Kaiserwahnsinn war ganz offenkundig ausgebrochen und hörte mehr und mehr auf, ein „Wahnsinn mit Methode" zu sein. Nicht als ob der Napoleonismus nicht nach wie vor die meisten seiner Hülfsmittel entfaltet hätte, wodurch er so staunenswerthe Erfolge gewonnen: durchdringende Menschenkenntniß und souveraine Menschenverachtung, die vollendetste Kunst, der französischen Nationaleitelkeit zu schmeicheln und der Phantasie der Massen an- und aufregende Bilder vorzugaukeln; sodann eine Energie, welche zwar schon durch allmälig häufiger werdende Pausen der Ermattung und Erschöpfung unterbrochen wurde, dennoch aber noch immer eine bis ins Einzelnste hineinwirkende kolossale Federkraft erwies, ferner eine Willensstärke, die, auf unbedingte Skrupellosigkeit basirt, alle Hebel der Verführung wie der Einschüchterung und Vergewaltigung gleich geschickt in Bewegung zu setzen wußte, und endlich eine Thätigkeit, welche man eine allgegenwärtige zu nennen versucht ist. Aber alle diese seine Eigenschaften und beziehungsweise Vorzüge waren nur Räder, auf welchen der Napoleonismus rasch und rascher dem Abgrund des Verderbens zueilte, weil sein treibender und lenkender Gedanke toll geworden. Man ist schlechterdings genöthigt, anzunehmen, Napoleon habe von 1809 an keine einzige Stunde ruhigen Besinnens und kühlen Nachdenkens gefunden; denn eine solche Stunde müßte ausgereicht haben, einen so mächtigen Geist zu überzeugen, daß er angefangen, von Fehler zu Fehler zu stürmen, und daß sein ganzes System nach Innen wie nach Außen durchaus unhaltbar sei. Noch lag zwar seine Hand mit so eiserner Schwere auf Frankreich, daß von irgendwelchem Widerstand höchstens flüsternd die Rede sein konnte. Aber als der spanische und östreichische Krieg, aller Lügenfrechheit des Bulletinismus zum Trotz, den Zauber seiner Unbesiegbarkeit einmal gebrochen, begann das nichtamtliche Frankreich sich schüchtern darauf zu besinnen, wer denn eigentlich dieser Bonaparte sei, unter dessen Despotismus es seufzte. Denn daß es seufzte, vermag bloß die Schamlosigkeit der bonaparte'schen Mythologie zu leugnen.

---

3) „Encore trois ans et je serai le maitre de l'univers!" Hormayr, Lebensbilder, III, 401.

Der Druck des kaiserlichen Systems war furchtbar und Frankreich ein Polizeistaat in wahrhaft venetianischer Bedeutung des Wortes, d. h. allen Tücken der schonungslosesten Spionage, allen Brutalitäten der zügellosesten Kabinetsjustiz preisgegeben. Die Rede-, Schreib- und Druckfreiheit auf's Härteste verpönt und vervehmt, alles idealische Streben als „Ideologie" verworfen und geächtet, der Buchhandel wie der ganze geistige Verkehr überhaupt erstickenden Quälereien unterworfen, die Gefängnisse vollgestopft mit Unglücklichen, an denen irgendein leiser Verdacht des Widernapoleonismus haftete, Einkerkerung, Verbannung, Güterkonfiskation ebenso massenhaft als völlig willkürlich verhängt. Die Landbevölkerung litt mehr und mehr durch die unaufhörlich sich folgenden Konskriptions-Hekatomben, welche sie dem unersättlichen Kaiserwahnsinn darbringen mußte, die Seeplätze waren durch die Kontinentalsperre zu Grunde gerichtet, die Mittelklassen durch die Handelsstockung hart beeinträchtigt, Bourgeoisie und Bauerschaft durch die Höhe der Steuern — am schwersten und verhaßtesten drückten die „vereinigten Gefälle" (droits réunis) — und durch die grausame Härte ihrer Beitreibung über Gebühr belastet. Und während er so jeden Nerv und Muskel der französischen Nation zu Gunsten seiner riesigen Selbstsucht anspannte, hatte der große Gaukler die Stirne, am 10. Dezember von 1809 hinzutreten und zu sagen, er „wünsche noch dreißig Jahre zu leben, nur um seinen Unterthanen noch dreißig Jahre dienen zu können[4])."

Es unterliegt gar keinem Zweifel, der Kaiserwahnsinn begann den Genius des Mannes mehr und mehr zu verdunkeln. Wie er, was seine innere Politik anging, übersah, daß Frankreich die Last eines solchen Kaiserthrons unmöglich in die Länge tragen könnte, so häuften sich auch in seinem Walten und Schalten nach Außen die Irrthümer, Mißgriffe, Thorheiten und Rohheiten. So war es, als die Schweden mittelst der unblutig-soldatischen Revolution vom 13. März 1809 ihres armen, im für Schweden unheilvollen Verlaufe des vom Schwager Czaren um Finnland unternommenen Raubkriegs mehr und mehr ins Deliriren gerathenen Rappelkopfs von König, ihres Gustavs des Vierten sich entledigt und den kinderlosen Oheim desselben zum König ausgerufen hatten[5]) — ganz entschieden eine Thorheit, daß Napoleon die auf bekanntem Wege bewerkstelligte Gelangung des Gaskogners Bernadotte, den er als seinen

4) „Afin de pouvoir trente ans servir mes sujets." Moniteur, 11 Decbr. 1809.

5) Eine kundige und anschauliche Schilderung dieser schwedischen Märzrevolution von 1809 findet sich in Arndts „Schwedischen Geschichten", 417—453.

persönlichen Feind kannte, zur schwedischen Kronprinzenschaft zuließ, ja gewissermaßen förderte. Eine Thorheit nicht etwa deßhalb, weil aus der Betheiligung dieses schwedischen Kronprinzen aus der Gaskogne am Kriege von 1813 dem Franzosenkaiser eine Gefahr von irgendwelcher Bedeutung erwachsen wäre — (wir werden seines Ortes sehen, daß Bernadotte die Sache der Verbündeten weit mehr gehindert als gefördert hat) — wohl aber deßhalb, weil Schweden unter Bernadotte's Leitung entschieden von der napoleonischen Politik abfiel und um den Preis der Inaussichtstellung des Besitzes von Norwegen mit dem Czaren ein Bündniß schloß (5. April 1812), mittelst dessen Rußland eine Rückensicherheit gerade dort erhielt, von woher ihm ein Zusammenwirken Schwedens mit Napoleon im Kriege von 1812 höchst gefährlich hätte werden können. Auch mußte ein widernapoleonisches Schweden schon vermöge seiner geographischen Lage zum Vermittler zwischen England und Rußland vortrefflich geeignet sein und so war in der That mit dem am 18. Juli des genannten Jahres zu Orebro erfolgten Friedensabschluß Rußlands und Schwedens mit England der Grund zu der europäischen Koalition gelegt, welche die Welt vom Napoleonismus befreite ....

Der Kaiserwahnsinnige stürmte, geblendet durch die von seiner Glückssonne ausgeströmten Stralenmassen, vorwärts auf seiner Bahn, ohne die drohenden Symptome, die rechts und links am Wege sich aufrichteten, eines schärferen Zusehens zu würdigen. Vom Jahre 1808 an überließ er sich den Anreizungen einer zaum- und zügellosen Verschlingwuth so scham- und scheulos, daß er sich höchstens noch aus Ironie zur Angabe von Verschlingungsvorwänden herbeiließ. Zunächst wurde der Rest des Kirchenstaats verschlungen, weil „Karl der Große, Kaiser der Franzosen und unser erhabener Vorgänger," dem Papst weltlichen Besitz zu schenken für gut fand, wir aber dem Papst diesen Besitz zu entziehen für gut finden. Pius der Siebente schleuderte als Antwort auf Napoleons Raubdekret den Bannstral; aber, ach, das arme mittelalterliche Ding von anachronistischem Blitz fiel kläglich in den Tiber und von der Insel Lobau aus flog ein Befehl nach Rom, welcher am Tage der Wagramschlacht dergestalt zur Ausführung kam, daß französische Gensdarmen den Papst im Quirinal gefangen nahmen und über Florenz und Grenoble nach Savona führten, von wo er später nach Fontainebleau gebracht wurde[6]). Aber auch als Gefangener fuhr der Pontifex fort, seinem

6) Als i. J. 1821 die Botschaft von Napoleons Tod nach Paris gelangte, sagte Talleyrand: „Il fit trois grandes fautes, auxquelles sa chute peut être attribuée, l'Espagne, la Russie et le Pape. Je dis le pape, car son couronne-

Vergewaltiger zu widerstehen, und die Wiederherstellung des Katholicismus in Frankreich, in welchem Napoleon nur eine Grundlage seiner Herrschaft erblickt hatte, wandte ihm jetzt ihre Kehrseite zu. Es ist eine der größten Irrungen in dem Rechenexempel seiner Laufbahn gewesen, daß er die Priester als eine ihm zu gute kommende Ziffer angesehen hatte. Zu spät erkannte er diesen Irrthum und jetzt half alles Explodiren und Fulminiren Nichts mehr. Er hatte ja die Franzosen wieder in den Pferch der Kirche zurückgetrieben, wie konnte er sich also beklagen, wenn die Heerde über die Mißhandlung ihres päpstlichen Oberhirten ein vorwurfsvoll-klagendes Geblök erhob? Vergeblich suchte er seinen Frieden mit dem Papst zu machen, denn dieser konnte auf kaiserwahnsinnige Bedingungen nicht eingehen. Es half auch nichts, daß Napoleon im Sommer von 1811 zur Anbahnung einer Ausgleichung mit der Kurie eine Art Konzil in Paris versammelte. Der Fürstprimas Dalberg und der konstanzer Bisthumsverweser Wessenberg waren auch mit dabei und der Letztere hat aufgezeichnet, daß auf dem Gesichte des Kaisers das horazische „Post equitem sedet atra cura" sehr deutlich zu lesen gewesen. Eines Tages sagte er in Saint-Cloud zu Dalberg: „Was haben Sie heute gemacht?" — „Sire, die Deputirten des Nationalinstituts, die mich neulich zu ihren Sitzungen eingeladen haben, waren bei mir zu Tisch." — „Wie können Sie es einrichten, zu gleicher Zeit mit den Priestern und den Atheisten zu leben?" — „Aber, Sire, ich halte sie nicht für Atheisten, die Mitglieder des Instituts." — „Ja, das sind Atheisten, ich weiß es, und die Priester, oh, die kenn' ich auch[7])." Früher hatte er sie aber nicht gekannt, sonst hätte er sich nicht der Täuschung überlassen können, sie würden sich zu Stützen irgendeiner Macht hergeben, ausgenommen ihre eigene.

Nach der Verschlingung des Patrimoniums Petri nahmen die weiteren „Réunions" ihren Lauf; denn dieses von den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten her übelriechende Wort erschien jetzt wieder in der amtlichen Sprache des Empire. Am 9. Juli 1810 ward Holland verschlungen,

---

ment et le fait du chef spirituel de la chrétienté réconnaissant un petit lieutenant de l'île de Corse comme premier souverain de l'Europe était, quel qu'en fut le motif, le plus haut degré de gloire auquel un mortel pût atteindre. Après avoir ainsi déployé sa grandeur et couronné ses exploits, il n'aurait pas dû s'abaisser à persécuter ce même Pontife pour des sujets comparativement insignifiants." Lord Holland, Souvenirs, Bibl. de Mém. par Barrière, XXVII, 235.

7) Aufzeichnung von Wessenberg bei Beck, Freiherr Heinrich v. Wessenberg, 190.

weil der Schattenkönig Louis Bonaparte ehrenwerther Weise Miene gemacht hatte, mehr die Wohlfahrt des Landes als den tyrannischen Willen seines Bruders zu berücksichtigen. Es klang wie ein burlesker Hohn, wenn der Imperator diese Reunion damit rechtfertigte, daß ja Holland Nichts sei als eine „Anschwemmung" der französischen Flüsse Rhein, Maas und Schelde, folglich eigentlich eine „Ausströmung" des Empire („la Hollande a été réunie à l'empire, elle n'en est qu'une émanation"). Louis Bonaparte protestirte gegen den Gewaltakt und nahm seinen Aufenthalt in Oestreich. Seine Frau Hortense, thatsächlich schon lange von ihm getrennt, blieb in Paris und verlegte sich in ihrem Hotel in der Rue d'Anjou St. Honoré auf die Musik und eine andere vom alten Ovid gar anmuthig und lehrreich besungene Kunst [8]). Folgte dann die Verschlingung der Schattenrepublik Wallis, welche im November von 1810 als Departement Simplon mit dem Empire „reunirt" wurde. In demselben Jahre noch gierte der Kaiserwahnsinn nach der Verschluckung eines größeren Brockens. Mittelst einfachen Dekrets vom 13. Dezember wurden ohne einen Schatten von Vorwand die deutschen Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck sammt ihren Gebieten, ferner das Herzogthum Lauenburg, das Herzogthum Oldenburg, alles Küstenland zwischen Elbe und Ems dem Empire annexirt, ein Gebiet von 600 Quadratmeilen, — eine „Reunion", von welcher man nur ganz obenhin zu sagen sich herbeiließ, sie sei durch die Umstände geboten (commandée par les circonstances"). Die malmende Kinnlade des unersättlichen Schlingers und Schluckers hat sich auch mehr als einmal dem Vasallenland Schweiz bedrohlich zugewandt. Im Jahre 1811 erklärte er den Schweizern, er wolle das Land in der Verfassung lassen, in welcher es sich befinde, falls die Eidgenossen hübsch artig und gehorsam seien; indessen könnte es ihm doch eines schönen Tages einfallen, um Mitternacht das Dekret der Einverleibung der Schweiz in das Empire zu unterzeichnen („un beau jour,

---

8) Im Gartengebüsch des Hotels der Exkönigin stand ein Pavillon. Hier spielte sie mit ihrem Stallmeister, dem jungen und schönen Grafen Flahault, häufig Klavier und hier gebar sie am Abend des 23. Oktobers 1814 einen Sohn, dessen Vater ihr Mitklavierspieler. Ein kinderloser adeliger Lump, der Graf Morny, verstand sich um den Preis von 800,000 Francs dazu, den Bankert an Sohnesstatt anzunehmen und ihm seinen Namen zu geben. Unsere Zeit (1857), I, 72 fg. Dieser Morny, zu Anfang des Jahres 1865 gestorben, war also ein Halbbruder Napoleons des Dritten. Er ist ein Mann von Talent, Muth und vollkommener Skrupellosigkeit gewesen, ein Gentleman der Schurkerei, ein Muster-Katilinarier. Als solcher hat er sich, wie bekannt, auch beim Staatsstreich von 1851, dessen Hauptmacher er war, höchlich hervorgethan. Vgl. in meinen „Studien" (II, 291 fg.) das „der Dezemberschrecken" überschriebene Kapitel.

à minuit je signerais la réunion"). Die förmliche Reunion Spaniens mit Frankreich war seit 1810 eine beschlossene Sache, mit welcher man nur nicht plötzlich, sondern allmälig vorgehen wollte. Zu Anfang Februars von 1811 enthielt daher der Moniteur die wahnsinnige, angeblich auf einem Bericht des Marschalls Suchet fußende Lüge, „die Bevölkerung von Aragonien und ebenso die Bewohner der nördlichen, mittleren und südlichen Provinzen Spaniens verlangten laut (à grands cris) nach der Vereinigung mit dem Empire" — und im September desselben Jahres erfuhr der arme Königsschemen Pepe — (er verließ im Juli 1813 Spanien mit einem einzigen Goldstück in der Tasche: „avec un napoléon en or dans mes poches") — von Berthier, daß der Kaiser gewillt sei, zunächst Katalonien zu verschlingen.

Die Lawine war im Rollen und es gab auf dem abschüssigen Boden kein Innehalten mehr, weil die „lichten Momente" nicht mehr eintraten. Wäre noch einer eingetreten, den Kaiserwahnsinn unterbrechend, so hätte Napoleon unmöglich daran denken können, zur Verschlingung Rußlands sich aufzumachen, während die klaffende Wunde seiner Macht, der spanische Krieg, zu bluten fortfuhr. Wir haben ihn zu Schönbrunn belauscht, wie er in einem jener Augenblicke, wo der Mensch von dem Gefühle des eigenen Nichts und des Nichts von Allem angeschaudert wird, zum General Bubna sagte: „Ich weiß es wohl, mit mir geht auch mein Werk zu Grunde." Aber als ihm der Sieg die „Tochter der Cäsaren" wie eine Trophäe zugeworfen und nachdem vollends die Geburt des Königs von Rom den Taumelkelch seines Glückes bis zum Ueberfließen vollgegossen, da war es vorbei mit Erkenntniß, Besinnung und gesundem Menschenverstand und der blinde Uebermuth, der Rausch, der Wahnsinn herrschte souverain. Es änderte Nichts hieran, daß er zeitweise Männer, denen er gerade sein launisches Vertrauen schenkte, glauben zu machen suchte, es sei wenigstens noch immer Methode in dieser Welteroberungstollheit.

Einer dieser Vertrauten, der General und Diplomat Narbonne, auf welchen Napoleon in der Zeit von 1809 bis 1813 große Stücke hielt und mit dem er viel verkehrte, hat uns neben anderen Aufschlüssen auch den gegeben, daß alle Gründe, welche der Kaiser für den Bruch mit Rußland angeführt, von ihm selbst als bloße Scheingründe anerkannt worden seien, während er als den wahren seine Absicht erklärt habe, die „dräuende Rivalität, die er von Seiten Rußlands für den Westen von Europa voraussah, noch bei seinen Lebzeiten niederzutreten, da sie ihm zu furchtbar für Jeden, der Nichts weiter als sein Sohn und Erbe." Der wahrste Grund des russischen Krieges war aber ganz unzweifelhaft der tollgewordene Napoleonismus, die delirirende Verschlingungswuth. Im

März von 1812 überschüttete der Empereur den Grafen Narbonne mit einer genialisch blitzenden Kaskade von Motiven zum Feldzug nach Rußland. Der Graf nahm sich heraus, sanft auf die Gefahren des gigantischen Unternehmens aufmerksam zu machen, von Rußlands räumlicher Unermeßlichkeit und barbarischer Volksart sprechend. Napoleon, eine Zornwallung unterdrückend, entgegnete: „Ah, Sie haben sich durch Märchen, wie die Emigranten solche über Rußland erzählen, verwirren lassen. Alles das wird vor den Thatsachen verschwinden. Barbarische Völker sind abergläubisch und haben einfache Vorstellungen. Hab' ich erst auf das Herz des russischen Reichs, auf das heilige Moskau einen entscheidenden Stoß geführt, so ist mir sofort jene blinde Masse überliefert, welcher es an aller Spannkraft fehlt." (Wie wenig kannte der Eroberer dieses „barbarische" Volk!) „Was Alexander angeht, ich kenne ihn, ich habe ihm imponirt. Das wird wieder so kommen." (Wie wenig kannte er den Czaren!) „Man muß durch einen großen und kühnen Effekt auf seine Einbildungskraft wirken, dann wird er zu mir zurückkehren. Vielleicht daß er schon nachgibt, wenn er die unerhörte Rüstung sieht, die ich aufbringe, und die europäische Musterung, welche ich in Dresden abzuhalten gedenke, bevor ich ihm mein Ultimatum zugehen lasse. Wenn aber nicht, nun wohlan, so mögen die Geschicke sich erfüllen" — (wieder mal das Bimbambum des Bulletinismus!) — „und Rußland zermalmt werden unter dem Haß, welchen ich gegen England hege. Rußlands Barbarei ist nur eine weitere Garantie unserer organisatorischen und taktischen Ueberlegenheit, und was die Unermeßlichkeit des Landes betrifft, so haben wir nur desto mehr Stationen durch Siege zu bezeichnen. An der Spitze von 400,000 Mann, deren Verpflegung gesichert ist" — (was log sich dieser Mensch nicht Alles vor!) — „mit einem Heermaterial und einer Ausrüstung, wovon kein zweites Beispiel vorhanden, mit polnisch-lithauischen Korps als Reserven auf unsern Flanken" — (Spiegelfechterei! er ließ es sich ja angelegen sein, in Wilna die Polen so abzukühlen, daß ihnen alle Lust verging, sich für ihn zu opfern) — „fürchte ich durchaus Nichts von diesem langen, steppenumsäumten Wege, an dessen Ende die Eroberung und der Friede winken" ... Hier hielt er eine Weile inne. Dann leuchtete sein Auge von verstärktem Feuer, weil er hinter dem in Gedanken eroberten Rußland bereits ein weiteres, noch glänzenderes Ziel der Eroberung lockend schimmern sah, welches in den Träumen seines Kaiserwahnsinns häufig wiederkehrte: — Indien. So sagte er denn an jenem Tage zu Narbonne: „Der lange Weg durch Rußland ist ja der Weg nach Ostindien. Alexander der Große war ebenso weit gezogen als von hier nach Moskau, um an den Ganges zu gelangen" — (will sagen

an den Indus). „Seit der Belagerung von St. Jean d'Acre denke ich an einen Zug nach Indien. Ohne den englischen Korsaren" — (will sagen Sir Sidney Smith) „und den französischen Emigranten, welche das Feuer der Türken leiteten und mich im Verein mit der Pest zur Aufhebung der Belagerung nöthigten, hätte ich die eine Hälfte Asiens erobert und Europa im Rücken gefaßt, um die Throne von Frankreich und Italien einzunehmen. Jetzt muß ich von dem äußersten Ende Europa's her Asien im Rücken fassen, um England dort zu erreichen. Der Feldzug nach Indien ist vielleicht weniger anstrengend als der, welcher in drei Monaten unserer wartet. Moskau liegt 3000 Kilometres von Paris und unterwegs werden wohl einige Schlachten geschlagen werden. Nehmen Sie nun an, Moskau sei genommen — und wir werden es nehmen — Rußland sei damit niedergeworfen, der Czar ausgesöhnt oder getödtet in irgendeiner Palastrevolution, vielleicht ein neuer und abhängiger Thron aufgerichtet, und dann sagen Sie mir, ob es einer von Tiflis aufbrechenden großen Armee von Franzosen und Hülfstruppen nicht möglich ist, bis an den Ganges vorzudringen? Die bloße Nähe einer französischen Streitmacht würde genügen, in ganz Indien das Gebäude kaufmännischer Macht und Größe zu Falle zu bringen. Allerdings wäre dies das riesenhafteste Unternehmen des 19. Jahrhunderts; aber es ist ausführbar und dadurch würde Frankreich zugleich die Unabhängigkeit des Abendlandes und die Freiheit der Meere erobern." Als Graf Narbonne schwieg, durch diesen Strom von kolossalen Planen, stolzen Hoffnungen und elenden Sophismen mehr verwirrt als überzeugt, fügte Napoleon noch hinzu: „Täuschen Sie sich nicht: ich bin ein römischer Kaiser, ich gehöre zu dem besten Geschlecht der Cäsaren, zu dem, welches schafft und gründet." Vanitas vanitatum! Narbonne nahm von dieser Unterredung eine Empfindung mit fort, als ob er „zwischen Pantheon und Bedlam" gestanden[9]).

Derweil der Napoleonismus in der Wirklichkeit also gierig schluckte und schlang und in Gedanken künftige Verschlingungen vorwegkostete, war in Deutschland die Stimmung seit dem wiener Frieden immer trüber und hoffnungsloser geworden. Hellste Geister freilich, welche sich die Klarheit ihres Blickes durch die Wallungen des Herzens nicht beeinträchtigen ließen, begannen nur um so entschiedener zu hoffen, je toller der Napoleonismus rumorte. Aber solcher alle Für und Wider unbeirrbar-besonnen Ab-

9) Muralt, Hans v. Reinhard, 201. Mém. et Corresp. du r. Joseph. VII, 429, 435; IX, 342. Villemain, Souvenirs contemporains, tom. I (Bruxelles 1854), p. 114, 115, 122, 123 seq. (Villemain war ein vertrauter Freund Narbonne's.)

wägender gab und gibt es allzeit und überall Wenige. Die Mehrzahl der deutschen Patrioten überließ sich einer düsteren Verzweiflung an der Möglichkeit, das Joch der fremden Zwingherrschaft zu zerbrechen. Die Bravsten ließen aber deßhalb weder Geist noch Arme rasten. Da waren Napoleonhasser, die keine Mühsal, keine Gefahr scheuten, um überall mitdabeizusein, wo es ein Fechten gegen den Weltdespoten gab. Ein Typus dieser deutschen Fechter, und zwar ein herrlicher, war jener Leo von Lützow, ein jüngerer Bruder des nachmals berühmten Freischarenführers, welcher Leo i. J. 1806 im preußischen, i. J. 1809 im östreichischen Heer gegen die Franzosen stritt, nach dem wiener Frieden nach Spanien eilte, um dort gegen Napoleon zu fechten, i. J. 1811 in Folge der Kapitulation von Valencia gefangen ward, aber der Gefangenschaft entfloh, durch Südfrankreich, die Schweiz, Deutschland und Polen nach Rußland sich durchschlug, um mit den Russen abermals gegen den Erzfeind zu Felde zu ziehen. Andere zogen gar aus dem Leben hinaus, um dem Napoleonismus zu entrinnen, an dessen erfolgreiche Bestreitung sie nicht mehr zu glauben vermochten. So der arme geniale Heinrich von Kleist, ein theuerstes Opfer dieser schmerzen- und opferreichen Zeit. Er hatte seine zornsprühende „Hermannsschlacht" gedichtet, um mit dem Waffengedröhne dieses wundersam beziehungsreichen Dramas die Deutschen in die Waffen gegen den neuen Zwingherrn zu rufen. Umsonst. Er hatte den Racheschrei der „Germania an ihre Kinder" erschallen lassen. Vergebens. Da gab er, verzweifelnd an der Welt, an seinem Volk und an sich selbst, am 21. November 1811 unter den düstern Föhren des Wanseeufers zwischen Berlin und Potsdam erst — ein furchtbares Manneswort einzulösen — seiner unheilbar kranken Freundin Adolfine Vogel und dann sich selber den Tod, der patriotische Werther Deutschlands, welcher leider keinen Göthe gefunden hat.

Unter den hoffenden und strebenden Vaterlandsfreunden waren auch solche, die ihr Vertrauen auf Rußland setzten und zum Vermittler zwischen dem Czaren und dem deutschen Patriotismus einen Prinzen ausersehen hatten, welchen Stimmung und Begabung allerdings zu einer solchen Rolle befähigten: — den uns wohlbekannten Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher, mit dem russischen Kaiserhause nahverwandt, ungeachtet seiner Jugend bereits schöne Proben von kriegerischem Talent, politischer Einsicht und mannhafter Gesinnung gegeben hatte und dermalen in der Walachei unter Kutusow eine russische Division mit großer Auszeichnung führte. Die deutschen Patrioten übersahen nur, daß der treffliche Prinz am allerwenigsten geeignet war, den Czaren für die Sache Deutschlands zu gewinnen, weil ja — wir hörten, warum — Alexander sein Leben-

lang seinen Vetter mit ebenso unverdientem als nachtragendem Argwohn betrachtete. Sie knüpften überhaupt — der Prinz nannte sie deßhalb seine „phantastischen Gönner" — allerhand weitaussehende Plane an die Person Eugens, Plane, deren Kern sichtbar wird, wenn wir hören, daß die „Gönner" an den Prinzen in die Walachei schrieben: „Bald erhebt sich aus den Trümmern des gesunkenen Vaterlandes ein neues deutsches Reich, dessen Schwertführer zu sein dem einzigen militärisch wirkenden deutschen Fürsten gebührt, den wir jetzt noch als uns angehörig betrachten können." Es handelte, d. h. es redete sich um nichts Geringeres, als dem Prinzen die kriegerische Diktatur in Deutschland zu verschaffen. Das Wie? scheint freilich ganz nebelhaft geblieben zu sein.

Aber auch Männer, die keine Nebler waren, gehörten zu dieser Zeit zu den Hoffenden. So der Freiherr vom Stein, der scharfen Blickes in die deutschen Zustände hineinsah. Auch er erwartete das Heil von einem deutschen Diktator. „Der allgemeine Unwille — schrieb er im Oktober von 1811 — hat in Deutschland die Bande gelöſ't, die den Unterthanen an den Fürsten knüpfen; er sieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge, die, nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, taub gegen die Forderungen der Ehre und Pflicht, oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Existenz erbetteln. Die Individualität der Fürstenhäuser selbst ist herabgekommen; durchaus herrscht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, niederträchtige, kriechende Selbstsucht. Daher entsteht der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet, und jeder große Mann, der sie herzustellen fähig wäre, würde der Nation, die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein." In demselben Briefe sprach Stein seine Ansicht aus, Deutschlands Befreiung sei ohne Oestreichs Mitwirkung nicht zu erreichen, da „dieses allein durch Streitkräfte und Einfluß auf das südliche Deutschland zu wirken" vermöge. Im Uebrigen war er überzeugt, daß es wohl möglich sein werde, die „schändlichen Sklavenfesseln zu zertrümmern", und zwar darum, weil der Napoleonismus sich gebarte, wie er that. „Das Ganze — so zeichnete Stein den Kaiserwahnsinn — beruht auf roher Kraft und dem Druck jeder Art. Napoleons Bemühen ist nicht, „„das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern,"" wie es das fünfzigjährige Bestreben des Augustus war; er läßt vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt, um durch höhnenden Uebermuth, durch rauhe Formen, durch Kränkung jedes edlen Gefühls und Störung jedes Zwecks des Eigennutzes den Druck des durch ihn herbeigeführten Zustandes unerträglich zu machen. Diese Handlungsweise wirkt wohlthätig; sie erhält in den Menschen einen regen Unwillen, ein

Streben nach dem Zerbrechen der Fesseln und verhindert das Versinken in Todesschlaf[10]).“

Zweites Kapitel.

Dresden und Wilna.

„Kometen winken, die Stund' ist groß!“ hat im Rückblick auf das Kometenjahr 1811 Wolfgang der Große in des „Epimenides' Erwachen“ gesungen, als seine olympische Ruhe vom gewaltigen Sturm der Zeit zwar nicht angefaßt, aber doch gestreift wurde. In Wahrheit, dieses Jahr 1811 war so eine Epoche, wo jenes unbestimmte Etwas in der Luft liegt, wodurch in der moralischen Welt große geschichtliche Schicksalswendungen sich ankündigen, wie in der physischen der Gewittersturm die bange Schwüle als seine Botin vor sich hersendet. Hat nicht einer der schärfsten, feinsten und freiesten Geister, welche jemals über Menschliches, Göttliches und Teuflisches nachgedacht, hat nicht Niccolo Macchiavelli keinen Anstand genommen, seinen Glauben zu bekennen, daß es Vorzeichen gäbe und daß dieselben dem Menschengeschlecht zur Warnung kämen, damit es sich auf nahende Stürme gefaßt machte? Hat nicht zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Völkern das Erscheinen eines Kometen für ein bedeutungsvollstes Omen gegolten? Ist doch sogar aus dem alten Anahuak in der Neuen Welt die Ueberlieferung auf uns gekommen, daß in den letzten Jahren vor der Ankunft der spanischen Conquistadoren, welche „auf vierfüßigen Schlangen ritten und Blitz und Donner in den Händen trugen,“ Se. aztekische Majestät der „Emperador“ Montezuma sammt seinem Staatsrath und Konsistorium und sammt der ganzen Bevölkerung seiner prächtigen Hauptstadt Tenochtitlan mit schreckensvollen Ahnungen erfüllt worden seien, weil jedes dieser Jahre durch das Erscheinen eines Kometen bezeichnet wurde[11]). Begreiflich daher, daß die gequälten Menschen zu dem gewaltigen Wandelstern bänglich aufstarrten, welcher i. J.

---

10) General v. Clausewitz, Hinterlass. Werke, 2. A. VII, 36. Bülow, Heinrich v. Kleists Leben und Briefe, 74 fg. 280 fg. Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 259, 284. Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, I, 244 — 246.

11) Macchiavelli, Discorsi sopra Livio, l. I, c. 56. Prescott, Hist. of the conquest of Mexico, l. II, c. 6.

1811 seine rothe Ruthe aus dem nächtlichen Firmament herausstreckte, und zu einander sagten: Das bedeutet Etwas! Es wird etwas Großes vorgehen in der Welt, etwas Absonderliches, Schreckliches, Ungeheures... Und diesmal bewahrheitete sich der Volksglaube. Denn noch hatte sich der Kometenweinmost von 1811 nicht in den Fässern geklärt, als der „Kaiser des Okcidents" schon seine zahllosen Streiterscharen in Bewegung setzte, um den „Kaiser des Orients" anzufallen, und die Völker Europa's mit Staunen und mit Zagen, aber auch da und dort mit geheimer Hoffnung des Aufeinanderplatzens der beiden Kolosse harrten.

Der Zerfall der napoleonisch-alexandrischen Freundschaft und das Ausdemleimgehen der französisch-russischen Allianz schrieb sich, wie wir bemerkten, nicht von Heute und nicht von Gestern her. Der Czar hatte schon bald nach den Tagen von Tilsit die Wahrnehmung machen müssen, daß er bei der Art und Weise, wie sein imperatorischer Herr Bruder und Freund bei Verwirklichung des tilsiter Weltvertheilungsplanes vorging, zu kurz käme. Außerdem war schon das Bestehen des Herzogthums Warschau, diese beständige Drohung einer Wiederherstellung Polens, ein scharfer Stachel in seiner Seite. Ein um so schärferer, als im J. 1809 und noch im folgenden Napoleon wirklich ab und zu mit dem Gedanken umging, Polen wieder herzustellen und etwa seinen Schwager Murat oder den Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme dort zum König-Präfekten zu bestellen [12]). Der Czar bestand fest und nachdrücklich darauf, daß den polnischen Hoffnungen, welche die Vergrößerung des Herzogthums Warschau durch den wiener Frieden gesteigert hatte, ein für alle Mal der Riegel gestoßen würde. Dies sollte mittelst eines Vertrags geschehen, zu dessen Abschluß Napoleon seinen Gesandten Caulaincourt ermächtigte und welcher am 5. Januar wirklich von diesem in Petersburg abgeschlossen wurde, festsetzend, daß das Königreich Polen niemals wiederhergestellt, ja sogar der Name Polen aus allen öffentlichen Akten verbannt und überhaupt nicht mehr genannt werden sollte — („L'empereur Napoléon, schrieb Champagny an den russischen Staatskanzler Rumänzow, approuve que les mots de Pologne et de Polonais disparaissent non seulement de toutes les transactions publiques, mais même de l'histoire" [13]). Allein der

---

12) Die diplomatischen Agenten Englands, in der Regel mit scharfem Verstand und schwerem Gold ausgerüstet, scheinen zuerst von diesen Absichten Napoleons in Betreff Polens Witterung erhalten zu haben. S. d. bezüglichen Depeschen aus Konstantinopel bei Robert Adair, Negotiations for the peace of the Dardanelles, I, 273; II, 212

13) Smitt, Zur nähern Aufklärung über den Krieg von 1812, nach archivalischen Quellen, 135. Smitt's Buch gehört ohne Frage zu den bedeutendsten

französische Machthaber verzögerte seine Sanktion dieses Vertrags und verweigerte sie zuletzt geradezu, weil inzwischen aus Petersburg von kundiger Hand der Wink gekommen, daß auf die Werbung um die Großfürstin Anna nur ein zierlichst geflochtener Korb in Aussicht stände. Bevor der Korb eintraf, warb Napoleon rasch um die östreichische Erzherzogin; aber er hätte nicht sein müssen, der er war, wenn er es dem Czaren nicht tief ins Kerbholz gegraben, daß man den Gedanken gewagt, ihn bekorben zu wollen. Von da ab war es Wissenden und Denkenden klar, daß die große europäische Gefahr, die „Freundschaft" zwischen Napoleon und dem Alexander, im Schwinden und Verschwinden begriffen sei. Die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg in das Empire trieb den Keil weiter

---

Werken über den russischen Krieg. Diese sind von französischer Seite Chambray, „Histoire de l'expédition de Russie"; von deutscher Herzog Eugen v. Würtemberg, „Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812", General Clausewitz, „Der russische Feldzug von 1812" (Hinterl. Werke, 2. A. VII, 1 fg.), General Wolzogen, „Memoiren" (freilich zu sehr Oratio pro domo), und Bernhardi, „Denkwürdigkeiten des Generals Toll" (I und II); von englischer Seite Sir Robert Wilson, „Secret history of the Russian campaign of 1812" (deutsch 1861); von russischer Generalmajor Bogdanowitsch, „Geschichte des Feldzugs im Jahre 1812 nach den zuverlässigsten Quellen" (deutsch v. Baumgarten, 1863, 3 Bde.). Dieses Buch leistet Alles, was man von einem „auf allerhöchsten Befehl" geschriebenen billiger Weise erwarten kann. Es ist sehr reich an archivalischem, bislang zum Theil noch unbekanntem Material. Die allerunterthänigsten Schnörkel, welche der Verfasser gelegentlich anzubringen sich bemüssigt fand, kann man ja wegdenken und die Lücken, welche höfisches Verschweigen oder Vertuschen in die Darstellung brachte, kann der Kundige von anderwärtsher leicht ausfüllen. Was die bekannten Bücher der Franzosen Ségur und Fain über den russischen Feldzug angeht, sowie den betreffenden Band von Thiers' Kaisergeschichte, so bringen zwar alle Drei manche dankenswerthe Einzelnheit bei; aber alle Drei gehören im Ganzen und Großen doch weit mehr in das Gebiet der napoleonischen Mythologie und Heroologie als in das der Geschichte. Die russische Mythologie und Heroologie von 1812 ihrerseits hat in dem General Michailowskij-Danikewskij einen Darsteller gefunden, welcher die französischen Mythographen an Unzuverlässigkeit noch übertrifft. Willkommene Beiträge zur Geschichte des russischen Feldzugs bieten die 1862 erschienenen Aufzeichnungen der beiden würtembergischen Veteranen K. v. Suckow („Aus meinem Soldatenleben") und C. v. Martens („Vor fünfzig Jahren; Tagebuch m. Feldzugs in Rußland"), welche Beide als junge Offiziere den furchtbaren Zug mitgemacht haben. Ihre Erinnerungen sind, zusammengehalten mit älteren Veröffentlichungen von Mithandelnden (General Löwenstern, General Hofmann, General Röder, Loßberg u. A.) besonders geeignet, uns die menschliche (oder, wenn man will, die unmenschliche) Seite des ungeheuren Unternehmens nahezubringen. Ich bemerke ein für alle Mal, daß sämmtliche Zahlenangaben im Text, es würde denn eine andere Quelle ausdrücklich genannt, auf Chambray und Bogdanowitsch sich stützen.

in die Spalte. Der Czar protestirte lebhaft gegen diese Beraubung eines ihm verwandten Fürstenhauses, was aber Nichts bewirkte, als daß Minister Champagny in Paris zum russischen Gesandten Kurakin sagte: „Karl der Große, der Vorgänger Napoleons des Großen, hat ja auch Oldenburg und die andern Landschaften dort herum in Besitz gehabt. Uebrigens können kleine Staaten ihre Selbstständigkeit nicht bewahren, sobald diese dem Vortheil der Großmächte zuwider ist. Die letzteren gleichen reißenden Strömen, die Alles auf ihrem Wege mit sich fortschwemmen und verschlingen." Die Verschlingungspraxis kramte also ganz naiv ihre brutale Theorie aus. Der Czar war um eine Antwort auf diese Abfertigung seines Protests nicht verlegen. Er ließ seinen Handels-Ukas vom 31. Dezember 1810 ausgehen, kraft dessen Kolonialwaaren unter neutraler Flagge in den russischen Häfen zugelassen wurden, dagegen die Einfuhr ausländischer Manufakturwaaren mittelst eines neuen Zolltarifs sehr erschwert ward. Napoleon tobte und wetterte, das sei eine Begünstigung der Engländer und zerstöre Rußlands Handel mit Frankreich, und er hatte recht: — der in Rede stehende Ukas war in der That ein derber Schlag auf das Ungethüm Kontinentalsystem, von welchem sich Rußland schlechterdings losmachen mußte, wenn es nicht ökonomisch zu Grunde gehen wollte. Der Empereur schalt und drohte, der Czar sprach mittelst Depesche des Kanzlers Rumänzow seinen festen Entschluß aus, bei den angeordneten Handelsmaßregeln zu beharren, weil „es seine Pflicht, seiner Unterthanen Wohlfahrt zu fördern." Dem Kanzler mag freilich diese Depesche, die ein Schritt mehr gegen den Krieg zu war, schwer genug von der Hand gegangen sein; denn er war ein fanatischer Napoleonbewunderer und so ganz französirt, daß er das Bündniß mit Frankreich um jeden Preis erhalten wissen wollte, ja daß er unumwunden bekannte, „er sähe nicht ein, was es schaden könnte, wenn man, um Napoleon zu willfahren, französische Besatzungen und französische Zollwächter in die russischen Seestädte aufnähme." Alexander aber sah mit anderen Augen und zwar, wie man zu sagen nicht unterlassen darf, mit Augen, wie sie dem Beherrscher eines großen Reichs ziemten. Das Jahr 1812 war überhaupt wie die größte Prüfung so auch der eigentliche Glanzpunkt seiner Regierung. Daß er, obgleich keineswegs nach dem Krieg begierig, damals fest und folgerichtig geblieben, das ist sein weltgeschichtliches Verdienst. „Ich will den Krieg nicht," äußerte er zu Anfang des Jahres 1811 gegen Caulaincourt — welcher als ebenfalls gegen den Krieg gestimmt oder, wie sein Gebieter sagte, als „russifizirt" bald darauf aus Petersburg abberufen und durch Lauriston ersetzt wurde — „ich gebe Ihnen mein Wort darauf; ich fürchte ihn und er kreuzt

meine Absichten. Zwingt man mich jedoch dazu, so werde ich ihn energisch und verzweifelt führen."

Die Sache lag also, kurz gesagt, so: der Napoleon wollte den Alexander verschlingen und der Alexander wollte sich nicht nur nicht von dem Napoleon verschlingen lassen, sondern entwickelte gerade zu dieser Zeit seinerseits selber einen wahrhaft russischen Appetit. Hatte er nicht nach einander das preußische Bialystok, das schwedische Finnland.— einen tüchtigen Brocken fürwahr! — und das östreichische Tarnopol verschlungen? War er nicht dermalen noch emsig beschäftigt, drunten an der Donau türkische Provinzen zu verschlucken? Er brachte freilich deren nicht so viele hinunter als er wünschte, weil der Krieg mit Frankreich die Mahlzeit unterbrach. Indessen war es doch kein Geringes, daß er, nachdem Kutusow die Türken bei Slobodsei geschlagen — („Conçoit-on ces chiens, ces gredins de Turcs, qui ont eu le talent de se faire battre de la sorte!" donnerte der Schlachtenmeister in Paris) — inmitten der beginnenden Bedrängnisse des französischen Einbruchs die Türken zum Frieden von Bukarest (12. Mai 1812) zu nöthigen vermochte, wodurch die Gränze des „heiligen" Rußlands vom Dnjester bis zum Pruth und zur Donau vorgeschoben und obendrein eine Armee mehr gegen Napoleon verfügbar wurde. Dieser hatte demnach guten Grund zum Donnerwettern gegen „diese Hunde von Türken"; allein die armen Türken waren so oft von ihm belogen und betrogen worden, daß sie sich gleichwenig aus seinem Lächeln wie aus seinem Grollen machten und mit verzeihlichem Behagen zusahen, wie die beiden größten Verschlinger in der Christenheit ungeheuer sich abmühten, einander selber zu verschlucken.

Schon im Dezember von 1810 begann der französische Machthaber seine auf Rußland zielenden Kriegsrüstungen damit, daß er in Frankreich selbst die Rekrutenquote für 1811 im Betrage von 80,000 Mann unter die Waffen rief und die Besatzung von Danzig verstärkte. Im Frühjahr und Sommer von 1811 wurde mit den weiteren Vorbereitungen so energisch vorgegangen, daß zu Ende des Jahres Napoleon mit Hinzurechnung der rheinbündischen Kontingente bereits an 240,000 Mann in Deutschland und im Herzogthum Warschau schlagfertig hatte. Trotzdem hätte er den Krieg gern noch länger hinausgeschoben. Theils weil die Rüstungen noch lange nicht so weit gediehen waren, um mit zermalmender Macht auftreten zu können, theils weil sich die Tag für Tag aus Spanien kommenden Warnungen selbst einem Kaiserwahnsinnigen so sehr aufdrangen, daß er wünschen mußte, erst dort ein Ende zu machen, bevor er sich anschickte, nach Rußland und von Rußland aus nach Indien zu marschiren. Aber der Kaiserwahnsinn trug es schließlich doch über alle Bedenken davon.

Er ließ die Wunde im Südwesten bluten und stürzte sich gierig dem Nord-Osten entgegen. Wenn Napoleon noch irgend einer Warnung zugänglich gewesen wäre, hätte es ihn stutzig machen müssen, daß sogar ein Mensch vom leichtfertigsten Schlage, wie sein Bruder, der Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme war, ihm zu Ende des Jahres 1811 eindringlich vorstellte, daß die Stimmung in Deutschland die ungünstigste sei, und zwar „nicht allein aus Haß gegen die Franzosen und aus Ingrimm über die Fremdherrschaft, sondern auch und noch mehr, weil die Ueberladung mit Steuern, Kriegskontributionen, Quartierlasten und Plackereien aller Art, verbunden mit dem Ruin des Handels und Verkehrs, die Bevölkerungen, denen man Alles genommen hat, in eine Verzweiflung hineintreibt, welche zu befürchten ist." Aber zu dieser Zeit, wo Jérôme also warnte, war das russische Abenteuer schon unwiderruflich beschlossen. Denn schon am 15. August von 1811 hatte in den Tuilerien eine jener napoleonischen Explosionen stattgefunden, welche der Welt anzukündigen pflegten, daß der Napoleonismus das Schlachtroß zu besteigen im Begriffe sei. Lauriston hatte aus Petersburg geschrieben, daß der Czar durchaus nicht nachgiebig gestimmt wäre, und daraufhin überschüttete der Empereur den russischen Gesandten Kurakin mit Vorwürfen und Drohungen. „Was will Ihr Kaiser mit seinem Protest gegen die Reunion Oldenburgs mit meinem Reiche? Der Herzog von Oldenburg hat sich durch Gestattung des Schleichhandels in seinem Lande gegen mich als Protektor des Rheinbundes versündigt. Kraft eines alten deutschen Rechts hätte ich ihn ächten können .... Rußland möchte das Herzogthum Warschau haben; aber ich trete keine Fußbreite von meinem Gebiete ab, gebe Polen niemals her, niemals! ... Ich will den Krieg nicht, aber Ihr Gebieter rüstet und so muß auch ich rüsten ... Ich will Polen nicht herstellen; aber wenn Krieg wird, soll die Wiederherstellung Polens mein Erstes sein ... Wissen Sie, daß ich binnen zwei Jahren 600,000 Mann gegen Sie marschiren lassen kann? Und wo sind Ihre Verbündeten? Etwa Oestreich, dem Sie 1809 eine Provinz abgenommen? Oder Schweden, dem Sie Finnland geraubt? Oder Preußen, dem Sie im J. 1807, obgleich sein Alliirter, ebenfalls eine Provinz entrissen haben? Der Kaiser Alexander mag das ganze Elend verantworten, welches über Europa hereinbrechen wird." Man diplomatisirte zwar noch monatelang hin und her, weil hüben und drüben die Rüstungen noch unvollendet waren. Auch wollte Napoleon nicht in Rußland einbrechen, bevor der Sommer von 1812 begonnen hätte, weil er erst dann für das Hunderttausend seiner Rosse und für das mitzuführende Schlachtvieh ausreichendes Grasfutter vorzufinden hoffte. Indessen schon am 12. Januar meldete Kurakin aus Paris: „Der Krieg ist un-

zweifelhaft beschlossen. Die Rüstungen sind beendigt, die Märsche heben an. Der Kriegsminister hat zu einem Vertrauten gesagt, man sei noch nie auf einen Krieg so gut vorbereitet gewesen wie auf diesen." Der Schlachtenmeister selber war dieser Ansicht. Seine Zurüstungen überblickend, äußerte er selbstzufrieden: „Mit solchen Hülfsmitteln überwindet man alle Hindernisse" (avec de tels moyens nous dévorerons tous les obstacles). Von der Riesenhaftigkeit dieser Hülfsmittel gibt schon der Umstand eine Vorstellung, daß, abgesehen von den mehr als 100,000 Kavallerie- und Artilleriepferden, welche Napoleon über den Niemen führte, zur Fortschaffung des Proviants für die Armee 6000 Wagen mit 20,000 Pferden und 10,000 Fuhrknechten bestimmt waren und daß diese Anzahl als eine ganz unzulängliche sich erwies ...

Maßen der umgekehrte, d. i. von Westen nach Osten seine Heerlawine wälzende Attila nicht nur durch Deutschland marschiren mußte, sondern auch etliche 130 bis 150,000 Deutsche in seiner Armeerechnung angesetzt hatte, war es geboten, vor dem Zug nach Rußland mit den deutschen Kabinetten sich auseinander zu setzen. Was die rheinbündischen Satrapen anging, so genügte ein einfacher Befehl, ihre Kontingente schlag- und marschfertig zu halten, welcher Befehl mit Beeiferung vollzogen ward. Mit Preußen und Oestreich wurden besondere Verträge abgeschlossen. Niemals vielleicht hat sich ein Staat in so kläglicher Lage befunden, wie Preußen, das zerstückte, unerhört überlastete, im J. 1811. Eingeklemmt zwischen zwei Kolosse, mußte es sozusagen mit gefesselten Armen und Beinen erwarten, durch den bevorstehenden Zusammenstoß dieser Kolosse jämmerlich zerquetscht zu werden. Selbst ein ganz anderer König als Friedrich Wilhelm der Dritte mußte von diesem Vernichtungsvorgefühl zu Boden gedrückt werden und es ist nur gerecht, zu sagen, daß viele von den späteren Verfehlungen des Monarchen sich aus dem unsäglich bittern Nachgeschmack erklären lassen, welchen die Hefen des Unglücksbechers, die er in den Jahren 1811 und 1812 zu kosten hatte, in seiner Seele zurückließen. Der König gab sich anfänglich dem eiteln Glauben hin, der Krieg werde sich vermeiden lassen und er selber im Stande sein, den Vermittler zwischen Napoleon und Alexander zu machen. Im Mai 1811 schrieb er an den Letztern, er sei überzeugt, daß der französische Kaiser den Krieg nicht wolle, und daß es von dem Czaren abhänge, den Kampf zu vermeiden — („Je me tiens assuré que l'empereur des Français ne veut point la guerre, et il me semble aussi qu'il ne dépendrait que de V. M. impériale de l'éviter"). Alexanders Antwort (vom 18. Juni) war sehr kurz und kalt, sogar ziemlich patzig und grob („il n'est pas raisonnable de me supposer l'envie de troubler la paix") und

lehnte die preußische Vermittlung stillschweigend ab. Auch die Bemühungen Friedrich Wilhelms um ein Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland, im Herbst von 1811 durch Scharnhorst persönlich in Petersburg unterstützt, hatten keinen Erfolg. Die deutschgesinnten Männer in Preußen, die Blücher, die Scharnhorst, die Gneisenau und ihre Mitstrebenden hatten ihrerseits, sowie der Zwist zwischen Napoleon und Alexander zu drohen begonnen, ihre Hoffnung auf das Schwert gesetzt und stimmten und handelten für einen Verzweiflungskrieg, der wie der spanische „bis zum Messer" gehen sollte. „Mein Plan — schrieb Gneisenau im Juli 1811 aus Berlin — geht dahin, dem Krieg einen insurrektionellen Charakter zu geben und alle Streitkräfte des Landes zu entwickeln. Lähmt uns nicht die Schwäche, so soll die Welt erstaunen, mit welchen Kräften wir auftreten werden." Sodann im August: „Wenn unser König sich nur entschließen möchte, sogleich jetzt zu seiner Vertheidigung die passendsten Mittel anzuwenden, so wären wir wahrlich in einer glänzenden Lage. Wir haben in diesem Augenblick 124,000 Mann völlig ausgerüstet und können hoffen, das ganze Land unter die Waffen zu bringen." Und in demselben Brief (an den Grafen Münster): „Ich kann Ihnen jetzt die Nachricht geben, daß der König entschlossen ist." Es schien so und der französische Gesandte Marsan hatte Veranlassung, aus Berlin über die drohenden Rüstungen Preußens nach Paris zu berichten. „Sie rüsten also?" fragte er den Staatskanzler Hardenberg. „Allerdings und warum sollten wir nicht, da Alles um uns her ein Gleiches thut?" — „Aber was wollen Sie denn mit Ihren Truppen machen?" — „Mit dem Degen in der Hand sterben und niemals mit Schande zu Grunde gehen!"

Aber, ach, nicht ohne Grund hatte Gneisenau Besorgnisse vor der „Schwäche" gehegt. Die Schwäche hieß Friedrich Wilhelm, welcher, überhaupt nicht der Mann, einen Krieg im spanischen Styl zu begreifen, geschweige zu führen, durch die kaltselbstsüchtige Ablehnung seines Allianzantrags von Seiten Rußlands in völlige Zaghaftigkeit geworfen ward und jetzt nur noch in einem Bündnisse mit Napoleon Rettung sah. Vergebens führte Hardenberg in einer dem König eingereichten Denkschrift den unwidersprechlichen Beweis, daß „Allianz mit Frankreich für Preußen Nichts als völlige Unterwerfung" sei und daß man daher, diesem Unglück und dieser Schmach zu entgehen, kühn Alles an Alles setzen müsse. Friedrich Wilhelm hielt nach Art von Kleinmüthigen das Kleinmüthigste eigensinnig fest, nachdem er sich einmal dazu von Jämmerlingen hatte bestimmen lassen. Es wurde jetzt in Paris um das französische Bündniß wie um eine Gnade gebettelt und mittelst demüthigster Bewilligungen der Abschluß desselben erstrebt. So wurde z. B. Blücher, auf die Forderung

der Franzosen hin, schon im Oktober von seinem Kommando in Pommern abberufen. Sie wollten keinen General in so bedeutender Stellung sehen, dessen Haß der Fremdherrschaft ein so heißer und ein so barsch ausgesprochener war. Napoleon, wahrnehmend, daß Friedrich Wilhelm gehörig mürbe, und die völlige Vernichtung des preußischen Staats auf eine gelegenere Zeit verschiebend, gewährte den erbetenen Allianzvertrag, welcher, am 24. Februar 1812 zu Paris abgeschlossen, Preußen in die Kategorie der rheinbündischen Paschaliks herabdrückte, es verpflichtete, 20,000 Mann mit 60 Geschützen zum Heerzug gegen Rußland zu stellen und überhaupt die Verfügung über seine Kräfte dem geschworenen Feinde überlieferte. „So ist also Alles vergeblich gewesen!“ schrieb der tieferschütterte Gneisenau (10. März). „Wir haben einen Unterwerfungsvertrag unterzeichnet, welcher Blut und Vermögen des Volkes fremder Willkür preisgibt. Und wenn man weiß, durch welche Personen dieses Unglück über uns gekommen ist! Ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib von übelm Ruf, ein durch Stupidität ausgezeichneter General, ein Hofpfaff und was sich denn sonst noch für Hundepack von den höheren Ständen an diese Koryphäen schloß, d i e s e haben dem armen geängsteten König so viel von den Gefahren, denen eine Waffenerhebung gegen Frankreich ihn bloßstellte, so viel von dem Unglück, das dadurch über das Volk komme, und so viel von den Vortheilen, die ein Bündniß mit Frankreich herbeiführen könne, vorgeredet, daß er sich zuletzt zu dieser Meinung hinneigte.“ Die Kalkreuthe und Köckeritze und wie sonst alle die Heulbrüder und Angstweiber in der Umgebung des Königs Infinitiv hießen, hatten es also wiederum über die Thatmänner davongetragen. Und doch hätte eine verzweifelte Anstrengung zu Anfang des Jahres 1812 dem preußischen Volk nicht mehr, sondern eher weniger gekostet, als ihm die Anstrengung von 1813 kostete, besonders wenn man die furchtbaren Opfer hinzurechnet, welche ihm der napoleonische Heereszug nach Rußland auferlegte. Wie aber die Franzosen den Allianzvertrag mit Preußen verstanden, drückte einer ihrer Marschälle sehr unzweideutig mit den Worten aus: „Eh bien, vous avez la c o n v e n t i o n et nous avons la f o r c e.“

Jede Hoffnung der Bessern und Besten schien gebrochen. In Preußen räumten die Franzosenfeinde das Feld. Scharnhorst legte sein Amt als Haupt des Generalstabs nieder, nachdem er jedoch, wie von einer wunderbaren Ahnung kommender Geschicke erfaßt, noch durchgesetzt hatte, daß dem lenksamen General Grawert, welcher nach dem Willen der Franzosen das nach Rußland bestimmte preußische Hülfskorps befehligen sollte, der scharfkantige York beigegeben wurde, welcher dann jenen, der erkrankte, bald im Oberbefehl ersetzte. „Mich also verlassen wollen?“ fragte

Friedrich Wilhelm den scheidenden Scharnhorst, der nach Schlesien ging. „Ich kann nicht unter den Franzosen dienen, Majestät.“ „Verdenk's Ihnen nicht, treuer Freund; aber mich nicht ganz verlassen, auf die Zukunft hoffen, kann ja besser werden.“ Gneisenau nahm den Abschied. Mit ihm Männer wie Golz, Clausewitz, Chazot, Lützow, Dohna, an 300 Offiziere, die nicht den Franzosen zur Seite, sondern in Rußland oder Spanien gegen dieselben fechten wollten. Der Freiherr vom Stein schrieb an Münster (19. April): „Nun kann man in Deutschland Nichts mehr von einer Impulsion von oben erwarten! Es mag sein, daß Rußland den Krieg besteht. Möge er einen glücklichen Erfolg haben oder ich mein Ende darin finden!“

Ganz ungebärdig wüthete „de old Blüchert“ über diese Wendung der Dinge. Er war, seiner Stellung in Pommern enthoben, zu Anfang des Jahres 1812 nach Berlin gekommen und ließ hier, wo die Franzosen ganz offen die Herren und Meister spielten, den Unmuth über die „Sakerments-Welschen“, über den „Schwerenothskerl von Bonaparte“, über all das „Dreckzeug“ von „Federfuchsern“ und „Diplomatikern“ so laut und heftig aus, daß den Leuten von der Sorte Köckeritz und Zastrow vor Schrecken und Angst die Haare zu Berge standen und daß selbst Hardenberg, von dem König gar nicht zu reden, die Anwesenheit des Alten höchst unliebsam, unbequem und gefährlich fand. Man suchte ihm das begreiflich zu machen; aber der Alte hörte nicht gut, wenn er nicht hören wollte. Da erinnerte man sich bei Hofe, daß der General von 1806 her noch allerhand Forderungen an den Staat zu machen und überdies eine Vergütung seiner treuen Dienste wohl verdient hätte. Der König schenkte ihm demzufolge das Gut Kunzendorf unfern Neiße in Schlesien, und Blücher, die stillschweigende Bedingung, unter welcher diese Verleihung geschah, wohl begreifend, machte sich sofort dahin auf den Weg. Die Zeit, welche er nicht dazu verwandte, auf seinem Gut nach dem Rechten zu sehen, verbrachte er in Schweidnitz und Breslau mit Brummen und Spielen, nicht selten zum Entsetzen ängstlicher Seelen in neue Anwandlungen seiner Berserkerwuth von Anno 1808 zurückfallend [14]). So harrte er seiner Zeit. Die kam bald und fand ihn rüstig und tüchtig und bereit, so daß

14) Bogdanowitsch a. a. O. I, 14. Smitt a. a. O. 161. Bernhardi a. a. O. I, 225. Thiers, XII, 374. Chambray, I, 109 seq. Bignon, chap. 32. Depesche des Fürsten Kurakin vom 15. Aug. 1811, bei Bogdanowitsch, I, 31 fg. Correspondance inédite de Nap. VII, 431, 433. Hormayr, Lebensbilder, 2. A. Urkdb. I, 103, 181, 183, 186, 296. Schmidt-Weißenfels, Scharnhorst, 185. Blücher-Papiere.

mit Fug von ihm gesagt und gesungen werden konnte: — „Hei, wie der weiße Jüngling in den Sattel sich schwang!“ ...

Dem sogenannten Allianzvertrag Napoleons mit Preußen folgte ein am 14. März zu Paris mit Oestreich abgeschlossenes Bündniß, wodurch sich dieses gegen Inaussichtstellung verschiedener Vortheile zur Erhaltung der Integrität des türkischen Reiches mit Frankreich verband und zur Fortführung des Kontinentalsystems, sowie zur Stellung von 30,000 Mann mit 60 Kanonen gegen Rußland sich verpflichtete. Metternich hatte nicht ohne Mühe den Kaiser Franz zur Einwilligung in dieses Abkommen vermocht; denn es gab ja auch in Wien eine widernapoleonische Partei, welche dem Minister, der zu dieser Zeit nur in einer möglichst engen Verbindung mit Napoleon Oestreichs Heil erblickte und der sein Leben lang für deutsches Vaterlandsgefühl niemals ein Organ gehabt hat, energisch entgegengearbeitet und den Gedanken eines großen Bündnisses zwischen Oestreich, England, Rußland und Preußen schon jetzt zu verwirklichen versucht hatte [15]). Das gegen Rußland bestimmte östreichische Hülfskorps sollte der Fürst Karl von Schwarzenberg befehligen, der aber weit entfernt war, ein York zu sein.

Wie mußte es den Kaiserwahnsinn des Eroberers kitzeln, die Besiegten von Auerstädt und Jena wie die Besiegten von Marengo und Wagram als Heerfolge leistende Vasallen in die Heersäulen einzufügen, welche er gegen die Besiegten von Austerlitz und Friedland heranrollte! Mehr ein Völkerwanderungszug als ein Armeemarsch war das zu nennen und nie zuvor war ein Feldherr an der Spitze einer solchen Streitmacht ins Feld gezogen. Denn was waren die Heere der ägyptischen Pharaonen, der Könige von Assur und Persien, der römischen Cäsaren, des Hunnenhäuptlings Attila und der Mongolen-Khane, verglichen mit der Schlagfertigkeit dieser 608,000 Mann, welche mit 1336 Stücken Feld-

---

15) Einblicke in diese Betreibungen gewähren die Briefe des Generals Nugent aus dem Ende d. J. 1811 und dem Anfange d. J. 1812 aus Wien, bei Hormayr, Lebensbilder, Urkdb. I, 151 fg. Ganz lächerlich aber und von des „illustre historien“ gewohnter Unkenntniß der deutschen Verhältnisse zeugend ist es, wenn Thiers (tom. XIII, liv. 41) die widernapoleonischen Versuche, welche zur angegebenen Zeit in Wien statthatten, als Manifestationen des „deutschen Genius“ bezeichnet und behauptet, der wiener Hof habe damals die Vertreter des deutschpatriotischen Geistes gehätschelt. Mr. Thiers geht in seiner Unwissenheit bis zur unfreiwilligen Komik fort, indem er höchst zuversichtlich erzählt (wörtlich): „Mit einer ihm sonst keineswegs eigenen Zuvorkommenheit nahm der wiener Hof die deutschen Autoren bei sich auf. Die Herren Göthe, Wieland und noch Andere waren nach Wien gezogen worden und man hatte sie dort mit außerordentlichem Eclat begrüßt“ — u. s. w. im blühenden Nonsens.

und Belagerungsgeschütz, mit 145.000 Reit- und Zugpferden gegen Rußlands Gränzen heranzogen[16])! Da waren 370,000 Franzosen, 150,000 Deutsche, 50,000 Polen, 20,000 Italiener und Illyrier, 10,000 Schweizer, etliche Tausend Holländer, Spanier und Portugiesen, 604 Bataillone Infanterie (492,000 Mann), 530 Schwadronen Kavallerie (96,000 Mann), 20,000 M. technische Truppen — in der That, es bedurfte eines Kriegskünstlers, wie es einen zweiten nicht gegeben, um auf diesem aus so vielerlei Völkerbestandtheilen zusammengesetzten Riesenheerinstrument zu spielen. Aber es sollte sich bald zeigen, daß selbst dieser Künstler diesem Instrument in die Länge nicht gewachsen war, weil das Spiel auf einem Boden vor sich ging, wo Alles, aber auch Alles und ganz insbesondere die Ungeheuerlichkeit der Maschine selber dazu beitrug, dieselbe in Unordnung zu bringen und auseinanderfallen zu machen. Was die Vertheidigungskräfte Rußlands betraf, so verhielten sie sich zu den napoleonischen Angriffskräften beim Beginn des Krieges angeblich wie 4 zu 6, in Wirklichkeit aber wie 1 zu 3. Denn obzwar die schlagfertige russische Streitmacht im Juni von 1812 nicht weniger als 480,000 Mann mit 1600 Geschützen betragen haben soll, so war doch diese Wehrkraft also über den Raum des unermeßlichen Reiches hin verstreut, daß dem napoleonischen Einbruch über die Westgränze im allergünstigsten Fall 200,000 Mann entgegengestellt werden konnten; denn auf die in den Westprovinzen formirten sogenannten Depot-Bataillone und Depot-Schwadronen, welche auf 80,000 Mann angeschlagen wurden, konnte man Anfangs gar nicht zählen. Was zunächst verfügbar, war die „erste Westarmee", 150 Bataillone, 132 Schwadronen, 18 Kosakenregimenter, 49 Batterien, im Ganzen höchstens 127,000 „Kombattanten"; ferner die „zweite Westarmee", 46 Bataillone (12 weitere stießen später hinzu), 52 Schwadronen, 9 Kosakenregimenter, 18 Artillerie-Kompagnien, zusammen 45,000 Mann; endlich die „dritte Westarmee", 54 Bataillone, 76 Schwadronen, 9 Kosakenregimenter, 164 Geschütze, im Ganzen etwas über 40,000 Mann. Die dritte dieser Armeen befehligte der General Tormasow, die zweite der Fürst Bagration, die erste der Kriegsminister Barklay de Tolly, einer der kaltblütigsten Helden, welche je den Befehls-

16) Chambray, I (die Tabellen am Schlusse des Bandes). Rechnet man aber die Korps von Victor, Durutte und Loison hinzu, sowie das von Augereau zwischen Elbe und Weichsel nachträglich formirte, welche während des Feldzugs in verschiedenen Abtheilungen nach Rußland gingen, so bringt man mit dem General Sir Robert Wilson (Geheime Geschichte des Feldzugs von 1812, S. 19) eine Gesammtmacht von 651,358 Mann mit 187,121 Pferden und 1372 Geschützen heraus.

stab geführt, der Sohn eines ehrsamen deutschen Pastors in Livland, viel mehr deutsch als russisch in Art und Sprache, durchaus ehrlich und geradaus, aber eckig und methodisch und so, wie er war, von den Russen als „Ausländer" gehaßt und, weil um seiner am Quark in Finnland bewiesenen Tapferkeit willen spät befördert, wortspielerisch bewitzelt („il est sorti de la boue"). Rechnet man zu den aufgeführten Streitkräften noch die 15,000 Mann, welche in Riga zusammengezogen waren, so ergibt sich, daß, Alles zusammengenommen, die Russen dem Napoleon anfänglich allerdings etwas mehr als 200,000 Mann entgegenstellen konnten; allein Wissende haben nicht ohne Grund behauptet, in Wirklichkeit habe die an der Westgränze Anfangs in Linie vorhandene und verfügbare Macht nicht mehr als 175, höchstens 180,000 Mann betragen[17]). Demnach hätte sich in der That, wie schon bemerkt, die russische Defensivkraft zur französischen Offensivmacht im günstigsten Falle wie Eins zu Drei verhalten. Freilich wollen Andere, ebenfalls „Wissende," behaupten, Rußland habe gegen den Westen zu sofort 241,000 Mann verfügbar gehabt, während nach dem Friedensschluß von Bukarest weitere 87,000 Mann aus den Donauprovinzen herangezogen, auch 33,000 Mann in Persien und im Kaukasus, 30,000 Mann in Finnland, 28,000 in Petersburg und 10,000 Mann in Moskau gestanden seien. Wir sind dermalen aber endgültig vergewissert, daß die Anzahl der an der Westgränze aufgestellten russischen Truppen 175,000 Mann betrug und mit Hinzuzählung der Kosaken 193,000 Mann mit 938 Geschützen[18]).

Im April von 1812 waren die diplomatischen Gaukeleien hüben und drüben erschöpft. Man mußte zur „ultima ratio" greifen. Napoleon verwarf das russische Ultimatum, in welchem obenan die Räumung Preußens von französischen Truppen gefordert war. Die Hunderttausende des Eroberers wälzten sich der Oder, der Weichsel und dem Niemen entgegen. Die Russen rückten in ihre Aufstellungen an der Westgränze des Reiches. Der Czar schrieb am 19. April an Barklay: „Elektrisiren Sie Ihre Seele durch das große Ziel, welchem wir zustreben: die Menschheit dem Joch zu entreißen, unter welchem sie seufzt, und Europa von seinen Ketten zu befreien." Zwei Tage darauf reis'te er ins Hauptquartier nach Wilna ab, wohin am 12. Juni der aus Prag berufene Freiherr

17) Bogdanowitsch, I, 42 fg. und die Tabellen am Schlusse des Bandes. Herzog Eugen v. Würtemberg, Erinnerungen v. 1812, S. 8 fg. Derselbe, Memoiren, I, 277. Wolzogen, Memoiren, 87 fg. Bernhardi, Denkw. Tolls, I, 234 fg. Clausewitz (2. A.), VII, 12.

18) Smitt, Zur näheren Aufklärung, 264 fg. Bogdanowitsch, I, 105 und die Tabellen S. 98 fg.

vom Stein kam, jedenfalls der Mann, welcher ganz dazu gemacht war, den Kaiser in der so eben geäußerten großartigen Ansicht und Absicht zu bestärken. Der Franzosenkaiser machte, indem er den Grafen Narbonne an den Czaren absandte, einen letzten Versuch, diesen in eine nachgiebige Stimmung hineinzuschmeicheln oder hineinzudrohen, nebenbei auch im russischen Hauptquartier den Späher zu machen. Dann verließ er am 9. Mai Paris und ging nach Dresden zur „Fürstenrevue,“ wozu der östreichische Schwiegerpapa — der aber zwei Jahre später die schwiegersohnliche Berufung auf seine großväterlichen Gefühle mit den Worten abwies: Rödt's mier nit alleweil von dem Kind (König von Rom); bei mier z' Haus hab I gar viel Kinder, an die I z'erst denken muß“ — ja, der östreichische Schwiegerpapa freiwillig, Friedrich Wilhelm der Dritte gezwungen kam, denn die napoleonische Einladung war für ihn nur ein Befehl. Selbst einen Franzosen erbarmte es, den armen Preußenkönig beim Lever Napoleons im Palast des Königs von Sachsen „unter der Masse der Offiziere der kaiserlichen Suite hin- und hergestoßen“ zu sehen. Von den rheinbündischen Satrapen fehlten nur einer oder zwei bei der Musterung. Aber es war die letzte Fürstenrevue, welche der Obertreiber abhielt, und sie verfehlte gänzlich ihren Hauptzweck, den Czaren durch glänzende Schaustellung napoleonischer Macht einzuschüchtern. Narbonne brachte von Wilna nur die Kunde von Alexanders Entschlossenheit nach Dresden. „Ich mache mir — hatte der Czar zu ihm gesagt, auf eine vor ihm liegende Karte von Rußland zeigend — durchaus keine Täuschungen vor. Ich weiß, daß Ihr Kaiser ein großer Feldherr ist; aber ich habe für mich Zeit und Raum. Es gibt in diesem weiten Gebiete keinen noch so entlegenen Winkel, in welchen ich mich nicht zurückziehe, keinen noch so entfernten Posten, welchen ich nicht vertheidige, bevor ich in einen schimpflichen Frieden willige. Ich greife nicht an, aber ich lege auch die Waffen nicht nieder, so lange noch ein einziger fremder Soldat auf russischem Boden steht.“

Aus dieser Aeußerung hätte Napoleon den russischen Kriegsplan errathen können. Denn daß der Krieg von Seiten der Russen nicht planlos angehoben und geführt wurde, kann nach den besten Quellen nicht mehr zweifelhaft sein. Das allerdings ist wahr, daß der russische Kriegsplan mehrfache Abänderungen erlitt und zwar gleich Anfangs die größte. Man war nämlich überzeugt gewesen, daß man den Krieg gegen Napoleon angriffsweise und demnach in Polen und Preußen führen müßte, welcher Absicht man sodann gänzlich entsagte. Es ist ferner wahr, daß man nicht von vornherein auf einen systematischen und folgerichtigen Rückzugsplan verfiel. Niemand dachte Anfangs auch nur an die Möglichkeit,

daß man bis Smolensk oder gar bis Moskau werde zurückweichen müssen. Daher ist es wohlbegründet, wenn gesagt worden, man habe im Hauptquartier von Wilna nicht daran gedacht, die ungeheure Ausdehnung Rußlands zu Hülfe zu nehmen; denn dazumal war der Czar noch sehr für den Plan des Generals Phull eingenommen, welcher, weit mehr schwäbischer Magister als Kriegspraktiker, vorgeschlagen hatte, mit der Armee Barklay's langsam und fechtend bis in das übelgewählte und schlechtangelegte Lager von Drissa zurückzugehen. Endlich ist es richtig, daß, sobald der Krieg wirklich begonnen hatte, im geraden Widerspruch mit den phull'schen Vorschlägen die Vereinigung der Heere Barklay's und Bagrations das Ziel aller Bewegungen ward, daß das Streben, sich zu vereinigen, tiefer in das Innere des Landes führte und daß dadurch der ganze Krieg erst seinen wahren Charakter erhielt. Aber bei Alledem ist nicht zu übersehen, daß schon im Jahre 1807, wie wir seines Ortes gehört haben, der verwundete Barklay zu Memel den Gedanken einer russischen Kriegsführung gegen Napoleon äußerte, welchen er i. J. 1812 zu verwirklichen suchte und, so sehr und so oft auch höhere Einflüsse ihn zu vorübergehenden Abweichungen nöthigten, thatsächlich verwirklichte, ein Gedanke, welchen beizubehalten auch seinen Nachfolger im Heerbefehl, Kutusow, die Umstände zwangen. Dieser einzig richtige Plan war durch Niebuhr schon frühzeitig zur Kenntniß des Obersts von dem Knesebeck gekommen, welcher ihn daher bei Gelegenheit seiner Sendung nach Petersburg im Januar 1812 bei dem Czaren in Anregung brachte. Auch Wolzogen und Phull wußten davon und noch viele Andere. Die Grundidee desselben klang in allen Feldzugsplanen an, welche dem Kaiser Alexander vorgelegt wurden. So in dem von dem Oberst Toll, so in dem von dem französischen Emigranten d'Allonville eingereichten. Sehr selbstständig hatte der Prinz Eugen von Würtemberg diese Idee in sich verarbeitet und, des Erfolges gewiß, schrieb er darüber an seine Tante, die Czarin-Mutter: „Wenn Napoleon beabsichtigt, uns nach Art der Römer den Krieg zu machen, so wird er das Schicksal des Crassus im Kriege gegen die Parther haben[19]).“ Noch mehr, die geschichtliche Erinnerung an den Skythenfeldzug des Dareios, an den Partherfeldzug der Römer und an den Zug Karls des Zwölften nach Poltawa war, sobald der Krieg zwischen Napoleon und Alexander kaum erst wahrscheinlich geworden, überall in denkenden Menschen lebendig. So sehr drängte sich der Ge-

19) Smitt, 234. Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I, 99. Villemain, Souvenirs contemp. I, 130, 131. Bogdanowitsch, I, 96. Eugen v. Würtemberg, Erinnerungen, 71. Bernhardi, I, 247, 301. Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 210 Anm. u. 285. Arnold Ruge, Aus früherer Zeit, I, 46.

danke auf, daß seine räumlichen Verhältnisse, seine dünne Bevölkerung und sein Klima Rußlands beste Vertheidigungsmittel seien. Den Krieg in die Länge zu ziehen, entscheidende Schlachten zu vermeiden, Zeit und Raum, Klima und Strapazen, Hunger und Durst auf den Feind einwirken zu lassen, hievon sprach man überall. Nicht etwa nur in Petersburg, Wien, Berlin, Mailand und sogar in widernapoleonischen Kreisen in Paris, sondern auch in ganz abgelegenen Erdwinkeln. Ein reisender Schweizer trat im Sommer von 1812 in das Haus des Pächters Ruge auf der Insel Rügen. „Was gibt's Neues?" fragte der Hausvater. „Ist er noch immer siegreich?" — „Napoleon?" — „Wer sonst? Er kippt doch einmal um. Aber die Russen freilich werden ihn nicht schlagen." — „Rußland ist eine Wüstenei. Er dringt immer tiefer hinein und kommt mir ganz so vor wie Karl der Zwölfte. Wenn Alles verhungert und erfroren ist, hilft kein Kommando mehr. Seien Sie überzeugt, er pfeift auf dem letzten Loche." — „Mir ganz aus der Seele gesprochen! Trinken wir Eins darauf" . . . Als Barklay im Hauptquartier zu Wilna anlangte, um den Befehl über die erste Westarmee zu übernehmen, befahl der Czar, welcher über den Umfang der Streitkräfte seines Gegners nur sehr unvollkommen unterrichtet war, daß dieser Feldzugsplan eingehalten würde: — Jedes der russischen Heere sollte, von übermächtigen Kräften angegriffen, sich zurückziehen, während das andere Heer, wenn nicht ebenfalls mit Uebermacht bedrängt, den Feind entschlossen in Rücken und Flanke fassen sollte. Nachdem dann aber an der ungeheuren Ueberlegenheit Napoleons gar kein Zweifel mehr sein konnte, mußte man an eine Vereinigung der beiden ersten Westarmeen denken, um mit vereinten Kräften dem Gegner zu widerstehen. Zum Vereinigungspunkt war zuerst Swenzjäni bestimmt, hierauf das Lager von Drissa, dann Orscha, und als nach endlich bei Smolensk bewerkstelligter Vereinigung der Feind noch immer übermächtig sich erwies, ging der Rückzug weiter. So machte und so änderte sich der russische Feldzugsplan. Aber daß der bestimmende Grundgedanke schon im Mai feststand, wenigstens bei den einsichtigsten russischen Führern, ist sicher. Als im genannten Monat der Czar zu Schawel das erste Korps besichtigt hatte, fragten nach seiner Abreise einige Generalstabsoffiziere den Oberst Diebitsch: „Und was wird denn nun geschehen?" — „Wir werden uns zurückziehen." — „Wie weit?" — „So weit als es Napoleon belieben wird, uns zu folgen, und wäre es bis zur Wolga [20])."

---

20) Bogdanowitsch, I, 90 fg., 95. Smitt, 278. Ich bin hinsichtlich der russischen Streitkräfte und des russischen Kriegsplans i. J. 1812 über Gebühr

Der Franzosenkaiser seinerseits war nicht gewohnt — wir haben ihn weiter oben ein bezügliches Wort sprechen hören — mit einem zum Voraus bis ins Einzelne ausgearbeiteten Plan ins Feld zu ziehen. Indessen hatte er doch gewisse leitende Grundsätze festgestellt und zwar hauptsächlich diese: — seine Heerscharen mit möglichst wenigem Geräusch bis zur Weichsel vorzuschieben und hier so aufzustellen, daß die ganze Westgränze Rußlands bedroht schiene; zum Hauptzielpunkt sämmtlicher Operationen Moskau zu nehmen, die heilige Stadt der Russen; behufs der Täuschung des Feindes starke Demonstrationen gegen Wolhynien hin zu machen, während die entscheidenden Schläge nicht dort, sondern nördlicher geführt werden sollten; die Ausdehnung und Verzettelung der feindlichen Streitkräfte, welche er mittelst des angegebenen Manövers zu erzielen hoffte, zu benützen, um seinen Gewalthaufen als unwiderstehlichen Keil zwischen sie hineinzutreiben, sie dadurch in der Mitte zu durchbrechen, sie auseinanderzusprengen, auseinanderzuhalten und also einzeln zu schlagen, ein Schlagen, welches er dann mit der eingreifenden Beihülfe seiner Flügelheere — das äußerste rechte bildeten die Oestreicher unter Schwarzenberg, das äußerste linke die Preußen (mit Zutheilung von Polen) unter Macdonald — zu einem Vernichten zu machen hoffte. Als der große Kriegskünstler diesen seinen Plan nach dem Uebergang über den Niemen, d. h. nachdem er sich über die Stellungen der Russen Kenntniß verschafft hatte, vervollständigte, war es ein Meisterstück von Plan, vielleicht der schönste, welchen er jemals entworfen. Schade nur, daß er zwei Dinge darin nicht mit in Anschlag gebracht hatte: Rußland und die Russen. Der spanische Krieg hatte ihn also nicht gelehrt, daß man eine Nation, welche wirklich eine Nation ist, damit noch nicht besiegt, daß man ihre Hauptstadt erobert? Nur ein Kaiserwahnsinniger fürwahr konnte, während doch alle Welt davon sprach, daß die Russen den Krieg nach Art der Skythen und Parther führen würden, sich einbilden, sie würden Napoleon dem „Großen“ zu Gefallen keine solchen „Barbaren“ sein, sondern etliche Tagemärsche jenseits der Gränze seiner ungeheuren Uebermacht geduldig standhalten, um sich napoleonische Entscheidungsschläge beibringen und dann den Frieden diktiren zu lassen. Auch zeigte es sich gleich beim Beginne des Feldzugs, lange bevor man das eigentliche Rußland betrat, das unwirthliche, wo die Bauern ihre

ausführlich geworden, da eine einläßliche Betrachtung des Feldzugs von 1812 gar nicht zu meinem Plan stimmt. Indessen schien es mir gerathen, auf Grund der neuesten Quellenaufschlüsse gerade die beregten Punkte, über welche noch immer irrige Meinungen im Schwange gehen, möglichst ins Klare zu setzen.

Vorräthe vernichteten, ihr Vieh wegtrieben, ihre Häuser in Brand steckten, die Brunnen und Mühlen zerstörten, um den Soldaten des schwarzen Teufels („Tschort"), wie sie Napoleon nannten, allen möglichen Schaden anzuthun, — ja, schon vor dem Uebergang über den Niemen zeigte es sich, daß alle die ungeheuerlichen Veranstaltungen zur Verproviantirung des Riesenheeres kläglich unzulänglich und unbrauchbar waren, so sehr, daß sogar noch diesseits des Niemens die peinlichste Hungerleiderei bereits begann, während jenseits des Gränzflusses die Entbehrungen und Leiden aller Art so rasch und so sehr sich steigerten, daß schon auf dem Marsch gen Wilna und Witepsk Hunderte von Soldaten verzweiflungsvoll sich selber den Tod gaben[21]).

„Wir wollen sehen, ob die Hartnäckigkeit des Czaren der Macht der Ereignisse standhält" — sagte Napoleon, als ihm Narbonne zu Dresden meldete, daß er in Wilna Nichts ausgerichtet. „Alexander will also den Krieg, er soll ihn haben." Am 29. Mai flog von Dresden aus der Befehl zum allgemeinen Vormarschiren nach Preußen und Polen. Er selber flog dorthin, in gewohnter Wetterstralweise, über Posen, Thorn, Marienburg, Danzig und Königsberg an den Niemen, an dessen Ufer in der Länge von wenigen Meilen 400,000 Mann zum Uebergange bereit standen, während weitere 200,000 Mann nachrückten. Am 23. Juni traf der Schlachtenmeister an dem russischen Gränzfluß ein. Zu Pferde dessen Ufer erkundend, ward er — erzählt die napoleonische Legende — von seinem stürzenden Pferd unsanft auf den Sand geschleudert und eine Stimme, vielleicht seine eigene, habe ausgerufen: „Ein böses Omen! Ein Römer würde umkehren." Er kehrte aber nicht um, sondern befahl dem General Eblé, die Brücken zu schlagen. Am folgenden Tage überschritt die große Armee den Niemen. Augenzeugen sagen, es sei „ein herzergreifendes Schauspiel gewesen, die Scharen des Welteroberers in drei breiten Strömen durch die Sandfläche gegen die drei Brücken zu sich ergießen zu sehen." Wenige Monate nur, ach, und aus diesem machtvollen ostwärts gehenden Geströme war ein kärglich westwärts sickerndes Getröpfel geworden. Denn es kam anders als der Vater des Bulletinismus in der Proklamation prophezeite, welche er am Ufer des Riemen an seine Soldaten richtete. „Rußland ist fortgerissen von seinem Ver-

21) S. die lichtvolle, wahrhaft schöne Auseinandersetzung des napoleonischen Kriegsplans bei Smitt, 366—387. Rommel, Erinnerungen a. m. Leben, gedr. bei Bülau, Geheime Geschichten, V, 568. C. v. Martens, Vor fünfzig Jahren, 57, 61. (Der Verfasser ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen C. v. Martens, dessen „Denkwürdigkeiten eines alten Offiziers" anzuführen ich mehrmals im Falle war.) Oberst K. v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 164, 165.

hängniß, seine Geschicke müssen sich erfüllen (la Russie est entrainée par la fatalité; ses destins doivent s'accomplir)." Also auch hier wiederum die Schicksalsphrase, die nachgerade sehr abgegriffen war. Der große Bulletinist kopirte sich selber, und sobald ein Autor dieses thut, ist sein Geist und sein Styl entschieden im Sinken. Man sagt auch in der That nicht zu viel, wenn man ausspricht, daß der russische Feldzug nicht nur des napoleonischen Glückes, sondern auch des napoleonischen Genius Sonnenwende gewesen ist. Der Mann war schon im J. 1809 nicht mehr der Napoleon von 1805 und 1806, aber im J. 1812 war er nicht mehr der, welcher er im J. 1809 gewesen. Erst in den Jahren 1813 und 1814 hat der Wermuthstrank des Unglücks seinen Geist wiederum so gekräftigt, daß er mitunter abermals zur Höhe seiner glänzendsten früheren Offenbarungen hinanreichte.

Als der Czar zu Wilna den Einbruch des Feindes in sein Reich erfahren, erließ auch er eine Proklamation an seine Soldaten, worin er ihnen sagte: „Ihr vertheidigt den Glauben, das Vaterland, die Freiheit!" und in derselben Stunde schrieb er nach Petersburg: „Ich lege die Waffen nicht nieder, so lange noch ein feindlicher Krieger in meinem Reiche sich befindet." Dann übergab er den Heerbefehl an Barklay und ging über Moskau, wo sich das Nationalgefühl der Bevölkerung begeistert und opferfreudig kundgab, nach Petersburg zurück. Am 28. Juni zog Napoleon in Wilna ein, um die enthusiastischen Polen mit — kaltem Wasser zu übergießen. „Sprechen Sie, Sire, das entscheidende Wort: Polen lebt wieder!" Aber er sprach das entscheidende Wort nicht aus. Er hatte Polen und die Polen im Grunde seines Herzens niemals für etwas Anderes als für eine gegen Rußland und Oestreich nach Befund der Umstände zu richtende Drohung und für Kanonenfutter angesehen. Außerdem konnte er, der Ueberläufer von der Völkerpolitik zur Despotenpolitik, es um Oestreichs willen nicht wagen, in Wilna zu sagen: Polen ist wieder hergestellt! denn dieses Wort hätte in seinem Rücken Oestreich nothwendig in die Waffen rufen müssen. Sein Abfall von der Sache der Völker hat sich bitter an ihm gerächt in jener Stunde, als er zu Wilna mittelst gewundener und geschraubter Redensarten sich aus der Klemme zu ziehen suchen mußte und damit die Polen soweit ernüchterte, daß sie es unterließen, sich ferner für den Eroberer zu opfern. Daß aber dieses von da an eingetretene gleichgültige, opferunlustige und abgeneigte Verhalten der Bewohner von Litthauen, Wolhynien und der übrigen polnisch-russischen Provinzen sehr viel dazu beigetragen hat, die napoleonische Katastrophe in Rußland zu einer so furchtbaren zu machen, liegt auf der Hand ... In Wilna empfing Napoleon den Generaladjutanten Ba-

laschew, welchen der Czar sandte, um einen letzten Versuch zum Frieden zu machen, welchen er aber nur unter der Bedingung eingehen zu wollen erklärte, daß die Franzosen sofort den russischen Boden wieder räumten. Balaschew fand, daß die napoleonischen Generale dieses strapazenvollen Krieges schon jetzt müde waren, in welchem Sinne sich insbesondere Murat gegen ihn ausließ. Der Kaiser selbst war mit Balaschew sehr gesprächig, unter Anderem davon schwatzend, er wolle, weil der Czar mit seinen, Napoleons, persönlichen Feinden sich eingelassen, wie z. B. mit Stein, „der ein schlechter Mensch und aus seinem Vaterlande verbannt sei," zur Vergeltung die dem russischen verwandten Fürstenhäuser aus Deutschland vertreiben, das würtembergische, badische, weimarische. Das Gerede führte zu Nichts. Schließlich fragte der Eroberer mit explodirender Taktlosigkeit: „Welcher Weg führt nach Moskau?" „Ebenso viele wie nach Rom — gab Balaschew zur Antwort. Karl der Zwölfte wollte dorthin über . . . Poltawa."

Das verhängnißvolle Wort blieb doch wider seinen Willen im Ohr Napoleons haften. Aber er suchte es herauszuschütteln und setzte am 16. Juli seine Armee von Wilna aus nach Vorwärts in Bewegung. Der Marsch wurde, ohne irgendwelches nennenswerthe Zusammenstoßen mit dem rückweichenden Feinde, so aufreibend, daß der vom Kaiser persönlich geführte Gewalthaufe, welcher 220,000 Mann stark über den Niemen gegangen, beim Eintreffen in Witepsk am 28. Juli nur noch 150,000 Mann zählte. So furchtbar wirkten Entbehrungen, Ueberanstrengung, Krankheiten und das in Folge des Mangels an Lebensmitteln zum nothwendigen Uebel gewordene Marodiren, von dessen Umfang man eine Vorstellung erhält, wenn glaubhaft versichert wird, die französische Gesammtarmee habe im Juli und August oft an 50,000 „Marodebrüder" gehabt. Von dem beispiellosen Abgang an Mannschaft schon auf dem Marsche von Wilna nach Smolensk gibt die Thatsache einen Begriff, daß würtembergische Kompagnieen, welche 150 Gewehre stark von der Heimat ausgezogen waren, bei ihrer Ankunft vor dem letztgenannten Orte nur noch 38 Mann in Reih' und Glied hatten. In Witepsk angelangt, ohne unterwegs zu einem heiß ersehnten „Entscheidungsschlag" Gelegenheit gehabt zu haben, schien sich Napoleon besinnen zu wollen. Poltawa klang ihm in den Ohren. „Wir werden — sagte er — nicht so thöricht sein wie Karl der Zwölfte. Wir müssen hier Halt machen und im nächsten Frühjahr den Krieg fortsetzen. Der Feldzug von 1812 ist zu Ende; der russische Krieg ist ein Krieg von drei Jahren." Also ein „lichter Moment" im Kaiserwahnsinn? Die aufrichtigsten Anhänger

des Mannes suchten denselben zu benützen: Berthier, Daru, Caulaincourt, Duroc warnten vor weiterem Vordringen. Der letztere schrieb damals in sein Tagebuch: „Der Kaiser wird in Smolensk oder selbst in Moskau den Frieden eben so wenig finden als in Witepsk. Der Friede wird vor uns fliehen wie die Schlacht, nur noch länger.“ Aber konnte Napoleon zurück? Konnte er vor das unterjochte Europa hintreten und sagen: Ich habe Nichts ausgerichtet? Das hieß sagen: Meines Glückes Sonnenwende ist eingetreten. Er fühlte das. „Duroc — sagte er, in Witepsk nicht nur mit seinen Sorgen, sondern auch mit Krankheitsanfällen kämpfend — wir müssen marschiren oder sterben. Ein Kaiser stirbt stehend, und so lange er steht, stirbt er nicht. Wir müssen marschiren und handeln.“ Und zu Narbonne: „Der Friedensschluß von Bukarest ist ein Grund mehr für uns, zu eilen und einen großen Schlag zu thun. Die Entscheidung liegt in Moskau.“

So ging es denn am 13. August von Witepsk vorwärts gen Smolensk, allwo sich zehn Tage zuvor die Heere Barklay's und Bagrations glücklich vereinigt hatten. Damit und dadurch war der beste Theil des napoleonischen Feldzugsplans entschieden vereitelt. Doch schien endlich die Möglichkeit gegeben, einen „Schlag zu thun,“ was durch den bisherigen Rückzug der Russen verfehlt worden. Der besonnene und standhafte Barklay zwar hielt an dem Rückzugsplan fest, aber als sich der Feind der „heiligen“ Stadt Smolensk näherte, mußte er dem Drängen der Offensivpartei im Hauptquartier und in Petersburg nachgeben und wenigstens Smolensk zu halten versuchen. Zwei Tage lang (16. und 17. August) wurde nun mit 182,000 Mann auf französischer und 113,000 Mann auf russischer Seite um den Besitz der Stadt mörderisch gerungen. Am Abend des zweiten Schlachttages verglichen im Bivouak alte französische Offiziere, welche schon in Aegypten mitgefochten, Smolensk mit St. Jean d'Acre, ein Name von übler Vorbedeutung. In der Morgenfrühe des 18. August räumte aber Barklay Smolensk, zum größeren Theil nur noch eine Brand- und Schuttstätte, und nahm den Rückzug wieder auf, obgleich ein Theil seiner Oberoffiziere, den Großfürsten Konstantin an der Spitze, welcher sein Lebenlang Nichts als ein brutaler Poltron gewesen ist, fast in offener Meuterei dem weiteren Zurückgehen, also dem einzig Wahren, Richtigen und Heilsamen sich widersetzte. Barklay machte kurzen Prozeß und jagte den haselirenden Großfürsten davon, d. h. er schickte ihn mit „wichtigen Papieren“ an den Czaren nach Petersburg. Aber dort war inzwischen das Geschrei über den „verrätherischen Ausländer“ Barklay — (die Deutschen müssen häufig das Beste thun in der Welt und ernten dafür in der Regel nur schnöden

Undank, weil man weiß, daß sie kein Vaterland, keine Nation hinter sich haben) — so arg geworden und das Geschrei nach einem in der Wolle gefärbten Russen als Oberfeldherrn so groß, daß Alexander gegen seine bessere Einsicht und Ueberzeugung der Strömung hatte nachgeben und schon am 20. August, also noch bevor die Nachricht von der Räumung von Smolensk an ihn gelangen konnte, den alten Kutusow zum Generalissimus hatte ernennen müssen. Napoleon seinerseits, unter den Trümmern von Smolensk erkennend, daß ihm die „Entscheidung" abermals entgangen sei, hatte wiederum einen Augenblick der Besinnung. Er dachte alles Ernstes daran, hier am Dnjepr Halt zu machen und sich festzusetzen. Sein Stiefsohn Eugen, Berthier, auch Davout riethen dazu, obgleich sie sich nicht verhehlten, daß es eine vielfach sehr bedenkliche Sache, in dieser Entfernung von Frankreich und in einem solchen Lande Winterquartiere zu beziehen. Andere freilich, im Glauben, Napoleons Genie müßte über alle Hindernisse triumphiren, trieben zu weiterem Vorgehen und er selbst kam wieder auf seine fixe Idee „Moskau" zurück[22]). Am 24. August brach er aus Smolensk auf, der Fata Morgana einer „Entscheidung" zueilend, die er in der „heiligsten" Stadt Rußlands finden sollte, aber nur — in Gestalt eines Flammenmeeres, vor dessen rother Glut sein „Stern" erbleichte.

Drittes Kapitel.

Moskau.

Der lakonische Barklay hat dem weiteren Verlauf des Feldzugs von 1812 folgenden bündigen und scharfen Umriß gegeben: — „Hinter Wjäsma bei Czarewo-Saimischtsche sollte die Gränze unseres Rückzugs sein. Miloradowitsch mit den Verstärkungen traf ein und wir bereiteten uns am 30. August in einer vortheilhaften Stellung zur Schlacht vor. Doch wegen des jetzt erfolgenden Wechsels im Oberbefehl durch die Ankunft des Fürsten Kutusow wurde die Schlacht aufgeschoben und der

22) Ségur, liv. IV, chap. 2. Bogdanowitsch, I, 123 fg. Suckow, 168. Villemain, I, 139, 142, 143 sq. Fezensac, Journal de la campagne de Russie en 1812. Bernhardi, I, 368 fg. Fain, Manuscrit de 1812, 330. Denniée, Itinéraire de Napoléon pendant la campagne de 1812, p. 59.

Rückzug noch bis zum Dorfe Borodino fortgesetzt. Dort zeigten wir in einer beispiellosen Schlacht, wie wir uns zu vertheidigen wüßten. Doch die fortdauernde Ueberlegenheit des Feindes (an Streitkräften) bewog unsern Feldherrn, den Rückzug fortzusetzen und Moskau preiszugeben. Aber statt ein Ende des Kriegs fand der Feind hier nur das Grab seines Ruhms. Jetzt begann unser Rettungsplan in Erfüllung zu gehen und der Krieg, der uns anfänglich mit so großen Gefahren bedroht hatte, schlug in das Verderben des Feindes um. Unser geschickter Marsch von der räsanischen auf die kalugaische Straße vollendete die Noth des Feindes. Wir bedrohten seine Verbindung mit Smolensk, wir bedrohten ihn auf allen Seiten. Er wollte nach Kaluga durchbrechen, die Schlacht bei Maloi=Jaroslawetz wehrte es ihm. Die Niederlage seiner Truppen bei Polotzk, der Anmarsch der aus der Moldau kommenden russischen Armee auf Minsk nöthigten ihn, auf schleunigen Rückzug zu denken, und da alle andern Wege ihm verlegt waren, blieb ihm nur der verwüstete über Smolensk. Jetzt endlich ernteten wir die Früchte unserer Mühen und Arbeiten und die furchtbare Armee, welche Rußland niederwerfen und Europa's Unterjochung vollenden sollte, verschwand von der Oberfläche der Erde [23]."

Man sieht, auch Barklay wollte den Rückzug nur bis zu einem Punkt fortsetzen, wo man hoffen konnte, dem inzwischen furchtbar geschwächten Feind mit einigermaßen annähernd gleichen Kräften entgegentreten zu können. Da traf den Braven die Kränkung, daß Kutusow zum Oberbefehlshaber ernannt und er selbst demselben untergeordnet ward. Was that nun Barklay? Ging er maulend bei Seite? Nein, er blieb und that auf seinem untergeordneten Posten am schrecklichen Tage von Borodino das Beste. Er hat mit antiker Seelengröße in seiner Denkschrift davon kein Wort gesagt, aber selbst superlativische Russen haben es anerkennen müssen. Was Kutusow anlangt, der ebenfalls ein superlativischer Moskowit war, aber in anderem Sinne, so erntete er, was Barklay gesäet, und daß er die Erntearbeit sehr lässig und unvollständig gethan, haben seine Landsleute nach verflogenem Kutusow=Schwindel selber zugegeben. Es kennzeichnete den alten schlauen Herrn vollkommen, wenn er, im Begriffe, von Petersburg zur Armee abzugehen, einem ihn naseweislich fragenden Verwandten: „Wann gedenken Sie, Herr Vetter, den Napoleon zu schlagen?" zur Antwort gab: „Schlagen?

---

23) Barklay's zweite Denkschrift über die Operationen des Jahres 1812, gedr. bei Smitt, 550—558.

Gar nicht; aber zu täuschen gedenke ich ihn." So sprach er aber nur unter vier Augen; denn öffentlich benahm er sich, wie die Tagesstimmung es haben wollte, und er spielte daher die Rolle des heroischen „Batallador" mit vielem Anstand. Als er, auf seiner Reise in Gschatsk angelangt, daselbst Generalstabsoffiziere traf, die zur Erkundung von Stellungen auf der Straße nach Moskau entsendet waren, hieß er sie ins Lager zurückkehren, denn: „Rückwärts der Armee brauchen wir keine Stellungen; wir sind ohnehin schon weit genug zurückgegangen." Am 29. August traf er im Hauptquartier zu Czarewo-Saimischtsche ein, in einem Aufzug à la Suwarow, in einem Rock ohne Epaulettes, eine schirmlose Ledermütze auf dem Kopf, die Schärpe über die eine, den Kantschu über die andere Schulter gehängt, und: „Kutusow ist gekommen, um die Franzosen zu schlagen!" sagten die Soldaten zu einander. Denn die Welt will betrogen sein. Kutusow war trotz der schirmlosen Mütze und des Kantschu schlechterdings kein Suwarow, welcher sich bei Borodino sicherlich nicht so weit hinter der Fronte und außerhalb des Feuerbereiches gehalten hätte, wie jener that.

Barklay war, trefflich unterstützt vom Generalquartiermeister Toll, russischer Seite nicht nur der eigentliche Leiter, sondern auch der erste Held dieser entsetzlichen Borodinoschlacht vom 7. September, der ruhmreichsten der russischen Geschichte. Denn auf dieser Walstatt, „wo auch nicht eine Fußbreite Boden, darauf ein Feigling sich hätte bergen können," hier, wo ein Tapferster, der Prinz Eugen von Würtemberg, als er seine Division gegen den „feindlichen Krater von Semenowskoje" vorführte und von der „Lava" desselben „übergossen" wurde, empfand und ausrief: „Das ist ein Schritt in die Hölle!" — ja, hier auf dem Hügelgelände zwischen Gorki, Borodino und Semenewskoje haben russische Generale und Soldaten so heldisch für die Rettung ihres Vaterlandes gerungen, daß gleich mannhaft in der Weltgeschichte nicht allzu häufig gerungen ward, mannhafter niemals. Und doch — wunderliche Geschöpfe, die wir Menschen sind! — wirkten drüben auf Seiten Napoleons die Phantome „Gloire" und „Honneur" keine geringeren Wunder der Todesverachtung als hüben die Wirklichkeit „Vaterland" wirkte. Die Wirklichkeit? Der Skepticismus wird darob höhnisch seine Mundwinkel niederkrümmen und sagen: Eine saubere Wirklichkeit! Frau Patria Moskowitia war für die armen Teufel von russischen Soldaten, welche sich für sie todtschießen und todtschlagen ließen, nur eine harte und karge Stiefmutter, die ihnen nichts gab als schlechtgebackenes Roggenbrot und Wasser nebst 3 Rubeln Jahressold . . .

Zu Wjäsma angelangt und hinter dem ewig seinen „Entscheidungs-

schlägen" sich entziehenden Feind überall nur Feuer und Verheerung erblickend, hatte der Eroberer angefangen zu glauben, das Verfahren der Russen sei ein systematisches. Groß war daher seine Freude, als sie bei Borodino ihm zur Schlacht sich stellten, und zwar in der Stärke von 180 Bataillonen, 164 Schwadronen und 55 Batterien, zusammen 103,800 Mann mit 640 Geschützen, ungerechnet 7000 Kosaken und 10,000 Landsturmleute, auf welche in einer Feldschlacht auch gar nicht zu rechnen war. Gegen diese Streitmacht führte Napoleon die noch erhaltenen Kerntruppen der großen Armee in den Kampf: 82,000 Fußgänger, 26,000 Reiter, 15,000 Kanoniere und Pioniere, zusammen 123,000 Mann mit 587 Geschützen. Von dem Gedonner dieser Schlacht vom 7. September verschafft es eine Vorstellung, wenn man erfährt, daß auf französischer Seite 60,000 Geschütz- und 1,400,000 Musketen-Patronen verbraucht wurden. Von erster Morgenfrühe bis zum Sinken des Tages ein grauenhaft Gewürge! Französische und deutsche Infanteriekompagnieen schmolzen auf 15 bis 10 Gewehre herunter, russische Reiterregimenter verloren von ihren 400 Mann 395. Den Russen wurden 4 Generale getödtet und 18 verwundet, bei den Franzosen fielen 12 Generale und wurden 37 verwundet. Der Gesammtverlust der Russen an Todten und Verwundeten betrug 44,000, der Franzosen 28,000 Mann. Nach dem gräßlichen Schlachten zählte das russische Heer nicht mehr als 52,000 Streiter, während Napoleon noch 95,000 hatte und in den nächsten Tagen von Smolensk und Witepsk her Verstärkungen erhielt. Und hatte er an diesem von Blut strömenden Herbsttag endlich die erstrebte „Entscheidung" erlangt? Nein. Die Russen konnten sich mit kaum geringerem Rechte des Sieges rühmen als er; aber daß er vollständig hätte siegen können, falls er Nachmittags seine noch ganz unberührten Garden in der Stärke von etlichen 20,000 Mann ins Feuer gebracht haben würde, geben Franzosen und Russen gleichermaßen zu. Warum unterließ er es? Weil der Napoleon von 1812 nicht mehr der Bonaparte von 1796 war. „Gegen 9 Uhr Abends — erzählt der General Dumas — wurden Daru und ich zu dem Kaiser gerufen. Sein Bivouak befand sich inmitten eines Bataillonsvierecks seiner Garde. Er war allein und ließ uns rechts und links neben ihn sitzen. Nachdem er sich hatte Bericht erstatten lassen über die unzulänglichen Anordnungen, welche zum Beistand der Verwundeten getroffen worden waren, sprach er mit uns über die Schlacht. Dann schlief er für etwa zwanzig Minuten ein, erwachte aber plötzlich wieder und sagte: „Man wird sich wundern, daß ich heute meine Reserven nicht vorführte, um größere Resultate zu erzielen. Ich mußte sie jedoch aufsparen, um in

der großen Schlacht, welche der Feind uns vor Moskau liefern wird, einen entscheidenden Schlag zu führen [24])."

Er täuschte sich und vermochte den versäumten Entscheidungsschlag nicht nachzuholen. Denn die Russen lieferten, als sie am 8. September ihren Rückzug wieder aufnahmen, vor Moskau keine Schlacht mehr. Zwar schrieb Kutusow noch am 11. September von Wjäsoma aus an den Grafen Rastoptschin, Militärgouverneur der heiligen Stadt: „Wir nähern uns der Hauptschlacht bei Moskau" — aber als die Armee zwei Tage später auf den Höhen von Fili und auf den Sperlingsbergen Stellung genommen, erkannten Einsichtige sofort, daß hier, obzwar das Heer mit Inbegriff der Kosaken und Milizen sich wieder auf nahezu 90,000 Mann verstärkt hatte, dem Feinde nicht Schach geboten werden könnte, ohne das Aeußerste befürchten zu müssen. Barklay sagte gerade heraus: „Schlagen wir hier, so wird im Fall einer Niederlage die Armee bis auf den letzten Mann vernichtet." Aber nicht schlagen hieß ja die allerheiligste Stadt preisgeben. Der wackere Barklay hatte auch diese herbe Nothwendigkeit schon viel früher ins Auge gefaßt und war nicht davor erschrocken. Schon in Dorogobusch hatte er, als die Möglichkeit, daß der Feind bis Moskau vordringen könnte, erwogen ward, gesagt: „Moskau gilt mir, wo es auf das Heil Rußlands, ja Europa's ankommt, nicht mehr als jede andere Stadt" . . . Auf einer Anhöhe beim Dorfe Fili saß der alte gebrechliche Kutusow auf seinem Lehnstuhl, unter freiem Himmel Kriegsrath haltend. General Bennigsen stellte die Frage: „Was ist rathsamer, unter den Mauern Moskau's zu kämpfen oder die Stadt dem Feinde zu überlassen?" Aber der Generalissimus verbesserte diese Fragestellung also: „Was ziemt sich mehr, den Angriff des Feindes in dieser unserer unvortheilhaften Stellung zu erwarten oder aber Moskau dem Feinde preiszugeben?" Es wurde ziemlich tumultuarisch durcheinander gesprochen, bis Kutusow ungeduldig aufstand und im Weggehen dem Prinzen von Würtemberg ins Ohr sagte: „In solcher Lage muß man sich auf seinen eigenen Kopf verlassen, sei er dumm oder gescheidt." Rastoptschin näherte sich dem Prinzen ebenfalls und sagte leidenschaftlich: „Würde ich gefragt, so sagt' ich: Vernichtet die Hauptstadt, ehe ihr sie dem Feinde preisgebt!" Worauf der Prinz: „Es wäre eine Riesen-

24) Bogdanowitsch, II, 14. Bernhardi, II, 8. General Löwenstern, I, 218. Eugen v. Würtemberg, Erinnerungen von 1812, S. 82. General Wilson, Geheime Geschichte d. Feldzugs v. 1812, S. 9, Anm. Bogdanowitsch, II, 142—149. Bernhardi, II, 47—57. Chambray, II, 60 seq. Denniée, Itin. de Nap. 80—81. Bernhardi, II, 110 fg. Bogdanowitsch, II, 208 fg. Eugen v. Würtemberg, 89. Matth. Dumas, Souvenirs, III, 440.

that, aber das wahre Kraftmittel in dieser entsetzlichen Krise" . . . Graf Rastoptschin war nun gerade so ein Kraftmittelmann, so ein Alles-an-Allessetzer und er ist, das untersteht keinem Zweifel mehr, der Brandstifter von Moskau gewesen, dessen Verbrennung er mit derselben Skrupellosigkeit anordnete, womit er bei der Annäherung der Franzosen sein eigenes prachtvolles Schloß Woronowo mit eigener Hand eingeäschert hat. Höchst wahrscheinlich hat er am 13. September zu Fili, wo er dem Generalissimus mittheilte, daß er die öffentlichen und privatlichen Werthsachen und Vorräthe, sowie den weitaus größten Theil der Einwohner bereits aus Moskau fortgeschafft habe, auch schon einen Wink fallen lassen, daß die Truppen, sobald sie Moskau geräumt, die Stadt brennen sehen würden. Der Entschluß Rastoptschins, sein Kraftmittel in Anwendung zu bringen, war auch mit nichten ein plötzlich und jetzt erst gefaßter. Schon am 24. August hatte er an Bagration geschrieben: „Wenn Gott uns nicht günstig ist, so wird Moskau in Flammen aufgehen und Napoleon statt reicher Beute nur den Aschenhaufen der russischen Hauptstadt finden." Und am 2. September an denselben: „Wenn Alles Nichts hilft, soll den Bösewichten statt Moskau nur ein Trümmerhaufen bleiben." Der entschlossene Franzosenhasser schritt von Worten zur That. „Ich habe — sagte er nachmals i. J. 1817 in Baden-Baden zu Tettenborn und Varnhagen — ich habe die Gemüther der Menschen entzündet und an diesem furchtbarsten Feuer entzündeten sich die Pechfackeln leicht." Aber dabei hatte er es i. J. 1812 keineswegs bewenden lassen, sondern die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung seines Vorhabens sehr einläßlich getroffen. Nicht allein durch das Wegbringenlassen der Feuerspritzen und übrigen Löschgeräthschaften, sondern auch dadurch, daß er einer Abtheilung von Polizeisoldaten befahl, in Moskau, dessen Bewohner in langen Zügen auswanderten, zurückzubleiben und die Stadt an den verschiedenen Punkten, wo er Brandstoffe hatte aufhäufen lassen, anzuzünden. Das Zerstörungswerk konnte aber von Rastoptschins gehorsamen Untergebenen nicht in dem ganzen Umfange ausgeführt werden, in welchem es geplant war, weil mit dem Sengen und Brennen nicht eher vorgegangen werden durfte als bis die russische Armee durch Moskau hindurch war, und als ihr Nachtrab zum Thore hinauszog, war der französische Vortrab schon zum andern herein. Indessen genügten die trotzdem in Ausführung gebrachten Brandstiftungen vollkommen, um ein Zerstörungswerk anzuheben, welches dann durch die in der Stadt herrschende chaotische Verwirrung weitergeführt und vollendet wurde. Daß aber der Graf später den furchtbaren Ruhm, der Brandstifter von Moskau zu sein, von sich abzuwälzen suchte, war

sehr natürlich: er wollte nicht, daß man, als die Einwohner auf die Trümmerhaufen der Stadt zurückkehrten, auf ihn als den Urheber dieser schrecklichen Katastrophe zeigen sollte .... Abends 5 Uhr am 13. September trat in einem Bauernhause zu Fili der Kriegsrath nochmals zusammen und da kam es zur Entscheidung. Barklay beharrte bei seiner Meinung, Moskau zu räumen und den Rückzug fortzusetzen, weil die Erhaltung der Armee die Hauptsache sei und weil der Feind durch die Einnahme der Stadt nur seinen Untergang vorbereiten werde. Bennigsen widersprach, aber Ostermann und Toll, dann auch Jermolow und Rajewskij traten Barklay bei. Kutusow entschied: „Ich weiß wohl, daß ich für Alles werde herhalten müssen (que je payerai les pots cassés); aber ich opfere mich für das Wohl meines Vaterlandes. Mit dem Verlust Moskau's ist Rußland noch nicht verloren und ich halte es für die erste Pflicht, die Armee zu retten. Ich befehle den Rückzug."

Zur Stunde, wo zu Fili dieser Rückzugsbefehl erging, war Napoleon noch 30 Werst von Moskau entfernt, zu Perchuschkowo. In der Nacht vom 13. auf den 14. September durchzog das russische Heer die verödeten Straßen der alten heiligen Czarenstadt, um sich 14 Werst dahinter bei Panki aufzustellen. Um 2 Uhr Nachmittags am 14. September, während Murat an der Spitze der Reiterei des Vortrabs im Galopp durch das dragomilowskische Thor in die Stadt sprengte, überblickte der Kaiser vom Poklonberg herab das prächtig bekuppelte, orientalisch bethürmte, von der kolossalen Czarenburg des Kreml stolz überragte Moskau. Hochaufathmend sagte er: „Là voilà donc enfin cette fameuse ville!" und fügte leiser hinzu: „Il était temps!" .... Nein, Kaiser und König, es war nicht mehr Zeit, es war zu spät! Als man ihm meldete, die Stadt sei von ihren Bewohnern verlassen, rief er ungläubig aus: „Moskau verlassen? Wie unwahrscheinlich! Man muß sich Gewißheit verschaffen. Geht und bringt mir die Bojaren her!" Er meinte damit so eine Deputation, von welchen an den Thoren eroberter Hauptstädte der verhätschelte Sohn des Glückes unterthänig empfangen zu werden gewöhnt war. Aber am Thore zu Moskau gab es keine solche Deputation, weder von Bojaren noch von Bürgern. „Still und lautlos — heißt es im Tagebuche eines jungen würtembergischen Offiziers — gleich einem todten Gemälde lag die unermeßliche Stadt vor uns." Dies schrieb er am 15. September. Am folgenden Tage hatte sich das „todte Gemälde" hinlänglich belebt und der junge Mann zeichnete, auf seinem Felleisen sitzend, beim Flammenschein der brennenden Stadt in sein Heft die Worte ein: „Mit der Zerstörung Moskau's schwindet unsere letzte Hoffnung dahin. Während der Feind zu neuem Kampfe sich rüstet,

schmelzen unsere Kräfte immer mehr zusammen. Von den 16,000 Würtembergern, welche nach Rußland marschirten, stehen hier insgesammt, Reiter und Artillerie inbegriffen, nicht mehr als 2000 im Lager und in verhältnißmäßig gleichem Zustande befindet sich die ganze Armee Napoleons."

Schon am Abend des 14. Septembers sprangen da und dort die züngelnden Flammen empor und im Verlaufe der Nacht brannte es schon hellauf im Stadtquartier Kitai (Chinesenstadt), sowie im Quartier Semljäni-Gorod. Alle Anstrengungen — worunter auch das Erschießen ertappter Brandstifter — des Feuers Meister zu werden, waren vergeblich. Am 15. nahm die Brunst immer riesigere Dimensionen an, ein heftiger Wind machte die Flammen von Straße zu Straße, von Quartier zu Quartier springen und am 16. war die Czarenstadt ein ungeheurer Glutherd. Eine Hölle in des Wortes infernalster Bedeutung! Denn in den verzweifelnden Soldaten, welche ihre sehnlichen Hoffnungen auf Moskau also erfüllt sahen, sprang die Bestie wüthend auf, um sich in allen Gräueln zu berauschen. Inmitten der tobenden Flammen tobte ein Bakchanal des Ingrimms, eine Orgie der Verzweiflung, an deren Schilderung selbst die Feder eines Rabelais erlahmen müßte. Ein Bild von so grotesker Wildheit hat vielleicht die Weltgeschichte nicht zum zweiten Mal gesehen. Achtundvierzig Stunden und drüber ras'te der Brand, von 4000 steinernen Häusern alle bis auf 200, von 8000 hölzernen alle bis auf 500, von 1600 Kirchen 800 verzehrend und 700 beschädigend. Aber das Gräßlichste kommt noch: von den 24,000 russischen und französischen Verwundeten, die in Moskau zusammengehäuft lagen, sollen mehr als 20,000 bei lebendigem Leibe verbrannt sein.

Napoleon suchte in sich selber und in seiner Umgebung die Täuschung aufrechtzuhalten, der Besitz der Brandstätte Moskau müßte ihm den Frieden sichern. Zwar hatte er, nachdem die russische Absichtlichkeit der Zerstörung der Stadt klar geworden, geäußert, es sei „bei Leuten, welche Moskau angezündet hätten, nicht eben große Neigung zum Frieden vorauszusetzen;" allein Wahrheit war ihm zu dieser Zeit im Ganzen und im Einzelnen schon so durchaus zuwider, daß er auch jetzt die wahre Sachlage nicht sehen wollte und fortwährend sich vorlügend, es müßte schlechterdings aus Petersburg eine Friedensbotschaft eintreffen, in dem vom Feuer verschont gebliebenen Kreml eine kostbare Zeit verplemperte, während drunten auf der riesigen Brandstätte seine brotlosen Soldaten an ihren mit den kostbarsten Möbeln, mit Heiligenbildern und prachtvoll gebundenen Bibliotheken genährten Beiwachtfeuern ihr armselig Pferdefleisch kochten. Er spielte, während die entsetzliche Tragödie des Feldzugs von 1812 schon

so weit vorgeschritten war, in den Prachtgemächern des Kreml Komödie. Denn was Anderes war es, wenn er am 15. Oktober ein Dekret über die neue Organisation des Théâtre Français in Paris ausfertigte und am Abend in seinem Salon in weitläufigen kunstphilosophischen und literarischen Betrachtungen sich erging? „Ich liebe — sagte er zu Narbonne — vor allen Dingen das Trauerspiel, die hohe Tragödie, wie Corneille sie geschaffen hat. Die großen Männer sind darin treuer gezeichnet als in der Geschichte; denn man erblickt sie nur in entscheidenden Augenblicken und Krisen, ohne das Beiwerk von Einzelnheiten, womit die Geschichtschreiber uns zu erdrücken pflegen.“ Er kam dann auf Peter den Großen zu reden und Narbonne benützte die Gelegenheit, von Karl dem Zwölften zu sprechen. „Ah, ich sehe Sie kommen, mein Lieber — fiel der Kaiser ein. Aber seien Sie ruhig, wir werden den Fehler Karls des Zwölften nicht begehen.“ (Aber er hatte ihn ja schon begangen!) „Wir haben hier nur ein wenig warten müssen auf den Eindruck dieser Donnerschläge, der Schlacht von Borodino und der Einnahme von Moskau.“

In Wahrheit, die Botschaft, daß das russische Heer die heilige Reichsstadt preisgegeben und der Feind von derselben Besitz ergriffen habe, fiel wie ein Donnerschlag auf den russischen Hof und die Bewohnerschaft von Petersburg. Um so betäubender, da Kutusow von Borodino aus einen Siegesboten nach der Newa gesandt und der Czar ein feierliches Tedeum für den „Sieg“ vom 7. September hatte singen lassen. Der Schrecken und die Angst waren groß in vornehmen Kreisen und groß war im Volke die Wuth gegen die Franzosen. Das erfuhr in jenen Tagen Dame Staël, welcher es im väterlichen Coppet immer unheimlicher geworden und die, der napoleonischen Censur und Polizei entweichend, im Mai von 1812 nach Petersburg geflüchtet war. Ging sie da eines Abends ins französische Theater, um Racine's Phädra aufführen zu sehen. Aber es kam nicht dazu, denn das Publikum erstickte die Stimmen Hippolyts und seiner verliebten Stiefmutter mit dem wüthenden Geschrei: „Fort mit alledem verfluchten Franzosenzeug!“ was Dame Staël so in Aufregung brachte, daß sie nach Hause stürzte und unter die in ihrem Salon Versammelten mit dem schluchzenden Ausruf hineinplatzte: „Oh, ces barbares! Oh, mon Racine!“ ... Der Czar hatte einen harten Stand. Denn, wennschon — wie der Freiherr vom Stein damals an seine Frau schrieb — „das russische Volk viel Kraft und Begeisterung, große Hingebung und einen unerschütterlichen Muth zeigte,“ so hatte dagegen die Nachricht von der Einnahme und Zerstörung Moskau's, welche letztere man den Franzosen zuschrieb, in der kaiserlichen Familie selbst große Kleinmüthigkeit hervorgerufen. Die Czarin-Mutter, die „sonst so statt-

liche Würtembergerin", sprach nachdrücklich von der Nothwendigkeit, mit Napoleon Frieden zu schließen, und der Großfürst Konstantin „schrie durch alle Gassen und Paläste Frieden! Frieden!" [25]). Aber Alexander hielt fest und hielt aus und mit Gewißheit ist anzunehmen, daß des damals bei ihm vielgeltenden tapfern Steins mannhafte Sprache in dieser Prüfungszeit dem Kaiser ein wahres Labsal und eine Stärkung gewesen.

Kutusow hatte den Oberst Michaud mit dem Rapport von der Einnahme Moskau's durch die Franzosen an Alexander gesandt. Nachdem der Oberst seinen Bericht abgestattet, fragte der Czar: „Aber was sagten die Truppen, als sie, ohne einen Schuß zu thun, Moskau verließen? Waren sie nicht niedergebeugt?" — „Majestät, erlauben Sie mir, daß ich offen reden darf?" — „Freilich; ich fordere die ganze Wahrheit." — „Majestät, als ich die Armee verließ, befand sich dieselbe vom Generalissimus bis zum letzten Soldaten herab in unbeschreiblicher Furcht." — „Was sagen Sie?" — „Ja, die Armee hat Furcht vor der Güte Ihres Herzens, wodurch Sie verleitet werden könnten, Frieden zu schließen." — „Sie erleichtern mein Herz. Kehren Sie zur Armee zurück und sagen Sie derselben: so lange mir noch ein Soldat, noch ein Bauer bleibt, werde ich keinen Frieden mit Napoleon eingehen. Es ist besser, sich im Innern Sibiriens von trockenem Brote zu nähren, als die Schande meines Vaterlandes zu unterzeichnen. Merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen sage. — Napoleon oder ich! Ich oder er! Wir können nicht mehr neben einander regieren. Ich habe ihn kennen gelernt, er wird mich nicht mehr täuschen [26])." Am 1. Oktober schrieb sodann Alexander an Bernadotte: „Der Verlust Moskau's gibt mir Gelegenheit, Europa den größten Beweis meiner Standhaftigkeit zu liefern. Ich wiederhole Ew. Kgl. Hoheit die feierliche Versicherung, daß ich und die Nation mehr als je entschlossen sind, uns lieber unter den Ruinen des Reichs zu begraben, als mit dem Attila der Neuzeit Frieden zu machen." Zur gleichen Zeit ließ er seinen Generaladjutanten Liewen an den preußischen Staatskanzler

---

25) Barklay's erste Denkschrift, gedr. bei Smitt, 532 fg. Löwenstern, I, 212. Eugen v. Würtemberg, 98 fg. Bernhardi, II, 134 fg. Bogdanowitsch, II, 231 fg. 290 fg. General Wilson, 155 fg. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, IX, 118 fg. Martens, Vor fünfzig Jahren, 133, 134. Chambray, II, 119 seq. Fain, II, 77 seq. Wilson, 149. Denniée, 96. Villemain, I, 158, 160. Arndt, Meine Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein, 59 fg. 86.

26) „Napoléon ou moi, ou lui ou moi; nous ne pouvons plus régner ensemble. J'ai appris à le connaître; il ne me trompera plus." Aus dem Originalbericht des Oberst Michaud, vollständig gedr. bei Bogdanowitsch, II, 268 fg. Anm.

schreiben: „Die Zeit kommt für Preußen, gegen den gemeinsamen Feind zu rüsten und auch Oestreich dazu zu bewegen. Auf alle Fälle sollte der General York mit den nöthigen Instruktionen versehen werden."

Bald rechtfertigten die Botschaften von dem unerhörten Verderben, welches das napoleonische Heer auf seinem Rückzug von der Moskwa bis zur Weichsel erfuhr, die Standhaftigkeit Alexanders. Jetzt triumphirten die vorher Verzagtesten am lautesten. Bei einem Siegesmahl im Winterpalast sagte die Czarin-Mutter: „Wenn jetzt noch e i n französischer Soldat durch die deutschen Gauen entrinnt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein." Da erhob sich der Stein an der Tafel, roth im Gesicht, aber längs seiner großen Nase weiß vor Zorn, verneigte sich, richtete sich wieder hoch auf und brach los: „Ew. Majestät haben sehr Unrecht, Solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues und tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen: nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Herren Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk war schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutschen Fürsten ihre Schuldigkeit gethan, nimmer wäre ein Franzos über die Elbe, Oder und Weichsel gekommen!" Es ehrt die stolze Frau, daß sie das tapfere Treffwort nahm, wie es genommen werden mußte, und zur Antwort gab: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion [27])."

Viertes Kapitel.

Beresina.

Eine bittere Stunde, fürwahr, muß es für ihn gewesen sein, als Napoleon zur Einsicht kam, daß er mit Moskau keineswegs Rußland, mit dem Kreml keineswegs das Czarenthum erobert habe. Eine noch bitterere, als er sich herablassen mußte, am 5. October den General Lauriston nach Tarutino an Kutusow abzusenden, um durch den russischen Generalissimus Friedensvorschläge an Alexander gelangen zu lassen. Eine bitterste endlich, als er erfahren mußte, daß dieser und ein zweiter, auf

27) Bogdanowitsch, II, 272. Arndt a. a. O. 87 fg.

anderem Wege an den Czaren gelangter Vorschlag zum Frieden nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurden, und jetzo die Gewißheit hinunterzuwürgen war, das ganze kolossale Unternehmen gegen Rußland sei vollständig mißlungen und statt nach Indien vorwärts zu gehen, bleibe Nichts übrig als nach Polen zurückzumarschiren. Denn wenn er sich, auf die Zusprache Daru's hin, die Möglichkeit vorgegaukelt hatte, in Moskau zu überwintern oder aber die andere, mittelst einer Flankenbewegung sich der Dwina zu nähern, dort Winterquartiere zu beziehen, Verstärkungen an sich zu ziehen und im nächsten Frühjahr mit 300,000 Mann gen Petersburg vorzugehen, — so mußten doch alle diese Selbsttäuschungen endlich vor der Thatsache verschwinden, daß man aus Moskau und aus Rußland fortmüßte, falls man nicht daselbst verkümmern und verhungern wollte.

Am 18. Oktober begann der Abmarsch aus Moskau und am 23. verließ Mortier, nachdem er Napoleons Befehl, den Kreml in die Luft zu sprengen, nur sehr obenhin ausgeführt, mit dem Nachtrab die Trümmer der Czarenstadt. Das französische Heer zählte, während seines Aufenthalts in Moskau durch Nachschub verstärkt, beim Beginn des Rückzugs 107,000 Streiter mit 569 kläglich bespannten Geschützen, mit den Nichtstreitenden, dem Troß, den verwundet sich Mitschleppenden, den Frauen und Kindern aber 140,000 Menschen. Bei der Ankunft am Dnjepr standen noch mehr als 20,000 Mann wirklich unter den Waffen, bei der Ankunft an der Beresina aber nur noch 10,500. Hier stießen freilich, durch Oudinot und Viktor von der Düna hergeführt, ungefähr 19,000 Mann besser erhaltener und geordneter Soldaten als Verstärkungen zu dem jammervollen Ueberrest; aber auch dieser Zufluß an Mannschaft vermehrte nur den unwiderstehlichen Strom des Verderbens und der Verzweiflung, welcher so rasch floß, daß der geschonteste und besterhaltene Truppenkörper, die alte Garde, welche am 26. November noch 3500 Gewehre stark war, am 29. November, ohne inzwischen ins Gefecht gekommen zu sein, nur noch 2000 Mann zählte. Als im Januar von 1813 die Ueberbleibsel der „großen Armee", welche, ungerechnet das östreichische und preußische Hülfsheer, mit mehr als einer halben Million Streiter über den Niemen gegangen war, halbtodt bis zur Weichsel sich zu schleppen vermocht hatten, hinter diesem Strome sich zusammenfanden, waren es mitsammen noch höchstens etliche 20,000 — nicht Männer, sondern wandelnde Halbleichen, Spukgestalten, mitleidswürdig anzusehen. Selbstverständlich ging mit dem Heer auch das ganze unermeßliche Heergeräthe, das Geschütz, das Fuhrwesen, die Beute zu Grunde. Man hat nicht mit Unrecht dem Fürsten Kutusow vorgeworfen, daß es während des

Rückzugs der Franzosen mehrmals, besonders bei Krasnoi, in seiner Macht gestanden, die Feinde gänzlich zu vernichten, so daß von der ganzen grausigen Ernte auch nicht ein Halm verloren gegangen wäre. Der russische Feldherr jedoch sprach, statt energisch zu handeln, lieber davon, dem Feinde „goldene Brücken" zu bauen — (schöne „goldene" Brücken, wahrhaftig!) — oder auch davon, daß die Franzosen ganz ohne sein Zuthun zu Grunde gehen würden („tout cela se fondera sans moi"); aber die Wahrheit ist, er hatte vor dem Napoleon, selbst vor dem fliehenden, einen so ungemessenen Respekt, daß er sich wohl hütete, dem Schlachtenmeister zu nahe zu kommen. Diese Saumseligkeit und Kleinmüthigkeit war insofern von sehr unglücklichen Folgen, weil eine große Anzahl, vielleicht die Mehrzahl der aus Rußland geretteten napoleonischen Soldaten aus Offizieren und Unteroffizieren bestand und dieser Umstand den Franzosenkaiser in den Stand setzte, im Frühling von 1813 so rasch ein neues Heer ins Feld zu stellen. Einigermaßen, jedoch nur einigermaßen gereicht es der Zaghaftigkeit Kutusows zur Entschuldigung, daß in dem Winterfeldzug auch das russische Heer sehr litt und dahinschmolz, so daß es eines sehr energischen Feldherrn bedurft hätte, um zu Anstrengungen getrieben zu werden, wie sie zur gänzlichen Vernichtung des Feindes doch immerhin erforderlich waren. Als die Russen zur Verfolgung der Franzosen im Oktober von Tarutino aufbrachen, waren sie 102,254 Mann stark; als sie im Dezember in Wilna anlangten, hatten sie noch höchstens 42,000 Mann bei den Fahnen [28]).

Die angegebenen Zahlen sagen eigentlich Alles. Wie so oft, reden sie auch hier eine eindringlichere Sprache als der lauteste Donner. Obdachlosigkeit, Hunger, Ungeziefer, Frost, Erschöpfung und Kosakenhetze vereinigten sich, um die Darbringung einer Völkerhekatombe zu vollenden, wie sie vorher und nachher so kostbar der Selbstsucht eines Menschen niemals dargebracht worden ist. In Wahrheit, ein Gräuel ohne Gleichen! Das Auge sträubt sich, auf diesen entsetzlichen Leichenzug hinzublicken, welcher durch die beschneiten Steppen schwankt und bei jedem Schritt sich verkleinert. Aber das Gemälde der Zeit würde ja seines tiefsten Schattens entbehren, wenn wir nicht etliche Zeugen vorriefen, um das Ungeheure, was die Zahlen im Ganzen aussagten, im Einzelnen zu bestätigen ... Schon in den ersten Tagen des Rückzugs waren die Entbehrungen, Leiden und Verluste groß; doch konnte man noch hoffen, in Smolensk Vor-

28) Villemain, I, 160. Chambray, III, 49, 50, 93, 94. Fezensac, Journal d. l. camp. de Russie, 126, 134. Bernhardi, II, 233, 319, 341, 350 fg. Clausewitz a. a. O. 176. Bogdanowitsch, III, 328.

räthe, Ruhe und Erholung zu finden, und so erhielt sich in den abgerissenen, hungernden, frierenden Kriegsleuten noch der Muth und regte sich selbst da und dort noch Etwas wie Humor. Kauerte da allenfalls ein Häuflein Schwaben — von den 16,000 nach Rußland getriebenen Würtembergern kamen 300 über den Niemen zurück — um ihr nächtliches Beiwachtfeuer, an welchem das Bruchstück eines Pferdeschenkels gebraten wurde, und sagte ein kleiner Hauptmann, der als Feinschmecker groß war: „Ah, wenn ich erst wieder aus diesem vermaledeiten Rußland heraus bin und daheim in meiner lieben Garnison Gmünd! Ich setze mich in dem Gasthof zur Post oder zum Rad an einen schöngedeckten Tisch, verlange vom Kellner die Speisekarte und wähle das Delikateste aus, was sie enthält. Dazu einen Schoppen Uhlbacher, denken Sie sich, meine Herren, einen Uhlbacher! Vor Allem jedoch muß mir, sowie ich nach Hause komme, meine Frau sogleich einen Zwiebelkuchen backen." Der arme Gute! Seine Frau buk ihm keinen heimatlichen Zwiebelkuchen mehr: er wurde vielmehr, als Gefangener in Wilna gestorben, selber in jenen gräßlichen Kuchen verbacken, in jenen riesenhaften, aus 8000 Todten bestehenden Leichenklumpen, welcher auf einem der Kirchhöfe der genannten Stadt, zusammengeballt, „mit Schnee überdeckt und in eine einzige Eiskruste verschmolzen war[29])."

Das massenhafte Verderben begann mit dem Schneefall vom 4. November, zu welchem am 6. ein schneidender Wind kam, welcher den Schnee härtete und „ihn während des Herunterfallens wie lauter Diamanten funkeln machte." Die bereits von Entblößung, Hunger und Siechthum gepeinigten Rückzügler waren auf den klingenden Frost schlecht vorbereitet. Von jetzt an machte sich unter ihnen eine Stimmung geltend, welche alle Menschlichkeit verdrängte. Eine stumpfe Gleichgültigkeit bemächtigte sich Aller, eine vollständige Gefühllosigkeit gegen Alles, „was nicht für den Augenblick dem Körper Erleichterung brachte." Die Wuth schien Alle wahnwitzig zu machen. Alles Brennbare ging in Flammen auf und hülflose Kameraden wurden mit derselben erbarmungslosen Gewaltthätigkeit behandelt wie die Feinde. Wer umfiel, dem wurden von seinem nächsten Gefährten sofort die Kleider von den erstarrenden Gliedern gerissen. Fand man Lebensmittel, so erhob sich um den Besitz derselben ein Kampf mit blanken Waffen. Unaufhörlich knatterten links und rechts vom Wege

29) Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 241. Eugen v. Würtemberg, 175. Den wilnaer Leichengräuel sah auch Arndt (mit dem Freiherrn vom Stein auf der Reise von Petersburg nach Königsberg begriffen), Meine Wanderungen, 103 fg.

selbstmörderische Schüsse. Tausende von halbzerrissenen Pferden bedeckten die Straße. Tausende von elenden Menschen, halb oder ganz nackt, wankten dem Zuge zur Seite einher, bis der Frost, der Hunger oder die Kosakenlanzen sie für immer niederwarfen in den Schnee. Die russischen Bauern, Opfer der Gewaltsamkeit des Feindes auf seinem Vorrücken wie auf seinem Rückzug, überließen sich einer dämonisch-wilden Rachewuth. Unweit von Dorogobusch sah Löwenstern einen Bauer, der sein blutiges Messer schwang, triumphirend verkündigend, daß er es so eben zwanzig Franzosen nach einander ins Herz gestoßen habe. Die Gefangenen wurden splitternackt ausgezogen und in diesem Zustande kolonnenweise zurückgetrieben oder der Grausamkeit der Bauern überlassen. Man sah Scharen von Bauernweibern um einen gefällten Kiefernstamm tanzen, auf welchem die Köpfe von sechzig und mehr Gefangenen der Reihe nach festgebunden lagen, und die Schädel der Unglücklichen nach dem Takt eines hergeheulten Liedes langsam mit Knütteln zu Brei schlagen. Französinnen, die mitten in dieser Noth von Geburtswehen überrascht wurden, riß man die neugeborenen Kinder aus den Armen und die Kleider vom Leibe und gab ihnen vielleicht ein paar Messerstiche, aus Barmherzigkeit. General Wilson sah so eine junge und schöne Unselige nackt im blutüberströmten Schnee sich winden, die, während ihr das lange, glänzendschwarze Haar über das Gesicht herunterfloß, in wildester Seelenqual die Arme in die Höhe warf, röchelnd: „Rendez moi mon enfant!“ Und Kanibalisches sah er auch. Denn „häufig holte man Gruppen ein, die sich um die brennenden und noch rauchenden Trümmer von Gebäuden drängten, wo Verwundete oder Erfrorene ein Obdach gefunden hatten, und Viele in diesen Gruppen schälten das halbverkohlte Fleisch von den Leichen ihrer Kameraden mit den Fingern ab und schlangen es hinunter.“ Die Menschen wurden bestialisch in diesem Nachtstück der Wirklichkeit, wie Byron keins zu dichten vermochte, und die Thiere menschlich. Rührend war nämlich das Aushalten der Hunde bei den Leichen ihrer Herren. Fünfzig Franzosen waren in einem Dorfe von den Bauern überfallen worden, welche beschlossen, ihre Gefangenen lebendig in einer Grube einzuscharren, und „ein kleiner Trommler führte unerschrocken die dem Tode geweihte Schar und sprang zuerst in das Grab.“ Ein Hund, welcher einem der Opfer dieser Volkskriegsführung gehörte, ließ sich nicht einfangen, sondern stahl mehrere Tage lang täglich im russischen Lager ein Stück Fleisch, schleppte es auf das grauenvolle Grab, als wollt' er seinem todten Herrn Speise bringen, und trieb es mit Scharren und Winseln so lange, bis die Bauern auch ihn todtschlugen.

Das Grausenhafte erreichte sein Vollmaaß in den Novembertagen vom 26. bis zum 29. am Ufer der Beresina. Hätten der General Wittgenstein und der Admiral Tschitschagow, welche den feindlichen Rückzug hier hemmen sollten, gehandelt, wie sie konnten, und hätte Kutusow gehörig nachgedrückt, es wäre vielleicht kein Mann vom napoleonischen Heere entronnen. Aber war es denn nicht genug, daß man an beiden Gestaden des Flusses später über 30,000 Leichen zählte? Laßt uns von Einem, der mit dabeigewesen, erzählen, wie man, wenn man Glück hatte, über die Beresina kam, bis wohin er sich unter tausend Leiden mit frostwunden Füßen geschleppt hatte. Er versuchte am 27. November hinüberzukommen, aber „sowie ich mich dem kolossalen Menschenknäuel, der sich den Brücken zudrängte, näherte und sah, wie haarsträubend es darin herging, konnte ich mich nicht entschließen, mich demselben anzureihen." Aber als nach einer trostlosen Nacht am Morgen die russischen Geschützkugeln in die Flüchtlingsmasse einzuschlagen begannen, blieb keine Wahl mehr. „Ich hatte mich der großen Kolonne angeschlossen und bald fand ich mich völlig eingekeilt. Die Augenblicke, welche ich jetzt bis zu meiner Ankunft am jenseitigen Ufer erlebte, waren die schrecklichsten meines Lebens. Ich ward in diesem Knäuel, wo Alles schrie, fluchte und um sich schlug, fortgeschoben, fortgestoßen und fortgetragen, denn oftmals berührte ich, in die mich umgebende Menschenmasse eingeklemmt, den Boden nicht, welchen Menschen und Pferde, todt und lebendig, bedeckten. Gräßlich, wenn man den Fuß auf noch lebende Wesen setzte! So erinnere ich mich noch heute, daß ich auf ein lebendes Weib trat. Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, hörte ihren zu mir emporgeröchelten Schmerzensruf: „Oh, ayez pitié de moi!" und konnte sie dennoch erst nach einer ziemlich langen Pause, indem ich weiter geschoben wurde, von meiner Last befreien. Je näher ich der Brücke kam, desto größer wurde das Gedränge von rückwärts, indem man sich dort dem heftigen feindlichen Geschützfeuer möglichst bald entziehen wollte, wogegen zahlreiche französische Gensd'armen mit gezogenen Pallaschen, von welchen sie gegen die Flüchtlinge schonungslosen Gebrauch machten, an der Brücke aufgestellt waren, um dem allzu großen Zudrang zu derselben zu wehren." Wenige Schritte weiter geschoben, erhielt er einen heftigen Stoß von einem der Nachdrängenden und wäre unfehlbar rücklings umgefallen und verloren gewesen, wenn er nicht, instinktmäßig vorwärts fassend, den Kragen eines blauen Mantels erhascht hätte. „Der Träger desselben, ein kolossaler französischer Kürassieroffizier, hatte einen seinem Umfange entsprechenden Prügel in der Hand und verwendete denselben erfolgreich, indem er damit unbarmherzig auf seine Umgebung losschlug." So schuf sich der Kürassier Raum, unser

armer würtembergischer Lieutenant aber dachte: „Bei diesem lieben Manne bleibst du“ — hielt den blauen Mantelkragen alles Fluchens und Wetterns seines Trägers zum Trotz festgepackt und ließ sich also durch die Menschenflut „bugsiren“. Aber er mußte doch noch das Eiswasser der Beresina kosten, bevor es nach „mehrstündigem Ringen zwischen Leben und Tod“ ihm gelang, das rettende Ufer zu erreichen. Freilich, die Noth war noch nicht zu Ende. Jetzt erst hob die grimmigste Kälte an und in dem unwirthlichen Polen gab es nirgends Rast und Ruhe und Pflege, sondern höchstens Branntwein, den die Verzweiflungsvollen dann so gierig hinunterstürzten, daß er sie tödtete und das Verdikt des polnischen Judenwirthes in Wilna über einen todten Franzosen: „Ist gesterbt, weil hat getrinkt so ville Branntwein“ — hundertfach wiederkehrte. Doch räumte der Tod noch am schrecklichsten auf, bevor die Flucht nach der eben genannten Stadt gelangte. „Wir kamen an Lagern vorbei, die Schlachtfeldern glichen, so viele Leichen lagen um die erloschenen Beiwachtfeuer zuhauf.“ Ein unbeschreiblich freudiges Gefühl, wahre Wollust war es, wenn all dem Grauen und Schauder entronnene Deutsche im ostpreußischen Städtchen Stallupöhnen zuerst wieder „gesittete, theilnehmende“ Menschen fanden, Trostworte in der Muttersprache vernahmen und das erste Stück deutschen Brotes, welches ihnen mitleidige Hände reichten, mit endlich, endlich wieder strömenden Thränen benetzten.

Und erschauderte beim Anblick dieser Berge von Elend der Kaiserwahnsinn vor sich selbst? Keineswegs. Sogar Anbeter Napoleons und des Imperialismus haben bezeugt, daß der vergötterte Kaiser und König inmitten des ungeheuren Jammers nur daran dachte, das zu bewahren, was er seine „Ruhe“ nannte, und, wie delirirend, fortfuhr, seinen Marschällen, die keine Soldaten mehr hatten, zu befehlen, sie sollten diese oder jene Stellung gegen den Feind einnehmen und behaupten. „Aber“, bemerkte einer der Marschälle mit Bitterkeit, „ich habe ja keine Mannschaft mehr.“ — „Wollen Sie mir meine Ruhe rauben?“ — „Ich muß wiederholen, es ist mir kein Soldat geblieben.“ — „Schweigen Sie, mein Herr! Warum wollen Sie mir meine Ruhe rauben?“ Sogar seine Unempfindlichkeit hielt aber dem Grausen nicht länger stand. Als er auch den kleinen Rest seiner alten Garde, von der entsetzlichen Kälte und namenlosen Erschöpfung bezwungen, die Gewehre wegwerfen sah, als alle Bande der Zucht und Ordnung sich lös'ten und die elenden Heertrümmer nur noch einen wirren Haufen waffenloser, abenteuerlich vermummter oder kläglich zerlumpter, rauchgeschwärzter, frostblaunasiger und vor Schwäche taumelnder Vagabunden darstellten, da hielt er es nicht mehr aus und plötzlich fiel ihm ein, daß es „gefährlich sei, Preußen zwischen sich und Frank-

reich zu lassen [30])." Am 3. Dezember in Malodeczno angelangt, diktirte er das 29. Bulletin, welches zwar die schreckliche Wahrheit nicht offen heraussagte, aber doch deutlich ahnen ließ. Das war das Zerplatzen des Bulletinismus, der es sich nicht nehmen ließ, mit seinem letzten Worte noch eine napoleonische Ungeheuerlichkeit zu begehen. Am Schlusse des Bulletin nämlich schlug der Kaiserwahnsinn förmlich einen Purzelbaum: — „Das Wohlbefinden Sr. Majestät des Kaisers ist nie besser gewesen als gegenwärtig" (La santé de Sa Majesté n'a jamais été meilleure). Hört es, ihr Völker vom Tajo bis zum Niemen und vom Faro bis zum Belt, sechsmalhunderttausend eurer Söhne hab' ich ins russische Verderben geschleppt, aber was thut das? Ich, Gott Napoleon, bin mit heiler Haut davongekommen, ich bin ganz wohlauf! . . . In Smorgoni übergab er den Heerbefehl an Murat, welcher wetternd, man könne „diesem Menschen (cet homme), diesem Wahnsinnigen nicht länger dienen," seinen Posten bald dem Vicekönig Eugen abtrat. Dann warf sich der kaiserliche Ex-Bulletinist am 5. Dezember mit Caulaincourt in einen Schlitten und floh davon.

Da und dort auf seinem Schlittenflug durch Polen und Deutschland nach Paris taucht er flüchtig wieder auf. Zunächst in Oszmiana, wo er aber um's Haar für immer untergetaucht wäre. Er traf hier auf die zur Verstärkung heranrückende Division des Generals Loison, welche aus Franzosen und Neapolitanern, zum größern Theil aber aus Rheinbündlern bestand. Die Grenadierkompagnieen der deutschen Regimenter wurden als Ehrenwache vor Napoleons Quartier aufgestellt. Der Major des 113. französischen Regiments, Lapie geheißen, tritt zu den deutschen Offizieren der Wache und sagt mit Betonung: „Maintenant, Messieurs, ce serait le moment!" Der rechte Augenblick wozu? Mit dem Kaiserwahnsinnigen ein Ende zu machen! Stand doch zu jener Zeit das „Prestige" des Napoleonismus auf so schwachen Füßen, daß ein verwegener Republikaner, der zu Paris im Gefängniß La Force verwahrte General Malet, sein beispiellos kühn ausgedachtes Komplott am 23. Oktober hatte explodiren lassen können und nahe daran gewesen war, den Kaiserthron über den Haufen zu werfen. Man ist in Oszmiana über die That sofort einig und in leisem Hin- und Herreden wird beschlossen, der älteste der anwesenden Hauptleute solle mit seiner Kompagnie in das Haus dringen und Jeden, der sich zur Wehre setzte, ohne Weiteres

30) Eugen v. Würtemberg, 150 fg. Martens, 184 fg. Löwenstern, I, 268 fg. Wilson, 220, 221, 222, 223, 225, 226. Suckow, 280 fg. 305. Martens, 221, 236 fg. Ségur, liv. XI, chap. 10—11.

niederstoßen, Napoleon selbst inbegriffen, versteht sich. Dann wollten die deutschen Regimenter „mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel" zu den Russen übergehen. Der im Range älteste Hauptmann, ein Herr von S., welcher eine weimarische Grenadierkompagnie führt, soll die That thun. Aber da fällt ihm ein, das Ding sei doch eigentlich ein Mord, ein solcher vertrage sich schlecht mit der Ehre eines deutschen Offiziers und von Rechtswegen sollte Lapie, der den Anschlag gemacht, denselben auch ins Werk richten. Während man darüber debattirt, tritt Caulaincourt vor die Thüre, schlägt in die Hände und ruft ungeduldig nach dem Schlitten. Dieser fährt vor, Napoleon steigt ein und fliegt davon. Der „Moment" war verloren [31]). Am 10. Dezember wird der französische Gesandte in Warschau, der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, eilig ins dortige Hotel d'Angleterre berufen und findet daselbst den flüchtigen Empereur, welcher bunt durcheinandert schwadronirt: „Wir müssen sofort 10,000 polnische Kosaken ausheben, um damit die Russen aufzuhalten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Gefahren? Bah, ich habe keine gesehen. Ich befinde mich nie besser als wenn ich aufgeregt bin. Nur die Könige Nichtsthuer werden in ihren Palästen fett. Ich bin für den Sattel und das Lager gemacht. Ich sehe, ihr seid hier Alle ganz erschrocken. Warum? Die Armee ist prächtig! Ich habe 120,000 Mann, habe die Russen stets geschlagen und sie wagen nirgends mir standzuhalten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Sie gedachten mich an der Beresina abzuschneiden, aber ich habe mir diesen Esel von Admiral vom Halse geschafft. Jetzt geh' ich, um 300,000 Mann auszuheben, und werde binnen sechs Monaten wieder am Niemen stehen. Der König von Neapel wird sich in Wilna behaupten. Die Politik ist ein großes Spiel; wer Nichts wagt, gewinnt Nichts. Ich habe mich niemals wohler befunden. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Wenn das nicht Kaiserwahnsinn war, so hat es nie einen solchen gegeben. Am 14. Dezember begrüßte er im Vorübersausen seinen ergebensten Vasallen, den König Friedrich August in Dresden; am 15. huschte er durch Weimar, in Pelze begraben, neben ihm Caulaincourt, während vorn auf dem Schlitten der Mameluk Rustan saß und zwei sächsische Kürassiere hintenaufstanden. Aber wie schnell er floh und flog, die Rache hätte doch schneller sein können als er, sein sollen! Wie, es war im weiten Deutschland Keiner, welcher gegen den, der so eben die Leichen von einem Hunderttausend deutscher Männer und

---

31) Bernhardi, II, 343, nach der „Mittheilung von unmittelbar Betheiligten"

Jünglinge auf die russischen Steppen und polnischen Schneefelder gestreut, den Jagdruf, „wie wenn Schützen auf der Spur dem Wolfe sitzen,“ erhoben hätte? Es war Keiner da, welcher den, der nicht nur, wie er sich gerühmt, für die Zwecke seiner wahnsinnigen Selbstsucht monatlich 30,000, sondern binnen sechs Monaten mehr als eine halbe Million Menschen „ausgegeben“ hatte, vor den Kopf geschlagen hätte wie einen tollen Hund? Nein, Keiner! Ah, er brauchte nicht bange zu sein, brauchte sich nicht so ängstlich in seine Pelze zu verhüllen: er floh ja durch das Land, wo das Volk der Geduld wohnt, welches „nur thut, was seine Fürsten ihm befehlen.“ Und diese Fürsten? Sie waren, etwa einen oder höchstens zwei ausgenommen, stolz darauf, Könige, Großherzoge u. s. w. von Napoleons Gnaden zu heißen ....

Am 14. Dezember waren von der „großen Armee“ noch 1050 Mann im Stande, in halberstarrten Händen die Waffen zu halten. Alle Uebrigen waren „moskauer Simpel,“ wie man die jammervollen, durchfrorenen, zu Skeletten abgehungerten, von der beispiellosen Wucht physischer und moralischer Leiden zum Stumpfsinn herabgedrückten Menschengespenster nannte, welche in ihren Lumpen bei Kowno über die vom Marschall Ney, der seinen Heldennamen „le brave des braves“ in diesem schrecklichen Feldzug hundertfach verdient hatte, mit einer letzten Anstrengung vertheidigte Niemenbrücke wankten. Etliche Tage darauf trat zu Gumbinnen ein langbärtiger, rauchschwarzer Mann mit versengten Brauen, in einen Fetzen von Mantel gewickelt, zu dem kranken General Dumas ins Zimmer mit den Worten: „Nun, da wär' ich endlich!“ — „Wer seid Ihr?“ — „Wie, General Dumas, Ihr kennt mich nicht?“ — „Nein; wer seid Ihr?“ — „Ich bin die Nachhut der großen Armee, der Marschall Ney. Ich habe an der Brücke von Kowno den letzten Schuß gethan, habe unsere letzte Waffe in den Niemen geworfen und habe mich dann, so wie Ihr mich seht, durch die Wälder hieher geschleppt [32].“

---

32) De Pradt, Histoire de l'ambassade dans le Grand-Duché de Varsovie, 210 seq. Kanzler Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten, 273. Chambray, III, 138, 178. Martens, 215. Matth. Dumas, Souvenirs, III, 485.

Fünftes Kapitel.

Tauroggen.

Derweil nun aber das ungeheure Bild vom Untergange der napoleonischen Armee aus dem Halbdunkel des Gerüchts und dem Zwielicht der Sage mälig heraustritt in die Tageshelle der Gewißheit und endlich in der ganzen unerhörten Schreckbarkeit seiner Thatsächlichkeit sich hinstellt vor die staunenden, starrenden, stierenden Augen der Menschen, geht dort oben, wo die ostpreußischen Wälder und die litthauischen Moore zusammenstoßen, ein Ding vor, welches zuerst wenig Lärm macht in der Welt und auch wohl, falls es mehr gemacht hätte, weit übertönt worden wäre von dem Wehruf, welcher jetzo aus fünfmalhunderttausend Mutterherzen aufschreit zum Himmel. Ein Ding, von wenigen Männern gethan in einem unbeachteten Winkel des Welttheaters, ein Ding von embryonischem Aussehen so zu sagen, aber von jachem Wachsthum und bald in Reckengestalt, hoch und herrlich, vorschreitend in klirrendem Waffenschmuck auf die Bühne, wo „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen . . .“

Zur Zeit, wo die „große Armee“ ihre Todesstraße von der Moskwa bis zum Niemen mit Leichen besäete, stand zu Mitau in Kurland unter General Yorks Befehl das kleine preußische Hülfsheer, welches dem Franzosenkaiser nach Rußland gefolgt war. Es hatte einen Theil des 10. Korps der gewaltigen Armee ausgemacht und war dem Oberkommando des Marschalls Macdonald unterstellt. Der scharfkantige York jedoch hatte es von Anfang an durchgesetzt, daß die Preußen nicht auf dem Fuße von rheinbündischem Kanonenfutter behandelt werden durften oder konnten, indem er durch Zurückhaltung und Festigkeit die französischen Generale zwang, in dem preußischen Hülfskorps die Truppen eines zwar verbündeten, nicht aber unterthänigen Staats zu achten. Dabei konnte es natürlich ohne Reibungen nicht abgehen, und zur Zeit, wo die russische Katastrophe eintrat, hatte York mit Macdonald vollständig sich zerworfen. Die Preußen hatten im ganzen Feldzug verhältnißmäßig wenig gelitten. Das macdonald'sche Korps hatte gegen Riga operirt, es war aber auf dieser nördlichsten Seite des Kriegsschauplatzes im Ganzen überhaupt nicht Viel gethan worden, wozu die Abneigung der Preußen, für den Napoleonismus zu fechten, ohne Zweifel Einiges beigetragen hat. Nicht so Vieles jedoch, daß dadurch die militärische Ehre irgendwie beeinträchtigt worden wäre. York, durch und durch ein zäher Soldat, war nicht der

Mann, so etwas auf sich und seine Leute kommen zu lassen. Dermalen, d. h. in den ersten Tagen des Dezembers 1812, zählte der york'sche Harst noch 17,500 Mann mit 3200 Pferden; jedoch waren die in den Lazarethen von Mitau liegenden 2500 Verwundeten und Kranken in diesem Mannschaftsbestand inbegriffen [33]). Im Uebrigen befanden sich die Truppen „durchaus in gutem Stande" und es unterliegt gar keiner Bezweifelung, daß von allen den Hunderttausenden, welche im Sommer über den Niemen zogen, nur diese preußische Truppe noch fähig war, die Russen jetzt an diesem Flusse aufzuhalten.

In Wahrheit, das kleine Heer unter York konnte ein großes Gewicht in die weltgeschichtliche Wagschale legen, ein Gewicht, welches zu seiner Stärke an Mannschaft in gar keinem Verhältnisse stand. Es konnte den Russen an der deutschen Gränze, wo sie in so höchst zerrüttetem Zustande anlangten, daß die Hauptmacht unter Kutusow mehr nur den „Schatten oder höchstens den Rahmen einer Armee" als eine solche selbst darstellte, Halt gebieten oder aber die jammerseligen französischen Heertrümmer vom Erdboden wegtilgen. Czar Alexander sowohl als Napoleon hatten diese Bedeutsamkeit des york'schen Korps viel früher begriffen als man sie in Berlin begriff, wo man, gewohnter Maßen, auch jetzt wieder an entscheidender Stelle weder diesen Fall noch überhaupt die Zeit verstand, sondern im alten, ewigen Infinitiv linkisch sich drehte und wand. Napoleon hatte schon von Moskau aus besorgt nach Mitau hinaufgeblickt, weil er von York irgendeinen kühnen Schritt fürchtete, doch aber im Hochmuth des Kaiserwahnsinns weiter Nichts gethan, als daß er, sich einbildend, Männer vom Schlag der preußischen Generale York und Kleist seien mit Firlefanz zu ködern, an die Beiden Offizierskreuze der Ehrenlegion gesandt hatte. York that dieses Ehrenzeichen, das für einen Deutschen nur ein Zeichen der Knechtschaft war, nie an und Kleist hing es einer Gypsbüste des Gebers um. Es war in Yorks Augen gerade soviel werth wie dieses Band, daß der Franzosenkaiser ihm eine Dotation von 20,000 Francs jährlich zuerkannte, ja sogar davon sprach, ihn zum Marschall von Frankreich zu machen. Was den Czaren anlangt, so hatte dieser, wie wir sahen, sofort nach dem Brande von Moskau nach Berlin schreiben lassen, wie wichtig es sei, den General York auf alle Fälle hin mit den nöthigen Instruktionen zu versehen. Aber dies war nicht

---

33) Droysen, Yorks Leben, 2. A. I, 363. Droysen gibt S. 351 fg. eine ausführliche Analyse der Genesis der taurogger Konvention, auf welche Analyse ich verweise. Aus unmittelbarer Anschauung erzählt den Abschluß Clausewitz (Hinterl. Werke, 2. A. VII, 178 fg.), welcher ja dabei ein thätigster Mithandelnder war.

geschehen und York hat später, als man munkelte, er habe auf Grund geheimer Vorschriften gehandelt, ausdrücklich erklärt: „Jetzt glaubt Mancher, ich habe geheime Befehle gehabt und sei anderer Seits impulsirt worden. Ich habe aber ganz aus eigenem Gefühl gehandelt [34]).“

Sobald in Moskau die große Wendung eingetreten war, machten die Russen von Riga aus Versuche, den York zu bewegen, die preußischen Waffen von den französischen zu trennen und mit den russischen zu vereinigen, um gemeinsam zur Befreiung Deutschlands vorzugehen. Aber mit solchen weitausgreifenden Planen mußte man York nicht kommen. Er war ein eifrigster Patriot, freilich, aber nur ein altpreußisch-junkerlicher; zudem mißbehagte seinem Stolz die zudringliche Protektionsmiene, welche die Russen aufsetzten, und endlich widerstrebte es seiner soldatischen sowohl als royalistischen Ueberzeugung, einen ihm von seinem König angewiesenen Posten zu verlassen, so lange die Umstände nicht der Art waren, daß es mit Ehren geschehen konnte. Die Umstände gestalteten sich aber wirklich der Art.

Im russischen Hauptquartier plante man eine völlige Abschneidung der Gesammtstreitmacht Macdonalds und konnte um so mehr hoffen, dies ins Werk zu setzen, da der französische Marschall, weil ohne Kenntniß der französischen Rückzugszustände, ruhig in Kurland stehen blieb. Wittgenstein sollte ihm am Niemen zuvorkommen, während der Gouverneur von Riga, Paulucci, Befehl erhielt, ihn von dorther im Rücken zu drängen. York hatte durch einen zuverlässigen Boten, welchen er ins französische Hauptquartier nach Wilna an den dort weilenden preußischen Bevollmächtigten Krusemark abgesandt, über den wahren Stand der Dinge früher Gewißheit erhalten als Macdonald und hatte sofort seinen vertrauten Adjutanten, den Major Seydlitz, nach Berlin geschickt, um sich Verhaltungsbefehle zu erbitten, bestimmte Befehle, ob er, York, die Allianz Preußens mit Frankreich als noch bestehend anzusehen habe oder nicht. Seydlitz, welcher die peinliche Lage seines Generals zwischen dem französischen Marschall und den auf eine Entscheidung drängenden russischen Führern zu würdigen wußte, drang in Berlin vergeblich auf Ertheilung klarer und bestimmter Vorschriften. Der König sagte nur: „Nicht über die Schnur hauen!“ — „Aber wie meinen Ew. Majestät dies?“ „Napoleon ein großes Genie sein, weiß immer Hülfsmittel zu finden.“ — „Also gebieten Ew. Majestät, daß der General York, obschon der Untergang der französischen Macht so vollständig ist, wie man vermuthen muß, streng bei der Allianz verharre?“ — „Nach den Umständen han-

34) York an Valentini (14. März 1823), gedr. bei Droysen, I, 380 Anm.

deln.“ Das war Alles, was Seydlitz herauszupressen vermochte. Also wiederum die alte Infinitiv-Politik! Nicht gehauen und nicht gestochen, weder warm noch kalt, weder weiß noch schwarz, sondern nur grau, lau und flau.

Macdonald, welcher Anfangs den Hiobsposten aus Litthauen keinen rechten oder gar keinen Glauben geschenkt, konnte sich endlich der Wahrheit nicht mehr verschließen. Am 18. Dezember begann er seinen Rückzug. Voran er selbst mit etwa 5000 Rheinbündlern und Polen und mehr als 5000 Preußen, welche der General Massenbach — nicht der Tiftler von 1806 — befehligte. Dann folgte York mit dem preußischen Haupthaufen. Es war in dem öden Lande bei härtestem Winterwetter ein sehr beschwerlicher Marsch. Bei Piktupöhnen war der Weg bereits durch Russen verlegt, doch gelangte der Marschall glücklich nach Tilsit und nach dem york'schen Abfall von dort weiter. York aber war, und zwar keineswegs durch eigene Schuld, von Macdonald getrennt, mit welchem er sich in Tauroggen wieder hätte vereinigen sollen. Als er sich in furchtbarem Schneegestöber dem Niemen näherte, fand er parallel mit dem Flusse die russischen Korps von Diebitsch, Tettenborn und Kutusow dem Jüngern wie einen vorgeschobenen Riegel aufgestellt; während in seinem Rücken der russische General Lewis mit 5000 Mann ihn bedrohte. Er hätte sich durchschlagen können, keine Frage; aber nun war die Stunde gekommen und lagen die Verhältnisse so, daß er „nach den Umständen“ handeln, d. h. Preußen von dem Bündnisse mit Frankreich, will sagen von der Unterwerfung unter Napoleon losmachen zu dürfen oder zu müssen glaubte. Kein kleiner Entschluß, fürwahr, und vollends für einen so besonnenen Mann, der von soldatischer Pflicht die ungemessensten Vorstellungen hatte. „Wenn er — hat Clausewitz gesagt — an die Verhältnisse in Berlin dachte, so mußte er den größten Widerwillen gegen einen plötzlichen Wechsel der Rolle daselbst voraussetzen. Wenn er also für sich, auf seine Gefahr einen Entschluß faßte, der die preußische Politik in eine entgegengesetzte Richtung mit fortreißen sollte, so war dies eine der kühnsten Handlungen, die in der Geschichte vorgekommen sind.“ Er hat auch seinen Entschluß entschieden nur „aus seinem eigenen Gefühl“ geschöpft, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß die lebhaften, darauf hinwirkenden Bemühungen der deutschen Patrioten, welche sich im preußischen und im russischen Lager befanden, die Entwicklung beschleunigten. Bei Diebitsch, der von Geburt ebenfalls ein Preuße, befanden sich Dohna und Clausewitz, welcher Letztere den Hauptvermittler zwischen den beiden Generalen machte.

Am Abend des Weihnachtstages hatte York zwischen den Vorposten-

ketten die erste Unterredung mit Diebitsch, welcher erklärte, er sei bereit, einen Neutralitätsvertrag einzugehen. York war sehr zurückhaltend, ließ aber durchblicken, daß auch er nicht abgeneigt sei; doch müsse er wünschen, die Sache so eingerichtet zu sehen, daß „die Ehre der Waffen auf keine Weise gefährdet werde." Es machte sich dann wirklich also, da man auf beiden Seiten hinlänglich viel guten Willen hatte, sich zu verstehen und zu verständigen. Am 29. Dezember war York in Tauroggen. Am Vormittag traf der aus Berlin rückkehrende Seydlitz daselbst ein, welcher aber nur Infinitivisches mitbrachte. York schwankte. Er konnte sich mittelst einer leichten Anstrengung wieder mit Macdonald vereinigen, der noch drüben in Tilsit stand. Da kam Abends Clausewitz und brachte zwei Schriftstücke von Diebitsch. Das eine war eine durch die Kosaken aufgefangene Depesche Macdonalds an den napoleonischen Minister Maret, worin der Rath gegeben war, auf die Entsetzung Yorks vom Kommando hinzuwirken; das andere war der Nachweis, daß Wittgenstein am 31. Dezember die Straße von Tilsit nach Königsberg in seiner Gewalt zu haben hoffte. Dies entschied. „Oberst Röder — wandte sich York zu seinem Generalstabschef — sagen Sie mir Ihre pflichtmäßige Meinung." — „Herr General, für den Staat, für das Vaterland kann Nichts heilvoller sein als wenn Sie mit den Russen abschließen. Für Sie persönlich ist aber dabei Alles gewagt und deßhalb müssen Sie selbst Ihren Entschluß fassen." — „Nun denn, ihr habt mich!" erwiderte York und reichte Clausewitz die Hand. „Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh in der Mühle von Poscherun sprechen wollen und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen. Ich werd' es aber nicht halb thun, ich werd' euch auch den Massenbach verschaffen." Heller Jubel bricht unter den Offizieren im Hauptquartier aus, aber York sagt: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern" . . . Am folgenden Morgen ward in der Mühle von Poscherun die „Konvention von Tauroggen" vereinbart und zwar zwischen lauter Preußen; denn York war von Röder und Seydlitz, Diebitsch von Dohna und Clausewitz begleitet. Der Hauptwortinhalt der Konvention war, daß von Stund' an das york'sche Korps neutral sein sollte, der Sinn aber kein anderer als der, welchen York, bevor er zur poscheruner Mühle ritt, in einer Ansprache an seine versammelten Offiziere mit den Worten aussprach: „Die Zeit ist gekommen, wo wir unsere Selbstständigkeit wieder gewinnen können, und so möge denn das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden!" In demselben Sinne schrieb der General sogleich nach Abschluß der Konvention an den König, dem er „willig seinen Kopf zu Füßen legte, falls er

gefehlt haben sollte.“ Macdonald, welcher in der Morgenfrühe des nächsten Tages zu Tilsit die Neuigkeit erfuhr, war wie vom Donner gerührt. Er begriff vollkommen die Bedeutung und Tragweite des Ereignisses, benahm sich aber seiner würdig und gegen die noch in seinem Hauptquartier anwesenden Preußen als der Ehrenmann, welcher er sein Lebenlang gewesen ist . . .

Daß York durch seine That bedeutsam in die Weltgeschichte eingegriffen, ist klar. Ohne die Konvention von Tauroggen wäre es gar wohl möglich geworden, daß die Politik der Schaukler und Gaukler, der Wimmerer und Winseler auch nach dem „russischen Gottesgericht“ in Berlin die Oberhand behielt. Im Bunde mit Preußen hätte aber Napoleon von Rußland nichts Weiteres zu besorgen gehabt, gar nichts. Wäre andererseits York ein Mann erster Größe gewesen, so ein Weltgeschicke bestimmender Mann, so würde er versucht haben, in Tauroggen sofort das Banner eines deutschen Nationalkriegs zu erheben und das deutsche Volk, die Völker Europa's gegen den Napoleonismus aufzurufen, ohne diesem Zeit zu lassen, von dem russischen Riesenschrecken sich zu erholen. Das Gelingen eines solchen Versuchs war möglich, wahrscheinlich sogar. Denn der wilde Franzosenhaß, der in dem nordöstlichen deutschen Gränzlande gohr, hätte sich, recht losgelassen und recht geleitet, wie eine unwiderstehliche, hunderttausendfältig wachsende Lawine ins mittlere und westliche Deutschland hineinwälzen müssen.

Es fehlte an einem rechten Loslasser und Leiter, aber Stoff zur Lawine war da. Kaum war die Nachricht vom Brande Moskau's und vom Rückzug der Franzosen nach Ostpreußen gelangt, als der wackere Schön, Regierungspräsident in Gumbinnen, von hier an den Staatskanzler in Berlin schrieb: „Die Stimmung ist so, daß nur ein Funke nöthig ist, um Flamme zu haben, und die Franzosen fürchten auf der Retirade erschlagen zu werden. Diese Stimmung ist bei allen Ständen allgemein.“ Als Stein und Arndt auf ihrer Reise von Petersburg nach Königsberg im Januar 1813 in Gumbinnen einkehrten, erzählte Schön seinen Gästen: „Die französischen Rückzügler, selbst die vornehmsten, kamen in einem so armseligen, jämmerlichen Aufzug hier an, so zersprengt und einzeln nach einander, zum Theil zu Fuß, ohne irgendeinen marschallischen und generalischen Prunk, fern von all dem Glanz und Stolz, mit welchem sie über Weichsel und Niemen gen Osten gezogen waren, daß sie von ein paar hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht alle hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen erlitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen. Ja, hätte

nur einer der Oberen die Trompete geblasen: Schlagt todt! Schlagt todt! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen." — „Aber warum haben Sie die Kerle nicht todtschlagen lassen?" fragte Stein. — „Ei, so zornig Sie bei Gelegenheit werden können, Sie hätten es auch nicht gethan." — „Hm, ich glaube, ich hätte blasen lassen."

Wer jedenfalls nicht blasen ließ, war Friedrich Wilhelm der Dritte. Als die erste Nachricht von dem, was York zu Tauroggen gethan, nach Berlin kam, rief der König aus: „Da möchte Einen ja der Schlag rühren!" und sandte den Major von Natzmer ab, um York seines Kommando's zu entsetzen und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Am 2. Januar wartete sein Adjutant Henckel von Donnersmark dem König in Potsdam auf und bat, nachdem er den Zustand der aufgelös'ten französischen Armee geschildert, „um die Gnade, ihm ein Reiterregiment zu geben;" denn „unfehlbar würde ich ihm dann einen großen Theil der französischen Marschälle, Generale und Stabsoffiziere gefangen bringen" und es sollte dem Napoleon „doch schwer werden, diesen Mangel wieder zu ersetzen." Worauf Friedrich Wilhelm privatmännisch redlich: „Für Sie das ganz schön sein, für mich aber malhonnête[35])." Aber dem Schlachtenmeister Zeit und Material lassen, rasch ein neues Heer aufzubringen, aber ihm Raum und Gelegenheit geben, abermals Deutsche gegen Deutsche in den Kampf zu führen und noch eine halbe oder gar eine ganze Million Mütter um ihre auf den Walstätten von Lützen bis Belle Alliance verblutenden Söhne weinen zu machen, das war nicht „malhonnête!" Glücklicher Weise blieb Yorks kühner Vorgang, auf eigene Manneshand zu handeln, nicht ohne Nachfolge und glücklicher Weise figurirte demgemäß Friedrich Wilhelm nur als ein Schachzabelkönig in dem mit den Frühlingslüften von 1813 neu anhebenden Weltschachspiel.

---

35) Bernhardi, II, 349. Droysen, I, 379. Clausewitz a. a. O. 188, 189 fg. 196 fg. Droysen, II, 4, 31. Arndt, Meine Wanderungen, 111. Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I, 310. Henckel v. Donnersmark, 174.

Inhalt des zweiten Bandes.

V. Buch:

Konsulat und Kaiserthum.

VI. Buch:

Austerlitz. Jena. Tilsit. Erfurt.

VII. Buch:

Saragossa. Aspern. Innsbruck. Wagram.

VIII. Buch:

Sonnenwende.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



